

Walter Fuchs.

Diese 5 Bände erhielt ich am 25. Febr. 1880.







Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs

und der

Preußisch-Hohenzollern'schen Landestheile

mit ihren

Geschichten, Sagen und Mährchen.

Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller

dargestellt von

Ottmar F. H. Schönhuth.

Erster Band.

Stuttgart, 1860.

Verlag von Eduard Fischhaber.

Vorwort.

Wenn je eine Landschaft unseres deutschen Vaterlandes das Land der Burgen und Sagen genannt werden kann, so ist es unser liebes Württemberg, das Land der Schwaben mit den Hohenlohe'schen Landestheilen. Es ist kein Berggipfel, keine nur kleine Höhe, von der nicht eine Ritterburg oder eine Ruine herabblickt, an deren Gründung oder Zerstörung sich nicht eine anmuthige Sage knüpfte; wir finden aber auch kaum einen schönen romantischen Thalwinkel, aus dem uns nicht die alterthümlichen Gebäude eines Klosters oder einer Kapelle entgegenwinken, über deren Entstehung sich in Chroniken oder im Munde des Volkes nicht eine Geschichte erhalten hätte.

Zwar haben manche unserer Burgen und Klöster Schwabens schon Darsteller gefunden, aber doch fehlte es bis jetzt an einem Werke, das eine Zusammenstellung aller Sagen und Geschichten derselben enthält, und insbesondere hat eine Gegend des Württemberger Landes bis jetzt noch wenige Darsteller erhalten — wir meinen Württembergs Antheil am südlichen Franken, die schönen Gegenden des Hohenloher Landes. Ist aber dieser Fleck des Vaterlandes nicht auch reich an Burgen und Sagen? Wandert durch die reizenden Thäler des mittleren Kochers, der Jagst und der Tauber — auch auf ihren Höhen prangen alte Burgen, die der Verheerung stürmischer Jahrhunderte widerstanden, und da oder dort schaut man noch ein Kloster, eine Kirche, oder Kapelle, von denen das Volk Geschichten und Mährchen zu erzählen weiß. Auch hier ist poetisches Land, auch hier ein klassischer Boden, der einer Darstellung werth ist mit seinen Burgen, Klöstern, Kirchen und Kapellen.

Dieses sein gesammtes Württemberger Vaterland in seinen Burgen, Klöstern, Kirchen und Kapellen hat der Verfasser zum Gegenstand seiner

Darstellung gewählt; vornämlich will er alle Sagen und Geschichten zusammenstellen, die sich an diese und jene Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen knüpfen, wie sich der Epheu um ihre alten Mauern und Ruinen windet. Als ein bekannter Antiquarius an der Tauber, wie an der Jagst und am Kocher, bevorab am herrlichen Bodensee, hielt er sich für berechtigt, diese Arbeit zu unternehmen. Denn wie manchen Hügel und Felsberg hat er erstiegen und ist auf den Ruinen der Burgen gestanden, die sie zieren — in wie manches Kloster, Kirchlein und Kapelle ist er schon eingetreten, und hat auf alten Denkmalen nicht nur Namen, sondern auch Geschichten und Sagen entziffert, oder in Chroniken darüber nachgeschlagen; wie oft ist er mit lauschendem Ohre vor einem alten Mütterlein gestanden, und hat über diese oder jene Burg, dieses oder jenes Kloster sich Kunden gesammelt, und Geschichten und Mährchen sich erzählen lassen. Was er auf diese oder jene Weise gefunden und gesammelt, soll in diesem seit Jahren vorbereiteten Werke seinen lieben Landsleuten, den Schwaben wie den Franken, den Altwürttembergern wie den Hohenlohern, zu Lust und

Lieb, zur Kurzweil, aber mitunter auch zur Belehrung, in gewiß ansprechender Weise beschrieben und erzählt werden.

Da die Preußisch-Hohenzollern'schen Lande durch ihre Lage und Schicksale bisher in so mannigfacher Beziehung zu Württemberg gestanden, so haben wir auch diese an Geschichten und Sagen so reiche Landschaft in den Kreis unsrer Darstellung gezogen. Wir werden auch ihnen, den freundlichen Nachbarn von Hohenzollern, die mit uns durch Sprache und Sitte so innig verwandt sind, ihre Burgen, Klöster und Kapellen mit ihren schönen Kunden der Vorzeit vorführen, und ihnen ihre vaterländischen Denkmale auf's Neue lieb und werth machen.

Möge vorliegender erster Band eine freundliche Aufnahme bei Allen finden, die für ihr Heimathland, seine Geschichten und Sagen begeistert sind, und Zeugniß geben, daß der Herausgeber erfüllt, was er versprochen.

Ottmar F. H. Schönhuth,
Pfarrer zu Edelfingen.

Inhalt.

Seite

I.

Burg Horneck a. Neckar,

ehemaliger Sitz des deutschen Ordens.

Nur einen kleinen Antheil hat Württemberg an jener Strecke des Neckars, in der Hügel an Hügel, Berge an Berge sich reihen, geschmückt mit sagenreichen Burgen und Kapellen. Nur eine einzige Burg ist es, der wir auf diesem Flecke begegnen, und die gleichsam den Reigen der Burgen führt, die am rechten Ufer des Neckars liegen — es ist die historisch-merkwürdige Burg Horneck, welche sich über dem schon unter Carl dem Großen als villa Gundolfesheim bekannten Städtchen Gundelsheim erhebt. Sie liegt auf einem an den Neckar weit vorlaufenden steilen Kalksteinfelsen mit schöner Aussicht. Leider haben wir keine aus der ältesten Zeit stammende Burg vor uns, sondern ein Herrenhaus aus dem 16ten Jahrhundert. Mitten aus dem neuen Gebäude erhebt sich ein viereckiger Thurm (Berchfried), genannt Treppenthurm, dessen Wendeltreppe in das neuere Schloß führt. Dieser, so wie zwei in dem untern Hofraum der Burg rechter Hand vom Eingang stehenden Gebäude von düsterem Aussehen gehören noch der alten Burg an. Auch die mit Ephen über-

zogenen Vorwerke der Burg mit ihren Thürmchen, in deren einem noch ein schauerliches Verließ sich findet, stammen noch aus alter Zeit. Vom unten liegenden Städtchen Gundelsheim aus ist die Burg leicht zu besteigen, nicht so von der Landstraße aus, da sie auf fast senkrecht emporsteigenden Kalkfelsen ruht. Von der nördlichen Seite aus hat Schloß Horneck ein noch drohenderes Aussehen, indem sich hier eine tiefe Schlucht den Berg hinanzieht. —

Conrad v. Horneck, ein Ritter von altem Geschlechte, das sehr begütert in dieser Gegend gewesen, soll in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts die Burg erbaut haben. Von ihm ging sie an den deutschen Orden über. Wie das geschah, darüber berichtet ein altes, seiner Inschrift nach ums Jahr 1464 gefertigtes Oelgemälde, welches neben einer Jungfrau Maria und der Abbildung des alten Schlosses die Uebergabe der Besitzung an den deutschen Orden durch Herrn Conrad v. Horneck darstellt. Die Legende des Bildes lautet also:

„Da man zalt von der Geburt unsers Herrn 1250 Jahr da saß ein edel freyman hie zu hornegg, der hieß herr Conrad von hornegg und hat 3 Kindt, der war eins ein Tochter und zween süne. Da demselben edel freyman sein Fraw gestarb, da gab ihm Got die Genadt, daß er sich begeben wollt mit seinen kindern und gabe die Dochter in das Kloster zu Billigheim und gab da sich selber und seinen Sohn der Jungfrau Maria und dem deutschen Orden. Der Kinder eines, Wernher von Hornegg, war lahm. Opferte herr Conrad sich selber

und das Schloß Hornegg und alles Gut, das er hatte Gott, unserer frawen und dem Orden, und do er das lahm Kind auf den Altar gesetzt, als er vor nie gethan hatte, da thatte Got das Zaychen und machte es also gesund als kein ander Mensch an all seinem Leib. Da nam do der vorgenannt Bruder Conrad von Hornegg den ein Sohn mit ime und fuhr über Meer und war do also lang bis das derselb son gestorben, da kam er hier wieder zu hornegg und bleyb do also lang, bis das Gott ime gab ein gut selige ende seines Lebens an dem nechsten Tag nach St. Laurenzen tag und ligt begraben hie zu hornegg in dem kohr vor dem Altar. Danach lebt sein ander sune, Bruder Wörnher, den do Got gesund macht, manich Jare in eine gute heylige und vollkommende Leben und war also heyliges Lebens, das sich alles das bessert seines Lebens das in gesach, und starbe, do man zalt von der geburt unseres herrn Jesu Christi dreizehnhundert und sechs Jar, an St. Dionisii tag und liget auch allhier zu hornegg im kohr, begraben vor dem Altar und Bruder Conrads Gebein seines Vaters bei ihme. Den und uns allen Gott genad. Amen."

Zu dieser Schenkung gesellten sich bald mehrere vom umliegenden Adel, so daß Burg Horneck bald zum Sitz einer Commende wurde, denn schon i. J. 1274 verkaufte Bruder Werner, Commenthur auf Horneck, mehrere Einkünfte in Edigheim und Oppau an das Kloster Schönau. Schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts war die Commende so bedeutend, daß

sogar die Deutschmeister auf dieser herrlich gelegenen Neckarburg ihren Aufenthalt wählten. Eberhard von Seinsheim, Meister Deutschordens von 1420—1443, wohnte und starb zu Horneck, wo er in der Burgkapelle begraben liegt. Nach ihm hielt sich der Deutschmeister Eberhard von Stetten, aber nur kurze Zeit, hier auf. Der wichtigste Bewohner der Burg war Jost von Venningen, Deutschmeister und Rath Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, der sich gar oft in Streitsachen seiner als eines Vermittlers bediente. Auch er starb zu Horneck und wurde daselbst begraben. Unter ihm wurde Horneck einer der Hauptsitze des Ordens in deutschen Landen. Auf ihr lebten und starben hintereinander die Meister Ulrich von Lentersheim, Andreas von Grumbach, Hartmann von Stockheim, Johann Adelman von Adelmannsfelden, deren Grabmale in der noch wohl erhaltenen Burgkapelle zu sehen sind. Unter dem Deutschmeister Dietrich von Cleen war die Kanzlei und das Archiv des Ordens auf Horneck, seinem Lieblingswohnsitz. Das anziehende Bauernheer veranlaßte ihn im J. 1525, von hier aus mit allen seinen Kleinodien nach Heidelberg zu flüchten, und die Ordensburg Horneck ihrem Schicksal zu überlassen. Darüber gerade, daß sie den Vogel mit all seinen Schätzen ausgeflogen sahen, und sie wenig mehr fürs Kistenfegen und Seckelleeren fanden, ergrimmten sie so sehr, daß sie das Schloß anzündeten und abbrannten. Den alten gleichzeitigen Bericht hierüber finden wir in folgender alter Inschrift auf dem Treppenthurm.

»Anno domini 1525 unter Regierung Herrn Dieterich von Cleen.

„Von Ostermondag den 17. Dags Aprillis bis uf den Sondag Exaudi zu rechnen an blibe das Schloß aus Forcht der Bauern Grimmikeit ganz öde und on ein Haupt verlassen stan. Am Sondag nach Ostern wurde es von dem Hauffen der Bauern geblündert und genommen; un an Freidag nach quasimodogeniti den 5. Dags Maii durch vierzehn dazu verordnethe von Bauern zu Boden verbrennt. Die Schloß Stocksbergk, Sulme, Dalaw desgleichen geblündert, zerrisen und abgebrochen, Schewerbergk schon erbaut sampt Heucblen wurden auch als darvor verbrenth. Darnach umb den Sondag Exaudi name der Bawern Wüthen mit Blutvergissen ein ende."

Bald nach dem Bauernkrieg wurde das Schloß Horneck wieder aufgebaut: wahrscheinlich von den Jahren 1529 bis 1533, denn diese Zahlen finden sich auf einzelnen Steinen. Es geschah unter dem Deutschmeister Walter von Cronberg, der zugleich als Administrator des Hochmeisteramts in allen Landen des Ordens eingesetzt war. Weil dieser die Stadt Mergentheim zu seinem Wohnsitz wählte, so war Horneck von nun an nur der Sitz eines Commenthurs. Als das Schloß mit Gundelsheim an die Krone Württemberg kam, war es bald Kaserne, bald Speicher, bald Lazareth. Später wurde es zu einem Amtssitz eingerichtet. Endlich, als es schon zum Abbruch bestimmt werden sollte, kaufte es ein deutscher Kaufmann in Moskau um

8000 fl.; von dem ging es an den jetzigen Besitzer, Kaufmann Sandel von Hall über, der das herabgekommene Gebäude, in dem sich noch manche Spuren alter Pracht finden, wieder wohnlich hergestellt hat. In der restaurirten Kapelle wird seit neuerer Zeit für die Evangelischen der Umgegend Gottesdienst gehalten.

Von der Burg Horneck, deren Geschichte wir im Ueberblick gegeben, gingen mehrere unter sich nahe verwandte Geschlechter aus, die sich nach ihr nannten. Dem ältesten gehörte der schon genannte Conrad mit seinen Kindern an, der noch einen Bruder Namens Werner hatte, welcher sehr reich gewesen seyn muß, denn er stiftete 4 Präbenden als Probst zu Wimpfen. Vielleicht war auch jene Mechtild von Horneck, die im Stift zu Wimpfen eine Jahrzeit hatte, von diesem Stamme. Mit ihm eng verwandt war das Geschlecht der Hornecke von Hornberg, das wohl nach Uebergabe der Burg an den deutschen Orden seinen Wohnsitz auf der nahen Burg Hornberg nahm, und bis in die späteste Zeit blühte. Zu diesem Geschlecht gehörte jene Minna von Horneck, welche in der lieblichen

Sage vom Minneberg

verherrlicht ist. Füglich ziehen wir sie in unsern Bereich, ob sie gleich mehr auf dem Hornberg gegenüber von Horneck und weiter unten am linken Ufer des Neckars auf der Burg Minneberg ihren Schauplatz hat.

Auf der Burg Hornberg, wo einst die heilige Not-

burga in ihrem stillen Kämmerlein zwischen der Welt und ihrem Glauben schwankte, wohnte lange nach ihr auch eine Zierde ihres Geschlechts, Minna von Horneck. Ein Graf von Dilsberg, reich und angesehen vor allen Rittern jener Gegend, warb um des Mägdleins Hand, und nicht vermochte Minnas Vater, einen so angesehenen Eidam auszuschlagen.

Aber Minna's Herz und Liebe gehörten längst dem Ritter Edelmuth von Neckarsteinach, der zwar arm an Gütern, aber desto reicher an männlicher Tugend war. Einst hatte ihn ein fröhliches Turnier auf die Burg gerufen, und die Jungfrau, welche ihm den Siegespreis gereicht, hatte sein Herz gewonnen. Des Ritters Schönheit und vortreffliche Eigenschaften verschafften ihm bald Gegenliebe. Doch der Liebe Glück war von kurzer Dauer. Denn auch in dieses einsame Thal drang der Ruf zur Eroberung des heiligen Grabes, und Ritter Edelmuth säumte nicht, ihm zu folgen. Minna's Vater war dieß erwünscht: er wollte den Geliebten seiner Tochter entfernen (hatte er doch bereits einem Andern ihre Hand zugesagt) und bestärkte Edelmuthen noch durch das gleißnerische Versprechen in seinem Vorsatze: ihm, komme er als Sieger zurück, Minna zur Gattin zu geben.

Schmerzlich war die Trennung der beiden Liebenden. Lange sieht Minna vom Söller der Burg trauernd ihrem Geliebten nach, wie er, dessen edle Gestalt inmitten der ganzen Pilgerschaar hervorragt, den Neckar abwärts schifft.

Jahre vergingen — der Thaten viele vollbrachte Edelmuth, und schon war er seines Gelübdes ledig, und nur die Ehre hielt ihn zurück, da des Kampfes noch kein Ende, als er in einer heißen Schlacht, abgeschnitten von den Seinen, in Feindes Hände gerieth.

Dieser, ergrimmt ob der ausgezeichneten Kriegsthaten des Helden, welche Schaaren von Ungläubigen den Tod gebracht hatten, warf ihn in eine Höhle, einst der Aufenthalt wilder Thiere. Zwei Tage verlebte er hier ohne die mindeste Nahrung; am dritten endlich erblickte er oben an der einzigen Oeffnung, welche sein Kerker hatte, ein liebliches Gesicht; eine schöne Hand warf ihm drei Pfirsiche hinab, und eine zarte Stimme rief, indem zugleich ein Seil von oben herabgleitete: „Zwei Diener harren meines Winkes, darum komm und folge mir in jene stillen Thäler, wo wir uns ungestört der Liebe freuen können."

Aber der Ritter antwortete: „Nur in meiner Heimath werd' ich Liebe finden; doch denkst du edel, so rette mich." — „Nur Liebe kann dich retten," entgegnete die Stimme, „nur in meinen Armen wirst du Freiheit finden." — „Nur wer Treue übt," antwortete Edelmuth, „ist wahrhaft frei; und so wahr ich ein Ritter bin, werde ich mein Gelübde nicht brechen." — Da verschwand die rettende Erscheinung, und tiefe Sehnsucht ergriff den Gefangenen nach seiner Geliebten.

Auch diese hatte unterdessen schwere Kämpfe zu bestehen, doch wankte ihre Treue gegen ihren Erkorenen nicht. Als endlich die flehentlichsten Bitten über ihren

harten Vater nichts vermochten, und er sie zur Vermählung mit dem Grafen von Dilsberg zwingen wollte, entfloh Minna aus der väterlichen Burg, von einer getreuen Zofe begleitet.

Sie bestiegen einen Nachen, und fuhren, im Dunkel der Nacht, den Strom hinab. Gegen Morgen kamen sie an den schroffen Abhang eines Berges, dessen Gipfel von uralten Eichen bedeckt war. Sie landeten, um hier einen Zufluchtsort zu suchen, und gaben den Nachen den Wellen Preis. Durch das dichteste Gebüsch stiegen die zarten Frauen den Felsen hinan, nicht ohne große Mühe, bis sie eine Höhle entdeckten, worin Minna, bis zur Rückkehr ihres Ritters, mit ihrer Zofe zu wohnen beschloß.

Aber siebenmal kehrte der Frühling, nur der Geliebte nicht. Da endlich brach der Jungfrau Herz in ungestillter Sehnsucht. — Die treue Zofe benetzte die Leiche ihrer Herrin mit heißen Thränen. Plötzlich vernahm sie eine Stimme hinter sich, und als sie sich umwandte, stand Ritter Edelmuth in lichtem Waffenschmucke vor ihr. Er hatte seine Minna auf der Burg gesucht, und als er dort niemanden, als den trauernden und reuigen Vater fand, so schwur er, er wolle seine Waffen nicht eher ablegen, bis er die Verlorene gefunden. Viele Tage schon hatte er den Wald durchirrt, bis ihn sein treuer Hund auf den rechten Pfad führte. Allenthalben verkündeten seines Namens Zeichen, von Minna in die Bäume eingegraben, ihm die Nähe der Geliebten. So gelangte er endlich an den Eingang der Höhle.

Auf einem Moosbette lag entseelt die Geliebte, noch im Tode schön wie ein Engel. Ein ungeheurer Schmerz machte den Ritter beinahe selbst zur Leiche. Zur Besinnung zurückgekehrt, erfüllten seine Klagen die Wälder, und so oft er die Stelle wieder fand, wo seine Minna schon im kühlen Grabe ruhte, rannen seine Thränen heißer. Als einst die Abendsonne freundlich den Hügel beschien, warf Edelmuth, wie gestärkt von oben, sich auf seine Kniee nieder, und dankte Gott, daß er ihn hieher geführt habe, um noch einmal das Bild schauen zu können, das er so lange in seinem Herzen getragen. Und als sein Schmerz stiller geworden war, baute er zum ewigen Denkmal seiner Liebe an dieser Stätte eine Burg, und nannte sie Minneberg. In der Felsenhöhle aber, in welcher er Minna's Grab bereitet hatte, fügte er in die Mauer des Hundes Bild, der ihn hieher geführt.

Hier brachte Edelmuth den Rest seiner Tage zu; täglich wandelte er, angethan mit dem Waffenkleide, in welchem seine verblichene Geliebte sich ihn stets dachte, durch den Forst, und wenn er an einem Baume seinen Namen, von Minna's Hand eingegraben fand, so schrieb er den ihrigen darunter. Schon lag der Rost auf seinem Panzerkleide, sein Angesicht ward bleich, und seine kräftige Gestalt begann zu welken —

Bis endlich er, von Alter grau,
In schwarzem Waffenkleid sich niederlegt,
Und nun zum letztenmal die Hände faltet,
Aufflehend zu der hohen Liebesmacht,

Daß sie in ewiger Vereinigung
Den Herzen, die einander nur gelebt,
Die ird'sche Liebestreue lohnen möge.

Die Burg, von Menschenhänden einst erbaut,
Ist nun von Menschenhand zerstöret auch;
Ein Denkmal ew'ger Liebestreue, die,
Ob Mauern brechen, Schlösser niedersinken —
Selbst unzerstörbar, eine sich're Burg,
Aufragt aus edler Herzen festem Grund.

Carl Jäger.

Der Sage von der edlen Minna von Horneck reihen wir füglich noch an die Geschichte von der

schlimmen Barbara v. Horneck,

wie wir sie einer alten glaubwürdigen Chronik entnommen.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts zog Herr Niklas von Dilsperg von seiner Burg am Neckar in das gelobte Land, um manche Sünde, so hieß es, abzubüßen, die er an seiner ersten Hausfrau, einer Gertraud von Ehrenberg, begangen. Hätte das auch daheim thun können, denn er hatte seine ehmalige Buhlin, genannt Barbara von Horneck, geehligt, welche von so böser Gemüthsart war, daß er mit ihr schon eine Hölle auf Erden hatte. Zuvor war sie freilich fromm gewesen,

wie ein Lamm, aber 8 Tage nach der Hochzeit streifte sie das Lammfell von ihr, und ein leibhaftiger Wolf kam zu Tage.

Nun hatte Herr Niklas v. Dilsperg 2 Kinder von der ersten Ehe, die er, wohl nur, um sich ferner zu versündigen, der bösen Stiefmutter überließ. Diese aber hatte einen schon in früherer Zeit mit dem Ritter erzeugten boshaften Sohn, welchem sie gar gern die schöne Herrschaft Dilsperg zugewendet hätte. Die Kinder ihrer Vorgängerin hielt sie natürlich gar übel, und war gegen sie eine Stiefmutter im eigentlichen Sinne des Worts. Eines Tags begegneten die beiden Kinder — sie hießen Otto und Elsbeth — einem Bruder Carthäuser, der noch die Thränen in ihren Augen sah, welche sie eben geweint hatten. Da sprach er ihnen Trost ein, und schloß also seine Rede: so uns das Vaterhaus verläugnet, so tröstet und nähret uns der liebe Gott selbst in der Wildniß. Obgleich der siebenjährige Otto diese Rede nicht recht verstand, so grübelte er doch in seiner Weise darüber nach, und sprach zu seinem Schwesterlein, als sie einmal wieder gar arg von der bösen Stiefmutter geplagt wurden: lieb Elslein, seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr — weißt du, was? wir wollen in die Wildniß gehen und den lieben Gott suchen, daß er uns tröste und ernähre, wie der fromme Bruder gesagt hat. Dessen war Elsbeth zufrieden; sie nahm ihr Hütlein von der Wand und hing es über den Nacken, nahm in die Linke ihre liebe Ursel, das war ihre kleine Docke, die Rechte

gab sie dem Brüderlein, und sprach: wo du hingehest, da will ich auch hingehen; und nun lief sie fort, mit dem Bruder in den nahen Wald hinein. Sie gingen von Morgens bis Abends immer zu, und als sie hungrig waren, suchten sie Waldbeeren aller Art, mit denen sie den Hunger nothdürftig stillten; ihren Durst löschten sie an einem frischen Wasserquell. Als es aber Nacht wurde, da fingen beide Kinder an zu weinen, jedoch während des Weinens schliefen sie ein, und erwachten erst, als die Sonne über ihre blühenden Gesichtlein schien. Sie standen auf und gingen dann immer weiter und weiter in das Dickicht, und mußten sich manchmal mühsam hindurchwinden. Schon waren sie 2 Tage im Walde herumgeirrt, da vernahmen sie den Ton von Jagdhörnern; sie standen ängstlich hin und lauschten, wußten aber nicht, ob sie Furcht oder Freude darüber haben sollten. Da war es ein Ritter, genannt Eitelwolf von Zwingenberg, der mit stattlichem Jagdgefolge daher ritt. Als derselbe die Kinder wahrnahm, so befragte er sie: woher kommt ihr und wohin wollet ihr, ihr lieben Kinder? Treuherzig erzählte Otto von der bösen Stiefmutter, und wie ihn die Rede des Bruder Carthäuser bestimmt hätte, mit Elsbeth davon zu laufen und den lieben Gott in der Wildniß aufzusuchen. Den Ritter und seine Jagdgenossen rührte gar sehr die Verlassenheit der Kinder und ihr Vertrauen auf Gottes Hülfe; Eitelwolf sprach: ihr wisset, lieben Freunde und Nachbarn, daß meine Ehe nicht gesegnet ward mit Kindern, darum däucht mir, der Herr sende mir diese, daß

von mir und von meiner Hausfrau die Trauer, und aus meiner Burg die düstere Stille weiche — so will ich dieser verlassenen Kindlein Vater seyn. Nun nahm er selbst die kleine Elsbeth auf sein Roß, sein Knappe den Otto, und so ritten alle wohlgemuth nach Hause, wo Hildegarde, des Ritters Hausfrau, den Gemahl und Kinder mit großen Freuden empfing — und sie hielt die beiden Kinder von nun an gar wohl in mütterlicher Sorge.

Als die böse Stiefmutter auf Dilsperg erfuhr, wo die beiden Kinder sich befanden, begehrte sie sie, aber Eitelwolf von Zwingenberg verweigerte und sprach also: dem Vater, so er wiederkehrt, will ich die Kinder zurückgeben, aber kein Andrer soll sie empfahen, und sollt es selbst der Kaiser seyn. Frau Barbara klagte nun den Ritter an, wo sie nur konnte, aber er erwehrte sich mit aller Macht des bösen Weibes, denn die Kinder waren ihm und seiner Hausfrau mit jedem Tag lieber geworden, und war von Niemanden ein Spruch gefällt worden, wornach er seine Pfleglinge ausliefern sollte.

Bereits waren 3 Jahre vergangen, Otto hatte sich geübt in aller Ritterschaft, und Elsbeth war fleißig bei Spindel und Webstuhl. Da kam aus dem heil. Lande ein Pilger, der brachte der bösen Stiefmutter auf Dilsperg die Botschaft, daß ihr Eheherr Niklas vor mehreren Jahren dort Todes verschieden, und verordnet habe, daß sein Leichnam in der Gruft seiner Väter bestattet werden möge. Frau Barbara that nach

dem letzten Willen ihres Gemahls; als aber das geschehen, so erhub sie aufs Neue ihre Klage gegen ihren Eitelwolf und rief den Pilger zum Zeugen auf, wie es der letzte Wille ihres Gemahls gewesen, daß die beiden Kinder der Stiefmutter verbleiben sollen. Aber Eitelwolf beharrte auf seiner Weigerung, um so mehr, als aus dem Stiefbruder der Kinder ein böser Gesell geworden war, in dessen Nähe für Otto und Elsbeth Gefahr zu befürchten war. Ja, nicht nur weigerte er sich, die Kinder herauszugeben, sondern er forderte nunmehr dringend, daß Otto als Herr seiner Erbgüter anerkannt und in seinem Besitz geschirmt werde, ja er stiftete sogar ein Bündniß mit seinen Nachbarn und Freunden, daß sie ihm in ehrlicher Fehde wollten beistehen, so ein reisiger Zug noth thäte. Darob geriethen Frau Barbara und ihr Sohn in arge Wuth, und versammelten um sich eine große Schaar Söldlinge, so viel sie nur werben mochten, denn sie gedachten, auf ihren ungerechten Ansprüchen fest zu verharren.

In denselben Zeiten, am 7. Sept. 1414, auf der Rückkehr von seiner Krönung zu Aachen, hielt Kaiser Sigismund seinen Einzug zu Heidelberg und ward gar feierlich empfangen. Alles Volk strömte hinaus, die Altbürger der Stadt, die Lehrer der Hochschule und die gesammte Klerisei zogen ihm entgegen mit brennenden Kerzen, und begrüßten den Kaiser unter Absingung von Psalmen. Siehe da! mitten in dieser Festlichkeit drängte sich eine Frau zu dem Kaiser und schrie: schaf-

set Gerechtigkeit, Herr Kaiser, einer bedrängten Wittib. Es war Frau Barbara von Dilsperg, die alsbald von den Umstehenden zurückgehalten wurde, also, daß sie im Zorn von innerem Gift schäumte. Aber der Kaiser wollte sie hören; und nachdem er die Wittib, anderer Seits auch Zeugen gegen sie vernommen hatte, bestellte er seinen Kanzler und Rath Eberhard zum Austrag der Sache in so weit, daß er ihm Bericht erstatte nach Anhörung des Einen wie des Andern. Als Solches geschehen, ließ er vermelden, er wolle auf seinem Weg gen Costnitz selbst nach Dilsperg kommen, den Handel zu schlichten, befahl zugleich, daß alle Theile sich alldort gestellen sollten. Dann am 10. September hielt er mit einem stattlichen Gefolge von Herren und Reisigen Einkehr auf Dilsperg, und als Alle beisammen waren im Burghof, sprach der Kaiser also zu der Wittib: Frau, in eurer Sache gab euch Lieb' allein das Recht, weil ihr aber die Liebe hier verläugnet habt, so dürft ihr niemals ein Recht beanspruchen. Sintemal ihr nun gar hasset, wo Liebe Pflicht war, so verfielet ihr in eine Schuld, die euer Gewissen strafen mag. Ich aber entscheide nun, wie ich's vor Gott zu verantworten gedenke: die Kinder bleiben Denen, die ihr Herz gewonnen; die Güter gehören ihnen und sollen ihnen gehören — ich bestätige dem Eitelwolf v. Zwingenberg und seiner Hausfrau die wohlerworbenen Elternrechte, die weder ich, noch ein Anderer ihnen streitig machen, bin auch sicher, Ritter Eitelwolf werde die Wittib des Niklas von Dilsperg nicht Mangel leiden

lassen, vielmehr alsbald mit Eberhard Windeck berathen und bestimmen, was euch als fester Sitz, so wie euch und eurem Sohn zu des Leibes Noth und Pflege gebühre. Das Erbe der Kinder aber sey noch in dieser Stunde und bevor ich von dannen ziehe, an Ritter Eitelwolf unter Landesbürgschaft und Kaisers Schutz übergeben.

So ward der Streit um die Kinder erledigt durch den Spruch des Kaisers, den Jedermänniglich mit lautem Jauchzen aufgenommen. Der dieses berichtet, Eberhard Windeck, setzt hinzu: ist auch männiglich bekundet, daß Kaiser Sigismund ein grundbiedrer Herzmann und Fürst war, hätt' auch gern überall Fried' und Gerechtigkeit gesehen, nur mochte er selten der dienstwilligen Hülfe gehaben.

II.

Das Kloster auf dem Engelsberg

bei Markelsheim a. d. Tauber.

Wer kennt nicht den herrlichen Taubergrund und den köstlichen Feuertrank, der auf seinen Rebhügeln wächst? Wenn je ein Gewächs des Weinstocks den Namen Nektar verdient, so ist es der Wein von der Tauber, den Viele über seinen Bruder, den Neckarwein, stellen. Be-

sonders aber ist es jener Wein, der auf den steilen Bergen zwischen Weikersheim und Mergentheim wächst, namentlich über dem stattlichen Flecken Markelsheim, von welchem Orte der feinste Tauberwein den Namen „Markelsheimer" führt.

Doch nicht nur der Schmecker feiner Weine findet hier, was sein Herz befriedigt, sondern auch der Freund alter Geschichten und Sagen, die sich an die Mauren der Klöster wie der Burgen anknüpfen.

Auf jener Anhöhe bei Markelsheim, die man den Engelsberg nennt, stand vor Zeiten ein Frauenkloster, welches für adelige wie bürgerliche Frauen gestiftet war, und die Dynasten von Hohenlohe zu Schirmvögten hatte. Vom früheren Kloster sind nur noch Reste der Umfangsmauer übrig, dann ein schöner hoher Thurm von gothischer Bauart (aus dem XV. Jahrhundert) und eine kleine Kirche oder Kapelle, welche wohl noch aus älterer Zeit stammt, wenn sie auch in unsern Tagen wieder hergestellt wurde und mannigfache Aenderungen erlitten hat. Schon im Jahr 1408 kam das Klösterlein auf dem Engelsberg etwas in Abnahme, doch im leidigen Bauernkriege im Jahr 1525 erhielt es den empfindlichsten Stoß, und kam nie mehr in Aufnahme. Aus dieser Zeit des Baurenkriegs hat sich eine Sage erhalten, welche uns belehrt, wie die Anhöhe, auf der das Kloster gestanden, den Namen Engelsberg erhalten. Diese Sage hat in neuerer Zeit einige Begründung gefunden, wenn wir so sagen dürfen; als nemlich, in Folge einer Reparatur, vor dem Altare der Kirche ge-

graben wurde, da fand man das vollständige Gerippe einer Nonne, an deren Kopf noch goldgelbe Haare zu erkennen waren. Könnten das nicht Reste der seligen Frau Himmeltrud gewesen seyn, von der wir sofort erzählen wollen, was uns durch die Sage aus dem Munde des Volks kund geworden ist.

Die Nonne auf dem Engelsberg.

Eine traurige Zeit kam über das Kloster auf dem Engelsberg, als die aufrührerischen Bauern nach Ostern des J. 1525 sengend und brennend durch das Tauberthal zogen. Das stattliche Kloster Schäftersheim wurde von denselben rein ausgeplündert und zum Abschied noch verbrannt. Kein besseres Loos durfte das Kloster zu Markelsheim erwarten. Aber die geistlichen Frauen wurden noch zu guter Stunde davon benachrichtigt und rüsteten sich zur Flucht, ehe noch der wilde Schwarm im Dorfe Markelsheim erschien. Nur die Meisterin des Klosters, Frau Himmeltrud, wollte zurück bleiben, denn sie hielt es für Sünde vor Gott, aus Furcht vor Leiden und Trübsalen die Stätte zu verlassen, wo sie vor dem Angesicht des Ewigen das Gelübde abgelegt hatte, nicht nur der Welt zu entsagen, sondern auch Mangel und Armuth und alle Noth des Lebens geduldig zu ertragen. Sie blieb fest bei ihrem Entschlusse, obgleich die übrigen Schwestern sie beschworen, mit ihnen zu fliehen. Weinend nahmen die geistlichen Frauen Abschied

von ihrer geliebten Meisterin, führten mit sich die Kostbarkeiten des Klosters, und was zum gottesdienstlichen Gebrauch in die Kirche gehörte, und flüchteten sich nach Mergentheim. Sobald die geistlichen Frauen das Kloster verlassen hatten, verriegelte Frau Himmeltrud das Kloster von Außen und Innen, damit es dem ersten Angriff der Raub-Horden widerstehen könnte. — Noch kein Tag war vorüber, so standen die Schaaren der Bauern schon in Markelsheim — bereits von Schefersheim aus, wo sie sich einige Zeit gelagert hatten, um in ihrem Raube zu schwelgen und zum Verderben der Gegend Rathsversammlungen zu halten, hatten sie mit den Bürgern zu Markelsheim unterhandelt, und längst hatten sich Viele an die Aufrührer angeschlossen. Markelsheim selbst hatte also Nichts zu befürchten, desto mehr aber die geistliche Clausur auf der Höhe. Auf die richteten die Aufrührer nun ihr ganzes Absehen; sie bestürmten gleich nach ihrer Ankunft das Kloster, und redlich halfen dabei Manche aus Markelsheim selbst, die längst die Nonnen auf dem Berge haßten, weil der eine oder der andere eine Gült von seinem Feldstück oder ein Fastnachtshuhn in das Kloster zu liefern hatte. — So kräftig die Bauern an die Pforte anrannten, sie richteten wenig aus, denn die gewaltigen Riegel widerstanden ihren Aexten und Hellebarden; und manches Werkzeug wurde stumpf an den mit Eisen beschlagenen eichenen Dielen. Sie hätten vielleicht noch lange ihre Stöße und Hiebe vergebens wiederholt, da kam Einer auf den Einfall, statt daß man an der Kloster-

thüre die Aexte und Hellebarden vergebens zerstoße, die doch noch für andere Geschäfte aufzusparen wären, würde es gerathener seyn, die Mauern zu übersteigen. Es brachten einige Bürger von Markelsheim die Feuerleitern des Orts herbei, und mit Hülfe dieser war man bald innerhalb der Klostermauern. Nun ging es über das Klostergebäude her. Die Hauptthüre wurde eingeschlagen, dann der Speisesaal und die Zellen erbrochen, aber nirgends fand sich, was sie suchten. Sie hatten von ihren neuen Genossen gehört, daß die Vorsteherin, Frau Himmeltrud, allein noch zurück geblieben sey. Diese nun sollte ihre Führerin seyn zu den verborgenen Schätzen des Klosters, aber diese war nirgends zu finden. In ihrer offenen Zelle fanden sie die Schlüssel der Schaffnerin, welche dieselbe beim Gehen an Frau Himmeltrud übergeben hatte; neben der Lagerstätte, die nur aus wenigen Bettstücken bestand, stand ein Krüglein, in dem noch wenige Tropfen Wasser waren; ein kleines Brod lag darneben, und man konnte wohl daran sehen, daß Eines eben noch sein Mahl dabei gehalten hatte. Von den Zellen gingen die Gierigen nach der Speisekammer und dem Keller. In der Speisekammer waren nur kleine Reste von Vorrath zu finden. Denn seit man von den Bauern hörte, die wider ihre Herren sich auflehnten, waren alle Fastnachtshühner, und was sonst zum Kloster geliefert wurde, ausgeblieben; also konnten die Vorräthe nur gering seyn. Im Keller aber fanden sich nur einige Fäßlein Wein, den die geistlichen Frauen aus den kleinen Rebgütern am Klosterberg zu

erzielen pflegten; das letzte Jahr war der Herbst nicht so reichlich ausgefallen. Dieser wenige Wein war nun der einzige Raub, den sie im Kloster selbst gewannen. Aus Aerger, daß ihre Beute so gering ausgefallen war, zerschlugen sie nun Alles, was sie an Geräthen in den Zellen so wie in der Küche und im Keller fanden; besonders die Schränke und Behälter, welche die Frauen selbst vor ihrem Abgang ausgeleert hatten. Jetzt verließen sie das Klostergebäude und gingen auf einen Ort los, der reichere Beute versprach, auf die Kirche des Klosters. In diese wollten sie brechen, obgleich mehrere von den Bewohnern des Orts dagegen riethen; theils waren es solche, die es wußten, daß sie leer wäre von ihren Kostbarkeiten, da sie Zeugen davon waren, wie die geistlichen Frauen schon ausgeräumt hatten, theils waren es Männer von Markelsheim, die noch so viel christlichen Sinn hatten, es ungerne zu sehen, daß ihre Kirche, in der sie bisher ihre Andacht verrichtet hatten, unter ihren Augen verwüstet und verheert würde. Doch der schwarze Haufe aus dem oberen Taubertthal ließ sich nicht abhalten; die Aexte und Hellebarden, welche sie eben noch an der Klosterpforte zerstoßen hatten, setzten sie auch an das Portal der Kirche an. Aber hier fanden sie ganz anderen Widerstand, als vor dem Thore der Klostermauer. So oft ein eisernes Werkzeug, Axt oder Morgenstern, auf den Thürriegel fiel, prallte es gellend zurück, oder brach in Stücken, wie wenn es von Glas gewesen wäre. Bald sahen sie, daß eine andere Gewalt ihnen Widerstand

leistete, die nicht von Menschen war. Die Meisten zogen sich zurück von dem Hause des Herrn — nur Einige der Wildesten ließen noch nicht nach in ihrer Wuth; jemehr sie Widerstand gefunden hatten, desto gieriger wurden sie nach der Beute, die sie immer noch in der Kirche zu finden hofften. Die Feuerleitern, mit welchen sie über die Mauern gestiegen waren, legten sie nun auch an die Kirche an, aber Keiner von den Markelsheimern hielt mehr die Leiter, wie zuvor beim Besteigen der Klostermauer. Schnell waren einige der Frechen oben, doch, als sie schon die Hände ausstreckten, um die runden schön gemalten Fensterscheiben einzuschlagen, kam sie ein Schwindel an; sie fielen rücklings von der Leiter und wälzten sich unten im Schmerz, denn der eine hatte die Füße, der andere die Arme gebrochen. Mit Schrecken wandten sich nun Alle von dem Gotteshause, denn es mußten endlich auch die Rohesten erkennen, daß eine höhere Macht wider sie stritt und die Kirche schützte. — Ja es war eine höhere Hand wider sie, denn der Herr hört die Seinen, die zu ihm flehen in der Noth, und er schirmt sein Heiligthum wider die Gottlosen. Am kleinen Altare der Kirche lag Frau Himmeltrud, die Meisterin des Klosters, auf den Knieen, und flehte ohne Aufhören, so lange die Rotte vor der Kirche tobte. Zuvor hatte sie in der Zelle des Klosters zugebracht, als sie aber hörte, wie die Tobenden über die Mauer stiegen, da flüchtete sie sich in die Kirche durch eine kleine kaum sichtbare Thüre, die von dem Refektorium in den Chor führte, und warf den Riegel

vor. Nun trat sie an den Altar, warf sich nieder zum Gebet, und stand nicht mehr auf, bis sie hörte, daß sich die Feinde auch von dem Heiligthum wandten. Noch nie war ihr Gebet zu Gott so heiß und flehentlich gewesen; sie betete nicht um ihre Errettung, sondern um die Erhaltung des Gotteshauses. Oft zitterte und bebte sie, wenn die schweren Aexte auf die Thüre fielen, aber sie verzagte nicht; ja sie ließ die Hoffnung nicht schwinden, daß der Herr ihr Gebet erhören werde, als sie hörte, wie die Frechen schon bis zu den Kirchenfenstern heraufstiegen und ihre wilde Stimme vernehmbar wurde. Wie sie vertraut hatte, so wurde auch ihr Gebet erhört — auf einmal wurde es stille um die Kirche her, und deutlich hatte sie vernommen, wie die Rotten tobend und fluchend abzogen. Jetzt erst richtete sie sich auf, und ging vom Altare weg der Kirchenthüre zu. Da war es überall stille geworden. Nicht einmal in dem Klosterhofe war mehr eine Stimme vernehmbar. Die Feinde waren alle den Weg wieder zurück gegangen, den sie hinaufgestiegen waren. Jetzt erst erstaunte Himmeltrud, wie Großes der Herr an ihr und dem Gotteshaus gethan hatte. Noch einmal warf sie sich vor dem Altar auf die Kniee, und jetzt war es ein heißes Dankgebet, das aus ihrem Herzen emporstieg, aufwärts zu demjenigen, der die Macht der Gottlosen zerstreuet wie Spreu und das Hoffen der Frommen nicht zu Schanden werden läßt, sondern sie erhöret, wenn sie ihn anrufen in der Noth. — Nachdem Himmeltrud

ihre Andacht verrichtet hatte, wollte sie die Kirche verlassen und sich ins Kloster zurück begeben, denn während Alles dieß geschah, war es Abend und zuletzt dunkle Nacht geworden. Sie ging auf die kleine Pforte zu, welche den Chor mit dem Refektorium verband, und wollte aufschließen, aber im Dunkel der Nacht fand sie kaum die Stelle, wo sich die Pforte öffnete. Sie ging wieder zurück zum Altar, setzte sich auf die steinernen Stufen nieder, um zu erwarten, bis sie beim Tageslichte die Pforte öffnen könnte. Eine schlaflose Nacht durchwachte sie: bald quälte sie die Kälte auf dem kalten Steine, bald ein brennender Durst, denn seit der Morgenstunde, da sie aus der Zelle sich geflüchtet hatte, war kein Tropfen Wasser über ihre Lippen gekommen. Wie die ersten Lichtstrahlen, wohl erst spät, durch die kleinen Fensterscheiben der Kirche fielen, da eilte sie auf die Pforte zu. Aber welch ein Schrecken! das Schloß war vorgefallen, und es war keine Möglichkeit vorhanden, es von innen zu öffnen. Sie versuchte es lange, aber es war vergebens; da begab sie sich zu der eigentlichen Kirchenpforte, aber diese hatte sie, ehe die Bauern in Markelsheim erschienen, oben her mit einer starken eisernen Stange noch zur Vorsorge verwahren lassen, und so weit reichte ihre Kraft nicht hin, um diese eiserne Stange los zu machen und die Pforte zu öffnen. Trostlos ging sie jetzt zu dem Altare zurück und fügte sich in das traurige Loos, eingeschlossen zu bleiben, bis es Gottes Wille wäre, ihr durch eine Menschenhand das ins Kloster führende Pförtlein von Außen

öffnen zu lassen; aber vor der Hand war noch wenig Aussicht dazu, denn seit der Stunde, da die Bauernrotte abgezogen war, herrschte Todtenstille um die Kirche herum und im ganzen Kloster. Oft ging sie zur Kirchenthüre und lauschte, ob sie nicht Menschentritte vernehmen könnte, aber, so sie es auch manchmal wähnte, es war nur eine leere Täuschung. Wer hätte auch der Eingeschlossenen gedacht, und wenn Himmeltrud auch die besten Freunde im Dorfe gehabt hätte — hatte ja alle Bürger zu Markelsheim ein solcher Schwindel ergriffen, daß sie keinem andern Gedanken mehr Raum gönnten, als wie ihnen bald ein tausendjähriges Reich der Freiheit und Gleichheit anbrechen würde. Darum hatten sich fast alle Bewohner des Ortes, ausgenommen Kinder, Greise und Weiber, an den schwarzen Haufen aus dem Tauberthale angeschlossen und waren der Stadt zugezogen. — Indessen war der Mittag, endlich der Abend angebrochen und noch keine Hülfe und Rettung für die Eingeschlossene in der Kirche erschienen. Seit der Zeit, da sie aus der Zelle hierher sich begeben hatte, war kein Bissen mehr über ihren Mund gekommen. Die Reste eines Laiblein Brodes hatte sie in der Zelle liegen lassen; in der Eile ihres Flüchtens in die Kirche hatte sie es vergessen, den wenigen Vorrath, welchen die geistlichen Frauen in der Speisekammer zurück gelassen hatten, zu ihrer Labung mit sich zu nehmen; welch ein anderes Loos stand ihr jetzt bevor, als auf die schrecklichste Weise zu verhungern. In solcher Noth warf sie sich nieder an den Stufen

des Altars, da sie sich zuvor schon wund gekniet hatte, im Flehen und Gebet. Ach! so flehte sie zu Gott mit thränendem Auge, Du hast erhöret mein Gebet und dieß Haus wunderbar erhalten vor der Hand der Zerstörer; Du hast mich entrinnen lassen vor den Gottlosen, und hier in Deinem Heiligthum eine sichre Zuflucht mir bereitet; solltest Du mich nur errettet haben von der Hand der Bösen, um mich einem schrecklichen Tode, dem Hungertode, zu übergeben? Barmherziger Vater im Himmel, das ist nicht Dein heiliger Wille; Du wirst mich nicht verschmachten lassen, denn Du erbarmst Dich ja des Geringsten in der Natur; allmächtiger Gott und Vater, Du hast wunderbar dieses Gotteshaus geschützt vor der Wuth seiner Feinde, Du kannst auch mich erhalten auf wunderbare Weise, daß ich mein Leben fristen möge und Dein heiliger Name dadurch verherrlichet werde. — Himmeltrud erhob sich von den Stufen des Altars und suchte einen der Chorstühle auf, um in diesem die zweite Nacht zuzubringen, die nunmehr hereingebrochen war. Vielleicht, so dachte sie, wird der Schlaf mich überwältigen und mich vergessen machen, an die Stillung des Hungers und Durstes zu denken. Aber es war dem nicht so. So entkräftet sie auch war durch das lange Fasten, sie entschlief lange nicht; jede Viertelstunde dehnte sich aus zur Stundenlänge in der schauerlichen Stille, die höchstens durch das Krächzen eines oben auf dem Kirchenthurme hausenden Käuzchens unterbrochen wurde. Schon war die Mitternacht vorüber; eine kühlere Luft wehte, und zeigte

an, daß ein neuer Tag beginnen wolle — jetzt erst schien ein erquickender Schlaf auf die Augenlieder der Frau Himmeltrud niedersinken zu wollen. — Der Herr verläßt die Seinen nicht, er wird auch mich nicht verlassen — mit diesem frommen Gedanken entschlummerte die Gläubige. Nur ein Stündlein mochte sie der Schlaf erquickt haben, da erwachte sie wieder. Ein heller Schein umgab die nur halb Wachende, ihr Blick fiel auf den Altar, der strahlte, wie wenn er von vielen Kerzen beleuchtet wäre, und auf seinen Stufen stand ein Engel in glänzend weißer Gestalt — er hatte sich gegen jene Stelle auf dem Altar gewendet, wo der Priester den heiligen Leib aufzubewahren pflegte. Himmeltrud sah, wie der Engel die Hostie aus der geöffneten Monstranz nahm und sie in den Speisekelch legte. — Im ersten Augenblick überkam die fromme Frau eine Furcht bei der ungewöhnlichen Erscheinung, und noch mehr, als die weiße Gestalt die Stufen des Altars herabstieg, auf Himmeltrud zu ging, und die Hostie vor ihr in der Hand hielt. Himmeltrud, sprach der Engel mit freundlicher Stimme, der Herr hat dein Flehen erhöret, nimm hin den Leib des Herrn des Gekreuzigten und nun zu Gott Erhöheten! das ist die rechte Lebensspeise und das himmlische Manna, das von nun an dich nähren soll, so lange deine Liebe so groß sein wird, wie dein Vertrauen gewesen. Auf einmal war alle Furcht bei Himmeltrud verschwunden; sie trat aus dem Chorstuhle, kniete nieder vor dem Engel und empfing mit gefalteten Händen aus der

Hand des Himmlischen den Leib des Herrn. Als sie die Himmelsgabe auf den Lippen fühlte, da war es ihr, als ob neue Lebenskraft durch alle ihre Glieder strömte. In demselben Augenblick war Alles um sie her verschwunden; an die Stelle des wunderbaren Lichtes, das bisher den Altar und den Chor der Kirche beleuchtet hatte, war das natürliche Tageslicht getreten, und bald darauf fielen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne durch die Fensterscheiben. Himmeltrud hätte diese Erscheinung für einen Traum halten können, aber es mußte etwas wirklich Geschehenes seyn, denn sie fühlte sich von jenem Augenblick an ganz neu gestärkt, und nicht das geringste Verlangen nach Befriedigung eines Bedürfnisses wurde mehr in ihr rege. Dasselbe geschah in der darauf folgenden Nacht um dieselbe Stunde; der Engel erschien und reichte ihr den Leib des Herrn, und wieder fühlte sich Himmeltrud so wunderbar gestärkt, daß sie kein Verlangen mehr nach irdischer Speise und Trank empfand. So brachte sie viele Tage zu, indem sie nicht vom Altar wich, sondern nur dem Gebet und der Andacht sich widmete; des Nachts aber stärkte sie das himmlische Manna, welches der Engel ihr darreichte. — Bald fühlte die fromme Frau kaum mehr, daß sie eingeschlossen war; am heiligsten Orte fand sie ja ihren Wirkungskreis im Amte des Gebets und der Fürbitte auch für ihre fernen Schwestern. Vielleicht hatten diese jetzt ein unsteteres Loos, als sie, die nun in Sicherheit war, denn gerade der Stadt Mergentheim zu hatte sich ja das Bauernheer

gezogen. Aber nicht sehr lange verweilten die räuberischen Horden an diesem Orte, wo sie mehr Theilnehmer ihrer Ansichten und Unternehmungen, als irgendwo, fanden. Bald darauf versammelten sich die Bauern von überall her beim Städtchen Königshofen. Dort aber nahm ihre Herrlichkeit auf einmal ein Ende; der Truchseß von Waldburg, mit Recht genannt der Bauernjörg, lieferte mit seinem siegsgewohnten Heere den ungeordneten Schaaren der Bauern ein blutiges Treffen, und vier bis sechstausend blieben todt auf dem Platze. Nur Wenige, die bei Zeit noch ihr Heil in der Flucht suchten, retteten ihr Leben und entrannen in die Heimath. Von den Bürgern aus Markelsheim, die so zahlreich ausgezogen waren, kamen nicht fünfzig mehr in das Dorf zurück. Sie bereuten, daß sie je von dem Aufruhr der Uebrigen sich hatten ergreifen lassen, und waren von nun an wieder ruhige Bürger. Die Kolbenschläge und Schwerthiebe der bündischen Reiter hatten ihnen bei Königshofen den Schwindel aus dem Kopf getrieben. — Jetzt war es wieder wie zuvor in Markelsheim. Während die bäurischen Unruhen dauerten, hatte Niemand mehr der Kirche und des Gottesdienstes gedacht. Nach dem unglücklichen Ausgang der Bauernsache bei Königshofen kehrte auch ein frommer Sinn wieder. War bisher die Kirche auf der Höhe leer gestanden, jetzt wallte man in Schaaren wieder zu ihr hinauf. Dießmal bedurfte es keines Werkzeugs, um die noch verschlossene Kirche zu öffnen. Hatten die raubgierigen Horden trotz aller Anstrengung

die Pforte nicht mit Gewalt öffnen können; jetzt, als frommgesinnte Menschen, die sich sehnten, am Altar des Herrn einmal wieder zu beten, Einlaß begehrten, da bedurfte es nur eines kräftigen Druckes an die Kirchenthüre: die von innen quer übergelegte Eisenstange fiel klirrend herab; rasselnd öffnete sich das Eisenschloß, und die Thürflügel dehnten sich weit auseinander. Aber welch ein Anblick bot sich der erstaunten Menge dar! An den Stufen des Altares kniete Frau Himmeltrud, welche bisher verschwunden gewesen war, ohne daß man wußte, wo sie hingekommen sey. Ohne bestürzt zu werden über die Eintretenden, stand sie auf und ging ihnen mit freundlichem Blick entgegen. Es war dieselbe Himmeltrud, welche Alle früher gekannt hatten als Meisterin des Klosters, und doch war sie so sehr verändert in ihrem Wesen. Abgemagert war ihre Gestalt, todtenbleich, wie bei Einer, die so eben noch mit dem Leichentuche umgeben war, waren Gesicht und Hände, aber in ihrem Angesicht lag der Friede der Himmlischen, und ihre Augen glänzten voll Verklärung, wie bei Stephanus, als er den Himmel offen sah, und die Herrlichkeit Gottes schaute. — Fast zwei Monate lang war Himmeltrud eingeschlossen gewesen, ohne irdische Speise und Trank zu sich zu nehmen, denn der Engel des Herrn hatte sie mit dem Brode des Lebens ernähret. Aber dieses Geheimniß wurde nur Wenigen kund gethan, denn sie sprach seitdem selten mehr mit denen, die auf dem Berge sie besuchten. Auch wich sie, trotz den Bitten Vieler, nicht mehr vom Hause des Herrn

und seinem heiligen Altare, denn sie wollte nicht mehr ihre Wohnung unter den Menschenkindern aufschlagen. Ihre Ruhestätte des Nachts war der Chorstuhl, in dem der Engel Gottes ihr zuerst den Leib des Herrn dargereicht hatte; auch nahm sie keine irdische Speise mehr zu sich. Sie schien hier schon mit den Seligen des Himmels im Umgang zu stehen. Seitdem wurde sie als Heilige in der ganzen Gegend verehrt. So oft Beter in die Kirche eintraten, fanden sie die fromme Himmeltrud am Altare knieend, und ihre Andacht erhöhete noch mehr die Andacht der Betenden. Keiner trat aus dem Gotteshause, ohne zuvor den Segen von ihr zu verlangen, und Keiner ging, ohne das Wort des Trostes aus ihrem Munde zu vernehmen: Friede sey mit Dir! Nur Einer ging ohne Segen und Frieden von ihr. — Es war in den Tagen des beginnenden Herbstes 1525, nachdem Dietrich von Clee, der Deutschmeister, in Mergentheim eingetroffen war, um ein schauerliches Blutgericht über diejenigen im Amt Mergentheim zu halten, welche im Bauernkrieg besonders übel sich gehalten hatten. Von allen Seiten wurden Solche eingebracht, um in Mergentheim ihr Urtheil zu empfangen. Da war auch Einer, der sich besonders durch seine Wildheit und Rohheit ausgezeichnet hatte; er war ein Anführer der Bauern gewesen und hatte die erste Brandfackel in das Kloster zu Schäftersheim geworfen. Als man ihn mit gebundenen Händen durch Markelsheim führte, um ihn gen Mergentheim zu bringen, und er eben an die Anhöhe kam, wo das Frauen-

kloster stand, da sprach er: lieben Freunde, ich weiß wohl, daß ich nimmer aus der Stadt zurück kehre, sondern allda mein Leben lassen muß; so gewähret mir noch die Bitte, daß ich hier oben in die Kirche gehe, meine Sünden beichte, und von der heiligen Frau den Segen zu meinem schweren Gange empfange. Es ward ihm gewährt, man führte ihn in die Kirche vor Frau Himmeltrud. Schon hob sie die Hände über dem vor ihr Knieenden und wollte das Wort des Segens sprechen, da blickte er auf — sie schaute ihm ins Auge, und jetzt erst erkannte sie, wem sie den Segen ertheilen wollte. Es waren wohlbekannte Züge, welche nur durch die vielen verübten Missethaten unkenntlich geworden waren — es war der Mann, welcher ihr einst Treue gelobte, diese schändlich gebrochen hatte, und nun um ihre Vergebung flehte. — Dir wird geschehen, wie du es verdienet hast, rief sie — habe keinen Segen, keinen Frieden in deiner letzten Stunde. Sie wandte sich lieblos ab von dem Unglücklichen, sie, die noch Keinen ohne das Wort des Friedens entlassen hatte. Der Mann aber trat jetzt zum Altar, knieete nieder, nicht mehr vor schwachen Menschen, sondern vor dem ewigen Gott, er bekannte seine vielen Missethaten, die er im Leben verübt hatte, flehte voll herzlicher Reue zu dem Allbarmherzigen, und als er aufstand, ward es ihm leichter ums Herz. Das Wort: „Friede sey mit dir" war aus Himmels-Höhen an ihn ergangen. Ruhig empfing er zu Mergentheim den Todesstreich. — Von Himmeltrud aber wandte sich von nun an der Herr, sein

Engel erschien nicht mehr mit der labenden Himmels=speise — nach drei Tagen fand man sie verschmachtet an den Stufen des Altars. Sie hatte des Wortes vergessen: so lange deine Liebe so groß seyn wird, wie dein Vertrauen gewesen. — Die Höhe, auf der das Kloster stand, hieß man von jener Zeit an, da der Engel des Herrn die Kirche geschützt, und die fromme Himmeltrud mit dem Brod des Lebens wunderbar er=nähret hatte, den Berg, wo der Engel waltete, den Engelsberg, und so heißt er noch bis auf den heu=tigen Tag.

III.

Burg Neuhaus bei Mergentheim.

So malerisch und romantisch auch der Taubergrund seyn mag — er mangelt eines Reizes, an dem andre Thäler des Frankenlandes so reich sind; nur wenige Burgen schmücken die mit Reben bekränzten Höhen zu beiden Seiten der Tauber. Doch ein Fleck des schönen Grundes ermangelt auch dieses Reizes nicht: das ist der mittlere Taubergrund von Weikersheim an bis über Mergentheim hinaus. Auf der nördlichen Anhöhe über der Stadt stand einst die alte Kötterburg, die bis auf die Spur verschwunden ist — ihr gegenüber, auf dem linken Ufer der Tauber und weiter entfernt von der Stadt, ragt auf einem ziemlich hohen Bergrücken, ge=

nannt der Kitzberg, die Ruine der ehemaligen prächtigen Deutschordensburg Neuhaus, die wir näher in's Auge fassen.

Zwei Wege führen auf die Burg: entweder gehen wir auf der nach Igersheim führenden Landstraße eine Strecke und wenden uns dann rechts die Höhe hinan — in einer Viertelstunde sind wir auf dem Kitzberg, in der Nähe der Burg angelangt; ein zweiter, am meisten begangener Weg, führt von Markelsheim aus in die Burg. Wir gelangen auf diesem Weg zuerst an einen hochaufgemauerten Wall mit gewölbter Thoröffnung; ist man durch diese getreten, so steht man auf einer steinernen, mit drei Bogen versehenen Brücke, welche 60 Fuß lang und 16 breit ist. Diese führt über einen 45 Fuß tiefen, ganz ausgemauerten Graben, welcher das ganze Schloß umgibt. Durch ein verschließbares Thor tritt man in den äußeren Schloßhof; über das Thor hinweg zieht sich eine starke Brustwehr, die auf jeder Seite mit einem dicken runden Thurm in Verbindung steht. Der wichtigste dieser Thürme ist der zur rechten Hand sich anlehnende, indem er vom Graben an 50 Fuß in die Höhe und 36 im Durchmesser hat. Linker Hand am Eingang sehen wir 2 Platten von röthlichem Sandstein, auf der einen das Wappen des Hoch- und Deutschmeisters Walther von Cronberg, mit der Jahrzahl 1528, auf der andern das Wappen Maximilian I. von Oesterreich, des Hoch- und Deutschmeisters (1595—1618). Steigt man in der Nähe der ehemaligen Thorstube 30 Stufen aufwärts,

so gelangt man auf den eigentlichen Schloßplatz, wo aus Trümmern neben den Resten von 2 runden, mit dem Schloßgraben in Verbindung stehenden Thürmen, ein kolossaler, noch 70 Fuß hoher runder Thurm ragt, an den im Laufe der Zeit die übrigen Theile der Burg angebaut wurden. Zunächst diesem Thurm in einem Schuppen befindet sich ein 336 Fuß tiefer Brunnen, aus dem die Bewohner der Burg noch bis auf diese Stunde vermittelst großer, an Ketten hängender Eimer, das Wasser heraufziehen. In diesem in die Felsen gehauenen Brunnen soll der schwedische General-Lieutenant Graf v. Königsmark seine großen Schätze verborgen, und beim schnellen Abzug zurückgelassen haben. Die Ruinen der Burg bieten überall einen Standpunkt dar, von wo aus man eine liebliche, wenn auch nicht gerade großartige Aussicht genießen kann — wäre der hohe Thurm besteigbar, dann würde man wohl bis zu den Waldenburger Bergen und den Höhen des Odenwaldes blicken können.

Ueber den Ursprung der Burg Neuhaus gibt uns weder eine Chronik noch sonst eine Urkunde Aufschluß, wir haben nur eine andeutende Sage. Dieser zufolge stand auf dem gegenüberliegenden Kötterberg (in silva Ketercite, wie die Urkunde vom J. 1219 ihn nennt,) eine hohenloh'sche Burg, die nach und nach abging; doch standen noch im J. 1746 merkliche Reste davon. Diesem Burgstall gegenüber sollen nun die Herren von Hohenlohe eine neue Burg erbaut haben, die sie das Neue Haus (später Neuhaus) nannten. Vielleicht

stand der hohe Thurm schon viel früher als Warte auf dieser schönen Höhe, und gab desto leichter Veranlassung, eine Burg daran anzubauen. Ihre ältesten Besitzer waren die Herren von Hohenlohe-Brauneck, die sich dann von dieser Burg Herren vom Neuen Haus nannten. Graf Gebhard von Hohenlohe-Brauneck war wohl der erste, welcher die Burg zu seinem bleibenden Wohnsitz wählte; von hier aus begabte er im J. 1282 die Clause zu Wachbach (s. die Sage). Er starb im J. 1300 und liegt im Familienbegräbniß zu Frauenthal begraben. Seine Wittwe Adelheid nebst ihrem Sohn Ulrich übergab im genannten Jahr ihre bisherige Residenz Neuhaus mit den dazu gehörigen Dörfern u. s. w., welches Alles bis dahin ihnen frei und eigen war, an das Hochstift Würzburg, und empfing Solches wieder von dem Stift als Mannlehen. Mit dem Jahr 1315 erhielt das Deutsche Haus zu Mergentheim die ersten Ansprüche an die Herrschaft Neuenhaus, denn drei Bruderssöhne des genannten Gebhard von Hohenlohe, Gottfried, Gebhard und Andreas, verpfänden die Burg sammt verschiedenen Gütern u. s. w. an die Brüder vom Deutschen Hause zu Mergentheim für 1100 Pfund Heller. Im J. 1372 besaß Conrad von Hohenlohe-Brauneck die Burg und Herrschaft Neuenhaus. Dieser übergab im genannten Jahr das Schloß Neuenhaus sammt den dazu gehörigen Dörfern um 7000 Gulden an den Deutschmeister Philipp von Bikenbach, unter der Bedingung, die Burg innerhalb 20 Jahren wieder einlösen zu dürfen. Im Jahr 1390 ging die

Herrschaft auf seinen Bruder Gottfried über, aber nur für kurze Zeit; durch den noch in demselben Jahr erfolgten Tod Gottfrieds wurde das Lehen apert und fiel dem Hochstift heim. Seit dieser Zeit mögen die Bischöfe von Würzburg zur Abwechslung manchmal auf dieser Burg sich aufgehalten haben, aber sie wurde von ihnen noch zu andern Zwecken gebraucht; sie war auch geeignet, um Gefangene zu beherbergen. Im Jahr 1396 ließ Bischof Gerhard die beiden widerspenstigen Geistlichen, den Domdechant Otto von Milz zu Bamberg, so wie dessen Bruder, Hans von Milz, beide Domherren zu Würzburg, in ihren Chorröcken verhaften und auf die Burg Neuenhaus führen. Hier hatten sie Zeit, anderes Sinnes zu werden. Bald darnach belehnte Bischof Gerhard seine Vettern, die Grafen Hans und Günther von Schwarzburg, mit Schloß und Amt Neuhaus. Im Jahr 1411 verkauften diese die Burg an den Deutschmeister Conrad von Egloffstein unter Vorbehalt der Wiederlösung, zu welcher es aber nie gekommen. Von nun an war der deutsche Orden alleiniger Besitzer der Burg und ihrer Zugehör. Der Orden hielt auf derselben einen Amtmann oder Vogt, der von hier aus über das ganze Amt das sogenannte Centgericht (peinliche Halsgericht) übte. Neuenhaus wurde nun der Strafort für die übelthätigen Personen des Amts. Das Schloß hatte nur eine kleine Besatzung und hatte in jener Zeit nie Etwas zu leiden. Im J. 1525 empfing die Burg den ersten Stoß. Als die aufrührerischen Bauern durch das Thal zogen, übergab die mit denselben einverstandene Be-

saßung das Schloß ohne Schwertstreich. Die Seckelleerer und Kistenfeger plünderten es nach gewohnter Weise, und auf Anstiften eines gewissen Paul Werners aus Mergentheim wurde die ausgeleerte Burg zum Abschied noch ausgebrannt. Der Schaden, den der Orden erlitt, war ein bedeutender. Bald nach dem Baurenkrieg ließ der Meister Walther von Cronberg das Schloß wieder herstellen, und befestigte es so stark mit Außenwerken, daß es von nun für die Citadelle der Stadt gelten konnte. Auch sein Nachfolger, Wolfgang Schutzbar, that Etwas für die Befestigung der Burg; der mächtige Thurm rechts am Thore mit der Aufschrift 1546, so wie die innere Schloßmauer mit der Jahrszahl 1550 stammen aus seiner Zeit. Im schmalkaldischen Krieg wurde Neuhaus von Johann von Mecklenburg neun Tage lang beschossen, dann erst übergeben. Die Burg wurde in Folge dieser Belagerung beinahe gänzlich zerstört. Unter dem Hoch- und Deutschmeister Georg Hans v. Wenkheim wurde sie wieder in wehrhaften Stand gesetzt. Die Hälfte seines großen Schatzes, 180,000 schwere Goldgulden, nebst vielen Goldstangen vertraute er ihren festen Gewölben an. Eine verhängnißvolle Zeit für Neuhaus war die des dreißigjährigen Kriegs. Neuhaus war gleichsam die Citadelle der Stadt, an der sich immer die ersten Stürme brachen, welche über die Stadt ergingen. Das Schloß theilte von nun an treulich das Loos mit der Stadt Mergentheim, und wurde der Hauptstützpunkt für Freunde und Feinde. Im November 1631 rückte der schwe-

dische Obrist v. Sperreuter in den Taubergrund und legte sich alsbald vor Neuhaus. Er durfte nicht lange auf Oeffnung des Schlosses warten, denn am 25. November übergaben die 150 Vertheidiger das Schloß ohne Schwertstreich, und die Schweden nahmen davon Besitz, aber nicht auf lange. Bald mußte Sperreuter nach Würzburg und ließ nur 50 Mann zurück. Diese machten es wie die frühere Besatzung und kapitulirten, als die Mergentheimer mit 300 Musketieren, 30 Reitern und 2 Kanonen vor das Schloß zogen. Als der schwedische Feldmarschall Gustav Horn im Dezember desselben Jahres Mergentheim in Besitz nahm, zog Obrist von Sperreuter wieder vor Neuhaus und stürmte es in der Nacht zu wiederholten Malen. Doch die kaiserliche Besatzung auf der Burg unter Hans Sigmund Haller von Hallerstein hielt sich dieß Mal ritterlich: mit blutigen Köpfen zogen die Schweden sich zurück, 6 Todte ließen sie in den Gräben und 60 Verwundete brachten sie in das Standquartier zurück. Dennoch übergab sich die Besatzung am andern Morgen mit Accord und ging zu den Schweden über. Bald darauf schenkte König Gustav Adolph dem Obrist Dietrich v. Sperreuter das Schloß und Amt Neuhaus als Mannlehen, mit der Bedingung, daß er immerdar auf eigne Kosten eine Garnison darauf halten müßte. Das that er auch, und ließ das Schloß sogar noch mehr befestigen. Obrist v. Sperreuter besaß Schloß und Amt Neuhaus bis ins Jahr 1634. Als in diesem Jahr die Schweden Stadt und Gebiet räumten,

blieb auf Neuhaus nur eine schwedische Besatzung von 20 Mann zurück. Diese kapitulirte, ohne einen Schuß zu thun, als eine Abtheilung Kaiserlicher vor das Schloß zog. Im November 1642 besetzten die Franzosen das Schloß unter ihrem General Gubrianè, im J. 1645 unter Türenne, aber, als dieser die Schlacht bei Herbsthausen verlor, nahmen die Baiern das Schloß und viel Geld und Gut, das Türenne daselbst zurückgelassen hatte. Im J. 1646 kam wieder eine schwedische Besatzung auf Neuhaus; im J. 1647 commandirte daselbst der schwedische Generallieutenant Graf Hans Carl v. Königsmark, welcher seine in Schwaben zusammengeraubten Schätze von mehreren Millionen im Werth in den Gewölben des Schlosses barg. Um diese Zeit soll die Gräfin v. Königsmark in Abwesenheit ihres Gemahls einige Monate lang auf der Veste Commandantin gewesen seyn. Noch bis zum J. 1649 hielten die Schweden Neuhaus besetzt. Nach deren Abzug brach für das Schloß Neuhaus auf lange Zeit ein dauernder Friede an. Nur im J. 1673 erhielt es noch einmal von den Franzosen einen Besuch unter ihren Generalen Monclas und Tremouille. Als sich bald darauf eine kaiserliche Armee unter Montecuculi der Gegend näherte, zogen die Franzosen wieder weiter. — Im spanischen Erbfolgekrieg wurde die Veste zum letzten Mal in wehrhaften Stand gesetzt; als aber ein dauernder Friede den fränkischen Landen zu Theil wurde, ließ man nach und nach die Außenwerke zerfallen und gebrauchte das Schloß nur noch

zu einem Staatsgefängniß und temporärer Aufbewahrung von Ordenssachen und Archivalien. Die schönen Gemächer des Schlosses bewohnte der jeweilige Amtmann. Als aber im J. 1789 der Amtssitz in das unten am Berg liegende Igersheim verlegt wurde, ging auch das Schloß bald dem Abgang zu. Im J. 1793 wurde die Thurmuhr, bald darauf das reichhaltige Archiv an Käsekrämer verkauft, und dann wurde, hauptsächlich durch schmutzige Privathabsucht einiger Herren der Deutschorden'schen Kammer, die sich Hütten zu bauen hatten und bauten, das Schloßgebäude zu Neuhaus in Abwesenheit des übelberathenen Hoch- und Deutschmeisters abgebrochen. So zerfiel die herrlichste Burg im Taubergrund, von deren früherer Pracht noch Manche zu erzählen wissen. Nunmehr ist Neuhaus königliche Staatsdomäne — und die Ruine wird besser gepflegt und erhalten als in früheren Tagen.

Eine liebliche Sage knüpft sich an die Ruine von Neuhaus.

Der weiße Hirsch.

Graf Gebhard von Hohenlohe, genannt vom Neuen Haus, war so leidenschaftlich der Jagd ergeben, daß er sogar an den heiligsten Tagen es für keine Sünde hielt, mit seinen Jägern und ganzen Koppeln von Hunden birschen zu gehen. Wie oft mahnte ihn an solchen heiligen Tagen der Klang des Glöckleins auf der Burg, welches ihre Bewohner zur Andacht rief, er möchte sich

auch anschließen an die Schaar der Beter, um zuvor wenigstens einige Augenblicke christlicher Andacht zu weihen, ehe es an das wilde Getreibe der Jagd ginge. Aber er hörte nicht auf des Glöckleins Klang, das mit lockenden Tönen ihn erinnerte, doch auch an sein Seelenheil zu denken. Und hätte er nur allein für sich solch Unrecht gethan, aber er zwang auch seine Untergebenen, mit ihm die heiligsten Tage zu entweihen. Darum blieb nur selten ein Diener, der ein redlicher Christ war, lange bei ihm. Doch der, welcher die Herzen der Menschen lenkt, wo es am wenigsten möglich scheint, ließ eine Mahnung an den Grafen ergehen, anderes Sinnes zu werden, und nicht umsonst.—

Es war gerade das heilige Christfest, als der Graf in der Frühe des Morgens sich zur Jagd anschickte. Freundlich bittend trat Frau Adelheid, seine Gemahlin, vor ihn im festlichen Kleide, das Gebetbuch an der Seite tragend, und wollte ihn dazu bewegen, mit ihr in die Kapelle zu treten, wo eben das Glöcklein läutete. Es war umsonst, beleidigten Blicks wandte er sich von der Bittenden; er eilte in den Hof, wo sein Pferd und der Jagdtroß schon bereit stand. Frau Adelheid folgte ihrem Gemahl die Treppe hinab; schon wollte er in den Stegreif steigen, da rief sie noch flehentlicher bittend: hört ihr das Glöcklein, mein theurer Gemahl, es ruft zum heiligen Christfest; haltet doch nur einige Augenblicke inne, bis die erste Andacht vorüber ist. Was Glöcklein, was Christfest! rief der Graf mit Hohnlachen, mögen Andere für mich beten. Wäh-

rend er dieß sprach, gab er dem Roß die Sporen, knallte laut mit der Peitsche, daß es seltsam hallte zu des Glöckleins Klang, und jagte mit seinen Leuten aus dem Burghof, lärmender als je, und es schien, als ob er seine Gattin noch damit kränken wollte. Die aber sprach mit wehmüthiger Stimme — er hätte es noch hören mögen, wenn der Lärmen der Abziehenden nicht so groß gewesen wäre — ja, mein Gemahl, Andere werden für Dich beten — ich will es seyn vor allen Andern, ich will flehen zu Gott, daß er Dir ein anderes Herz gebe. Das that sie auch, die fromme Adelheid; sie trat über die Schwelle der Kapelle, und ihre Andacht war am heutigen Festtage feierlicher als je, ihr Gebet so heiß und innig wie noch nie — und es war auch nicht umsonst, denn das Gebet einer frommen Seele für die Seele eines andern noch nicht Bekehrten ist vor Gott wohlgefällig und bleibt nicht unerhört. — Wir folgen dem Grafen von Hohenlohe auf seinem Jagdzuge, der ging hin über die Wälder, welche sich auf den Höhen gegen Wachbach hinziehen. Die Jagd schien für dießmal recht glücklich von Statten zu gehen. Hirsche und Rehe in unzähliger Menge wurden die schnelle Beute der Jäger. Wohin immer der Pfeil des Grafen schwirrte, da fand er sein Ziel, und immer traf er auf den rechten Fleck, so daß die Thiere auf Einen Schuß zusammenfielen. Daher kam es auch, daß der Graf nicht aufhören wollte in seiner glücklichen Jagd, bis die Sonne über dem Haupte stand, daß er sogar den Imbiß vergaß, den er gewöhnlich an

Ort und Stelle mit seinen Jagdgenossen zu halten pflegte, und zwar von dem, was man erjagt hatte. Es wurde Mittag, es wurde Abend, und fort ging die lärmende Jagd, und laut ertönte das Halloh der Jäger, und der Klang des Hüfthorns, denn der Graf konnte nicht satt werden an der Lust des Jagens. Da, als schon die Abendsonne ihre spärlichen Strahlen auf die Wälder herabsandte, ritt Graf Gebhard ein wenig abwärts von seinen Genossen; im Lichte der Abendsonne blinkte ihm hinter dem Gebüsche etwas Weißes entgegen, er ritt näher und näher: da sprang ein Hirsch auf von blendend weißer Farbe, dergleichen er noch nie einen gesehen hatte, so lang er als Jäger den Bogen führte. Schnell legte der Graf an, aber, wie er den Bogen spannte und zielte — auf einmal war der Hirsch von der Stelle verschwunden, und sein Auge sah keine Spur mehr von ihm. Schon wollte er unmuthig seinen Bogen sinken lassen, siehe da! in weiterer Entfernung wieder etwas Weißes hinter dem Gebüsche, dann wieder ein Geräusch, und derselbe Hirsch von blendender Weiße stand auf, und huschte durch Gebüsch und Zweige. Wieder riß der Graf den Bogen in die Höhe, legte auf, spannte, zielte, aber wieder war der Hirsch aus seinen Blicken verschwunden; und immer wieder zeigte er sich in weiterer Entfernung. Statt laß zu werden, indem er sich immer vergeblich mühte, wurde der Graf immer hitziger im Verfolgen. Schon war er von seinem Gefolge ganz ferne gekommen und die Dämmerung längst hereingebrochen; doch konnte er immer noch den

weißen Hirsch unterscheiden, der vor seinen Augen oft ganz nahe sich bewegte. Er mochte eine schöne Strecke durchjagt haben, und immer war er mehr von den waldigen Berghöhen thalabwärts gekommen, ohne daß er es recht wußte; auch fühlte er keine Müdigkeit — aber seinem Pferde lief der Schweiß in Tropfen über Bauch und Mähne — es wurde immer träger, und zuletzt schien es so ermüdet, daß es seinen Reiter nimmer zu tragen vermochte. Da hielt der Graf an, denn eben hatte er wieder nach dem weißen Hirsch, der sich nur auf 40 Schritte ihm in den Schuß gestellt hatte, vergebens gezielt — er war wieder verschwunden, und von nun an zeigte er sich lange Zeit nicht mehr. Jetzt stieg der Graf vom Pferde, denn er fühlte eine Erschlaffung durch alle seine Glieder; zugleich entdeckte er, daß er ganz und gar von seinem Wege abgekommen war. Mißmuthig warf er sich nieder auf den eiskalten Boden, auf dem kaum die Eisdecke des Winters sich gelöst hatte. Er griff nach seiner Jagdflasche, um seinen brennenden Durst zu stillen, aber die hatte er der Hand seiner Jäger anvertraut; da stieß er ins Hüfthorn, doch der Klang verhallte ungehört in der stillen Nacht, denn seine Genossen waren fern und suchten den verlorenen Herrn überall, nur nicht da, wo er sich gerade gelagert hatte. Immer brennender wurde des Grafen Durst, immer schneidender die Nachtkälte auf dem harten Boden und um ihn — er erhob seine erschöpften Glieder, um eine Quelle aufzusuchen oder ein Bächlein, wo er seinen heißen Durst löschte. Den

Zügel des Pferdes in den Händen, schleppte er sich immer weiter, aber er fand Nichts, woran er sich laben konnte. Wohl eine Stunde mochte er sich mühsam durch Dornen und Gesträuch über Klippen und Steine durchgerungen haben, da, im Dunkel der Nacht, zeigte sich auf einmal wieder der weiße Hirsch. Nicht mehr hatte der Graf Lust, seinen Bogen zu spannen, dieweil er so oft geäfft worden war; er ging zu auf die Stelle, wo der Hirsch aufgesprungen war, und siehe da, eine Quelle sprudelte an dem Ort, wo sich der Hirsch gelegt hatte. In dem Augenblick, da sich der Graf niederbeugte, um seinen Gaumen zu laben, hörte er aus der Ferne ein Glöcklein tönen. Schnell machte er sich auf, nachdem er sich gelabt hatte und folgte in der finstern Nacht dem Tone des Glöckleins, das immer näher klang, sein Fuß aber ging längs einem Bächlein, das jene Quelle bildete; der Graf war in jenem damals noch mit Waldung überwachsenen Thälchen angekommen, wo der Forellenbach entspringt. Als dritter Wegführer glänzte vor ihm der weiße Hirsch, welcher jetzt wieder erschien und ihm traulich voranging. Immer heller klang das Glöcklein, je weiter Graf Gebhard fürbaß schritt. Auf einmal verschwand der weiße Hirsch, und der Graf war an Ort und Stelle, wo das Glöcklein geläutet wurde. Es tönte von dem Thürmchen einer kleinen Kirche, die von wenigen Gebäuden und einer nicht hohen Mauer umgeben war. Der Graf befand sich am Klösterlein der geistlichen Frauen zu Wachbach, das schon in alten Zeiten von

seinem Vorfahren, den Grafen von Brauneck, gestiftet worden war. Hier hatte man, zufällig als sich der Graf im Walde befand, nach Mitternacht die Mette geläutet, um die Nonnen in den Chor zum Gebet zu versammeln. — Von Wachbach aus brachte den Grafen ein Wegführer, den die geistlichen Frauen bereitwillig ihm mitgaben, in einer kleinen Stunde auf Burg Neuhaus, wo er von der ängstlich sorgenden Gemahlin, die schon Boten nach ihm ausgesendet hatte, mit Freuden empfangen wurde. — Noch größer wäre ihre Freude gewesen, wenn sie gleich damals gewußt hätte, wie ihr Gebet in der Kapelle für den geliebten Gemahl so bald erhört, und jenes verhängnißvolle Verirren für ihn ein Segen im eigentlichen Sinne des Worts geworden war. Seit jenem Tage sah man den Grafen nie mehr, weder an einem Feiertag noch Sonntag, und noch viel weniger an einem Festtage, zur Jagd reiten. Dafür begleitete er desto fleißiger seine fromme Gemahlin in die Kapelle, und nie hörte man, daß er je mehr den Ton des Glöckleins überhört hätte, so oft es die Bewohner der Burg zur Andacht rief. Er gedachte, so oft er es hörte, des Glöckleins im Thale zu Wachbach, das den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu seiner Burg, noch vielmehr aber auf den Weg zu den ewigen Wohnungen geführt hatte. Aber der Graf gedachte auch voll Freundlichkeit der Nonnen zu Wachbach, von denen jenes leitende Glöcklein zur guten Stunde geläutet worden war. Noch kein Tag war vergangen, seitdem Graf Gebhard wieder glücklich

auf Neuhaus anlangte, so erschien schon der alte Weiprecht, Meier auf Neuhaus, mit einem Wägelein vor der Pforte des Klosters und begehrte Einlaß. Er war ein willkommner Gast, denn sobald er eintrat, hob er vom Wägelein 1 Malter Korn, 3 Malter Haber, ein halbes Malter Käse, 4 Hennen und einen schweren Geldsack, darin 36 Pfund Heller lagen. Das Alles stellte er zu Handen der Frau Schaffnerin, und vermeldete beinebens einen freundlichen Gruß von seinem gnädigen Herrn, dem Grafen Gebhard auf Neuhaus: das zu einer Verehrung, darum, daß sie in jener Stunde seines Herumirrens zur Mette geläutet und einen Führer ihm mitgegeben; sie mögen fürder seiner und seiner Gemahlin im Gebet gedenken. — Bald kam Graf Gebhard und seine Gemahlin in eigner Person in das Klösterlein zu Wachbach. Beide wurden mit größter Freude empfangen, und die Nonnen sprachen ihren gerührten Dank für die schöne Verehrung aus. Aber, wie wurden sie von Neuem so freudig überrascht, als Graf Gebhard beim Abschied ein großes Pergament mit dem gräflichen Siegel hervorzog und in die Hand der Priorin legte. In der Urkunde aber stand zierlich und deutlich geschrieben: „All und Jedmänniglich, so dieß lesen, sey kund und zu wissen, daß ich, Graf Gebhard von Hohenlohe, genannt vom Neuen Haus, und mein ehlich Gemahl, Frau Adelheid, mit gutem Willen und wohlbedachtem Rath, den ehrsamen geistlichen Frauen des Klosters zu Wachbach zu einem jährlichen Almosen vergabe: 36 Pfund Heller, 1 Malter

Korn, 3 Malter Haber, ein halbes Malter Käse, 4 Hühner u. s. w. So gegeben auf Burg Neuhaus an St. Vinzentii Tag im Jahr 1282.“ Wirklich empfingen die Nonnen zu Wachbach alljährlich diese Gült des Grafen von Hohenlohe auf Neuhaus, und von nun an ward das Mett-Glöcklein mit Freuden geläutet, wenn es auch noch so frühe die Nonnen aus dem Schlaf in den Chor rief. Gerade nach 100 Jahren verhallte der Ton des Glöckleins im Kloster zu Wachbach, aber auch die jährliche Gült hörte auf, denn im Jahr 1381 verkauften die Nonnen Armuth halber ihre Clause mit all den Gütern, Rechten und Gewohnheiten, so wie mit ihren eigenen Leuten, um ein jährliches Leibgeding an das Deutschordens-Haus zu Mergentheim.

IV.

Der Michelsberg am Neckar.

Nur eine Schlucht trennt die Burg Horneck von dem Berg, auf welchem die Wallfahrtskapelle zum h. Michael steht. Eines der schönsten Rundgemälde am Neckar bietet sich auf dieser Höhe dem entzückten Beschauer dar. Von den Hohenloher und Löwensteiner Bergen, von den Schlössern Waldenburg und Löwenstein im Osten schweift das Auge über die an dem Neckar vorgeschobenen Gebirgsausläufer den Fluß hinab nach dem

Katzenbuckel im Odenwald hin, bis ein Kranz von Wäldern in unsrem Rücken ihm ein Ziel setzt. — Die mit Reben bepflanzte Abdachung gegen den Neckar und das Schloß Horneck heißt das Himmelreich; ob sie wegen ihrer Höhe oder wegen des trefflichen Gewächses, das hier oben wächst, diesen Namen erhalten, oder auch in Folge der Sage, die unten folgt, läßt sich nicht genau bestimmen. Der dem Felsen abgekämpfte Boden beweist sich auch dankbar für die auf ihn verwendete Mühe, denn er gibt den feurigen Himmelsreicher. Oben auf dieser Abdachung steht die uralte, von einem Friedhof umgebene Kapelle. Gleich beim Eingang gewahren wir in der Mauernische einen vierseitigen römischen Opferaltar aus röthlichtem Sandstein. Er hat eine schüsselartige Vertiefung, in welcher eine Oeffnung angebracht ist, deren Bestimmung keine andere gewesen seyn kann, als das Opferblut aufzufangen und abfließen zu lassen. Auf der rechten Seite befindet sich ein Hahn und ein Opfermesser, auf der linken ein Krug, ein Löffel oder Becken mit Stiel (Pfanne) und ein zweischneidiges Schwert eingehauen. Die auf der Vorderseite stehende Inschrift von 8 Zeilen lautet:

J (ovi) O (optimo) M (aximo) et Junoni reginae
C (ajus) Fabius Germanus (Bis)
Co (n) s (ulis) pro se et suis V (ota) s (ua)
L (ubens) L (ibenterque) M (actavit).

Dieser Altar ist schon seit dem Jahr 1564 bekannt; er weist darauf hin, daß einst auf diesem Berge eine heidnische Opferstätte gewesen, wo römische Krieger geopfert; als das Christenthum in diese Gegend drang, wurde die Opferstätte mit dem Altare zerstört und auf derselben eine christliche Kapelle errichtet, wobei man es mit den freilich an einem christlichen Gotteshause auffallenden Ueberbleibseln eines heidnischen Altars nicht so genau nahm, wie wir denn überhaupt an so manchen alten Kirchen und Kapellen des Landes Steine mit römischen Bildwerken eingemauert finden. — Eine liebliche Sage, die noch in dem Munde des Volkes geht, gibt uns Bericht über die Entstehung der Wallfahrtskapelle des h. Michael.

Der heidnische Jüngling und die christliche Jungfrau.

Zu der Zeit, als noch düstere Wildniß die Ufer des Neckars bedeckte, lebte in dieser Gegend ein heidnischer Jüngling. Er war mit einer edlen Jungfrau verlobt, die den christlichen Glauben angenommen hatte. Diese liebte ihn von ganzem Herzen, aber sie wollte ihm nicht eher ihre Hand geben, als bis er seinen Göttern entsagt und dem beseligenden Evangelium sein Herz geöffnet hätte. Nun horchte zwar der Jüngling mit Freudigkeit der lieblichen Rede ihres Mundes, mit der sie täglich und stündlich ihn zum wahren Glauben zu bekehren trachtete, aber er konnte den Sinn ihrer Worte

nicht begreifen, und sein Herz blieb verschlossen, den Segen des Evangeliums in sich aufzunehmen. Nachdem all ihr Bemühen um ihn vergeblich gewesen, verließ sie Väter und Mutter und die Heimath ihrer Jugend, und floh, von tiefem Grame getrieben, in eine schauerliche Einöde, wo sie unter den grimmen Thieren des Waldes lebte, die sie aber nicht zu verletzen wagten, sondern sie sogar noch freundlich nährten. Hier verlebte sie ihre Tage unter stetem Gebet für das Seelenheil ihres Geliebten. Als sie nun nach einigen Jahren hingewelkt war und der Engel des Todes ihr die Augen zugedrückt hatte, verkündete nur noch manche Schrift von ihr an Bäumen und Steinen das Schicksal ihrer letzten Tage. Da geschah es einsmals, daß der heidnische Jüngling, ihr Verlobter, sich auf der Jagd hieher verirrte. Er jagte ein Wild, das er nicht zum Schusse bringen konnte. Es war ein Hirsch von seltener Schöne, dem er manchmal ganz nahe kam, und dann war er schnell seinen Blicken wieder verschwunden. So verirrte er sich immer tiefer in den Wald hinein. Auf einmal war der Hirsch wieder sichtbar und er stand ihm so nahe, daß er ihn beinahe mit den Händen hätte greifen können — schon hatte er die Armbrust erhoben und den Bolzen aufgelegt, da wandte sich der Hirsch, blieb stehen und blickte ihn unverwandt an, als wollte er ihm sagen, daß ein freundlicher Schutzgeist seiner warte. Erschrocken ließ der Jüngling die Armbrust sinken, und in demselben Augenblick sah er vor sich einen hochaufgeworfenen Rasenhügel, der eine menschliche Grabstätte

verrieth. An Bäumen und Steinen umher entdeckte er eingegrabene Schriftzüge, welche ihm Kunde gaben von dem letzten Schicksal seiner Verlobten und von Allem, was sie um seinetwillen gelitten. Wie ein Engel Gottes schwebte ihm jetzt ein Bild vor die Seele, und in des Waldes Dunkel ward es plötzlich helle in seinem Innern. Was die Geliebte im Leben nicht vermocht hatte, das gelang ihr nun im Tode. Er warf sein Jägergeräth weg, stürzte den Altar seiner Götzen um, und eilte gen Worms zum Bischof, der ihn durch die heilige Taufe zum Christenthum einweihte. Hierauf erbaute er neben dem Grabhügel seiner Geliebten auf diesem Berge eine kleine Hütte aus Holz und Steinen. Davon heißt der Berg heut zu Tage Himmelreich und der Ort, wo der Einsiedler hauste noch jetzt Gotteshöhe, denn der Jüngling überließ sich hier heiligen Betrachtungen. Oftmals verirrte sich auch ein Wanderer in diese Einsamkeit, den führte er in seine Hütte, labte ihn mit Speise und Trank und leitete ihn dann wieder auf den rechten Weg. Bald lief die Kunde von dem frommen Einsiedler im Lande umher. Zahlreiche Wallfahrten zogen hin, und jeder fühlte sich in seiner Gegenwart frei von allen Leiden und Drangsalen. Endlich, da der Einsiedler alt und schwach war, pochte es in einer stürmischen Nacht an die enge Pforte seiner Zelle; ein Pilger trat herein, hoch und schön gestaltet, und aus seinen Augen leuchtete hoher Friede. Eiligst zündete der Einsiedler ein Feuer an, die Kleider des Fremdlings zu trocknen und seine Glieder zu erwärmen,

und setzte ihm Speise und Trank vor; dann knieete er, wie er gewohnt war, nieder, und verrichtete mit zitternder Stimme, aber freudig und glaubensvoll, sein Nachtgebet. Da trat der Pilger, das Haupt umgeben von einem Strahlenkranz, zu dem Betenden, der ihn, ohne ein Wort hervorbringen zu können, staunend anblickte, und sprach mit himmlischer Milde: Dein Flehen ist erhört, du frommer Knecht, gehe ein zur Ruhe deines Herrn. Damit küßte er den Sprachlosen auf die Stirne. Entflohen war die erlöste Seele. Am Morgen fanden ihn die Waller sanft entschlafen neben dem kleinen Altar, das Bild des himmlischen Friedens und der Ruhe, nach heißen Kämpfen. Weinend begruben sie ihn und bauten ein Gotteshaus an der Stelle, dem h. Michael geweiht. Das Kirchlein steht noch und schaut weit in die Lande, vormals gar oft besucht von Wallfahrern. Noch heut zu Tage wird Gottesdienst in dem Kirchlein gehalten, und die Todtenkränze der im Friedhof ruhenden Jungfrauen vom Dörflein Böttingen unten am Fuße des Michelsbergs werden in der Kapelle aufbewahrt.

V.

Burg Laufen am Neckar.

Da, wo der liebliche Neckar in zwei starken Krümmungen der Stadt Heilbronn zueilt, liegt der uralte Ort Laufen, dessen Kirche schon seit dem Jahre 741

bis 746 urkundlich genannt wird. Doch noch älter mag die ursprüngliche Anlage der Burg seyn, deren Reste sich auf der im Neckar liegenden Felseninsel erheben, dem Sturm von Jahrhunderten noch Trotz bietend. Zuverläßig stand auf dieser, durch eine Brücke mit dem jenseitigen Ufer verbundenen Felsenhöhe, ein Kastell der Römer, wie sie solche unter den Kaisern Postumus und Probus anzulegen pflegten, um von hier aus diesen Theil des sogenannten Zehentlandes zu bewachen. Doch auch dieses Kastell fiel im Sturm der Zeiten, und auf seinen Trümmern baute ein späterer Besitzer die jetzige Burg. Das war der berühmte Graf des Nordgaues, Ernst, welcher ums Jahr 832 das kaiserliche Kammergut Laufen (villa Lauppa) vom Kaiser Ludwig dem Frommen zum Geschenk erhielt. Er war es wohl auch, der die durch die Brandung des Neckars entstandene Felsenkluft künstlich zu arbeiten anfing, indem dieß zu seinem Zweck, die Gegend zu verschönern, wesentlich war, und seine Nachfolger vollendeten dieses Werk, das zur Befestigung der Burg so sehr diente, indem die Felsenhöhe ganz und gar vom Ufer getrennt wurde. Graf Ernst soll ein Sohn des Gebhard, und Enkel des Herzogs Tassilo, Grafen in Ostfranken, aus Agilolfischem Stamme gewesen seyn. Er stand wegen seiner Tapferkeit und Frömmigkeit bei Kaiser Ludwig in großen Gnaden, und auch noch unter Kaiser Ludwig dem Deutschen war er sehr angesehen. Kaiser Ludwig hatte ihm seine eigene Tochter Friedburga zur Ehe gegeben, er selbst aber wurde der Schwiegervater

von Karlmann, dem ältesten Sohne Ludwig des Deutschen, der seine Tochter ehlichte, deren Namen nicht überliefert ist. Aber gerade diese Verbindung führte seinen Sturz herbei, denn, da er im Jahr 861 seinem Schwiegersohne bei einem Aufstandsversuche desselben gegen seinen Vater beistand, so wurde er von diesem aller seiner Ehrenämter entsetzt und verlor wohl auch sein kaiserliches Lehen zu Laufen. Er starb auf seinen Allodialgütern im Jahr 861; seine Söhne, Ernst II. III. V. V., erhoben sich wieder zu hohen Ehren.

Die Burg Laufen war seit dem Jahr 861 wieder reichsunmittelbar. Erst mit dem Jahr hören wir von andern Besitzern der Burg, die wahrscheinlich in Laufen oder in der Nähe ihren Ursprung hatten, und in ihrer Familie hauptsächlich den Namen Boppo führten. Der erste dieses Namens wird schon im Jahr 1011 genannt, und dann noch einmal als Zeuge bei Gründung des Stifts Oehringen im Jahr 1037. Von ihm stammten drei Söhne: Heinrich, Bruno I., der zugleich Graf im Kraich-, Enz- und Elsenzgau war, und Arnold, dessen Gemahlin Adelheid eine Urenkelin Kaiser Heinrichs III. gewesen. Arnold hinterließ drei Söhne, Heinrich II., welcher ausdrücklich ein Graf von Laufen (de castro Loufe) genannt wird, Bruno, der Erzbischof von Trier gewesen (v. 1102 —1124), und das Kloster Odenheim im Kraichgau stiftete, und Boppo II., der durch seinen Sohn Conrad I. den Stamm fortpflanzte. Dessen Sohn Boppo III. erhielt die väterlichen Lehen und lebte noch bis zum

Jahr 1174. Er zeugte drei Söhne: Heinrich II., Boppo IV., Conrad II. Von ihnen starben Heinrich und Conrad ohne Nachkommen, Boppo hinterließ zwei Töchter. Er ist wahrscheinlich der Besitzer der Burg Dilsperg am Neckar gewesen, denn im J. 1208 bewohnte er diese Burg. Von seinen zwei Töchtern brachte Mechtild nach Aussterben des männlichen Mannsstammes die Erbgüter der Grafen von Laufen an das Geschlecht der Dynasten von Düren (Walddüren), welches sofort den gräflichen Titel und den Familiennamen Boppo führte.

Nach Absterben der Grafen von Laufen wurde die Burg wieder reichsunmittelbar, denn nie wird unter den Besitzungen der Dynasten von Düren in nachfolgender Zeit der Name Laufen genannt. Als solche wurde sie mit der Stadt im Jahr 1227 von Kaiser Friedrich II. von Staufen dem Markgrafen Hermann von Baden verpfändet und nie wieder eingelöst. Seitdem saßen Vögte in der Burg auf der Felseninsel, und diese konnten wohl jenem edlen Geschlecht angehört haben, von dem schon ein Hermann von Laufen vom Jahr 1156 bis 1165 vorkommt. Schon vor 1346 wohnte zu Laufen Albrecht der Hovewart von Kirchheim; er hatte die Burg an dem Neckar (im Neckar) von einem gewissen Gerhard von Ubstatt erkauft, der auch sonst Besitzungen zu Laufen hatte. Er verkaufte im Jahr 1369 diese an die Grafen von Wirtemberg, nachdem er ihnen schon früher Stadt und Schloß Laufen zu Kauf gegeben, welche er von den Markgrafen

von Baden im Jahr 1346 erworben hatte. Aber nur zu drei Theilen war die Burg am Neckar an Wirtemberg übergegangen. Den vierten Theil besaß noch im Jahr 1434 ein gewisser Hermann Nest von Oberstein und seine Hausfrau von Wisenbrunnen nebst einem Theil am Zehenten, so wie einigen Gefällen. Derselbe verkaufte dies Alles im genannten Jahre an die Grafen von Wirtemberg um ein gewisses Leibgeding. Weil aber dieser Theil des Schlosses so wie die übrigen vom Reiche zu Lehen rührten, so empfing sie Graf Ludwig für sich und seinen Bruder Ulrich von Kaiser Sigmund zu Ulm zu Lehen. — Seitdem Wirtemberg Laufen erworben hatte, setzte es daselbst seine Obervögte. Hans Kriech im Jahr 1386 war einer der ersten, dem noch zwanzig von Adel bis 1585 folgten. Das Schloß in der Stadt, das an das obere Thor stieß, war wohl ihr erster Wohnsitz; als aber dieses schon zu Ende des 15. Jahrhunderts sehr baufällig und unwohnlich geworden war, wurde die Burg im Neckar ihre Wohnung. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts war die alte Burg auf der Neckarinsel sehr wohnlich. Ein hoher dicker Mantel umgab dieselbe, und der viereckigte Thurm aus Quadern hatte eine Höhe von 180 Fuß, war inwendig 8 Fuß weit, und hatte 7 Fuß dicke Mauern. Von nun an hatte diese Burg wie die Stadt viel zu leiden. Als im J. 1643 die französisch-weimar'sche Armee von Franken her zog, legte der Generallieutenant Tupadel einen Kapitain Paul mit einer Anzahl Dragoner zur Bewahrung des Passes

in die Burg. Im J. 1672 legte Herzog Eberhard III. in die Gränzorte Reiter und Fußvolk, um sie gegen die Streifereien verschiedener Armeecorps zu schützen. Er kam in eigener Person nach Laufen, besetzte den Paß am Neckar mit Fußvolk, und ließ Stadt und Burg besser befestigen. Um so auffallender ist es, wie die Burg im Neckar so bald in Verfall gerathen, wie wir jetzt sehen, da sie in allen späteren Kriegsunruhen, die besonders diese Gegend am Neckar betroffen, immer verschont geblieben war. Doch war sie noch die Wohnung der Oberamtleute, die seit dem Jahr 1759 an die Stelle der Obervögte traten. — Dermalen ist hier der Sitz des Hofkameralamts mit einem freundlichen Wohnhaus und Garten. Noch jetzt gilt von diesem schönen Wohnort, was einst Carl Jäger, der geistreiche Beschreiber der Neckargegend, davon rühmte: „Wenn wir die niedlich gelegene Wohnung des Beamten, mit Allem umgeben, was zu des Lebens Nothdurft und Ergötzung des Auges dient, den geschmackvoll angelegten Garten, der an verschiedenen Orten immer überraschendere Ansichten darbietet, und den altergrauen Thurm, der mitten in dieser üppigen Vegetation als ein Geist von der Herrlichkeit vergangener Jahrhunderte zeugt — wenn wir Alles dieses betrachten, so wird man den Wunsch sehr verzeihlich finden, hier die Tage seines Lebens in heiterer Feier der Natur zubringen zu dürfen!" — Setzen wir uns an einem der vielen lieblichen Plätzchen, schlagen das Buch der Legenden auf, und vernehmen, was sich in altergrauen Tagen auf

dieser lieblichen Insel und in den Räumen der nun zer-
fallenen Burgmauern begeben.

Die heilige Regiswindis.

Kaiser Ludwig der Fromme pflegte oft sich auf sei-
nen Landsitzen von des Herrschens Mühen zu erholen.
Eine besondere Vorliebe hatte er für das biedere Schwa-
benland; hier war er, der so manche Untreue erfahren
hatte, sicher. Er hatte hin und wieder Meierhöfe an-
gelegt, auf denen er sich auch dem Vergnügen der
Landwirthschaft überließ. Ein solcher Meierhof war
auch Laufen am Neckar, vorher Eigenthum des un-
glücklichen Herzogs Theudebald, nun in Ludwigs Hän-
den. Einst kam Ludwig auch hieher; in seinem Ge-
folge war ein hochedler Herr, Namens Ernst — ein
Graf aus dem Nordgau — dem war Ludwig mit
besonderer Huld und Liebe zugethan; er war es, der
dem Kaiser manche trübe Laune verscheuchte und man-
chen Schmerz über erfahrenen Undank vergessen machte,
darum mußte er allezeit in seinem Gefolge seyn.

Längst schon hatte der schöne Meierhof den edlen
Ritter, der die Freigebigkeit seines Kaisers kannte, an-
gesprochen. Hier an den Ufern des Neckars schien die
Natur ihre Reize mit verschwenderischer Freigebigkeit
ausgestreut zu haben, um dieses Thal zu einem der
schönsten Punkte der in dieser Hinsicht so reich aus-
gestatteten Gegend zu machen. Dießmal wußte Ritter
Ernst seinen Kaiser zu besonders guter Laune zu stim-

men, und als er einsmals mit ihm des Abends von einem Jagen recht fröhlich nach Hause ritt, brachte er seine demüthige Bitte, der Kaiser möchte ihm seinen Meierhof zu Lehen geben, so geschickt an, daß Ludwig nicht umhin konnte, ihm dieselbe zu gewähren. Den mitten in dem Neckar ganz isolirt ragenden Felsen ersah sich Graf Ernst, um mit seiner Gemahlin Friedburga darauf zu wohnen. Er baute daselbst eine Burg, in der er auch vor Feindes Angriff sicher seyn konnte; unter sich den Fluß, der den Felsen von allen Seiten umspült, über sich den blauen Himmel, und rings umher eine äußerst freundliche Natur — fühlte sich der Graf bald recht zu Hause auf seiner neuen Burg. Hier lebte er mit Friedburgen in Ruhe und Frieden, und gewann bald ein großes Ansehen in der Gegend; zu seinem Glücke schien nichts mehr zu fehlen, als ihm Friedburga ein Töchterlein gebar, die er Regiswindis hieß. So oft Ludwig in die Gegend kam, mußte Ernst sein Begleiter seyn, wenn es da oder dort etwas zu sehen, anzuordnen und zu schlichten gab. Manchsmal begleitete ihn Friedburga, das zarte Kind ließen sie in den Händen einer Wärterin zurück, die im Rufe besonderer Klugheit stand, und auch sieben Jahre lang, zur großen Zufriedenheit der Eltern, des Kindes pflegte.

Eines Tages begab es sich, daß einer von Ernsts Dienstleuten, ein Bruder der Wärterin, beim Hüten der Pferde auf den benachbarten Waiden sich eine große Nachläßigkeit zu Schulden kommen ließ. Da er nichts zu seiner Entschuldigung vorzubringen wußte,

ließ ihn der Graf zur Warnung für Andere stäupen. Als solches die Wärterin vernommen, ergrimmete sie darüber, und beschloß, an ihrem Herrn schreckliche Rache dafür zu nehmen; sann auch lange darauf, wie sie solches am besten thun könnte. —

Da geschah es, daß der Graf mit seiner Gemahlin eine Reise machte, und niemand auf der Burg war, als die Amme mit dem zarten Kinde. So sehr diese das Mägdlein auch liebte, so ergriff sie dennoch jetzt, da sie sich allein mit ihm sah, die Wuth der Hölle; die alte Rachgier erwachte von neuem. Sie ergriff das Kind, eilte mit ihm auf die äußerste Spitze der Burgmauer, erwürgte es, und warf es in den vorübereilenden Fluß, der die schreckliche That verbergen sollte. Mit starren Blicken sah sie in den jähen Abgrund, und vernahm, wie das Wasser tobte und sprudelte, gleich als wollte es seinen Abscheu zu erkennen geben. Sie glaubte hierin die Stimme des Richters zu vernehmen, erwachte aus ihrem Wahnsinn, und eilte, gefoltert von Gewissensbissen, an der entgegengesetzten Seite des Neckars sich in seine Wellen hinabzustürzen. Plötzlich erschienen einige Dienstmannen der Burg, verhinderten die Ausführung ihres Vorhabens, und befragten sie darüber, worauf sie ihre That bekannte. Nach diesem Geständniß entwich sie ihren Händen, und man wußte nicht, was aus ihr geworden.

Alle, die es vernahmen, wie die boshafte Amme die kleine Regiswindis gemordet habe, waren tief betrübt; voll Angst und Schrecken gingen sie an den Ufern auf

und ab, das Kind zu suchen; da fanden sie es endlich in einem Strudel; sein zartes Angesicht war weiß, seine Wangen roth, und seine Aermelein hatte es kreuzweise über die Brust geschlagen. Darauf zogen sie den zarten Körper aus dem Wasser, beriefen die Diener der Kirche nebst vielen Andern, die dem Grafen Ernst in Lieb und Freundschaft zugethan waren, und begruben ihn unter heißen Thränen, der Burg gegenüber, an dem jenseitigen Ufer des Neckars. Nach etlichen Tagen kam Ernst mit Friedburgen wieder nach Hause ein fröhliches Getümmel von Knappen kam ihm sonst; entgegen, und jeder beeiferte sich, der erste zu seyn, der seinen Herrn bediente. Aber dießmal war Alles in Todesstille versunken, und auch an der Schloßpforte war niemand, der ihnen ihre Pferde abnahm. Bedenklich eilten sie über den Burghof hinweg, und ergrimmt fragte Ernst den ersten seiner Dienstleute, was dieses zu bedeuten habe? Da erzählte er ihm weinend, wie das zarte Kind durch die boshafte Amme getödtet worden sey, und daß es dort drüben schon im kühlen Grabe liege.

Da ging es an ein Trauern und Klagen über den Tod des geliebten Töchterleins, daß die Burg davon wiederhallte, und Friedburga wollte sich nimmer trösten lassen. — Als nun der fromme Bischof Humbert von Würzburg erfuhr, wie den Grafen Ernst so großes Leid betroffen habe, so machte er sich auf gen Laufen, um den betrübten Eltern den Trost der Kirche zu bringen. Er ließ sich alles erzählen, und als man

ihm sagte, wie sich die Gesichtsfarbe des Kindes auch im Tode nicht verändert, und es seine Arme kreuzweis über einander geschlagen habe, so wußte er dieses auf besondere Heiligkeit des Kindes zu deuten und rieth deßhalb dem Grafen, über dem Grabe eine Kapelle zu bauen, zu Ehren der heiligen Regiswindis. Ernst handelte im frommen Glauben seiner Zeit, und that, wie ihm der Bischof gerathen. Als man den Leichnam in einen silbernen Sarg legte, hörte man den Gesang der Engel, die dieses Kind selig priesen. Humbert weihte die Kapelle ein, und viele Gläubige wallfahrteten zu der Stätte, wo die Gebeine der heil. Regiswindis ruhten.

Drüben auf dem Schlosse ward es aber nun bald einsam und leer; Ernst und Friedburga wollten da nicht mehr wohnen, wo ihnen so großes Leid widerfahren war; die schönen Ufer des Neckars hatten für sie ihren Reiz verloren. Sie zogen wieder in ihre alte Heimath.

Nach 400 Jahren ging die Kapelle der h. Regiswindis in Abgang, aber nicht ihr Andenken. Es wurde im Jahr 1227 ihr zu Ehren neben der abgängigen Kapelle eine neue prächtige Kirche in edlem Style erbaut, die jetzige Hauptkirche im Dorfe, die freilich im Laufe der Zeit manche Aenderung erlitten haben mag, denn von den vier Erkern und den goldenen Knöpfen die sie einst zierten, ist Nichts mehr zu sehen. Am 15. Juni des genannten Jahres, wurden die Gebeine der kleinen Heiligen in die neuerbaute Kirche überge=

tragen und im Chor eingesenkt. Auf die Gruft wurde eine Steinplatte, in Gestalt eines Sarges, gelegt, die innen hohl ist und drei Oeffnungen hat. Sie trägt die gothische Inschrift: Anno Domini millesimo ducentesimo vicesimo septimo fuit canonisata et translata virgo et martir sancta Regiswindis et fundata ecclesia. (Nunmehr befindet sich dieser Grabstein an der nördlichen Seite des Chors eingemauert.)

Im Jahr 1521 wurde S. Reusis (Regiswindis) Sarg, zur Aufbewahrung ihrer irdischen Reste gemacht, wozu 56 Mark Silber im Werth von 729 fl. verbraucht wurden; als die Reformation eingeführt wurde, soll der silberne Sarg in einen zinnernen umgewandelt worden seyn. Im Jahr 1529 machte ein Kaplan der Kirche, Michael Epp, auf die Thüren welche das Monument der Heiligen einschloßen, folgende zierliche Inschrift:

En cubat insigni celebris Virguncula tumba
Regiswindis in hac martyr et eximia.
Quam fera primævo nutrix in flore juventæ
Insontem oppressit, acta furore gravi.
Urna per æternum summo dilecta tonanti
Ossa verenda tenet, spiritus astra colit.

(Sieh in dieser merkwürdigen Gruft liegt Regiswindis das berühmte Mägdlein und die ausgezeichnete Märtyrerin, welche die rohe Amme, von Wuth getrieben, in der ersten Blüthe der Jugend unschuldig erwürgte. Die Urne birgt die dem Herrscher im Donnergewölk ewig

theuren Gebeine, der Geist wohnt über den Sternen.) In derselben Kirche war früher auch ein altes Gemälde zu sehen, das die Todesgeschichte der Jugendlichen darstellte — wie diese Legende überhaupt auch sonst im 16. Jahrhundert zum Gegenstand bildlicher Darstellung gewählt worden ist.

Südlich von der genannten Kirche steht noch ein Alterthum, das wir nicht unbeachtet lassen dürfen: es ist die eigentliche Regiswindis-Kapelle, welche wohl erst im 14. Jahrhundert aus den Ueberresten der abgegangenen uralten Wallfahrtskapelle erbaut worden. Sie ist im Grundriß ein Quadrat von ungefähr 18 Fuß Breite, die Bedeckung bildet eine achtseitige Pyramide aus Quadern construirt; dieselbe ist im Innern hohl, ebenfalls achtseitig. An der Ostseite ist ein Chor angesetzt mit drei Façen und spitzbogigem Gewölbe. Im Innern sieht man noch Spuren von Frescomalerei. Endlich ist dieses altehrwürdige Denkmal wieder hergestellt worden. Die K. Hofkammer hat 100 Thaler dafür bewilligt — der Alterthumsverein zu Stuttgart hat eine ziemliche Summe zur Wiederherstellung beigesteuert, ebenso hat auch die Stadt Laufen das Ihrige dazu beigetragen, und steht nun am freundlichen Ufer des Neckars wieder eine schöne Regiswindis-Kapelle.

VI.

Kloster Hirsau.

Die neuere Zeit hat verschiedene Ansichten von den Klöstern aufgestellt: wenn die eine nichts anderes darin sah, als den Sitz der Verfinsterung, so hat dagegen die andere eine die schwärmerische Stimmung ansprechende Seite ihnen abzugewinnen gesucht. Wie wenig man bei diesen beiden Ansichten der ursprünglichen Bestimmung der Klöster sich zu erinnern gewußt, bedarf kaum angezeigt zu werden. Was die Burgen für das bürgerliche Leben gewesen sind, das waren die Klöster für religiöse und wissenschaftliche Bildung, Pflanz- und Zufluchtsstätten gegen die Vergewaltigungen der Zeit, und sicher gestellt in Absicht ihrer inneren Bedürfnisse durch reichliche, unantastbare Stiftungen, Alles in Formen die wir nach ihrer, nicht nach unserer Zeit beurtheilen müssen. Diese kulturhistorische Bedeutung hatten besonders in Deutschland die Klöster Reichenau im Bodensee, so wie Hirsau im Schwarzwald. Beinahe gleichzeitig gestiftet, Reichenau nur noch bedeutsamer, wie St. Gallen, durch die sogenannten äußeren Schulen (für Bildung weltlicher Zöglinge) haben diese drei Klöster, wozu wir noch, wenn auch später gegründet, das Kloster Maulbronn zählen dürfen, am längsten ihre wichtige Bedeutung festgehalten, wodurch sie ein Segen für die nähere und fernere Umgebung geworden sind. Wir

wenden uns dem im lieblichen Schwarzwaldthale gelegenen Kloster Hirsau zu, das noch in seinen Trümmern zeigt, wie prächtig es vor Zeiten gewesen.

Zwei liebliche Sagen eröffnen die Geschichte des Klosters Hirsau.

Im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung (ums Jahr 643) da kaum noch das Christenthum in den Wäldern Allemanniens Eingang gefunden, lebte eine reiche, edle und fromme Wittwe zu Calw, mit Namen Helizena, die stammte aus dem Geschlecht der Grafen jenes Orts. Ihr einziger Wunsch war, da sie keine Kinder hatte, sich ganz dem Himmel zu weihen; darum lag sie oft in brünstigem Gebete vor Gott, daß er ihr offenbaren möge, wie sie ihre zeitlichen Güter ihm wohlgefällig anwenden könnte. Da begab sich einsmals, daß sie in der Nacht über einem einsamen Thale in den Wolken eine Kirche erblickte, unten im Thale aber drei schöne Fichtenbäume, die aus Einem Stamme gewachsen waren, und aus den Wolken vernahm sie die Worte: Helizena, hab' Acht! dein Gebet ist erhöret, und dessen zum gewissen Wahrzeichen siehe hier dieses ebene Feld, darauf drei Fichten stehen, welche aus Einem Stamme gewachsen, da sollt du diese Kirche niedersetzen. Als sie vom Schlaf erwachte, stand ihr das Thal, so sie im Traum gesehen, noch ganz vor Augen, ob sie gleich vordem nie dahin gekommen war. In stiller Demuth zog sie des andern Tags, Gott zu Ehren, ein Festkleid an, und ging in Begleitung einer Magd und zweier Knechte hinaus, als ginge sie spa=

zieren, ging ins Thal hinab und stieg dann auf einen Berg. Da ersah sie von dem Berge die Gegend, so sie im Traume erblickt hatte; es war ein lieblich Feld, darauf drei Fichten standen, die aus Einem Stamme gewachsen waren. Fröhlich eilte sie den Bäumen zu, und fiel weinend vor Freude auf die Erde, küßte den Boden, zog ihr seiden Gewand aus, und legte es sammt all ihrem Schmuck und Edelgestein unter die Bäume nieder, damit anzuzeigen, daß sie all ihr zeitlich Gut dieser Stelle schenke, und also hier zu Gottes Ehren ihre Habe verwenden wolle. Sofort kehrte sie nach Hause zurück, berief ihre Oheime, die Herren von Calwe, Egward und Leupold, den Ortsvorsteher und ihr eigenes Gesinde, und bat, ihr Vorhaben auseinandersetzend, um die Einwilligung ihrer Verwandten, da der zur Gründung der Kirche ausersehene Grund und Boden jenen angehörte. Diese willigten gerne ein, und vergabten Wald, Waide und Felder zur Stiftung. Alsbald ließ Helizena ihr Festkleid, ihre Ringe und Kostbarkeiten in die St. Nicolai-Kapelle zu Calwe bringen, und gelobte Gott und den Heiligen, daß sie künftig Nichts mehr dergleichen tragen wolle. Nun begann sie den Bau der Kirche, vollendete ihn in drei Jahren, und bat Gott, er möge sich der Kirche in Gnaden annehmen. Bald hernach ward ihr weiter im Traume eingegeben, sie sollte zu der neuerbauten Kirche einige Personen setzen, um dem Gottesdienst abzuwarten. Sie ließ also auch ein Haus zur Wohnung für diese bauen und verordnete darein vier Männer, welche der Welt entsagt

hatten und die sie mit Allem, was zum Lebensunterhalt erfordert wurde, versorgte. Vieles Volk von der umliegenden Gegend strömte andächtig zu dieser Kirche, die dem heiligen Nazarius geweiht wurde. Das war der erste Anfang des Klosters Hirsau; im Jahr 830 erfolgte eine zweite Stiftung.

Um diese Zeit lebte Graf Erlafried von Calwe, ein reicher und mächtiger Mann, und wohlgelitten bei Kaiser Ludwig dem Frommen. Er hatte einen Sohn, Namens Notting, welcher Bischof von Vercelli geworden war. Aber auch an den schönen Ufern des Po konnte er sein heimathliches Thal im Schwarzwald nicht vergessen. So faßte er einmal den Entschluß, sein theures Vaterland und die lieben Seinigen wieder zu sehen, aber er wollte nicht ohne Gabe ins Vaterland zurückkehren. Längst besaß er die Gebeine des heiligen Aurelius aus Armenien, dem er zu Vercelli ein kostbares Grabmal erbaut hatte. Diesen Schatz bestimmte er für seine Heimath, aber er wollte solch Vorhaben nicht ausführen, ohne den Willen Gottes zuvor darüber zu vernehmen. Darum wandte er sich im Gebet zu Gott, brachte eine ganze Nacht schlaflos vor dem Grabe des Heiligen zu, warf sich zur Erde nieder und rief also den Gottesmann Aurelius an: heiliger Vater Aurelius, meine Zierde und nächst Gott mein einziger Hort, ich schütte vor dir aus das Anliegen meiner Seele und bitte dich, bei der göttlichen Liebe, laß mich nicht länger im Zweifel, und belehre mich, deinen demüthigen Knecht, damit ich weiß, was ich thun soll, nach Gottes und

deinem Willen. Also betete er knieend und unter Thränen, legte sich dann müde nieder und entschlief. Siehe da! im Traume erschien ihm der heil. Aurelius, angethan mit priesterlichem Schmucke, glänzender als die Sonne, und sprach: Heil dir, Bruder Nottingus! stehe auf, laß dein Weinen, ich bin dazu da, um dich nach Deutschland zu begleiten, und mehr Seelen dort dem Herrn zu gewinnen, als mir im Leben gelungen, so lange ich unter den Völkern predigte und durch Wunder berühmt war. Kommst du dahin, so sollt du ein Kloster der Diener Gottes gründen, da, wo dir ein Blinder begegnen wird, dem auf sein Gebet das Licht der Augen wieder geschenkt werden soll. Dieß gesagt, verschwand der Heilige wieder. Sobald sich der ehrwürdige Bischof vom Schlafe erhob, öffnete er noch in der Nacht den Sarg, trug die Gebeine des Heiligen in der Stille in sein Haus, nachdem er das Grabmal sorgsam verschlossen, und ließ die Bewohner von Vercelli lange Zeit in dem Glauben, daß sie noch den theuren Gast in ihrer Mitte hätten, den sie nimmer besaßen. Nun rüstete Notting Alles zur Abreise, wählte aus seiner Dienerschaft die getreusten zu seinen Reisegefährten, ließ einem Maulthiere die Kiste mit den Gebeinen des heiligen Aurelius aufladen, und trat seine Fahrt in die Heimath an. Er langte nach kurzer Zeit glücklich in Deutschland an, und wurde von den Seinigen in der Heimath mit Jubel empfangen. Nun zeigte er seinem Vater und Allen, die allda wohnten, an, welch theuren Schatz er ins Land bringe. Da noch im Augenblick

kein geweihter Ort vorhanden war, der würdig wäre, den hohen Gast aufzunehmen, und man nicht wollte, daß diese heiligen Reste über drei Tagen unter sündigen Menschen verweilen, so hielt man einen gemeinen Rath, wo man dem h. Bekenner eine Wohnung bereiten sollte. Zu derselbigen Zeit stand nicht weit von der Burg des Grafen Erlafried eine dem h. Nazarius geweihte Kapelle, welche dem Berge, auf dem sie erbauet war, den Namen gab bis auf den heutigen Tag. Da hielten es Alle für gut, den Leib des h. Vaters in dieser Kapelle einstweilen niederzulegen, bis man einen passenderen Ort dafür finden würde. Am folgenden Tage machte sich Notting mit seinen Dienern und sein Vater Erlafried mit seinem jüngern Sohn Ermefried frühe auf, an sie schloßen sich viele Edle und Leute vom Volk an, welche Graf Erlafried den werthen Gästen zu Ehren versammelt hatte, und nun, nachdem alles Nöthige zu Ehren des Heiligen angeordnet war, schickte man sich an, den Leib des Heiligen die Anhöhe hinan zur genannten Kapelle des h. Nazarius zu tragen. Als man aber an jenem Platze ankam, wo hernach das Kloster des h. Aurelius errichtet worden, siehe da trat ein Blinder mitten in die Schaar, entgegen dem h. Leibe und fieng an, mit lauter Stimme zu rufen: erleuchte mich, heiligster Gottesverehrer Aurelius, durch deine Fürbitte, wie du mir es verheißen hast! Da sprach Bischof Notting zu ihm: wo hat der h. Aurelius dir verheißen, daß er dir das Augenlicht geben wolle? der Blinde antwortete: in dieser Nacht ist mir der Heilige in der Noth meiner

Seele erschienen und sprach zu mir: Morgen, im Namen Jesu Christi, wirst du das Augenlicht erhalten. Und ich sprach: Herr, wer bist du? Er antwortete: ich bin der Bischof Aurelius, neuangekommen in Deutschland, und hat mich der Sohn deines Grafen Erlafried hiehergebracht. Als der Blinde das gesagt hatte, rief er noch einmal: heiliger Aurelius, hilf mir, daß ich dich sehe. Zur Stunde wurden seine Augen geöffnet und er sah vollkommen. Alle Anwesenden aber, als sie das so seltene Wunder sahen, lobeten Gott und sprachen: gelobt seist du, Herr Jesu Christ, du Sohn des lebendigen Gottes! und ein Jeder sagte zum Andern, der ihm zur Seite stand: o wie groß ist jener Heilige, der auch Blinden das Licht geben kann. Darnach sagte Notting zu seinem Vater Erlafried: diesen Platz hier hat der heil. Aurelius zu seinem Wohnort erlesen. Sofort hielt Bischof Notting allda eine Messe, und setzte den h. Leib des Aurelius an einer dazu bereiteten Stätte nieder. Darauf nach wenigen Tagen legte Notting seinem Vater und Bruder dar, wie er längst auf Ermahnung des heil. Aurelius im Traume ein Gelübde gethan, und bat, flehte und beschwor sie, sie möchten aus Liebe zu dem allmächtigen Gotte, zu Ehren des heil. Petrus, des Apostelfürsten, so wie des heil. Bischofs Aurelius, ein Kloster für Gottes Diener gründen, und zwar an demselben Ort, wo der Blinde das Augenlicht erhalten; zugleich verhieß er, nach seinen schwachen Kräften das Werk zu fördern. Es bedurfte keines langen Zuspruchs, denn das geschehene Wunder

hatte auf die Herzen gewirkt; auch war Graf Erlafried ein gottesfürchtiger Herr, der längst das Himmlische dem Irdischen vorzog, und den Armen liebend diente. Ohne sich zu bedenken, verhieß er, sammt seinem Sohn Ermfried, Alles zu erfüllen, um was Notting bat. Kaum war derselbe nach Vercelli zurückgekehrt, so fieng er schon an, an dem genannten Platze dem heil. Aurelius zu Ehren ein Kloster zu erbauen. Im Jahr 831 wurde der Bau begonnen, und nach sieben Jahren vollendet. Jene Gegend bei Calw lieferte Holz und Steine im Ueberfluß, daß man Nichts für den Bau weit herholen mußte, dazu sandte Bischof Notting aus Vercelli eine Menge Gold und Silber, theils um den Bau zu fördern, theils zum ersten Unterhalt der Mönche, die allda sich ansiedeln sollten. Auch schickte er goldene und silberne Kreuze und Becher für den Gottesdienst, ferner Bücher und allerhand Gezierden zur Ausschmückung des Gotteshauses, um doch auch einen Antheil am schönen Gott geweihten Werke zu haben. Als Kirche und Kloster vollendet stand, begabte sie Graf Erlafried reichlich mit Gütern und Höfen, und Pabst Gregor VI. bestätigte die ganze Stiftung in einer feierlichen Urkunde. Am 15. Mai 838 trafen fünfzehn Benediktinermönche mit ihrem Abt Liudebert aus Fulda ein, die Graf Erlafried von dem damals so berühmten Rabanus Maurus erbeten hatte. Die Einweihung der Kirche, zu Ehren des h. Petrus und Aurelius, geschah am 11. September des genannten Jahres; sie erhielt den Namen Aureliuskirche.

In der Folgezeit kam das Kloster in Abgang, theils durch die Pest, theils durch Bedrückungen der Schirmvögte, theils durch die Ausartung der Mönche selbst. Im Anfang des 11. Jahrhunderts wurden die Mönche sogar vertrieben und das Kloster blieb 63 Jahre leer, bis Pabst Leo IX. aus dem Geschlechte der Grafen von Egisheim und verwandt mit den Grafen von Calw, diese seine Vettern bei einem Besuch in Calw durch Androhung des Bannes zur Wiederherstellung des Klosters veranlaßte. Zum zweiten Mal half jetzt eine Frau, die Gräfin Wiltrud, Gemahlin des Grafen Adelbert II. von Calw, eines Neffen des genannten Pabsts, dem fast abgegangenen Kloster wieder zum Aufgang. Sie bewirkte bei ihm, daß er sich entschloß, das schadhaft gewordene Gebäude von Neuem herzustellen. Im Jahr 1066 berief er zwölf Mönche mit einem Abt Friedrich aus dem Kloster Einsiedeln, um das Kloster neu zu besetzen. Nach zwanzig Jahren war der Bau der Kirche und des Klosters vollendet. Bei der Einweihung am 4. Septbr. 1071 erhielt das Kloster die widerrechtlich entzogenen Güter wieder zurück. Am 9. Oktbr. 1075 unterzeichnete Pabst Gregor VI. den zweiten Stiftungsbrief und nahm das Kloster in seinen besonderen Schutz. Von nun an beginnt die Glanzperiode Hirsau's, sowohl durch die Schenkungen des umwohnenden Adels, als auch durch die Weisheit des Abtes Wilhelm und die Zucht seiner Mönche. Die Zahl der letzteren vermehrte sich bis auf 150, hiezu kamen noch 50 Laienbrüder und 50 andere, damals Oblaten (Dargebotene)

genannt, die sich während des Kampfes zwischen dem Kaiserthum und der Kirche zu dieser flüchteten, ihre weltliche Kleidung zwar beibehielten, aber dem Kloster als geschickte Handwerker dienten. Aus Hirsau gingen nunmehr Colonien von Mönchen nach Schwaben und Franken. Während der 22 Jahre seines Regiments (1069—1091) entsendete Abt Wilhelm aus Hirsau 130 Aebte nach verschiedenen Klöstern, und über 100 in Verfall gekommene Klöster brachte er theilweise oder gänzlich wieder mit seinen Mönchen in Ordnung. Die Zahl der Mönche, Laienbrüder und Oblaten wuchs auf 300 heran. Unter diesen Umständen war das alte Klostergebäude bald zu klein, und Abt Wilhelm baute nun ein neues auf einem sanften Vorhügel am linken Ufer der Nagold, weil das alte in den Niederungen des rechten, dem Andrang des Hochwassers allzusehr ausgesetzt war. Wilhelm begann den Bau im Jahr 1083 und vollendete ihn 1091, lediglich nur mit Hülfe seiner Mönche, Laienbrüder und Oblaten.

Am 2. Mai wurde die Kirche zu Ehren Jesu Christi und der Apostel Petri und Pauli geweiht. Am 4. Juli desselben Jahres starb Abt Wilhelm, einer der kräftigsten und thätigsten Männer seiner Zeit. Im folgenden Jahre waren auch die Klostergebäude so weit vollendet, daß der Convent in das neue Peter- und Paulkloster einziehen konnte, ein Prior und 12 Mönche blieben in dem Aureliuskloster zurück. Unter Abt Wilhelms ersten Nachfolgern ist vor Allen Bruno zu nennen, der ein Bruder Conrads von Wirtemberg war

und im J. 1105 Abt zu Hirsau geworden. Er war nicht weniger fromm als sein Vorfahr Wilhelm, und regierte 15 Jahre mit Eifer und Weisheit das Kloster. Auch unter ihm war das Kloster noch im Zunehmen: es erhielt schöne Stiftungen und gab in mehrere neugestiftete Klöster, namentlich Lorch, die ersten Mönche. Die folgenden Aebte traten weniger in die Fußstapfen Wilhelm's und Bruno's, wenn wir auch einige kluge und thätige aufzählen könnten. Abgesehen davon, daß Hirsau unter seinen Schirmvögten, namentlich von einem Adelbert VI. von Calw Viel auszustehen hatte, beginnt 100 Jahre nach Wilhelm wieder eine traurige Zeit, die wir bei jedem Kloster wenigstens einmal, wo nicht öfter eintreten sehen, der fatale Zirkel von Wohlstand zur Ausgelassenheit, Verschwendung und Armuth, von da, wenn es glücklich ging, durch gründliche Besserung, welche ein paar kluge und thätige Vorsteher bewirkten, dann wieder zum Wohlstand, bis endlich der Geist der Zeit die Form, in welche alle gegossen waren, zerbröckelte oder zerbrach. Hirsau hat von nun an alle Schicksale, alle guten Eigenschaften, so wie alle Fehler und Thorheiten mit den andern Klöstern gemein, die wir von dem Ende des 11. bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts in Schwaben und Franken entstehen sehen. Von dieser Zeit an sank die ehemalige Pflanzstätte für Kultur und Wissenschaft, die Männer von religiösem Sinne und hoher wissenschaftlicher Bildung hervorgebracht hatte, zu einer Anstalt herab, welche einer durchgreifenden Reform bedurfte,

wie viele andern. Die Zeit der Reformation führte diese Umgestaltung des Klosters Hirsau herbei, in Folge der sie noch lange, ihrer alten Bestimmung getreu, wenn auch mit der Zeit fortschreitend, eine wohlthätige Anstalt geblieben ist. Wie mehrere andere Klöster, so war auch Hirsau in Folge der von den Herren von Wirtemberg geübten Schutzvogtei allmählich unter ihre Hoheit gekommen. Im Jahr 1558 hob Herzog Christoph das Kloster auf und verwandelte es in eine sogenannte Klosterschule, deren erster evangelischer Abt (Prälat) Heinrich Weikersreuter gewesen. Derselbe Herzog erbaute „aus sondrer Anmuthung und Lust zu diesem Kloster, und sonsten des lustigen Ortes halben" auf dem Platz der alten Abtei ein stattliches Herrenhaus, das er besonders als Jagdschloß benützte. — Noch 40 Jahre nach dem westphälischen Frieden blühte Hirsau als ein evangelisches Seminar, das manchen frommen und gelehrten Geistlichen dem Vaterland erzogen. Mit Ende des 17. Jahrhunderts erging über Hirsau, wie über viele Orte jener Gegend, ein trauriges Schicksal. Beim Einfall der Franzosen traurigen Andenkens, im Jahr 1692, nach dem Treffen bei Oetisheim, wurde Kloster und Schloß gänzlich abgebrannt. Die Klosterschule mußte nach Denkendorf verlegt werden. Es hat sich seitdem nie mehr aus seinen Trümmern erhoben. Nur die Oekonomiegebäude, von denen das Kloster rings umgeben war, wurden nothdürftig wieder hergestellt, um sie als Fruchtböden zu benützen. Was aber noch theilweise vom Brande verschont geblieben war, wie

jene Kapelle, die noch im Jahr 1783 unversehrt dastand, wurde in den letzten Jahren des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts zu Baumaterialien verwendet.

Wie es im Kloster vor seiner Zerstörung ausgesehen, darüber haben wir den genauen Bericht eines gewissen Andreas Steinhard vom Jahr 1610, von dem wir Einiges in der naiven Schreibart des Verfassers selbst geben wollen.

„Auf der einen Seite des Wassers Nagold liegt das alt oder kleinere Kloster, auf der andern das neue oder das größere. Ueber das Wasser zwischen beiden Klöstern, die doch zusammengehören, geht ein schön steinerne Bruck von braunrothen Quaderstücken, mit etlichen Schwibogen und Neckhern, darauf man sitzen und sich mit Gespräch erlustigen kann, über dem Wasser Wald und beide Klöstern vor Augen habend. Das Wasser ist frisch, rasch, darein hin und her aus den Nebenthälern andre frische helle Brunnen-Wässerlen aus den Felsen über Stein und Sand zufließen. Die Kirch im neuen Kloster ist groß, lang, hoch, weit, mit zwei gleichen viereckten hohen Thürmen gegen der Sonnen Niedergang. Sie ist gebauet in Form und Gestalt des Kreuzes Christi; auch von braunrothen Quaderstücken, wie vorgemeldte Bruck, und selben gleichen der Kreuzgang. Inwendig der Kirche sind viele runde steinerne Säulen zu beiden Seiten, alles von einem Stein, auch mit schönen gemalten Figuren und Geschichten aus dem alten und neuen Testament; item

mit der römischen Kaiser Bildnissen, und sonderlich des Herrn Christi Geschichten von unten an bis oben aus, ein jedes an seinem Ort rausgestrichen und geziert. Gegen Mitternacht stoßen lustige Capellen daran, da in der ein ein Meß eines Riesen auf viel Schuh und seine liderne Kleider, die er mit eisenen Ringen zugethan, in selben Gebirg oder Revier sich soll gehalten haben, gewiesen und gezeiget wird. Sonderlich gegen Mittag stehet ein Capel dran mit Pfeilern, Fenstergestellen und einem Gewölb, alles von braunrothen Quaderstücken oberzählter Farb. Da ob demselben eine feine Liberei, darinnen alte namhafte großen Bücher, sonderlich ein gar großes schweres pergamentnes Buch, das ein einziger Mann nit wohl naher thun oder handlen kann, welches inwendig der Decken an Orten und Enden herum, anstatt der Spangen, mit hölzernen Riemen beschlagen und ein jedes Blatt ein junge Kalbshaut soll gewest seyn. Auch zwei neue, lange, schöne und ausgestrichne Refectorien mit Säulen. Im Sommer-Refectorio ist ein Springbrünnlein, da die Aebt conterfeiet und mit ihrem Thun beschrieben werden. Im Winter-Refectorio ein eisner Of, darauf man steigen und oben rum sitzen kann. Der Kreuzgang zwischen der Kirchen und den Refectorien, darauf der jungen Studiosen Dormitorium, Schlafkammern und Studierkammern, umfängt einen ziemlichen Garten, hat auf 4 Seiten 4 Fenster, da ein jedes der Breite nach in 3 Unterschied oder Felde, durch zwei kleine steinerne Säulen getheilet, und je zwischen 2 Fenstern ein stei-

nern Pfeiler; in den Fenstern je im mittlern sind die Geschichten, so sich mit Christo verloffen, aus dem neuen Testament, sammt den prophetischen Weissagungen, und in denen beiden Nebenfeldern die Figuren, Vorbilden und Bedeutung aus dem alten Testament in die Fenstergläser gar künstlich und aufs deutlichste mit allerlei ausbinstigen Farben geschmelzt. An dem Kreuzgang gegen Mitternachtwärts, in den Kreuzgarten hinein, ist ein hoher und weiter Erker mit Pfeilern und Fenstergestellen, auch gemahlten und geschmelzten Fenstergläsern, darin ein hoher von Steinwerk und Bilder ausgehauener Springbrunn, mit 24 Röhren und mit 3 steinernen Wassernapfen über einander, da er in das Wasser von oben in engen und weiten mit lieblichem Getöß herab rauschet, doch nicht stet, sondern wenn er angelassen wird. — Das sind die fürnehmsten Gebäu ohne das neue steinerne Fürstenhaus gegen Mittagwärts, das zur fürstlichen Wohnung und Herberg mit hohen Schnecken, auch Stuben und Kammern je eins umbs ander, und andern dergleichen Gemach, wie auch mit Uhrwerken und Sonnenzeigern zugericht."

So Wenig noch von all dem Herrlichen vorhanden ist, was vor 1692 gestanden; so gibt es doch noch Manches, was dem Freunde des Alterthums von Wichtigkeit ist — auch die Trümmer des ehemaligen Klosters sind noch schön, und wir machen den Besucher der Ruinen auf folgende Reste besonders aufmerksam:

1) Die alte Aureliuskirche, von Graf Erlafried in

9. Jahrhundert erbaut und von Graf Adelbert II. wieder hergestellt, wurde schon im J. 1584 abgebrochen; nur der westliche Theil des Langhauses mit seinen alten Säulen und den Erdgeschoßen zweier Thürme ist stehen geblieben.

2) Auf der nordwestlichen Ecke des Vorhofs der großen Klosterkirche zum heil. Petrus vom J. 1091 steht noch einer der beiden hohen viereckigten Thürme, die mit einander den Hauptgang in die Kirche bildeten. Dieser Thurm hat eine Höhe von mehr als 100 Fuß, die Mauern sind 4 bis 4½ Fuß dick. Er ist ein Quadrat, dessen Seite 19′ 5″ 7‴ beträgt, hat 5 Stockwerk, die 3 untersten sind 29′ hoch. Die Fenster sind gekuppelt, im Kreis geschlossen, zwischen ihnen Säulen mit Würfelsteinen und erhöhten Aufsätzen. Den Thurm zieren halberhabene Steinbilder, historischer und heraldischer Deutung. Die Löwen deuten auf das Wappen der Grafen von Calwe, die Hirsche auf das Klosterwappen, der knieende Mann, der seine Hand vor die Augen hält, soll wohl auf den Blinden hinweisen, der nach der oben gegebenen Sage vor dem Sarge des h. Aurelius wieder sehend geworden. (Abgeb. in der trefflichen Abhandlung des gelehrten Krieg v. Hochfelden in Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit Jahrg. 1835. Seite 101 und 259.) Vom andern Thurme, so wie von der Kirche selbst haben sich nur geringe Mauerreste erhalten. Auf der Nordseite des nördlichen Seitenchors stehen noch die Grundmauern einer Kapelle mit kleinem

Chor aus dem 14. Jahrhundert, sie hieß die Riesenkapelle und war zur Aufbewahrung des Kirchenschatzes und anderer Merkwürdigkeiten bestimmt.

3) Die jetzige Ortskirche zur heil. Maria 1508—1515 unter Abt Johann II. erbaut. An dieser befindet sich nahe bei der Thür zu dem Pfarrgarten das fast lebensgroße Bild des h. Aurelius mit der Inschrift: Anno benignitatis octingentesimo tricesimo almi praesulis Aurelii venerando corpore de Italia translato est eidem Hirsaugia suscipiendo fundata. Neben diesem Bild ist ein Stein mit dem Wappen des Grafen Erlafried von Calw und der Umschrift, die theilweise noch leserlich: (ab) incarnatione (Christi anno) octingentesimo XXX. fundatum est hoc (monasterium a generoso domino Erlafrido, comite) de Calw. cujus depositio agitur IV. kal. febr. In dem neben der Ortskirche befindlichen Bibliothekssaal haben Decke und Wandkästen treffliche Schnitzarbeit.

4) An der Wand des Gebäudes, welches an die Aureliuskirche anlehnt, ist eine Sandsteintafel mit dem Reliefbild eines Bischofs oder Abts eingemauert.

5) Von dem von Herzog Ludwig erbauten Jagdschlosse, später die Prälatur genannt, sind noch bedeutende Ruinen vorhanden. — Von den ehemaligen Glasgemälden des Kreuzganges ist nur eines im Wirthshaus zum Lamm noch zu sehen, die übrigen alle sind nach dem Lustschloß Monrepos gewandert.

Ehe wir uns von der ehrwürdigen Ruine des Klosters Hirsau wenden, hören wir noch

Die Sage vom Müllerskind im Schwarzwald,

die schon der Chronist Gottfried von Viterbo (im 12. Jahrh.) erzählt, und von einem deutschen Chronikenschreiber des 15. Jahrhunderts mit der Gründung des Klosters Hirsau in Verbindung gebracht worden. Wir geben die naive Erzählung des letztern urkundlich treu wieder:

„Da man zählt von der Geburt Christi unsers Herrn tausend und fünfundzwanzig Jahr, da erwählten die Kurfürsten Herzog Conrad von Franken; der regieret fünfzehen Jahr, und liegt zu Speier begraben. Derselb König Conrad gebot, wer den Frieden bräch, dem sollt man sein Haubt abschlagen. Das Gebot brach Graf Luipold von Kalb. Und da der König zu Land kam, da entwich Graf Luipold an den Schwarzwald in eine öde Mül, und meinet sich da zu enthalten mit seiner Hausfrau, bis ihn des Königs Huld erworben würd. Und einsmals ritt der König ungefährlich an Schwarzwald für die Mül hin. Und da ihn Graf Luipold hört, da forcht er, der König der suchte ihn, und floh in den Wald und ließ da sein Hausfrauen in der Mül. Die Frau mocht vor Schrecken niederkommen, denn es um die Zeit war, daß sie sollt gebären ein Kind. Als nun der König neben

die Mül kam und die Frau in ihren Nöthen hört schreien, da hieß er besehen, was der Frau gebräch. In dem Drängen hört der König eine Stimm, die sprach: auf diese Stund ist ein Kind hier geboren, das wird deiner Tochter Mann. Der König erschrack und wähnt anders nit, denn daß die Frau ein Bäurin wär, und gedacht, wie er fürkam, daß seine Tochter mit einem Bauern verbunden würd, und schickt da zween seiner Diener in die Müle, daß sie das Kind tödten sollten. Und deß zur Sicherheit, so hieß er ihm des Kindes Herz bringen, und sprach, er müßt es haben zu einer Buß. Die Diener mußten dem Kaiser genug thun, doch hätten sie Gottesfurcht und wollten das Kind nit tödten, denn es ein gar hübsch Knäblein war, und legten es auf einen Baum, darum, daß Etwer des Kindes innen würd, und brachten dem Kaiser eines Hasen Herz. Das warf er den Hunden dar, und meinte, er wär damit fürkommen der Stimme der Weissagung. In den Weilen jagte Herzog Heinrich auf dem Wald und fand das Kind einig, und sah, daß es ein neugeboren Kind war, und bracht es heimlich heim seiner Frauen, die war unbärhaft, und bat, daß sie sich des Kinds annähme und sie sich in ein Kindbet leg, und das Kind für ihr eigen natürlich Kind hätt, denn es ihm von Gott geschickt wär worden. Die Herzogin that es gerne; und also ward das Kind getauft und Heinrich geheißen, und das Kind durft Niemand anders halten, denn für einen Herzogen von Schwaben.

Und da das Kind also erwuchs, da ward es König

Conraden gesandt zu Hof. Da hieß der König den Knaben gewöhnlicher vor ihm stehen, dann die andern jungen Herren, die an seinem Hofe waren, von seiner klugen Weisheit und Höflichkeit wegen. Nun kam dem Kaiser für, daß ein Läumde (Sage) wäre, daß der Junge nit ein rechter Herzog wäre von Schwaben, und wie daß er ein geraubt Kind wäre. Da das der Kaiser vernahm, da rechnet er seinem Alter nach und kam in eine Furcht, daß er der wäre, von dem eine Stimm in der Müle geredet hätte, und wollte dem abermal fürkommen, daß er seiner Tochter nit zu einem Manne würde, und schrieb einen Brief der Kaiserin, in dem empfahl er ihr, als lieb ihr Leib und Leben wär', daß sie den Zeiger dieses Briefs ließ tödten. Den Brief empfahl er dem jungen Herren verschlossen, daß er ihn der Kaiserin antworte und Niemanden anders. Der junge Herr verstund in der Sachen nit anders, dann Guts, und wollt die Botschaft vollenden, und kam in eines gelehrten Wirthshaus, dem empfahl er seine Tasche von Sicherheit wegen, darin der Brief und andre Ding lagen. Der Wirth kam über den Brief von seines Wunders wegen, und da er geschrieben fand, daß die Kaiserin ihn tödten sollt', da schrieb er, daß die Kaiserin dem jungen Herren, Zeiger dieses Briefs, ihr Tochter gebe, und ihm sie zulegte ohnverzogentlich, und beschloß den Brief mit dem Siegel gar höflich zu ohne Gebrechen. Da nun der junge Herr der Kaiserin den Brief zeigte, da gab sie ihm die Tochter und legte sie ihm zu. Die Mähren kamen für den Kaiser, da be-

fand der Kaiser mit dem Herzogen von Schwaben und ander Ritter und Knecht, wie der jung Herr war von Graf Luipolds Weib in der Mül geboren, von dem die Stimm ihm geweissagt hatte, und sprach: nun merk ich wohl, daß Gottes Ordnung Niemand widerstehen mag, und fordert seinen Tochtermann zu dem Reich. König Heinrich bauet und stift darnach Hirsau das Kloster an die Stat der Müle, darin er geboren war worden. Also kam König Heinrich zum römischen Reich, und hieß man ihn Henrikus Pius; er regiert 17 Jahr und liegt zu Speier."

VII.

Stammburg Wirtemberg.

Nennt man die Burgen und Schlösser des Wirtemberger Landes, so ist es nicht mehr denn billig und recht, daß man auch den schönen Berg nennt, auf dem einst die Stammburg unseres geliebten Fürstenhauses gestanden.

Auf einer der letzten vorspringenden anmuthigsten Höhen über dem Neckar, dem Rothenberg (Rodenberg), so genannt wegen des ausgerodeten Waldes, lag Burg Wirtemberg. Im Süden hat man beinahe die ganze Alb mit ihren Burgen im Gesicht, gegen Abend den

Schwarzwald; an ihrem Fuße und weiterhin nördlich die Gefilde des wirtemberg'schen Unterlands, vom Neckar durchflossen; in der Ferne am Horizont ist unter den Gebirgen der Melibokus zu erkennen.

Man sagt von den alten Burgen, die so gar zerstört sind, daß man kaum mehr ihre Stätte erkennet, wo sie gestanden, „es ist kein Stein mehr von ihnen vorhanden" — das gilt nicht von der Stammburg Wirtemberg, denn allerdings ist noch ein Stein von ihr vorhanden, und zwar ein wichtiger Stein, denn er zeugt mit deutlichen Worten von der ersten urkundlichen Begebenheit, welche auf der Burg vorgegangen, von der Einweihung der ehemaligen Burg-Capelle, deren Erbauung auf jeden Fall in die erste Zeit der neuerbauten Burg fällt. Die uralte Inschrift des Steines lautet: Anno dominice incarn. (ationis) mille LXXXIII. indic. (tionis) VI. VII. idus Feb. ded. (icata) hæc cap. (ella) ab Adelb. (erto) Wormen (sis) ecc. (ecclesiae) Epo (episcopo) in honorem S. Nicolai. Das ist: Im Jahr der Menschwerdung des Herrn 1083, der sechsten Indiktion, den 7. Febr., wurde geweiht diese Kapelle von Adelbert, Bischof der Kirche zu Worms, zu Ehren des heil. Nicolaus. Die Einweihung der Burgkapelle zu Wirtemberg geschah ungefähr um dieselbe Zeit, da in dem sogenannten Bempflinger Vertrag ums Jahr 1090 ein Conradus de Wirtineberg erscheint. Wir würden also nichts zu Gewagtes behaupten, wenn wir diesen Conrad von

Wirtineberg, den ältesten Stammherrn unseres uralten Fürstenhauses, auch für den Erbauer der Burg Wirtemberg erklären. Der Name der Burg ist schon auf verschiedene Weise gedeutet worden. Einige leiten ihn von Wirth (im Nibelungenlied Herr) des Landes ab, wie bei Herrenberg; Andre, und mit größerer Wahrscheinlichkeit, nehmen an, daß die Burg zu Ehren der Frau des Erbauers Wirtineberg, Frauenberg, genannt worden, wie denn auf der Feuerbacher Heide bei Stuttgart eine Burg Frauenberg gestanden. Da die Geschichte des erlauchten Geschlechtes, welches von der Burg Wirtemberg ausging, als eine allen Wirtembergern bekannte anzunehmen ist, so erzählen wir nur kurz von den Schicksalen der Burg. Seit der Zeit ihrer Erbauung wird sie nicht ausdrücklich genannt, aber vom großen Interregnum an bis zum ewigen Landfrieden (200 Jahre lang) ist das Stammschloß Wirtemberg unter seinen kriegsfreudigen Herren der lebhafteste Schauplatz der Begebenheiten. Hier sammeln sich zahlreiche Vasallen aus dem Adel des Schwabenlandes und treten unter den Schutz der Dynasten von Wirtemberg; hier ist auch der Mittelpunkt des so oft mit dem nahen Eßlingen erneuerten Städtekriegs. Damals erhob sich die Burg nach dem Bericht der Zeitgenossen, in besonderer Pracht und Stärke, die sie nach den folgenden Unfällen nie wieder erreichte. König Rudolfs Krieg gegen Eberhard den Erlauchten brachte den meisten, in der Nähe von Stuttgart gelegenen, Burgen den Untergang; da hat wohl auch Burg

Wirtemberg die ersten feindlichen Stöße erlitten. Als König Heinrich VII., der Erbe der Händel mit dem stolzen Grafen, ein starkes Heer von Reichsstädtern gegen denselben aufbot, da fiel das Stammschloß in die Hände der Feinde, die es unter ihrem Führer Conrad von Weinsberg von Grund aus zerstörten, wie sie auch dem Stift Beutelspach, dem Erbbegräbniß der Wirtemberger Grafen, thaten, das sie so schrecklich verheerten, daß sie sogar die uralten Erbbegräbnisse verwüsteten und Leichname und Gebeine aus den Gräbern rissen, um Haus Wirtemberg bis auf den Namen zu vertilgen (1312). Doch erstand die Burg bald wieder aus dem Schutt und trotzte ihren Feinden. Graf Eberhard der Greiner trat in die Fußstapfen seines Großvaters und stand mit Kaiser und Reich in Unfrieden. Kaiser Carl IV. zog auch gegen ihn zu Felde, und die Burg Wirtemberg wurde zum zweitenmal zerstört (1360), doch blieben die äußern Mauern stehen, und sie wurde bald wieder aufgebaut. Im J. 1519 wurde das Schloß im Angesicht des schwerbedrängten Herzog Ulrichs abgebrannt. Nach seiner Rückkehr aus der Verbannung im J. 1534 ließ Ulrich die Wiege seiner Ahnen wieder aufbauen, und vielleicht in größerem Umfange, als sie es früher gewesen war. Auch Herzog Christoph, der so bedeutende Summen auf die Schlösser im Lande verwendete, baute das Schloß weiter aus, also, daß es als Bergschloß immer noch mit Nutzen gebraucht werden konnte. So blieb das Schloß im Ganzen bis zu dem 30jährigen Kriege, einige we-

nige Veränderungen abgerechnet. Noch ist aus dieser Zeit eine genaue Abbildung vorhanden, welche der berühmte Merian (lebte von 1593—1651) gegeben. Vergleichen wir diese mit dem Stand des Schlosses, wie es am Schlusse des achtzehnten und noch in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts gewesen, so erlitt es freilich durch die Verheerungen des 30jährigen Krieges und Verwitterung im Laufe der Zeit noch manche Veränderung. Um das Schloß her war eine dreifache feste Mauer, ein Graben und ein Wall gezogen; ein viereckigter massiver Thurm bildete das Hauptthor, war aber (zufolge einer noch vorhandenen Abbildung) schon vor 1799 verschwunden, doch bildete ein zweiter ähnlicher noch das innere Thor. Die äußere hölzerne Brücke mit einem Dach, welche zum Abwerfen bestimmt war, wurde durch eine steinerne ersetzt. Innen stand ein gewaltiges Herrenhaus aus Quadersteinen, mit einem Vorhäuschen auf der Westseite, das aber mit den Zierrathen am Giebel des Hauptgebäudes später nimmer zu sehen war. Ueberdieß waren im Innern des Schlosses noch Spuren zweier Thürme zu erkennen, eines viereckigten, der gegen Abend, und eines runden, der gegen Morgen stand. Im J. 1799 war noch im Umfang der ersteren Mauer ein Stallgebäude und eine Wohnung zu sehen, welche der Schloßvogt und Förster bewohnte. Bei der Wohnung des letzteren ging der ehemalige Fußweg in die Burg. Auf dem großen Thore der Burg scheint in früher Zeit noch ein Gebäude gestanden zu haben,

und auf der Seite gegen die Landstraße herunter war eine Bettung für eine Lärmkanone angelegt, um bei Entstehung einer Feuersbrunst der umliegenden Gegend davon Kunde zu geben. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde das Schloß wieder reparirt und seiner Außenseite ein leidiger weißer Anstrich gegeben. Im J. 1819 gab König Wilhelm den Ruinen seiner Stammburg eine wichtigere Bedeutung. Seiner vielgeliebten Gemahlin Catharina zu Ehren, die so gerne auf dieser lieblichen Höhe verweilte und liebevoll das Land überblickte, dem sie eine sorgende Mutter geworden war, ließ er die nach und nach verfallende Schloßruine abbrechen, und durch Hofbaumeister Salucci vom J. 1820—24 auf dieser Stelle eine griechische Kapelle mit Priesterhaus bauen, um hier den irdischen Resten der verewigten Gattin eine Ruhestätte zu bereiten. Dieser in einfachem Styl erbaute Tempel bildet eine Rotunde, die von innen vier Nischen enthält, in welchen die Büsten der vier Evangelisten aus cararischem Marmor, des Johannes, von Dannecker, des Lukas, von Wagner, des Marcus, von Zwerger, des Matthäus, von Leeb, etwas über Lebensgröße, stehen. Eine verschlossene Treppe führt in die stille Gruft, wo die irdische Hülle der edlen Landesmutter ruht. Auf der östlichen Seite des Tempels ist die schöne Inschrift zu lesen, welche König Wilhelm seiner unvergeßlichen Gemahlin weihte: Seiner vollendeten Gemahlin, Catharina Paulowna, Großfürstin von Rußland, hat diese Ruhe-

stätte erbaut Wilhelm, König von Württemberg, im Jahr 1824.

Den Gottesdienst an der Kapelle auf dem rothen Berge versehen zwei griechische Geistliche, ein Priester und ein Sänger. Samstag Abends, so wie Sonntag Morgens wird gewöhnlich Gottesdienst gehalten. So wird noch in den fernsten Zeiten auf diesem schönen Berge das Gedächtniß der liebenden und innig geliebten Landesmutter Catharina gefeiert werden, die in der gleich geliebten Königin Pauline, so wie der erhabenen Kaiserstochter Olga edle Nachfolgerinnen in treuer Liebe und Sorge für das Wohl ihrer Landeskinder gefunden.

In der Sakristei der Kapelle ist die obengenannte alte Inschrift vom Jahr 1083 eingemauert. Eine freilich nicht im Einklang mit unserer Ableitung des Namens Wirtemberg stehende Sage möge hier stehen, zumal da dieselbe schon im sechszehnten Jahrhundert von dem fleißigen Chronisten und Sagen-Sammler des Schwabenlandes, Martin Crusius, im 10. Buch II. Theil seiner Schwäbischen Chronik überliefert, und später vielfach bearbeitet worden, in neuester Zeit auch in einem größeren Büchlein, betitelt:

Graf Johann von Wirtemberg
und die Brautwerbung zu Stuttgarten,
von Ottmar F. H. Schönhuth. Hall 1846.

Der Wirth am Berge.

Zur Zeit, als der erste Staufer, Friedrich, Herzog von Schwaben geworden (Anno 1078), war unter seinem Gefolge ein junger Ritter, Namens Johannes, der durch Tapferkeit, Schönheit und Edelsinn sich ausgezeichnet. Eines Tages ließ Herzog Friedrich denselben zu sich entbieten und sprach zu ihm: „Lieber Freund Johannes, da mein erstgeborner Sohn und dereinstiger Nachfolger nunmehr zu seinen Jahren gekommen ist und ich demselben eine Gemahlin beizulegen Bedacht nehmen muß, also habe ich dich, um deiner großen Treue und Klugheit willen, ausersehen, mir zur Ausführung dieses meines Vorhabens Hülfe und Beistand zu leisten. Nimm dir also, wessen du bedarfst, um dich aufs Schnellste und Beste zu rüsten, und reite mit stattlicher Begleitung hinunter nach Freiburg — entbiete dem Herzog von Zähringen, Berchtold, meine Dienste und freundlichen Gruß, und bringe meine Werbung um die Hand seiner Tochter, der schönen und tugendreichen Jungfrau Mechtilde, für meinen Sohn, Herzog Friedrich, auf das Beste bei demselben an, denn diese ist es, welche ich meinem Sohne zur Gemahlin und mir zur Schnur erkoren habe." So redete jener Herzog Friedrich, den einst am Grabe Kaiser Karls des Großen die Ahnung überfiel, daß sein Geschlecht einst die Krone des römisch-deutschen Reiches tragen werde, wie später wirklich geschah.

Herr Johannes besann sich nicht erst, den ehrenden Auftrag anzunehmen, stattete sich schnell aus und fuhr freudigen Muthes seine Straße hin.

Am Hoflager des Herzogs Berchtold angelangt, wurde, sobald selbiger die Ursache seiner Sendung erfahren, dem Gaste große Ehre und Gunst erwiesen und seine Werbung mit Freuden angenommen. Alsbald wurde ein prächtiges Fest veranstaltet: Banket, Turnier und Lustbarkeiten jeder Art wechselten mit einander ab, die Verlobung von Herrn Berchtolds schöner Tochter würdiglich zu feiern. Bei jedem Anlasse erwies sich Johannes, der Brautwerber, als der stärkste und muthigste Ritter, beim Lanzenrennen, Schwertschwingen und Kolbenschlagen, so wie geübt in anmuthiger Rede, und erfahren in manch einer schönen Kunst, womit er Ritter und Frauen, Alt und Jung, zu vergnügen wußte, also, daß ihn Alle aufs herzlichste liebgewannen. Doch zumeist gewogen ward ihm die schöne Herzogstochter selber, und wie er, um zu seinem Herrn heimzukehren, Urlaub nehmend, vor ihr stand und so hellen, freundlichen Blickes auf sie schaute, da trat unbemerkt eine Thräne in ihr schönes Auge, und sie konnte nicht hindern, daß nicht der leise Wunsch in ihr sich regte: ihr künftiger Gemahl möge diesem Ritter gleichen! — Und als er nun vollends sich entfernt hatte, da fühlte sie wohl, er habe ihr Herz mit sich hinweg genommen, doch gelobte sie sich, ihre Empfindung niemals zu offenbaren und den Willen ihres Vaters zu vollbringen, denn sie war eine fromme und gehorsame Tochter.

Aber auch dem Johannes war es gleichermaßen ergangen. Als er, seinem Geleite voraus, über die glänzende Morgenau der Heimath entgegen ritt; da versuchte er es umsonst, wie er es zu thun früher gewohnt war, ein Jagd-, Schlacht- oder Minnelied, deren er selbst kunstreich zu setzen wußte, in die frische blaue Luft hinaus zu singen. Die wohltönende Stimme versagte ihm, seine Brust war beklommen, still sinnend ritt er vor sich hin und erwog betrübten Muthes, wie so große Tugend und Schönheit er an Jungfrau Mechtilde gefunden, und wie er sein Leben lang solch Gemahl in treuer Liebe und Verehrung halten würde, und wie recht betrübt es doch sey, daß dieses nun und nimmermehr geschehen könne.

Wider alle Vermuthung empfing ihn Herzog Friedrich von Schwaben, welchem er Boten vorausgesendet und den glücklichen Ausgang zu wissen gethan, mit gar trauriger Geberde, und redete ihn also an: „O mein lieber Freund Johannes, wie wohl und reiflich hatte ich mein Vorhaben erwogen, und wie gedachte ich weislich zu handeln, indem ich dir diese Brautwerbung auszurichten befahl, und ist nunmehr solche eine Ursache großer Trübsal und Unmuthes geworden; denn du sollst wissen, daß mein junger Herr Sohn allbereits ohne mein Vorwissen seine zukünftige Gemahlin erwählet und sich derselben mit einem theuren Eidschwure verlobet hat. Auch vermöchte ich diese seine Wahl nicht zu schelten, denn es ist gleichermaßen eines reichen und mächtigen Herzogs Tochter, eine tugendvolle

Jungfrau adeligen Gemüths, in mancherlei Kunst und Wissenschaften wohl unterwiesen, und von großer Schönheit; und möchte ich selbige wohl als eine liebe Tochter annehmen, hätte ich nicht mein Wort an Herrn Berchtold durch dich allbereits schon verpfändet, und wollte ich lieber mein Leben lassen, als solches nicht einlösen. Jetzo, mein werther Johannes, bezeige dich als einen getreuen und verständigen Diener und Freund, und entdecke mir einen Rath und Anschlag, wie ich mein gegebenes Wort bei Ehren behalte, ohne meinen Herrn Sohn zu einer Gemahlschaft zwingen zu müssen, welche seinem Sinne also sehr widerstrebet. Findest du ein Mittel, solchem Verdrusse zu begegnen, so will ich es dir lohnen mit großen Ehren und Würden und reichem Gute, und dich zeitlebens werth halten als meinen liebsten und getreuesten Freund!"

Als der Herzog geendet, da erblühete eine helle Röthe auf dem Antlitze seines Ritters Johannes, und sein Auge leuchtete von einem süßen Hoffnungsschimmer. Er beugte das Knie und sprach vergnügten Muthes: „Gnädigster Gebieter, so verscheuchet denn Euren Kummer, dieweil ich zuversichtlich glaube, mit Gottes Beistand Euer Vertrauen zu rechtfertigen und Euer Anliegen zu einem für alle Zeiten frohen Ende zu bringen, unbeschadet Eurer Ehre und gegebenen Versprechung. Laßt mich unverweilt von hinnen und harret getrost erwünschter Botschaft, die Euch in Bälde von mir zukommen soll."

Nachdem ihm ein solches verstattet worden, so kehrte

Herr Johannes auf das schleunigste wieder zurück an das Hoflager des Zähringers; aber welche Töne kamen ihm da entgegen? Wehklagen erfüllte die Burg, denn die schöne und tugendreiche Herzogstochter war inzwischen in ein also schweres Siechthum verfallen, daß die erfahrensten Aerzte und Meister der Kunst an ihrem Auffkommen verzweifelten, und für gewiß dafür hielten, daß binnen kurzer Frist die Sichel des unerbittlichen Todes diese glanzvolle und süßduftende Blume von der Erde hinwegnehmen würde. Herr Johannes erbat sich die Gnade, der Jungfrau alsogleich vorgestellt zu werden, dieweil er eine Botschaft an sie allein zu bringen gekommen sey. Als denselben nun Herr Berchtold in das Gemach der Tochter geführt und er an ihr Lager getreten, sich auf das Knie niedergelassen, von ihr bemerkt worden — da sahen Alle, so zugegen, was ihnen als ein Wunder des Himmels fürkam, daß die erbleichten Wangen der Jungfrau ein sanftes Roth überflog, aus dem erloschenen Auge neuer Glanz blinkte, die geschlossenen Lippen ein liebliches Lächeln spaltete, und ein Blick des innigsten Wohlwollens auf den in tiefster Bewegung vor ihr knieenden Johannes sich senkte. Als Mechtild in Etwas sich wieder gefaßt hatte, brach sie zuerst das Stillschweigen, und hub erhobenen Hauptes mit leiser, aber klarer Stimme an: „Geliebter Herr und Vater, warum sollte ich jetzo, wo ich vielleicht in dieser Stunde noch von Euch und dem Leben mich trennen muß, nicht ungescheut das Geheimniß meines Herzens, welches, so mir Hoffnung längeren

Lebens geblieben, durch keine Macht der Welt über meine Lippen gekommen wäre, nunmehr nicht freudig bekennen? Ja, mein Johannes, da ich deine hohe Tugend und adelige Gesinnung, Weisheit und Muth an dir erkannt, da hatte meine Seele sich dir zu eigen gegeben, und ich gedachte, welch ein so großes Glück es seyn müßte, wenn ich als dein Gemahl mein Leben lang in getreuer Liebe dir angehören dürfte. Da aber dieses nicht geschehen könne, dieweil mein geliebter Herr und Vater über mich ein Anderes beschlossen, so gelobte ich bei mir, als eine getreue Tochter, in Allem mich gehorsam zu bezeigen. Jetzo nimmt Gott die schwere Verpflichtung von mir, und freudig folg' ich Seinem Rufe; indem ich hoffe, daß Er nach Seiner Barmherzigkeit uns Alle nach kurzer Trennung in Seiner Herrlichkeit vereinigen werde, und sage ich also hiermit euch Allen mein letztes Lebewohl!"

Als die Jungfrau geendigt, nahm sie Herr Berchtold mit großem Trauern in seine Arme und sprach: „O meine geliebte Tochter, hätte ich dieses zuvor wissen sollen, so wollte ich dich gerne Herrn Johannes zur Gemahlin gegeben haben, und darfst du deiner Wahl dich nimmer schämen, denn obwohl nicht von hoher Geburt oder großer Reichthume, besitzt derselbe so hohe Gaben und glanzvolle Tugenden, daß er solchergestalt wohl ebenbürtig zu nennen!"

Auf diese Rede erhob sich Johannes rasch und mit freudestrahlenden Mienen, eilte auf Herrn Berchtold und die Jungfrau zu, drückte deren Hände zu wiederholten

Malen an seinen Mund, und rief alsdann mit großer Bewegung aus: „Preis und Ehre sey dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, ohne Ende ist Seine Güte und wunderbar Sein Rath uns zum Heile!“ Hierauf entdeckte er Herrn Berchtold die Ursache seiner Rückkehr, und Alle lobeten und dankten Gott, der so bittere Schmerzen in süße Lust, und so schwere Trauer in also erquickliche Freude verkehret.

Da die Jungfrau schnell von ihrem Siechthume sich erholte und wieder zu vorigen blühenden Kräften gelangte, so ward alsbald die Hochzeit auf das Herrlichste ausgerichtet, und erhielt Herr Johannes gleichermaßen vom Herzog Berchtold sowohl, als von Herzog Friedrichen weite Lehen und großes Gut an Burgen und Ländereien mit reichen Gefällen und Einkünften.

Zu seinem Hauptsitze wählte er ein schönes Schlößlein auf einem freundlichen, rebenumpflanzten Berge am Neckar, zwischen den Städten Waiblingen, der Wiege des Hohenstaufengeschlechtes, Eßlingen und Stuttgart, von welcher herab er einen großen Theil seiner Herrschaft überschauen konnte. Diese schuf er aber in Kurzem durch Freigebigkeit und Milde, Gerechtigkeit und Weisheit zu dem blühendsten und fruchtbarsten Garten des ganzen Gaues um. All sein Lebenlang, welches er bis zu den höchsten Jahren brachte, blieb er seinem Herrn und Wohlthäter in Dankbarkeit und unerschütterlicher Treue ergeben, und nach dessen Tode seinem Sohne, dem nachmaligen Kaiser, den er auch auf seinem Kreuzzuge ins heilige Land begleitete. Stets

übte er nach der Väter Sitte gegen Alle, die bei ihm einsprachen, die bereitwilligste Gastlichkeit, und weil seine Burg das Haus am Berge genannt war, so hieß man Herrn Johannes weit und breit nur den Wirth am Berge. Dieser Name ist denn auch dem erlauchten Geschlechte der Regenten unseres Landes, und von ihnen aus diesem selbst verblieben.

VIII.

Burg Falkenstein im Schwarzwald.

In einer einsamen, ganz von Bergen umschlossenen Thalgegend des Schwarzwaldes, nicht ferne von dem gräflich von Bissing'schen Marktflecken Schramberg, liegt hoch auf einem schönen Granitfelsen, unter dem der Waldbach Berneck dahinrauscht, die Ruine der ehemaligen Burg Falkenstein. Kein Fuß- oder Fahrweg führt zu den Trümmern der Burg; nur mühsam ersteigt man die hohe Felsenwand, auf der die Burg stand, und dann muß man von einem Bruchstück zum andern klettern, um zu der eigentlichen Ruine zu gelangen. Hat man eine Höhe von 240 Fuß im Schweiße des Angesichts erstiegen, so sieht man noch einige Umfangsmauern des ehemaligen Wohngebäudes von einer Höhe von 30 Fuß, und gegen die Nordseite hin die Reste

der Umfangsmauer eines eckigten Thurms. Dieser Thurm enthielt wohl ein schreckliches Verließ der Gefangenen. Von diesen Trümmern geht es noch einmal aufwärts zu einer höher liegenden Burg, die mit der untern durch einen verborgenen Gang in Verbindung stand. Auf dieser obern Burg stehen nur noch die Reste einer Thoröffnung mit bedeutenden Nebenmauern, welche 8 Fuß dick sind. Diese Thoröffnung soll der Sage nach dazu gedient haben, in einer Maschine, die man Männerschlitten nannte, Menschen und Proviant an der jähen Felsenwand auf die Burg hinaufzuziehen. Außerdem hat sich auf einer überhängenden Felsenspitze noch die Wand eines Thurmes erhalten, der wohl in alter Zeit der Lug ins Land gewesen.

Die Geschichte der Burg Falkenstein geht mit Gewißheit bis ins Jahr 1030 zurück: sie spielt eine wichtige Rolle bei dem tragischen Ausgang des edlen Herzogs Ernst von Schwaben, den unser erster vaterländischer Dichter, der unübertreffliche Ludwig Uhland, in einem herrlichen Drama verewigt hat. Wir geben die Erzählung dieser wichtigen Begebenheit nach dem Bericht des Chronisten Wippo, eines Zeitgenossen.

„Durch Entziehung des Reichs von Burgund, auf das Herzog Ernst Erbschaftsansprüche machte, hatte sich Kaiser Konrad den Widerwillen seines Stiefsohns zugezogen. Doch er, als der Mächtigere, achtete nicht darnach, sondern befahl dem Herzog so wie den übrigen gleich unzufriedenen Fürsten des Reichs die Heeresfolge nach Italien. Nur durch Vermittlung seiner

Mutter Gisela ließ sich Herzog Ernst dazu bewegen. Zur Belohnung dafür ertheilte Konrad ihm die Abtei Kempten, so wie noch andere Ehrenbezeugungen. Das aber däuchte dem Herzog kein Ersatz für das Erbe von Burgund. Sobald er nun aus Italien zurückkehrte, beschloß er, mit Gewalt seine Rechte zu erlangen. Diesen Entschluß bekräftigten noch einige Vasallen des Herzogs. Ernst unternahm nun manches Feindselige gegen den Kaiser. Unter andern baute er eine Burg zu Zürich, um da sich sicher zu stellen vor seinen Feinden, die sich nun regen würden. Um dieß zu vollführen, nahm er aus den Abteien St. Gallen und Reichenau, was ihm gefiel, so daß er beiden Klöstern einen großen Schaden zufügte. Alles das geschah, während der Kaiser in Italien seine Angelegenheiten ordnete. Als er zurückkam, forderte er den Herzog auf eine Fürstenversammlung zu Ulm. Ernst erschien aber nicht als Bittender, sondern voll Vertrauen auf die Vasallen, welche ihn umgaben. Aber diese hingen nicht so unbedingt an ihm, wie er gehofft hatte. Wollte also Ernst wohl oder übel, so mußte er sich seinem Stiefvater ergeben. Der sprach ein Urtheil über ihn, und setzte ihn gefangen auf die Burg Giebichenstein in Sachsen. Nach zwei Jahren wurde Ernst wieder entlassen, und das Herzogthum Alemannien wurde ihm wieder zugesagt, unter der Bedingung, daß er seinen Lehensmann Graf Wezelo von Kyburg, der einer der schlimmsten Rathgeber Herzog Ernsts war, dem Kaiser ausliefere. Das thun zu wollen, sollte Herzog Ernst mit einem Eid

beschwören, aber er wollte nicht: sein Freund war ihm lieber als das Herzogthum. Da wurde Herzog Ernst für einen Reichsfeind erklärt und des Herzogthums förmlich entsetzt. Ernst ging nun hinweg mit den Wenigen seiner Getreuen und sann auf neue Rathschläge gegen seinen Stiefvater. Er sammelte den Grafen Wezelo und noch andere Getreuen um sich, und machte sich an den Grafen Odo von Champagne, um Hülfe von ihm zu erlangen. Der war ihm aber nicht zu Willen. Da ging Ernst wieder nach Schwaben zurück, nahm seinen Aufenthalt in einer Wildniß, genannt der Schwarzwald, an sicherem Orte, und lebte einige Zeit von elender Beute. Endlich geschah es, daß er von den Leuten des Kaisers überall gedrängt wurde, daß Einige, die dem Kaiser günstig waren, die besten Pferde, welche der Herzog hatte, ihm hinterlistig von der Weide wegnahmen. Als der Herzog die Pferde verloren hatte, auf die er sein Vertrauen setzte, da haschte er in der Noth überall alle Pferde zusammen, die er haben konnte, und brach mit Allen, die er um sich hatte, aus dem Walde hervor. Er gedachte, es wäre besser, ehrlich zu sterben, als schmählich zu leben. Sie kamen durch das Waldgebirge hindurch in eine Gegend, die man Baar nennt. Da sahen sie ein verlaßnes Schloß, das seine Feinde in der vorigen Nacht besetzt hatten. Das hielt Herzog Ernst für einen Hinterhalt, den man ihm gelegt habe. Graf Manegold nemlich, ein Vasall des Kaisers, der ein großes Lehen besaß von der Abtei Reichenau, welches ihm der Kaiser und der Bischof

Warmann übergeben hatte, war hier als Schutzposten aufgestellt worden, auf daß Herzog Ernst in dieser Gegend keine Verheerung durch Raub und Brand anrichte. Jetzt glaubte Ernst und seine allzufreudigen Anhänger, sich an seinen Feinden rächen zu können; sie machten sich sogleich auf den Weg und rückten auf dieselben los. In derselben Absicht hatte sich Manegold mit seinen Leuten da und dorthin gerichtet, um die Wege des Herzogs genau zu beobachten. So geschah es, daß Beide so nahe zusammentrafen, daß sie sich gegenseitig sehen und anreden konnten. Es waren aber auf Seiten Manegolds viel mehr Kriegsleute, denn auf Seiten des Herzogs. Keine Zögerung — sie traten zusammen und kämpften hitzig. Auf Seiten des Herzogs stritten die Krieger von Zorn, Wuth und Kühnheit angetrieben, auf der andern Seite kämpften sie für Ehre und Belohnung. Die mit dem Herzog waren, achteten nicht des Lebens und stürzten in den Tod. Der Herzog schonte Niemand in dem Treffen, er fand aber auch Keinen, der seiner schonte: von Vielen verwundet, sank er endlich durchbohrt nieder. Da fiel auch der Graf Wezelo, Vasall des Herzogs, um dessentwillen dieß Alles geschehen war: Adelbert und Iwerin die Edlen und viele Andere fanden hier ihren Tod. Auf der andern Seite fiel Graf Manegold, der Urheber dieses Streites, und mehrere Andere mit ihm. Der Leichnam des Herzogs wurde nach Constanz gebracht, und nachdem er zuvor von dem Bischof vom Banne befreit war, in der Kirche St.

Maria begraben. Der Leib Manegolds aber wurde in der Reichenau zur Erde bestattet. Dieß geschah am 18. Aug. 1030."

Hundert Jahre nach dieser traurigen Begebenheit (1130—1148) werden zwei Brüder von Falkenstein genannt, Johann, Abt von St. Georgen, und sein Bruder Reginald, der im J. 1141 in einem Gnadenbrief zeugte, den Kaiser Konrad dem Kloster St. Blasien ausstellte. Erst im Jahr 1274 erscheinen wieder zwei Brüder, Otto und Heinrich von Falkenstein, als Zeugen bei der Schenkung des Kirchenschatzes zu Waldkirch. Diese alle gehörten dem höheren Adel an. Vom Jahre 1305—1315 kommen die Brüder Conrad und Erchinger Eigelwart, Freiherren von Falkenstein, vor, die auf dem unteren Schlosse dieses Namens in der Baar wohnten, aber zuverläßig dem Geschlecht derer von Falkenstein bei Schramberg angehörten. Einige Jahre später (1323) wohnten auf Falkenstein die Gebrüder Eberhard, Heinrich und Eglof, von denen der letztere eine Adelheid von Landenberg (auf Schramberg) zur Ehe hatte. Unter ihnen wurde Burg Falkenstein Zeuge einer gräßlichen That. Im Jahr 1372 wurde Graf Ulrich von Helfenstein von etlichen Vasallen des Grafen Eberhards des Greiners von Würtemberg gefangen genommen und dem Eberhard von Falkenstein in ritterliche Haft übergeben. Der von Falkenstein legte den Gefangenen in die nahe, ihm gehörige Burg Ramstein, wo er Ein Jahr lang in ritterlicher Haft bleiben und gut gehalten werden sollte. Sobald aber die Städter, besonders

die von Ulm, deren Feldobrister Graf Ulrich von Helfenstein war, von dieser ehrlosen Gefangenschaft hörten, zogen sie mit zwei Söhnen des Grafen vor die Burg, um den Gefangenen zu befreien. Da wurden die Städter durch einen Boten Kaiser Karls IV. bei Vermeidung kaiserlicher Ungnade gemahnt, von der Belagerung der Burg Ramstein abzustehen. Dennoch scheint Eberhard von Falkenstein für seinen Gefangenen besorgt gewesen zu seyn, er möchte vor Ablauf der Frist aus seiner Haft erlediget werden, darum beschloß er, ihn im Schutze der Nacht, in aller Stille, mehr in seine Nähe, auf die Burg Falkenstein selbst zu bringen. Aber kaum saß der Graf von Helfenstein im Verließ des unteren Burggebäudes zu Falkenstein, so wurde ihm der Hals abgeschnitten. Wer seine Hand bei dieser gräßlichen That im Spiele hatte, darüber ist ein Schleier gezogen, der bis auf diese Stunde noch nicht gelüftet worden. Sobald oben genannte Adelheid von Falkenstein von dieser Mordthat hörte, ließ sie die verstümmelte Leiche des Grafen von Helfenstein in der nicht fern von der Burg liegenden und noch jetzt stehenden alten Kirche beerdigen und ihm ein Grabmal errichten. Auch ließ sie Messen für die Seele des Ermordeten lesen, denen sie immerdar anwohnte. Da am Tage des h. Ulrichs des Jahrs 1372, als Frau Adelheid am Grabe des Ermordeten andächtig betete, nahte eine jugendliche Frau von edler Gestalt, in Trauer gekleidet, den Stufen des Altars und fing an bitterlich zu weinen. Darauf verrichtete sie mit aufgehabe-

nen Händen ihre Andacht, und sprach ein andächtig Gebet für die Seele des ermordeten Vaters. Ehe sie den Altar verließ, legte sie ein goldenes Kreuz als Opfer an demselben nieder. Auch ließ sie sich das Grabmal ihres Vaters zeigen, das sie lange mit thränenden Augen betrachtete. Die edle Trauernde war Catharina, die Tochter des ermordeten Grafen v. Helfenstein. Sie wohnte von nun an allen Todtenmessen bei, verweilte vier Wochen bei der Ruhestätte des sel. Vaters, und stiftete für ihn eine ewige Messe. Nachdem sie den Priester reichlich beschenkt hatte, verließ sie diesen Ort ihrer Wehmuth, und ließ sich von nun an nimmer in der Gegend sehen. Auch die edle Adelheid von Falkenstein verließ bald darauf die Burg, da die Unthat geschehen war.

Im Jahr 1440 hatte die Burg wieder eine Gefahr zu überstehen. Zwei Verwandte, Jakob und Conrad von Falkenstein, damals Ganerben auf der Burg, geriethen wegen ihrer Besitzungen mit einander in Streit. In Folge dessen überrumpelte Conrad von Falkenstein mit seinen Reisigen Hans Hak von Waldnau und Hans von Ramstein im 1444. Jahr seinen Vetter Jakob, der an keinen solchen Ueberfall dachte. Er drang mit seinen Genossen in den Vorhof des unteren Schlosses, besetzte in größter Eile den Thurm, verwundete einige Edelknechte, und nahm diese so wie seinen Vetter gefangen. Die Feinde hätten beinahe auch das obere Burggebäude erstiegen, wenn nicht die Tochter Jakobs und der bei ihr sich aufhaltende Bräu=

tigam die mit dem untern Schloß verbindende Zugbrücke hätte schnell aufziehen lassen und einen Pfeilregen auf die Anstürmenden herabgesendet hätte. Bei diesem Ueberfall zeigte die Tochter Jakobs einen ritterlichen Muth, und trug Alles bei, um die Feinde abzutreiben. Bald mußte Conrad seinen Vetter wieder der Haft entlassen, mußte die Kriegskosten und den Schaden ersetzen und vor dem Hofgericht zu Rotweil dem Vetter Abbitte thun.

Doch hörten die Streitigkeiten unter diesen verwandten Ganerben von Falkenstein nicht auf, bis sie die verschiedenen Burgen und Güter in der Mitte des 15. Jahrhunderts theilten. Von nun an nannte sich eine Linie die von Falkenstein zu Falkenstein, die andere die von Falkenstein zu Ramstein. Die Besitzungen der ersteren Linie zur Hälfte kamen im Jahr 1444—1449 durch Kauf an Graf Ludwig von Wirtemberg, die der Falkenstein-Ramstein durch Heirath an Hansen v. Rechberg, und von diesem an seinen Schwager Hans von Landenberg. Mit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte die so hoch angesehene Familie von Falkenstein ihre sämmtlichen Stammgüter verloren. Die Söhne Georgs, des Letzten von Falkenstein, sind schon im J. 1558 in den bürgerlichen Stand herabgesunken, und sie verheiratheten sich mit bürgerlichen Töchtern in der Stadt Villingen.

Wann die Burg Falkenstein Ruine geworden, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben; nach einer mündlichen Sage wurde sie durch die Rotweiler und andre

Reichsstädte im Jahr 1491 zerstört. — Ueber die Entstehung des Namens der Burg noch eine schöne Sage.

Die Sage von dem weißen Falken.

In den ältesten Zeiten hieß die Burg Falkenstein nur der Stein, wie viele andere Burgen des deutschen Landes den Namen Stein führen, und noch jetzt ein nicht ferne von Falkenstein wohnendes Geschlecht den Namen „von Stein" trägt. Wie die Burg Falkenstein ihren Namen erhielt, darüber geht im Munde des Volks folgende Sage:

In jenen Tagen, als Gottfried von Bouillon mit vielen Rittern und Herren nach Palästina zog, um das h. Grab aus der Hand der Ungläubigen zu befreien, befand sich unter der Zahl derer, welche den Fahnen des Kreuzes folgten, auch ein Ritter, genannt Kuno von Stein im Schwarzwald. Beim Abschied von Hause hatte er zu seiner holden Gemahlin, Selindis von Höwin, gesagt: „Wenn ich nach Jahresfrist nicht wiederkehre, dann bin ich todt und du darfst meiner nicht länger harren." Als er dieß gesagt, küßte er noch einmal die Betrübte, bestieg sein Streitroß und schloß sich der Schaar seiner Genossen an. Mit Thränen in den Augen blickte Selindis dem Scheidenden nach, bis sein Helmbusch hinter den dunkeln Tannen verschwand. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie

ihn lange nicht, vielleicht nie wieder sehen würde. Bald, nachdem die Kreuzfahrer in dem ersehnten Lande angekommen waren, folgten Kämpfe auf Kämpfe bis in die Nähe der heil. Stadt, und jeden Fuß breit mußten die ritterlichen Streiter mit theurem Blute von den Sarazenen erkaufen. Doch erreichten sie endlich das Ziel ihrer Wünsche, sie sahen die Zinnen der heil. Stadt, und begrüßten auf den Knieen den geweihten Boden, wo einst der Erlöser der Welt gelitten hatte und gestorben war. Aber nicht Allen, welche an dem Zuge Theil genommen hatten, wurde dieses Glück zu Theil: viele sahen nur die Stadt, ohne die Thore betreten zu dürfen. Unter ihnen war auch der Ritter Kuno von Stein. Noch unter den Thoren der heil. Stadt begann ein blutiger Kampf. Kuno drängte sich in das Gefecht, wo es am hitzigsten war, wurde von dem Feinde umzingelt, und, ob er gleich stritt wie ein Löwe, mußte er doch zuletzt der Uebermacht weichen, und wurde von den Feinden als Gefangener davongeführt. Ein trauriges Loos empfing den unglücklichen Ritter unter den Sarazenen; er wurde als Sklave verkauft und in das Innere des Landes fortgeschleppt, wo er gleich dem Zugvieh an das Joch des Pfluges gespannt, unter den Peitschenhieben des unbarmherzigen Treibers das Feld umackern mußte. So ging ein Jahr dahin, dem Ritter in Pein und Qual der Knechtschaft, seiner Gemahlin in der Heimath in Schmerz der Sehnsucht nach dem Entfernten. Eines Abends — Kuno hatte eben sein Tagwerk vollendet — wurde er mit

noch andere Genossen seines Unglücks wie ein Vieh aus dem Pflug gespannt und nach Hause getrieben, um auszuruhen und für die Mühe des folgenden Tages neue Kräfte zu sammeln. Aber der Ritter fand keine Ruhe; seine Gedanken schweiften hinüber in die ferne Heimath, er gedachte seiner geliebten Gemahlin, und wie gerade jetzt ein Jahr verflossen wäre, seit er sie verlassen und das Wort gesprochen hatte: wenn ich nach Jahresfrist nicht wiederkehre, darfst du nimmermehr meiner harren. Eine unendliche Sehnsucht, die theure Heimath und die geliebte Gemahlin wieder zu sehen, befiel ihn bei diesem Gedanken. „Ach! daß ich fliegen könnte über Länder und Meere!" rief er oft aus, „um nur auf wenige Augenblicke die Burg der Väter und meine Gemahlin wieder zu sehen, gerne wollte ich dann wieder zurückkehren in meine Knechtschaft, in der ich täglich schmachte." Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, da stand vor seinem Strohlager, auf das er sich eben ermüdet hingeworfen hatte, eine Gestalt, deren Gesichtszüge er zwar in der Dämmerung nicht zu unterscheiden vermochte, aber deutlich vernahm er die Worte: „Herr Ritter im Pfluge, ist Eure Sehnsucht nach Heimath und Gemahlin so groß, so läßt sich leicht helfen." Wer bist du, unheimliches Wesen, rief Kuno, indem er sich aufrichtete, die Augen rieb und der Gestalt unerschrocken in's Antlitz schaute. Ein Gesicht mit widrigen Zügen grinzte ihn an. „Dein guter Freund bin ich," antwortete die Gestalt — „der wegen keiner anderen Absicht da ist, als, um dich zu erlösen aus

deiner traurigen Lage, und der dich wieder zurückführen will in die Arme deiner Gemahlin, die voll Sehnsucht deiner harret; spute dich, denn wer weiß, ob deine Gattin noch lange frei seyn wird, sintemal so gar Viele um sie werben und sie noch in hoher Jugendblüthe steht. Willst du dich aber meiner Führung anvertrauen, so ist dir nichts als Entschlossenheit noth." „Sag' an," sprach der Ritter, „was soll ich thun? wie willst du mich nach Hause bringen und in wie viel Zeit?" — „Herr Ritter im Pflug," entgegnete der Unbekannte lachend — „bei uns rechnet man nicht nach Tagen, gebiete vielmehr, in wie viel Stunden ich dich hinführen soll, und dein Wunsch soll stracks in Erfüllung gehen." Der Ritter besann sich eine Weile; nicht ohne einiges Grauen betrachtete er die lange, hagere Gestalt des Mannes, der vor ihm stand, und es schien ihm Anfangs nicht gerathen, sich dessen Führung anzuvertrauen. „Willst du, oder willst du nicht?" fragte dieser jetzt ungeduldig — „dir geschieht ja der Dienst, nicht mir; bedenke nur deine schreckliche Lage, in der du noch lange schmachten kannst, bedenke die Freude, wenn du deine Gattin wieder siehst, die jetzt noch, aber vielleicht bald nimmer, deiner wartet; ja oder nein, ich muß es wissen." Die letzten Worte des Mannes brachten den Ritter zum Entschlusse. „Ich will mich dir anvertrauen, unheimliches Wesen," rief Kuno; aber man sah wohl, daß ihm das Wort schwer vom Munde ging — „bringe mich dahin, wohin mein Herz sich sehnt und zwar so schnell als möglich." — „Also wären wir soweit im Reinen" — versetzte

der Unbekannte — „aber während ich dir verspreche, einen Dienst zu leisten, haben wir die Bedingung vergessen, die du mir dagegen zu leisten hast, und diese besteht, damit ich dir's kurz sage, darin, daß du mir versprichst, von nun an mein Eigenmann zu seyn mit Leib und Seele, im Fall du, während ich dich in die Heimath führe, in Schlaf fällst; bleibst du aber während dieser Zeit und bis zur Ankunft daselbst wachend, so bist du deines Versprechens quitt, und ich erhalte dafür nichts, daß ich dich tausend Stunden weit getragen habe." — „Es sey," versetzte der Ritter, „aber ehe die Sonne hinter den Bergen hervortaucht, will ich in der Heimath seyn; nimm mein Wort, ich folge dir." — „Dein Wort in Ehren," sagte der hagere Mann, „aber bei jedem Pakt muß eine Unterschrift seyn, es ist für Leben und Sterben." — „So traust du also meinem ritterlichen Worte nicht?" rief Kuno von Stein, ich habe es noch nie in meinem Leben gebrochen." — „Herr," entgegnete der hagere Mann, „aber man geht halt doch sicherer, wenn man Schwarz auf Weiß, oder wie ich es lieber habe, Roth auf Weiß besitzt." Mit diesen Worten zog er einen Pergamentstreifen und eine Feder hervor und hielt Beides dem Ritter hin. Dieser wies das Angebotene lange von sich, und besonders, als der Unheimliche mit der Feder eines der Blutgeschwüre, die des Treibers Peitsche dem Ritter an die Hand geschlagen hatte, aufritzte und die Feder in das Blut tauchte — da befiel ihn ein heftiger Schauer. „Man muß sich zu helfen wissen, wenn man keine

Tinte hat," sagte scheinbar gleichgültig der Hagere, bot aber gleich darauf alle Künste der Ueberredung auf, um den Ritter zur Unterschrift seines Namens zu vermögen. Mit zitternder Hand ergriff Kuno endlich die Feder und schrieb auf das Pergament sein Namenszeichen, wie er es gewöhnlich zu schreiben pflegte. Schnell nahm der Mann den Pergamentstreifen wieder zur Hand und verbarg ihn unter den Falten eines Mantels, der seinen ganzen Körper bis zu den Füßen hinab einhüllte. „Frisch auf, Herr Ritter!" rief er mit höhnischem Lachen, „rasch und ohne Furcht das Roß bestiegen, das Euch in wenigen Stunden an Ort und Stelle bringen wird." Dieß gesagt, war der Unbekannte verschwunden, an seiner Stelle dagegen stand ein Löwe mit wallender Mähne, aber nicht wild aussehend, wie einer, der blutgierig aus Lybiens Wüsten hervorbricht, sondern wie einer, der seine Wildheit gänzlich verlernt hat und kosend seinem Meister sich zu Füßen schmiegt. Gehorsam beugte er seinen Rücken vor dem Ritter, und es war, als ob er zu ihm sagen wollte: Vertraue dich kühn meinem Nacken an, ich will dich sicher an Ort und Stelle bringen. Kuno ließ sich nicht lange von dem freundlichen Blick des Löwen mahnen: voll Zuversicht schwang er sich auf den Rücken des seltsamen Rosses, und es däuchte ihn, als ob er nie sicherer und bequemer in einem Sattel gesessen hätte. Sobald der Löwe den Reiter auf seinem Rücken fühlte, erhob er sich wie mit Flügeln in die Lüfte, und im Nu war unter ihnen der Ort verschwunden, wo der Ritter bisher wie ein

Lastthier gequält worden war. Pfeilschnell gieng es dahin über Berge und Meere, und in Kurzem war dem Ritter nicht mehr bange auf dem ungewöhnlichen Reitgaul; fest schloß er seine Füße um die weichen Lenden des Löwen, während er die Hand um die wallende Mähne schlang und sich derselben als eines Zügels bediente. Aber während er dahin ritt, war es ihm, als ob ein unabwehrbarer Schlaf sich auf seine Augenlieder niedersenken wollte. Drei Nächte waren dem Ritter ohne Schlaf dahingegangen, der Schmerz der Wunden, die der Treiber seinem Leib geschlagen hatte, hatte bis dahin den Schlaf von seinen Augen ferne gehalten. Jetzt dachte er mit Angst des schrecklichen Versprechens, er wolle mit Leib und Seele dem dienstbaren Geist zu eigen werden, wenn er einschlafe, und dieß hielt jedesmal den Schlaf von ihm zurück, wenn er ihn übermannen wollte. Mit einem Male aber war es ihm, als ob er, wie in den Tagen seiner Kindheit, sanft in einer Wiege geschaukelt würde; Traumbilder aus der Heimath und vom seligen Wiedersehn begannen, seine Phantasie zu umgaukeln. Er senkte sein Haupt auf die Mähne des Löwen nieder, um sich dem Schlummer zu überlassen, da fühlte er plötzlich einen sanften Schlag auf sein Haupt; erstaunt fuhr er mit dem Kopfe in die Höhe und sah einen herrlichen weißen Falken über sich in der Höhe schweben. Aber bald ließ er sein müdes Haupt wieder sinken, neue Traumbilder nahten ihm, und er fühlte einen zweiten Schlag, wie von den Federn eines Vogels; er fuhr wieder aus der Betäu=

bung auf, und dicht über ihm wehten dießmal die Fittige des weißen Falken.

Den hat mir ein gütiger Gott gesendet, sprach der Ritter bey sich, auf daß er mich errette aus der Hand dessen, der nach meiner Seele verlangt.

Jetzt war es ihm ganz klar geworden, um welch' theuren Preis er die Rückkehr in die Heimath und das Wiedersehn seiner Gattin erkauft habe, darum nahm er sich von Neuem vor, wach zu bleiben, um die Hoffnung des bösen Geistes zu nichte zu machen. Aber sein Vorhaben wurde bald wieder vereitelt; mit Macht drückte der Schlaf wieder auf seine Augenlieder, und er sank zum dritten Mal auf die Mähne des Löwen, um sich dem Schlafe zu überlassen, dem er so lange mit aller Gewalt widerstrebt hatte. Da rauschte es zum dritten Male über ihm; erschrocken fuhr er wieder auf, und sein Haupt berührte noch die Schwingen des weißen Falken, der ihn durch seinen Flügelschlag so eben wieder vom Schlaf abgehalten hatte. Als er um sich blickte, sah er weit unter sich in der Morgendämmerung einen schwarzen Streifen, der sich ihm bald als einen weithin ausgedehnten Wald zu erkennen gab; zugleich senkte sich auch der Flug des Löwen immer tiefer. Bald erkannte der Ritter die Zinnen einer Burg, die sich auf steilen, von Tannen umwachsenen Felsen erhob, nach welcher der Löwe seine Richtung nahm; hell und frisch blickte er um sich, als ihn der Löwe vor dem Thore seiner wohlbekannten Burg niedersetzte. In dem Augenblick, da Ritter Kuno den Boden berührte, fiel der

Pergamentstreifen vor ihm nieder, auf dem er seinen Namen unterschrieben hatte; das Pergament war durch und durch zerrissen. Zu gleicher Zeit erhob sich ein schrecklicher Sturmwind, daß die Zinnen der Burg erbebten, ihre Thürme wankten und der Fels bis in seine Tiefen zitterte. Der Sturm dauerte so lange, bis die Sonne hinter den Bergen hervorstieg. Der Ritter blickte auf — oben auf der Spitze des höchsten Thurmes saß der Falke, und die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten sein weißes Gefieder; da streckte Kuno seine Hände aus und winkte dem Falken, der sein Retter geworden, seinen Dank zu, bis der Vogel verschwand, als die Sonne über den Thälern strahlte. Sein Herz aber richtete sich im stillen Dankgebet zu demjenigen empor, der den Falken zur Rettung seiner Seele gesandt hatte. Und nun eilte er in die Burg zum frohen Wiedersehen der Gattin, die den lang Ersehnten freudig in ihre Arme schloß. Zum Andenken an seine Rettung nahm Ritter Kuno von Stein den Falken in sein Wappen auf und nannte Burg und Geschlecht nach ihm Falkenstein.

IX.

Die Kapelle St. Wendel zum Stein
im Jagstthal.

Wandern wir von dem Ufer des Kochers durch die gewerbreiche Stadt Künzelsau, mit Recht Klein-Nürnberg genannt, die Höhe hinan, so gelangen wir in $2\frac{1}{2}$ Stunden zu den Ufern der jäh dahin strömenden Jagst. Ehe wir aber ins Thal wieder hinabsteigen, lohnt uns eine liebliche Aussicht. Zu unsern Füßen liegt das Dorf Hohebach mit seiner bekannten stattlichen Brücke mit 4 Bogen; rechts breiten sich fruchtbare Rebengelände aus, zur Linken haben wir ein waldiges Ufer, von dem die schönsten Tuffsteine zu Tag gehen, die man weit und breit finden kann — an dem schönsten Vorsprung derselben klebt die kleine Kapelle St. Wendel zum Stein, von dem Volk nur die Steinkapel genannt. Aus geringer Ferne winkt der stattliche Marktflecken Dörzbach mit seinem alterthümlichen, aber recht wohnlichen Schlosse der Freiherren von Eyb. — Wir übersehen eine der lieblichsten Strecken des Jagstthals — doch das Schönste in ihrer Mitte ist die Steinkapelle, auf die wir zupilgern, aber nicht auf der Landstraße, denn von da aus führt kein Steg über die Jagst, sondern am linken Ufer des Floßes, größtentheils auf einem angenehmen Waldwege. In einer starken Viertelstunde gelangen wir zu dem Felsen, unter dem die

Kapelle liegt. Von diesem Felsen, der wie ein Altar aus dem Thal in die Höhe ragt und in seiner Mitte eine schöne Linde trägt, steigen wir auf einem jähen Pfade hinunter zur Kapelle. Wohl wegen ihrer eigenthümlichen Lage, vermöge der sie an dem Tuffsteinfels (Stein) gleichsam anklebt, hat die Kapelle den Namen zum Stein, oder geradezu Steinkapelle erhalten. Ihr Sockel bildet mit dem Tuffsteinfels gleichsam eine Masse, so daß man kaum mehr unterscheiden kann, was Fels oder Gemäuer ist. Aus diesem Sockel sind fünf mächtige Ahornbäume hervorgewachsen, die fast bis an das Dach der Kapelle reichen und ihr ein malerisches Aussehen geben. Die Steinkapelle ist im einfachen gothischen Styl gebaut, und hat ein kleines Thürmchen mit einfachem Kreuze. Zwischen den größeren Fenstern und dem Chorpfeiler gegen Hohebach ist eine Schrift, die einem Steinmetzzeichen gleicht, eingehauen. Der größere, rundbogige Eingang liegt gegen Hohebach, ein kleinerer gegen Dörzbach soll noch im Jahr 1790 auf dem Thürsturz die Jahrzahl 1515 gehabt haben. Treten wir in die Kapelle ein, so sehen wir auch hier wieder, wie sie ihren Namen zum Stein mit Recht trägt, denn der rohe zerklüftete Tuffsteinfels bildet ihre Giebelseite. Ihr Plafond ist ein hölzernes Getäfel, das mit zierlichen Arabesken bemalt ist. Zur Linken in der Kapelle steht ein einfacher steinerner Nebenaltar, auf dem mehrere Holzbilder aufgestellt sind, unter andern St. Veit und St. Wendelin, welches letztere Bild wohl noch aus dem 15. Jahrhundert stammt. Ueber dem

Eingang in den Chor steht die Jahreszahl 1520, welche wohl auf die Zeit einer Renovation hinweist. Die Decke des Chors ist schön gewölbt. Im Chor steht ein einfacher Altar mit einer nicht ohne Kunst gearbeiteten Bildtafel aus Marmor. Ein stattlicher Ritter im Harnisch kniet vor einem Crucifix, ihm gegenüber ein Frauenbild mit losgewundenen Haaren. Im Gesims des Altarbilds ist ein besonders kunstreich gearbeitetes Bild von Gott Vater angebracht. Die Inschrift lautet: der wol edel gestrenge Sebast. Strobi, der Zeit in des Herrn Obrist Schönberg. Reg. bei Herrn Obrist Leutenants Compagni Cornet hat dis werck auf sein costen hieher fertigen laßen Anno 1630. Von der Kapelle führt eine Pforte aufwärts zu dem Felsen, an dem sie angebaut ist. Steigt man einige Stufen hinan, so befindet man sich in einer weiten Grotte, da man oben am Felsen noch die Spuren des Dachgiebels einer früher dagestandenen Wohnung wahrnimmt. Geht man zur Linken auf der in Fels gehauenen Treppe weiter aufwärts, so kommt man in eine von Rauch geschwärzte Höhlung, welche eine Vorderwand mit Fensterlein hat. Beide Grotten sollen in früherer Zeit die Wohnung eines Einsiedlers gewesen seyn; die Volkssage erklärt sie auch für die Wohnung einer ehmals sehr berüchtigten Vagabundin, genannt Britschen-Babele (vielleicht Brigitta Barbara); daher hieß man noch lange diese Höhle Britschen Babele's Loch. Neben der Kapelle steht ein altes Küsterhäuschen, in dessen unterem Raume

eine klare Quelle sich befindet. — Das Eigenthum und Einkommen der Kapelle besteht in dem Ertrag des über ihr liegenden Waldes, so wie der umliegenden Güterstücke, wozu der Erlös der zu beiden Seiten liegenden Tuffsteinfelsen zu rechnen ist, welche nach und nach ausgeweidet werden. — Das Geschichtliche über die Kapelle besteht nur in wenigen Notizen. Als Engelhard von Berlichingen im Jahr 1478 von Hans von Bachenstein seinen Antheil an Dörzbach erkaufte, da behielt der Verkäufer für sich vor seine geistlichen Lehen, darunter auch das Kapelin zum Stein. Im Jahr 1491 verkaufte Albrecht von Bachenstein den Kirchensatz der Pfarrkirche zu Dörzbach, mit dem Stein darob gelegen, an Herrn Götz von Berlichingen. Unter den Herren von Berlichingen wurde die Kapelle zufolge der obengenannten Jahrzahl renovirt, also bestand sie schon in viel früherer Zeit. Vielleicht ist der Chor erst im Jahr 1520 an die Kapelle angebaut worden. — Die Kapelle St. Wendel zum Stein war schon seit alten Zeiten eine viel besuchte Wallfahrt, in der durch einen Geistlichen von Dörzbach Messe gelesen wurde. Noch im Jahr 1561 heißt es in einer Urkunde: „die Capelle zum Stein, welche von dem evangelischen Pfarrherrn zu Dörzbach, der da residiren wird, versehen werden sol." Demnach war nicht nur am Tage St. Wendelins (20. Okt)., wenn man hieher wallfahrtete, sondern wohl in jeder Woche in der Kapelle ein Gottesdienst. Darum wohnte auch jeder Zeit neben der Kapelle der sogenannte Kapellenmann oder Sakristan. Noch jetzt dauert die Wall-

fahrt fort, denn jedes Jahr an St. Wendelins Tag wallen Schaaren von Andächtigen aus der Nähe und Ferne der Kapelle zu, und keiner verläßt die heilige Stätte, ohne ein Scherflein in den Opferstock zu legen. — Bis in die letzte Hälfte des 17. Jahrhunderts fand ein eigner Gebrauch Statt von Seiten der protestantischen Anwohner der Kapelle. Je am Palmsonntag kamen die ledigen Leute von Hohebach auf einem versteinten Wege in die Kapelle und sangen Passionslieder. Aber die fromme Gewohnheit artete aus: die zusammentreffenden Hohebacher und Dörzbacher geriethen vom Singen ins Streiten und Zanken, da die Dörzbacher das Erscheinen der Hohebacher in der Kapelle für einen Eingriff in ihre Territorialgerechtigkeit hielten. Vom Streiten kam es zu Balgereien, wobei die jungen Leute von beiden Gemeinden gegenseitig die Kraft ihrer Fäuste aneinander versuchten. So mußte diese Wallfahrt abgestellt werden. Nur der Geistliche, begleitet vom Heiligenmeister, begleitet von Alten und Jungen, geht jetzt am Palmsontage auf die Kapelle, um den Inhalt des Opferstocks zu erheben, der in die heilige Kasse fällt. An die Stelle des wieder freundlichen Zusammenkommens bei der Kapelle ist ein liebliches Kinderfest, der jährliche Maientag, getreten, der auf dem Felsen-Plateau über der Kapelle bei der bekannten Maienlinde abgehalten, und von allen Anwohnern des Jagstthals, thalauf- und thalabwärts, besucht wird.

Ueber die Gründung der Kapelle geben wir eine liebliche Sage.

Der Bau der Steinkapelle.

Es war einmal ein Schäfer im nahen Dorfe Dörzbach — so erzählt die Volkssage — bei welcher nur das Wort gilt:

Es war post Christum natum,
Man weiß nicht mehr das Datum.

Dieser Schäfer fand an der Stelle, da er seine Schaafe weidete, einen großen Geldschatz, der ihn auf einmal zu einem reichen Manne machte. Damals wußten die Leute das Geld besser anzuwenden als jetzt, wenn sie dessen mehr hatten, als sie bedurften. Statt, daß sie große und stattliche Häuser bauten, oder prächtige Gespanne anschafften, um mit zween oder auch vier Schimmeln zu fahren, widmete man solches, von Gott geschenkte Geld, wieder zu Gottes Ehren an, entweder, um Spitale für Arme und Preßthafte zu stiften, oder um Kirchen und Kapellen zur Vermehrung der Andacht zu bauen. Zu letzterem frommen Zwecke bestimmte nun auch der genannte Schäfer seinen Geldschatz, und beschloß, an demselben Orte, wo er das Geld gefunden, dem Herrn zu Ehren, der ihm den Segen bescheert hatte, eine kleine Kirche oder Kapelle zu erbauen. Der Platz, wo der Schäfer den Schatz fand, soll über dem Fels gewesen seyn, nahe beim Walde; darum ließ er Steine und Alles, was man zum Bau einer Kapelle bedarf, dahin schaffen. Schon waren die Steine behauen, und das Holz zugerichtet, und der Graben ausgeworfen, in

welchen das Fundament eingesetzt werden sollte, siehe da! über Nacht wurden Holz und Steine hinüber gewälzt bis an das Ufer der Jagst und Niemand wußte, wie es geschehen war. Demungeachtet wurden Holz und Steine wieder auf den Felsen hinauf geschafft und das Fundament eingesetzt. Am Morgen lagen die Steine wieder unter dem Felsen, jedoch nicht mehr unter und übereinander, sondern an der Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, und zwar gerade so aufgesetzt und geordnet, wie das oben schon eingesetzte Fundament gestanden hatte. Da verbrach sich der Stifter der Kapelle nicht mehr den Kopf über der Sache; er ließ auch keine Steine in der Nacht auf den früheren Platz mehr stellen, um zu erfahren, durch wessen Hand Solches geschehen war, denn damals glaubte man noch mehr, als jetzt, an das Walten unsichtbarer Mächte. Darum wollte er dieser unsichtbaren höheren Gewalt nicht widerstehen, sondern er erkannte darin Gottes Willen, daß die Kapelle nicht über, sondern unten am Felsen im lieblichen Thale erbaut werden sollte. Alsbald ließ der Stifter auf dem Fundamente, das eine unsichtbare Macht eingesetzt hatte, fortbauen, und die Kapelle gedieh so schnell bis zum Giebel, daß Jedmänniglich erkennen mußte, wie der Bau nicht nur durch Gottes Willen, sondern unter seiner sichtbaren Unterstützung zu Stande kam. Kein Arbeiter wurde müde, so fleißig er auch war, kein Schweiß rann von der Stirne der Steinmetzen, ihre ganze Arbeit war wie ein Spielwerk — denn der Herr baute sein Haus. Als die Kapelle dastand, fertig und vol=

lendet bis zum Thürmlein, in dem das Glöcklein klang, da trat der fromme Schäfer freudig über die Schwelle; er stellte das alte Schnitzbild des heiligen Wendelins auf den Altar und sprach mit freudethränendem Blicke: dem Schutzpatron der Hirten soll die Kapelle geheiliget seyn, denn ich bin ein Schäfersmann! Dann kniete er nieder an den Stufen des Altars, über dem das Bild des Gekreuzigten aufgerichtet war, und faltete seine Hände zu einem andächtigen Gebet; er blickte auf zu dem Bild des Gekreuzigten, und von dem Bilde weg zu dem, der nun erhöhet ist zur Herrlichkeit seines Vaters, die ihm von Ewigkeit her bereitet ist. Die Kapelle wurde bald darauf von dem Bischof zu Würzburg feierlich geweiht zu Ehren Wendelins des Gottesheiligen. Seitdem hieß sie die Kapelle St. Wendels zum Stein, zum Unterschied von andern Kapellen der Umgegend, die denselben Heiligen zum Patron haben; sie wurde alljährlich am Tage des heiligen Wendelin von Schaaren frommer Wallfahrer besucht. Aber am häufigsten wallete der fromme Schäfer zu der von ihm gestifteten Kapelle. Ja, als er alt und schwach war und seinem Berufe nimmer abwarten konnte, zog er für immer in die Nähe der Kapelle, denn er hatte weder Weib noch Kinder. Er baute von der Habe, die er noch besaß, ein kleines Häuslein, das noch stehende, in dem der Kapellenmann wohnt, und widmete sich dem Dienste in der Kapelle. So oft der Frühmeßner von Dörzbach darin die Messe las, administrirte er als Sakristan; auch läutete er das Glöcklein auf dem Thurme des Morgens und des Abends

und gar mancher Wanderer, der auf der Straße über der Jagst vorüber ging, betete beim Klange des Glöckleins andächtiglich sein Ave Mergen. Eines Abends, an einem kalten Wintertage, läutete er das Glöcklein, aber er that nur einige Züge am Strange, und die Töne verklangen, wie die traurigen Töne eines Todtenglöckleins. Am andern Morgen tönte das Glöcklein nimmer. Als einige Leute von Dörzbach auf die Kapelle kamen, lag der fromme Kapellenmann erstarrt an den Stufen des Altars, über den Strang des Glöckleins fromm die Hände gefaltet. Noch einmal klang das Glöcklein traurig, als man es läutete über des Kapellenmanns offenem Grabe neben der Kapelle. — Zum dritten Mal klang es traurig, und dann nimmer. Als nämlich nach der Reformation der Gottesdienst in der Kapelle nach und nach in Abgang kam, wurde auch das Geläute immer seltener. Da fanden die von Dörzbach es für gut, das Glöcklein von hellem Metall in ihrer Kirche aufzuhängen. Aber als man es zum ersten Mal anzog, ließ es einen schrillenden Klagelaut vernehmen, und verstummte: es war von oben bis unten zersprungen. — Erst seit neuerer Zeit hört man wieder Morgens und Abends eines Glöckleins Klang. Edle Freundinnen der Kapelle sind vor Jahren freundlich zusammengetreten und haben ein neues Glöcklein gestiftet.

X.

Schloß Magenheim
im Zabergäu.

Auf einem nördlichen Vorsprung des Michelsbergs, rückwärts durch eine schroffe Kluft von diesem getrennt, oberhalb des Dorfs Kleebronn, liegt das Schloß Magenheim, das dem Grafen von Uexküll seine Wiederherstellung im antiken Style verdankt. Es ruht auf einer gewaltigen Felsenmasse, hat sehr dicke und hohe Mauern von Bockelsteinen, und auf der Südseite unten gothische Fenster. Im Erdgeschosse, wo sich dermalen ein Keller befindet, scheint früher ein großer Saal gewesen zu seyn, auch auf der schon genannten Südseite eine Kapelle. Ein massiver vierekigter Thurm, in gleicher Höhe mit dem Schlosse, enthielt ein tiefes Burgverließ, wurde schon vor Jahren abgebrochen, und die Steine davon wanderten nach Erligheim. Auf der Burg genießt man eine schöne Aussicht über den Zabergau, den sie in alter Zeit beherrschte. Eine zweite Burg stand in uralten Zeiten oben auf dem Michelsberg, die zuerst Lunaburg (castrum lunæ, Mondburg) geheißen haben soll; später, nach dem Abgang der Römer, nahm sie ein deutscher Häuptling in Besitz, und nannte sich nach ihr Herr von Monheim (Mondheim), Magenheim, was noch dadurch bestätigt wird, daß dieses Geschlecht zwei Halbmonde im Wappen führt. Wenn wir der unten

folgenden Sage Glauben schenken dürfen, so war Erkinger von Monheim, der ums Jahr 1134 zu Zeiten Kaiser Lothars II. lebte, einer der ersten dieses Geschlechtes, das von Mainz seine Leben trug. Im Jahr 1147 so wie 1152 tritt ein Zaisolf von Magenheim in einer Urkunde als Zeuge auf. Im Jahr 1182 wird ein Erkinger (miles, vir nobilis) genannt, der aber zuverläßig diesem Geschlecht angehörte. Ein Andrer dieses Namens lebte im Jahr 1203 und ein Ulrich von Magenheim zeugt im J. 1220. Drei Brüder von Magenheim, Erkinger, Conrad und Zaisolf von Magenheim, treten im Jahr 1231 auf. Von ihnen lebten Conrad noch im Jahr 1279 und Erkinger noch im Jahr 1287 mit zwei Söhnen Ulrich und Erkinger. Diese Herren von Magenheim besaßen viel Dörfer, Zehenten und Leute im Zabergau, unter andern auch die Stadt Bönnigheim. Aber im Jahr 1288 veräußerten sie einen großen Theil ihrer Besitzungen, namentlich verkaufte Herr Conrad von Magenheim, der auf der oberen Burg saß, diese, so wie die Stadt Bönnigheim und das Dorf Ramspach an König Rudolf von Habsburg, der Alles das im Jahr 1291 seinem natürlichen Sohn Albrecht zu Eigen übergeben. Jedoch hatten die von Magenheim noch viele beträchtliche Besitzungen im Zabergau, wenn auch eine der Stammburgen, sowie die Stadt Bönnigheim veräußert war; besonders waren sie noch begütert zu Güglingen: und im Jahr 1293 nennt sich Ulrich von Magenheim Herr zu Brackenheim. Im Jahr 1309 ist Erkinger von Magenheim, ein Sohn

des älteren Erchinger, Inhaber der Stadt Brackenheim. Im Jahr 1320 verzichtet Zaisolf von Magenheim gegen Heinrich von Eberstein auf seine Rechte, die er hatte an die Stadt Güglingen, die Burg Blankenhorn und die dazu gehörigen Leute; und das Jahr darauf verkaufte er an den Markgrafen Friedrich von Baden seine Burg Ochsenberg, die Dörfer Leonbronn, Michelbach, Zaberfeld, Ober-Ramspach, Damp und den Hof zu Flehingen um 2200 Pfund Heller. Derselbe veräußerte im Jahr 1341 an Graf Ulrich von Würtemberg sein Gut zu Nieder-Ramspach, Leut und Gut, auch den Kirchensatz und was dazu gehört, eigenthümlich, um ein gewisses Leibgeding. Zaisolf von Magenheim hatte fünf Söhne: Erkinger, Wilhelm, Ulrich, Friedrich, Heinrich, von denen die vier letzteren alle in geistlichen Stand traten. Im Jahr 1367 verzogen sich dieselben all ihrer Ansprüche, die sie von ihres Vaters und Erkingers ihres Bruders wegen, besonders an die Burg Magenheim, die Stadt Brackenheim halb und den Kirchensatz, so wie das halbe Dorf Kleebronn hatten, gegen Eberhard von Wirtemberg, dem Zaisolf und Erchinger ihre Herrschaft vermachten. Im Jahr 1399 begab sich Folgendes: „Als Zaisolf und Erkinger von Magenheim also Hauß gehalten, daß von ihren schönen Gütern wenig mehr übrig blieb, so faßte Erkinger den Entschluß, bei denen von Heilbrun sich bürgerlich einzulaßen. Diese schickten nun ihren Büttel nach Brackenheim, wo sich Erkinger bisher aufgehalten, daß man ihn da beleuten (ihm durch die Glocke Etwas verkündigen)

sollte. Darüber wurde dem Büttel von den Bracken-heimern ein Ohr abgeschnitten, als der sich fremder Obrigkeit Sachen, die ihm, oder auch denen, die ihn abgefertigt, nicht gebürten, zu mischen unterfangen." Die von Heilbronn nahmen diesen Schimpf hoch auf, und klagten deßhalb gegen Graf Eberhard von Würtemberg nebst andern Punkten; da aber auch dieser Manches gegen sie zu klagen hatte, so wurde auf einer Tagfahrt zu Brackenheim beschlossen, bei beiden Theilen sollten Schaden gegen Schaden seyn. Der Letzte von Magenheim war der schon genannte Heinrich, Zaisolfs Sohn, welcher noch im Jahr 1408 als Commenthur zu Rexingen lebte. So endete das alte Geschlecht der Herren von Magenheim, welches einst durch den Reichthum seiner Besitzungen und den Glanz seiner Verbindungen eine wichtige Rolle spielte, doch seltsamer Weise nie bei einem Turnier genannt wird. Durch unklugen Haushalt und Freigebigkeit, besonders an die Kirche, war das edle Geschlecht so frühe herab gekommen.

Von den Schicksalen der Burg Magenheim wissen wir nur so viel, daß sie im Jahr 1360 zerstört wurde. Als nemlich Herzog Ruprecht von der Pfalz in Kriege gegen Graf Eberhard von Wirtemberg mit Heeresmacht durchs Zabergau zog, und an die dreißig Dörfer und Schlösser verheerte, mußte auch das Schloß Magenheim seinen Grimm erfahren, und wurde zerstört, wahrscheinlich nur ausgebrannt, denn es war ja später wieder bewohnbar. Im Jahr 1566, da die Herren von Sachsenheim das Schloß von Würtemberg zu Lehen trugen,

wurde wieder viel daran gebaut. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bauten die von Liebenstein es wieder neu auf.

Im Bereich des Schlosses Magenheim bewegt sich eine Sage, die wir wörtlich aus der sogenannten Zimmern'schen Chronik (aus dem 16. Jahrhundert) entnehmen.

Die Erscheinung auf dem Stromberg.

Herr Albrecht von Zimmern kam zu mehr Malen zu Herzog Friedrich von Schwaben, seinem Herrn, dieweil er bei ihm erzogen war, und allwegen eine besondre Gnad gehabt. Zu einer Zeit, als er abermals zu ihm geritten und einige Zeit bei ihm gewesen, begab es sich, daß dieser Fürst mit seinen Graven und Herren, deren er in nit kleiner Anzahl an seinem fürstlichen Hof hatte, durch Kurzweil spazieren ritt zu Graven Erchinger von Monhaim, gen Monhaim in das Schloß, in dem Zabergau gelegen, zu dem er vorhin mehr Malen kommen, in Ansehung, daß er gar fröhlich und kurzweilig war mit Jagen und Allem, was einem edelgebornen Manne zu Kurzweil ziemt und gebührt. Sein Gemahl war eine Pfalzgrävin von Tübingen, Frau Maria genannt; hatten mit einander zwo Töchter und keinen Sohn, war auch sonst kein Grave mehr dieses Geschlechts. Nun war ein großer lustiger Wald, der Stromberg geheißen, allernächst dem Schlosse gelegen, darin viel Zeit her ein Hirsch, deß Größe zu verwundern

war, gesehen worden, und doch von denen Jägern und Dienern dieses Grafen nie mochte gefangen werden. Begab sich aus Schickung des Glücks und Verhängniß Gottes, daß jetzund, dieweil Herzog Friedrich da war, der Hirsch abermals gefunden ward, daß der Herzog und alles Hofgesind, auch Grave Erchinger von Monhaim sonderlich erfreuet, und ritten hinaus gewönlich in guter Anzahl. Nun begab sich, daß Herr Albrecht von Zimmern an ein sonder Ort auf dem Holz ritt; indem lief vor ihm hin ein großer schöner Hirsch, deßgleichen er vorhin nie mehr gesehen hat, setzet derhalben an ihn, in der Meinung, d e n zu erreiten; rannt d e m so lang nach durch den Wald, der fast lang und breit war, daß er ihn nit mehr ersehen mocht, auch nit wissen, wohin er hinkommen. Indem begegnet ihm ein Mann gar in ernstlicher und forchtlicher Gestalt. Wiewohl er nun sonst kein verschrockner Herr war, so erschrak er doch ob diesem Menschen oder menschlicher Gestalt über die Maßen, und bezeichnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Der in menschlicher Gestalt, so vor ihm stand, fieng an zu reden und sprach: er dörfte sich fürchten, dann er wäre von Gott dahin verordnet, ihm Etwas zu offenbaren; er sollte auch mit ihm reiten, so wolle er ihm Abenteuer zeigen, dergleichen er vormals nie gesehn, es solle ihm auch nichts Schädliches an seiner Seele oder an seinem Leib in keinem Weg begegnen oder widerfahren. Herr Albrecht von Zimmern, als der hört, daß er von Gott redet, bewilliget, mit ihm zu reiten. Die Person gieng vor ihm hin, Al-

brecht folgte ihm nach. Als sie nun, seines Bedünkens, aus dem Holz kamen, sahe er die allerschönsten Wiesen und lustigste Gegend, auch daselbst ein Schloß mit vielen Thürmen und großer Köstlichkeit erbaut, dergleichen er vormals alle seine Tage nie mehr gesehen. Als sie nun zu dem Schloß kamen, begegneten ihnen viele Leute, als Knecht und Diener, alle stillschweigend, die ihm sein Pferd empfiengen. Der erste, so im Anfang mit ihm kommen, sagt: er dürfe sich des Schweigens nit verwundern, mit Niemanden auch nit reden, dann mit ihm, und kecklich thun, was er ihn hieße. Hiemit kamen sie in das Schloß, da ward er geführt in einen schönen weiten Saal; da saß ein Herr mit seinem Hofgesind zu Tisch, welcher alsbald mit denenselbigen allen gegen Herrn Albrechten aufstand, und neigten sich mit ihren Häuptern, als ob sie ihn wollten empfahen und Ehr erbieten; setzten sich darnach wiederum nieder, als ob sie äßen und tränken. Herr Albrecht stand also mit seinem Schwerdt, das er in seinen Händen hielt, und in keinem Weg von ihm lassen wollte; besahe, wie ein köstlich Credenz-Essen und anderes da war, doch Alles so stillschweigend, daß er sich dessen höchlich verwunderte. Als er nun eine gute Zeit allda gestanden, und alle Dinge nach Nothdurft besichtiget, auch der sitzend Herr samt seinem Hofgesind für sich aß, und sich Niemand seiner weiter dann, wie gehört, annahm, sagte der, so ihn anfänglich bekommen und ihn in das Schloß geführt: er sollte gegen den Herrn und seinem Hofgesind mit dem Haupt neigen, dann er ihn wie-

derum hinaus und von dannen führen wollte. Nachdem nun Solches geschehen, und der Herr, auch alles sein Gesind ihm mit Aufstehen und dem Hauptneigen wiederum Ehre bewiesen, wie im Anfang, als er erstlichs kommen, geschehen, führet er ihn wiederum für das Thor, da alsbald die, so ihm vormals sein Pferd empfangen, es wiederum darstellten, und ihm stillschweigend aufhalfen, darnach wiederum in das Schloß giengen. Alsbald er nun für die Pforten kam, und sein Schwerdt wieder zu ihm gegürtet, führet ihn sein Gesell den Weg hinaus, den sie anfänglich hinan geritten waren. Alsbald sie zu dem Wald, der Stromberg geheißen, kamen, sprach der Geist: dich mag nun dieses Schloß und das, so du darinnen gesehen hast, wohl Wunder nehmen. Antwortete ihm Herr Albrecht: es denke ihn das größte Wunder, das er alle seine Tage gesehen, begehrt darauf ernstlich, daß er ihm wollte anzeigen die Bedeutniß, was dieß Alles wäre. Darauf der Geist sagte: der Herr, den du da gesehen hast, ist deines Herrn Vaters Bruder gewesen, ein christlicher frommer Herr, der viel wider die Ungläubigen gestritten hat. Aber ich und Andere, so du gesehen, seyn seine Diener und sein Anhang gewesen, und leiden die allergrößte unsägliche Pein, die mit Worten nit mag ausgesprochen werden, um deßwillen, daß er in seinem Leben die armen Leute gar hart geplaget, denenselben das Ihre unbilliglich, Etlichen gewaltiger Weise abgenommen, und dasselbige wider die Ungläubigen gebraucht hat. Dazu haben wir ihm Alle gerathen und geholfen, in dem nun gräßlichen Unrecht

gethan, und müssen alle darum leiden, so lang bis Gott ein Genügen hat. Dieses Alles hast du um Gott verdient, daß es dir zu wissen gethan werde, um dich vor dieser und auch andern Sünden zu hüten und dein Leben zu bessern. Nun muß ich mich jetzund von dir scheiden, sprach er, und zeigt ihm den Weg, wo er durch den Wald wiederum kommen wollt. Doch mußte er sich zuvor umkehren und besehen, wie der vorig Lust sich sobald in Kummer und Jammer verkehret hätte. Damit verschwand er vor ihm. Herr Albrecht kehret sich um, sahe das vermeinte Schloß und alle vorige Schönheit, eitel Feuer und stinkenden Schwefel und Pech, hört auch das allerkläglich Geschrei und Weinen, darob er einen solchen Schrecken empfieng, der mit Worten nit gesagt werden mag. Nichtsdestoweniger kehrte er sich der Gegend zu, die ihm der Geist gewiesen, und kam in kurzer Zeit wiederum zu Herzog Friedrichen und Grave Erchingern, von denen er nicht leicht mehr erkannt worden, in Ansehung seiner schnellen und kurzen Veränderung, dann sein Haar und Bart, wiewohl er der Jahren nit so alt, ganz weiß worden, darob sie ein groß Verwundern hätten. Nachdem er ihnen aber anzeigte die Ursach, was ihm die Weil begegnet, anfänglich mit dem Hirsch, darnach mit dem Geist in menschlicher Gestalt, wie er ihn geführt und was großer Angst und Noth er darnach gesehen, hatten sie noch mehr Verwundern, empfiengen darob eine große Furcht, und ritten alsbald mit Schwermüthigkeit wiederum auf Monhaim. Herr Albrecht ersuchte Grave Erchingern

von Monhaim gar ernstlichen, dieweil ihm diese Abenteuer in seiner Grafschaft begegnet, daß er ihm vergönnte, der Enden eine Kirche zu bauen, welches Grave Erchinger nit allein gütlichen bewilligt, sondern mit Gefallen seines Gemahls begab er sich, hierin zu rathen und zu helfen, daß da ein Frauenkloster gebauen wurde, darin Gott ewiglichen gelobt und geehret würde. Mit weniger bewilligten sich Herzog Friedrich von Schwaben, ihnen beiden Hilf und Steuer zu thun, damit das Gotteshaus fürderlich erbauet würde, und solch Erbieten erstattet er mit ganzen Treuen; dann er etlich Zehenten, so sein eigen waren, und Anderes dazu verordnet und vergab, und war solches Kloster dem Schloß gegenüber gebaut und Frauenzimmern geheißen. — Die Geschicht hat sich ereignet, als man zählet nach Christi unsers Seeligmachers Geburt eintausend einhundert und vier und dreißig Jahr, ist auch von Herrn Conraden von Manschbach, Rittern, Landgraf Wilhelms von Hessen Landhofmeistern, der Solches in einem gar alten Buch gelesen, dermaßen angezeigt worden.

XI.

Die St. Martinskirche und das Stift zu Sindelfingen.

Unter die ältesten Kirchen unsers Vaterlandes gehört die St. Martinskirche zu Sindelfingen. Sie wurde in einem und demselben Jahre (1083) mit der Kapelle auf Burg Wirtemberg eingeweiht. Die Kirche ist, abgerechnet geringere Veränderungen, noch dieselbige, wie sie am Ende des 11. Jahrhunderts erbaut worden, und gibt Zeugniß, daß auch Wirtemberg manche Baudenkmale aus der ältesten Zeit aufzuweisen hat.

Die Grundform der Martinskirche ist die der ältesten christlichen, nach römischen Grundlagen erbauten Kirchen, der sogenannten Basiliken. Sie hat ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe, die sich im Osten mit drei halbrunden Chornischen schließen. Ein eigentlicher Chorraum fehlt der Kirche, indem derselbe in das Mittelschiff verlegt ist. Die Seitenmauern des hohen, aber schmalen Mittelschiffs, ruhen auf scharfkantigen Arkadenbögen, die von vierzehn viereckigten, an den Ecken durch Dreiviertelssäulen abgerundeten Pfeilern getragen werden. Zwischen diesen, mit Würfelknäufen versehenen Dreiviertelssäulen, tritt je ein Stück Pfeilergesims hervor. Die Seitenschiffe mit hohen rundbogigen Fenstern sind etwa um die Hälfte niederer, als das mit kleinen Rundbogenfenstern versehene Mittelschiff, und haben, wie

dieses, eine flache Decke. Die ursprünglichen Fenster an dem südlichen Seitenschiffe sind zum Theil in oblonge verwandelt worden. Von den mit Halbkuppelgewölben bedeckten Absiden hat die mittlere drei spitzbogige Fenster, die wohl erst später in solche verändert wurden, die beiden Seitennischen dagegen haben je ein rundbogiges, in der ursprünglichen Gestalt erhaltenes, Fensterchen. Das Innere der Kirche bietet wenig Interessantes. Sie ermangelt eines jeglichen Bildwerks. Nirgends sieht man ein freistehendes Skulpturwerk, ein Relief oder auch nur das geringfügigste Ornament; ja wo das letztere zur Sonderung, zum Abschluß oder der Bezeichnung architektonischer Theile unbedingt nothwendig erscheint, ist es von einer beinahe herben, rohen Einfachheit. Allein von Bedeutung ist der aus grobkörnigtem Sandstein in Form eines Tisches gefertigte Altar, mit einer einfachen, auf vier runden schmucklosen Säulen ruhenden Steinplatte; er hat zwar keinen Kunstwerth, ist aber wegen seiner Einfachheit und ursprünglichen Form, wie sie zur Zeit der Einführung des Christenthums üblich war, einer der merkwürdigsten in Wirtemberg. In der Mitte des Altars befindet sich eine oblonge, gegenwärtig zugemauerte Oeffnung, unter der früher der Behälter für Reliquien angebracht war, deren die Kirche sehr viele besessen. Dieser Altar stammt aus der Zeit der Erbauung der Kirche. Die in gothischem Styl gefertigte Kanzel ist aus viel späterer Zeit. — Im ersten Jahrzehent dieses Jahrhunderts, da der Verfasser dieser Blätter in der Kirche seiner

theuren Vaterstadt noch aus= und eingieng, waren die Wände der Kirche nicht so kahl und kalt, wie in unsern Tagen. Ueber den Arkadenbögen waren die zwölf Apostel mehr als lebensgroß angebracht, lauter Bilder von Kunstwerth und hohem Alter. Eine den Bildern feindliche Zeit hat diese ehrwürdigen Gemälde übertüncht, und den Wänden den Schmuck genommen, der dem Auge der Alten und Jungen so wohlthuend war. Auch jenes große Freskogemälde oben auf der Empore, wo die alte, mit schönen Holzgemälden gezierte Orgel gestanden, ist verschwunden. Wie oft stand der Verfasser als Knabe voll ernster Betrachtung vor dem Gemälde, das, wie aus der Divina Comedia des herrlichen Dante entnommen, den Zustand der Verdammten darstellte, wo der Fürst der Hölle, als ein kolossaler grüner Frosch dargestellt, die Kinder der Verdammniß auf einem Karren in den Schwefelpfuhl führte. — Von all diesen Freskogemälden ist nur einem einzigen Gnade widerfahren, es ist jenes, das noch neben der Sakristei zu sehen ist, und den Erbauer der Kirche Graf Atzimbart zeigt, wie er das Bild der Kirche in der Hand hält. Schade, daß ein Schmierer, statt ein Albrecht Dürer, das ehrwürdige Gemälde restaurirt hat. Außer diesen Freskogemälden waren auch andere an den Wänden angebracht; eines hing nicht fern von der Kanzel, und enthielt auf Einer Tafel von Holz die gut gemahlten Brustbilder der regierenden Herzoge von Wirtemberg, von Eberhard im Bart bis Eberhard III. Als es aus der Kirche verbannt wurde, lag es

lange im Staube der Bühne, bis ihm ein würdigerer Platz im Bürgersaale des Rathhauses angewiesen wurde.

An der nördlichen Seite der Kirche ist die massive, mit einem Kreuzgewölb versehene Sakristei angebaut, in der zwei im Renaissancestyl gefertigten Schränke enthalten sind. In einem derselben wird ein sehr altes messingnes Taufbecken aufbewahrt.

Das Aeußere der Kirche ist ebenso einfach wie das Innere; die glatten Wände des Schiffs haben außer den Rundbogenfenstern unter den Dachgesimsen keine Verzierungen. An den Dachfriesen der Absiden fehlen diese Rundbogen, und nur eine schmale Verzierung von neben einander gestellten, die Ecke gegen Außen gekehrten Würfeln ziehen unter diesen hin. Dagegen laufen Halbsäulen an ihnen hinauf, welche blinde Arkaden über den Fenstern und den dazwischen liegenden Räumen tragen. Die Giebelseite des Mittelschiffs ragt über die Halbkuppeln der Absiden bedeutend hervor und hat außer einem vertieften griechischen Kreuz in dem stummwinkligen Giebelfelde keine Verzierung. An der vorderen westlichen Giebelseite, wo im Giebel das gleiche Kreuz angebracht ist, befindet sich der ursprüngliche Haupteingang, dessen Gewände sich in schmucklosen rechten Winkeln abstufen. An der südlichen Seite des Langhauses steht ein massiver Bau mit zwei Stockwerken, von denen das untere mit einem rippenlosen Kreuzgewölbe bedeckt ist. Durch diese Vorhalle, die ehmalige Taufkapelle, noch jetzt das „Wortzeichen“ (sacramentum) genannt, gelangt man zu einem spitzbogigen Eingang

in die Kirche, der, obwohl einer späteren Zeit angehörig, an seiner hölzernen Thüre ein sehr schön gearbeitetes Broncebeschläge mit Löwenkopf im romanischen Style zeigt. Das obere Stockwerk mit flacher Decke hat zwei sich gegen das südliche Seitenschiff öffnende rundbogige, durch einen Pfeiler verbundene Arkaden, und an der östlichen eine große Nische, die nach Außen auf einem von überkragenden Wulsten gebildeten Fuß halbrund hervortritt, und eine kreisrunde, nach Innen vermauerte Oeffnung enthält.

Unter dem in das Mittelschiff verlegten Chorraum der Kirche befand sich in alter Zeit die Gruftkirche (Krypta), deren noch zugemauerte Fenster von Außen sichtbar sind. Noch kann sich der Verfasser einer Zeit erinnern, da man durch einen nun bedeckten Gang in die Gruftkirche hinabsteigen konnte. Hier ist die Begräbnißstätte der meisten Pröbste und Stiftsherren, über deren leider unlesbaren Grabmalen in der Kirche der Fuß dahinschreitet. Viele Adelige der Umgegend liegen gleichfalls in dieser Krypta begraben; unter Andern soll auch Hans von Hutten, von der Stätte, wo er unter den Händen des zornmüthigen und rachsüchtigen Herzog Ulrichs von Wirtemberg fiel, hieher gebracht worden seyn.

Der massive viereckigte Thurm der Kirche mit hohem sechsseitigem Zeltdach hat nur oben rundbogige Fenster, welche, obgleich theils zugemauert, theils verändert, sein hohes Alter beurkunden. Er stand ursprünglich frei von der Kirche, und wurde erst später durch einen ver=

mauerten Gang mit ihr in Verbindung gebracht. In seiner Glockenstube hängen vier Glocken, von denen die größte die Jahrzahl 1450 trägt, die beiden andern sind sehr alt, und tragen nur die Namen der vier Apostel ohne Jahrzahl; die vierte ist vom Jahr 1796.

Ueber die Erbauung der Martinskirche gibt eine von einem Mönche in lateinischer Sprache geschriebene Chronik genauen Bericht, dem wir noch Einiges aus andern Chronisten über die Geschichte des Klosters zu Sindelfingen beifügen.

In der Mitte des 11. Jahrhunderts lebte Graf Adalbert II. von Calwe, zubenannt Atzimbart (Atzo der Bärtige) auf seiner Burg oberhalb dem Flecken Sindelfingen, mit seiner Gemahlin Wilika, einer Tochter des Herzogs Gottfried von Niederlothringen (Bouillon). Um frühere Vergehungen an der Kirche wieder gut zu machen, hatte er, auf Antrieb seiner frommen Gemahlin, das Kloster Hirsau von Neuem erbaut. In eben dem Sinne errichtete er im Jahr 1059 auf seinem Grund und Boden zu Sindelfingen ein Benediktinerkloster, und ließ, um dieses zu vollführen, die Mauern seines Schlosses abbrechen. Schon um diese Zeit mag die erste Kirche von kleinerem Anfang erbaut worden seyn. Als Graf Atzo im Jahr 1066 die Mönche des Klosters nach Hirsau versetzte und an ihrer Stelle weltliche Chorherren berief, wurde wohl ein Bau in großartigerem Style begonnen, der den 4. Juli 1083 von dem Erzbischof Gebhard von Salzburg und dem Bischof Adalbert von Würzburg, dem heiligen Martin zu Ehren, geweiht

wurde. Aber auch da war sie noch nicht vollendet, denn erst im Jahr 1110 wurde die Gruftkirche durch den Bischof Gebhard von Constanz in Anwesenheit des Bischofs Adalbert von Worms zu Ehren der heil. Dreieinigkeit, der heil. Maria und absonderlich des heil. Johannes eingeweiht. Die Oberaufsicht über die Kirche wurde dem jeweiligen Bischof von Constanz übertragen, und erhielt er dafür jährlich eine Viertels-Mark Silbers. Die Schirmvogtei des Klosters übernahmen die Herren des Fleckens, die Grafen von Calwe.

Graf Adalbert erbaute zunächst an die Kirche ein Haus für sich und seine Gemahlin, in welchem er bis an ihren Tod (1093) wohnte. Im Jahr 1095 darauf nahm er das Mönchsgewand, und starb im Kloster Hirsau im Jahr 1099. Er und seine Gemahlin liegen zu Hirsau begraben. Nach Beider Tod kamen die Calw'schen Besitzungen an ihren Sohn Gottfried, und von diesem an Herzog Welf VI., den Gemahl seiner Tochter Uta. Durch dieses Vermächtniß glaubte sich Gottfrieds Neffe, Graf Adalbert IV. von Calw, in seinen Rechten und Ansprüchen verkürzt. Er überfiel den Welf in seiner Burg Sindelfingen, nahm die Besatzung gefangen und brannte den Flecken nieder. Diese Burg des Welfen war wohl jener neue Wohnsitz, welcher in demjenigen Theil des Fleckens erbaut wurde, der in der späteren Stadt zunächst an der Mauer belegen, noch bis in die neuere Zeit den Namen „in der Burg" führte. — Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts finden wir Sindelfingen und die Schirmvogtei über das Stift im

Besitz der Pfalzgrafen von Tübingen, von denen Rudolf im Jahr 1274 dem Flecken bei Kaiser Rudolf Stadtgerechtigkeit erwarb. Von den Pfalzgrafen von Tübingen kam Sindelfingen im Jahr 1326 an die von Rechberg, und von diesen mit der Vogtei des Stifts im Jahr 1351 an die Grafen von Wirtemberg. Letzteres hatte seit seiner Gründung bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts an Besitzungen und Einkünften bedeutend zugenommen, so daß es für eines der reichsten der Gegend galt, und die Stelle eines Probstes zu Sindelfingen selbst von Personen des höchsten Adels eine sehr gesuchte war. Das kam gar gelegen dem Grafen Eberhard im Bart, als er die Universität zu Tübingen im Jahr 1477 gründete. Er erhielt von Pabst Sixtus IV. die Erlaubniß, zwei Drittheile der Einkünfte des Stifts für die Ausstattung der neugegründeten Universität zu verwenden. Das Stift geradezu aufzuheben, wäre nicht angegangen, darum errichtete Eberhard mit einigen wenigen Abfällen des alten stiftischen Besitzes, statt des früheren weltlichen, ein regulirtes Chorherrn-Stift, und verschrieb sich dazu frischen Saamen aus einem reformirten Augustiner-Kloster. Trotz dem, daß das Stift zu Sindelfingen in Folge solcher Veräußerung seiner Besitzungen und Einkünfte gar Viel verloren, war es doch noch im Anfang des 16. Jahrhunderts ein nicht unbegütertes Convent. Denn als Herzog Ulrich von Wirtemberg auf seinem Zuge zur Wiedereroberung seines Landes mit seinen Schweizern über Sindelfingen zog, thaten sich diese

drei Tage lang recht gütlich im Stifte; darüber berichtet der schweizerische Ritter Hans Stockar gar naiv in seinem Tagebuch: „wir lagen da dri Tag still, und tranken den Mönchen im Kloster in der Vorstadt ihren Win und Bier us, und hielten den Mönchen wild Hus, denn es ein rich Kloster ist." Nach der Reformation wurde das Stift aufgehoben.

Von dem ehemaligen reichen Stift hat sich nur Weniges erhalten, das deutlich an sein früheres Dasein erinnert. Es sind die an die Martinskirche zunächst anstoßenden Gebäude, welche im Laufe der Zeiten mancherlei Veränderungen erlitten haben; sie sind mit einer alten Mauer umgeben und führen noch den Namen „Klosterhof." Das eigentliche Convent war wohl das mit der Kirche so eng verbundene jetzige Kameralamtsgebäude, von dessen oberem Stockwerk man in die Kirche eintreten kann. Da war auch die Wohnung, welche Graf Atzo, nachdem die Burg auf dem Berge abgetragen war, für sich und seine Gemahlin einrichtete. — Ueber dem Eingang zum Klosterhof findet sich noch eine gut erhaltene alte Gedächtnißtafel, auf welcher in erhabener Arbeit vor dem Bilde des Erlösers ein Ritter und eine fürstliche Frau in altdeutscher Tracht knieen. Die Inschrift in alter Mönchsschrift lautet:

Illustrissima dna Mechtildis nata Palentina Reni ac Archiducissa Austriae et illustris Eberhardus comes de Wirtemberg et ejusdem filius hujus sacri coenobii post prioris collegii transla-

tionem ad Tuwingen restauratores atque canonicae regulae institutores anno domini MCCCCLXXVII. Zu Deutsch: Die erlauchte Frau Mechtilde, geborne Pfalzgräfin vom Rhein und Erzherzogin von Oesterreich, und der erlauchte Graf Eberhard, ihr Sohn, Erneuerer dieses heiligen Klosters nach Verlegung des früheren Collegiums gen Tübingen, und Einrichter der Canonischen Regel im Jahr des Herrn 1477.

Noch weniger als vom ehemaligen Stifte hat sich von der alten Calw'schen Grafenburg erhalten, aus deren Steinen Kirche und Kloster erbaut worden. Sie lag auf der nordöstlichen Seite der Stadt auf dem noch jetzt sogenannten Burghaldenberg (einem Vorberg der Schönbuchsterrasse) oberhalb dem großen städtischen See. Es muß eine stattliche Burg gewesen seyn, wenn man einem alten Gemälde trauen darf, das sammt dem Wappen der Stadt eine Pergamenthandschrift v. J. 1560 enthält und in einer treuen Kopie in der „Kleinen Chronik der Stadt und des Stifts Sindelfingen" von Ottmar F. H. Schönhuth (Böblingen 1834) zu finden ist. Jetzt ist nur noch ein Theil des Burggrabens sammt einigen Mauerresten vorhanden. Wie alle Reste alter Burgen, so sind auch diese von Schatzgräbern durchsucht worden. Auch Sagen knüpfen sich an den Burghaldenberg. Ein Hund mit feurigen Augen soll daselbst die vergrabenen Schätze hüten. Ein Wandrer ging in später Nacht über die Höhe, da die Burg stand — er sah einen Haufen glühender Kohlen, und eilte erschrocken davon; am

andern Morgen, als er wiederkehrte, um nach den Kohlen zu sehen, waren alle verschwunden. — Die auf die Erbauung der Martinskirche sich beziehende

Sage von der Glocke

geht auf die Zeit des ältesten Besitzers der Burg, Graf Atzimbart von Calwe, zurück. — Eines Tages, als Graf Atzimbart ermüdet von der Jagd heimkehrte und sich niederlegte, hatte er einen Traum. Es däuchte ihm, als ob ein Mann in weißem Kleide vor ihm stände, der sprach: als ich auf Erden wandelte, hieß ich Martinus, und nun bin ich unter den Heiligen Gottes. Dich habe ich erkoren, daß du eine Kirche bauest, und ich will ihr Schützer seyn. Du sollst abbrechen die Mauern Deiner Burg, und aus den Steinen erbauen eine Kirche im Thal dort unten, wo der Flecken liegt. Zum Zeichen aber, wie es Gottes Wille ist, daß also geschehe, will ich Dir offenbaren: es wird sich eine Glocke finden, die schon lange in einem schlammigten See verborgen liegt, die soll der Erstling werden für das Gotteshaus, und ewige Zeiten soll sie hangen im Thurme der Kirche. Also sprach der Mann im weißen Kleide zu Graf Atzimbart; da erwachte er von seinem Traume.

Kaum graute der Tag, als schon der Jäger des Grafen in's Gemach trat. Mein hoher Gebieter, sprach er, laßt euch melden eine seltsame Geschichte: Schon

seit manchen Tagen lauerte ich auf ein Wildschwein, das Nachts aus dem Walde bricht und ringsum die Felder verheert. Auf einmal bin ich auf seine Spur kommen, und habe es verfolgt, als es vom Raub in die Waldung heimkehrte. Das Wildschwein flüchtete an den See, der mitten im Walde liegt, den man den Hinterlinger See heißt; von dort aber wandte es sich nach einer Stätte im Gestrüppe nahe am See. Ich folgte ihm — siehe da! es lag bei vielen Jungen in einer Höhlung, und der Rand der Höhlung glänzte wie Metall. Ich untersuchte es genauer, da war die Höhle, in der das Schwein mit den Jungen lag, der Bauch einer ungeheuren Glocke, die das Schwein aus dem See gewälzt hatte.

Als der Jäger seinen Bericht schloß, erkannte der Graf die Wahrheit der Worte, welche im Traum an ihn ergangen waren. Alsbald sandte er Leute an den Hinterlinger See, ließ nachsuchen, und wirklich fand man die Glocke, wie der Jäger des Grafen berichtet hatte. Mit großer Mühe wurde die Glocke aus dem Schlamme gezogen, und unter Jubel brachte man sie in den Flecken, wo die Kirche erbaut werden sollte.

Zur Stunde ließ Graf Atzimbart die Mauren seines stolzen Schlosses niederreißen; man führte die Steine hinab in den Flecken, und in kurzer Zeit stand allda eine schöne Kirche. In dem hohen und schlanken Thurme der Kirche hieng man die Glocke auf mit großer Freude, und ihr erster Klang tönte dem Grafen und seiner Gemahlin süß zu Ohr und Herz. Die Kirche

wurde dem heil. Martin geweiht, der dem Grafen im Traum erschienen war. Neben die Kirche aber ließ Graf Atzimbart für sich und seine Gemahlin Wilika ein Haus bauen, welches mit der Kirche so zusammenhieng, daß die beiden frommen Eheleute zu jeder Stunde des Tages darin der Andacht pflegen konnten, ohne nur einen Schritt über die Straße zu gehen. Hier in diesem Hause, so nahe dem Tempel des Herrn, lebten die Beiden noch manches Jahr in Gottseligkeit und Uebung guter Werke, was besonders die Armen und Dürftigen des Fleckens in reichem Maße erfuhren. Als die fromme Wilika in Gott ihre Lebenstage beschloß, zog Graf Atzimbart hinüber in den Schwarzwald in das von ihm wiederhergestellte Kloster Hirsau, und ließ sich allda unter die Zahl der Mönche aufnehmen. Kurz vor seinem Hinscheid ließ er die irdische Hülle seiner Gemahlin aus der Kirche zu Sindelfingen abholen und in der Aureliuskirche feierlich beisetzen. Als er starb, wurde er neben ihr eingesenkt, damit, was im Leben verbunden, auch im Tode nicht getrennt wäre.

XII.

Die Eselsburg.

Eines der schönsten Thäler unsers Vaterlandes ist das Brenzthal. Schon der alte Chronist Bruschius nannte das Thal voller Begeisterung eine paradiesische Gegend. Drei alte namhafte Klöster, Herbrechtingen, Anhausen, Königsbronn, am Ufer der Brenz gelegen, und zahlreiche Burgen auf den felsigten Höhen, machen das Thal ungemein malerisch. Besonders romantisch ist es da, wo die Ruinen der Eselsburg von hohen Felsen in das Thal blicken. Da meint man fast, die Brenz wolle sich in dem Thale verbergen, bis sie weiter unten wieder mit ihren klaren Wellen zum Vorschein kommt, die nun in breitem Bette daher rauschen.

Die Eselsburg ist eine Zierde des Thals, ob sie gleich keinen großen Umfang hat und ganz und gar zerfallen ist. Sie ist das Stammschloß der Herren Esel von Eselsburg. So komisch der Name dieser edlen Familie lautet, so dürfen wir doch nicht annehmen, daß er derselben geworden, um ihr damit eine Schmach anzuthun. Im Mittelalter war der Esel, dessen man sich viel häufiger als jetzt bediente, kein so verachtetes Thier, wie in unsern Tagen, im Gegentheil war der Esel das Symbol der Kraft, und die Herren Esel von Eselsburg durften sich so wenig ihres Namens schämen, als die Herren von Riedesel, unter denen Männer mit dem Degen wie mit der Fe=

der sich einen Namen erworben. — Das Geschlecht der Herren, welche die Eselsburg gründeten, stand ohne allen Zweifel in naher Verwandtschaft mit den Herren von Eselsberg bei Vaihingen. Die letzteren blühten schon im 13. Jahrhundert, denn in einer Maulbronner Urkunde vom Jahr 1232 zeugt ein Belrein von Eselsperg. Diesem Geschlecht gehörte wahrscheinlich jener Dichter Eblin von Eselsberg an, von dem unser gelehrter Literatur-Historiker Adalbert von Keller zwei altdeutsche erzählende Gedichte herausgegeben, die zum wenigsten in das 14. Jahrhundert gehören. Die von unsrer Burg benannten Herren von Eselsburg kommen nicht viel später vor. Im Jahr 1256 zeugt ein Gerwich von Eselspurg in einer Urkunde des Grafen Hartmann von Dillingen. Im Jahr 1270 besiegelt Rudolf von Eselspurg einen Vertrag zwischen dem Bischof Hartmann von Augsburg und dem Markgrafen Heinrich von Burgau. Im Jahr 1317 leben die Gebrüder Rudolf und Gerwig von Eselspurg. Der erstere verkaufte „mit Willen Rudolfs seines Sohns und Gerwigs, Otten von Eselspurg Sohns, der (Otto) Rudolfs des Alten Bruder gewest, alle seine Güter zu Illingen (bei Maulbronn), so Gerwigs seines Bruders gewesen sind, um 500 Pfund Heller.“ Es ist derselbe, der im Jahr 1327 seine Höfe und Güter zu Miteßlingen verkaufte und im Jahr 1328 und 1329 unter dem Namen Rudolf der Esel von Eselspurg erscheint: im letzteren Jahr als Bürge für Heinrich von Stotzingen bei dem Verkauf des Kirchen-

saßes zu Niederstoßingen an das Kloster Herbrechtingen. Wir sehen hieraus, daß Rudolf der Esel von Eselspurg bei Vaihingen, wie an der Brenz, begütert war. Die von Eselsperg und die von der Eselspurg an der Brenz gehören also zu einem Stamme. — Im Jahr 1343 verkaufen die Gebrüder Hans Conrad und Rudolf, genannt von Eselsperg, ihre Güter zu Herbrechtingen, worauf die Grafen von Helfenstein kein Vogtrecht hatten. Im Jahr 1387 siegelt Peter Esel der Jüngere neben dem Probst von Herbrechtingen. Einige des Geschlechts waren zu Geißlingen seßhaft. So siegelt im Jahr 1412 der „erbar und vest Mann Otto der Esel von Eselspurg, zu den Zeiten zu Geißlingen gesessen, für Jakob Kottenbein, Bürger alda." Im Jahr 1417 am Tage S. Florian starb Veit von Eselspurg, seßhaft zu Geißlingen. Im Jahr 1540 lebt Wolf Wilhelm von Eselspurg und seine Hausfrau Margaretha von Neideck, geborne von Neideck (in der fränkischen Schweiz). Ihre Grablege hatten die Esel von Eselspurg in den Klöstern Anhausen und Herbrechtingen. „Zu Anhausen in der Kirchen, sagt der alte biedre und glaubwürdige vaterländische Chronist Gabelkover, sind unter andern Wappen deren von Adel auch angemalet der von Eselspurg Wappen; ist ein schreitender Esel, seiner natürlichen Farb im blauen Feld, auf dem Helm ein ganzer gehender Esel, steht dabei: Rudolf von Eselspurg der Esel." Vielleicht war der genannte Wolf Wilhelm der Letzte der Esel zu Eselspurg, und die Männerfeindin, von der wir

erzählen werden, seine Tochter. Die Burg fiel noch im 16. Jahrhundert an fremde Herren. Im J. 1592 war sie in den Händen der Herren von Rechberg; von diesen kaufte sie Herzog Ludwig von Wirtemberg nebst der Burg Falkenstein und den Dörfern Dettingen, Heuchlingen und Mergelstetten für 79275 fl. — Ueber die ferneren Schicksale der Burg, wann und wie sie zerstört worden, haben wir keine Berichte; vielleicht ist sie im Baurenkrieg zerstört worden, oder ist sie, wie manche Burg, die nun im Schutte liegt, von selbst zerfallen. Ganz nahe bei der Eselsburg liegt der Mädchenfels, von dem sich eine schauerliche Sage im Munde des Volkes erhalten.

Die Sage vom Mädchenfelsen.

In jener Zeit, da Eselsburg noch ein stattlicher Wohnsitz war, lebte auf ihr ein altes Fräulein, die Letzte des Geschlechtes der Herren von Eselsburg. In ihrer früheren Jugend hatte sie geliebt; heiß und innig, mit ganzer Seele hing sie an dem Manne, der ihr als Ideal, als Abglanz aller Vollkommenheit erschienen war. Dieser aber hatte sie um die Freuden ihrer Jugend betrogen, hatte sie verlassen und der Reue, wie dem Hohne ihrer Verwandten preisgegeben. Finsterer Haß zog in das Herz der Getäuschten; sie schwur den Männern Rache, und schloß sich ein in die alte Burg der Väter, die Eselsburg, wo sie sich mit dem Studium

der geheimen Naturkräfte beschäftigte, und es darinnen so weit gebracht haben soll, daß sie Gewitter beschwören, alle Krankheiten heilen und den Tod in allen Gestalten den Menschen bringen konnte. Auf dem ganzen Schlosse lebte keine männliche Seele; blos Jungfrauen, welche bei ihrem Eintritte die Liebe abschwören mußten, durften dort bleiben. Sie versahen den häuslichen Dienst und lebten abgesondert, sich selbst genügend, denn eines Männerschutzes bedurften sie nicht, da im weiten Umkreise die Gegend so verrufen war, daß Niemand derselben nahen wollte, und jeder Wanderer gerne einen weiten Umweg machte, um derselben auszuweichen. So war eine Reihe von Jahren verflossen, die Jungfrau war alt, aber noch böswilliger geworden, und quälte ihre Mägde, die fast aus lauter jungen und schönen Mädchen bestanden.

Da kam ein junger, fremder Fischer in diese Gegend, siedelte sich in dem Brenzthale an und warf jeden Abend seine Netze aus, wobei er mit klarer und schöner Stimme zu singen pflegte. Seine Lieder trugen gewöhnlich das Gepräge tiefer Sehnsucht, oder sie drückten das Gefühl erhörter Liebe aus. Die zwei jüngsten Mädchen hörten die Lieder und konnten nicht lange der Lockung widerstehen; sie nahmen Eimer und gingen hinab zu dem Flusse, wo sie mit dem Fischer sprachen und mit ihm koseten. Die Männerfeindin aber auf ihrer Warte hatte sogleich davon Kunde und beschloß, ihrer Rachsucht zu genügen, die Mädchen zu verderben. Ein Wetterstrahl mit dumpfem Donnerschlag

zückte durch das Thal; die Mädchen fühlten auf einmal im Sprechen ihre Zungen immer schwerer werden, ihre Glieder waren keiner Bewegung mehr fähig, das Herz allein schlug in immer matteren Pulsen, bis es endlich ganz aufhörte sich zu regen. Entsetzt sprang der Fischer auf; seine Gefährtinnen waren in einen Stein verwandelt, der sich immer mehr ausdehnte und nur in schwachen Umrissen die menschliche Form erkennen ließ.

Die Zauberin starb, ihr Schloß ist zerfallen, aber noch steht der Fels und erinnert an zwei Herzen, die ein Opfer der Liebe wurden. Das romantische Thal wird noch heute von manchem liebenden Paar besucht, und wenn diese dort Lieder der Liebe singen, dann hört man ein leises Seufzen, ein stilles, klagendes Echo, gleich einem Seufzer aus den Felsen tönen.

XIII.

Die St. Johanniskirche zu Gmünd.

Die alte Hohenstaufen-Stadt Gmünd hat viele merkwürdige Kirchen aus alter Zeit — die schönste in Beziehung auf Bauart ist die St. Johanniskirche. Sie ist zuverläßig noch ein Bauwerk des 11. Jahrhunderts. Sie ist dreischiffig mit einem ganz massiv gebauten Thurme, genannt Schwindelstein, welcher aus dem Viereck durch Abschrägung ins Achteck übergeht, wo er zwei

Stockwerke im reinsten Rundbogenstyl zeigt; darüber ist ein Giebelkranz, aus dem ein Spitzdach sich erhebt, zwar auch aus Holz mit glasirten Ziegeln gedeckt, aber alterthümlich und in schönen Verhältnissen zum ganzen Thurme. An der Westfront der Kirche sind zwei Thüren, von denen die größte in das Mittelschiff führt, aber nicht in der Achse desselben steht. Auch sind an dieser Fronte frühzeitige Vergrößerungen der Abseiten zu bemerken. Zwei andere Thüren in der Südfront zeigen in ihren Umfassungen schlanke Säulchen mit äußerst zierlichen Kapitälen von fast cylindrischer Form mit wenig Ausbauchung und von feiner Blätterzierung umrankt. Eine besondere Merkwürdigkeit am Aeußern dieser Kirche sind die vielen symbolischen (gnostischen) Gestalten in den, unter Gesimsen und Gurten hinlaufenden Rundbogenverzierungen, in erhabener Arbeit. So ist an der unteren Ecke gegen Süden eine sitzende gekrönte Frau eingehauen, welche ein Kind auf ihrem Schooße hält. Die rechte Hand der Frau und die Linke des Kindes halten Etwas, was einem Apfel gleicht; über ihnen schwebt ein Engel, der segnend die Hände über der Frau und dem Kinde ausstreckt. Unten sind zwei gekuppelte Hunde in vollem Lauf, und ein Männchen, das in ein Jagdhorn stößt. Diese beiden Hauptfiguren, Frau und Jäger, sollen mit der Sage vom Ringe in Verbindung stehen, ob gleich die Mutter Gottes mit dem Kinde auch auf ähnliche Weise abgebildet wird, wenn wir nemlich den vermeintlichen Apfel für einen Reichsapfel oder eine kleine Weltkugel

in den Händen des Kindes halten. Unter diesen Figuren steht noch ein anderes Männchen, neben dem sich Etwas befindet, das drei in einander geschlungenen Bretzeln gleich sieht. Das Volk nennt diese in einander verwickelten Bretzeln oder Stricke Zweifelsstrick. Was ist das? fragen wir mit Vielen, die schon vor dieser Figur standen und sich über dem Räthsel den Kopf zerbrachen. — In der Mitte ungefähr, an dem Giebel gegen Westen, erblickt man ein Männchen, dem ein Teufel die Rechte wegreißt. Das Männchen soll nach der Volkssage der Baumeister der Kirche seyn, an dem der Teufel diese Operation vertragsmäßig vorgenommen, weil er versäumte, die Kirche in der versprochenen Zeit herzustellen. Außerdem sind auf den Quadersteinen der Kirche viele andere zahme und wilde Thiere eingehauen, die aber alle sehr rauh und ohne Zeichnung ausgearbeitet sind. Noch sieht man an der Giebelseite, unten vor einem alten Eingang in den Chor, einen eingemauerten Grabstein mit dem Bildniß eines — einen Kelch in der Hand haltenden — Priesters mit der Umschrift: Anno gratiae 1050 (richtiger 1350) obiit Johannes Kirssenesser caplanus ad sanctum spiritum. (Im Jahr der Gnade 1350 starb Johannes Kirssenesser, Caplan zum heil. Geist.)

Das Innere der ehrwürdigen Johanniskirche ist leider! im Jesuiten-Styl verändert, und bietet außer einem Oelgemälde Nichts dar, das irgend einen Kunstwerth hätte. Das auf Tuch gemalte Bild stellt die Burg Hohenstaufen und die Gegend vor, ehe die Stadt

Gmünd existirte. Das Bild ist wohl schwerlich müßige Erfindung eines neueren Malers, sondern es mag dem Verfertiger wirklich ein altes Bild als Vorlage gedient haben.

Ueber die Erbauung der Johanniskirche haben wir keine urkundlichen Berichte, aber höchst wahrscheinlich war ihr Gründer der Staufer Herzog Friedrich von Schwaben (1080—1105), der sich überhaupt viele Verdienste um die Hebung der Stadt Gmünd erwarb. Nicht mit Unrecht bringt man die eigentliche Gründung der Stadt mit der Erbauung der Kirche in Verbindung, denn erst jetzt erhielt die Stadt ihren jetzigen Umfang, indem sie zur Zeit, als Abt Volrad von St. Denys mit Genehmigung Kaiser Karls des Grafen (768—814) zu Gamundia die nun abgebrochene St. Veitskirche mit einem Klösterlein gründete, eine Art Weiler, Hof (villa) gewesen seyn muß. Noch im Jahr 1297 besorgten die Benediktiner zu Lorch den Gottesdienst an der St. Johanniskirche, ein Beweis von der innigen Beziehung, in welcher die Johanniskirche zum Kloster Lorch und somit auch zu den Herren auf Hohenstaufen stand. — Gar lieblich und sinnig berichtet von der Erbauung der Kirche durch Herzog Friedrich

Die Sage vom Ringe.

Wir sehen jetzt reiche, blühende Städte auf jenen Plätzen erbaut, wo vor langen Jahren nichts als Wild-

niß und rauhe Wälder, von wilden Thieren bewohnt, gewesen. So war es auch mit dem Platze, wo jetzt das freundliche Gmünd steht. Den ganzen Raum bedeckte finstere Waldung, und zeigte nur eine lichtere Stelle, wo eine kleine Wohnung, dem Jäger Ekkard gehörend, erbaut war. Der Alte war früher ein tapferer Krieger und hatte seinen Sohn tüchtig im Waffenhandwerke unterrichtet, so daß dieser in der Leibwache des Herzogs Friedrich von Schwaben diente, und sich schon bei mancher Gelegenheit hervorgethan hatte. Die Tochter des Kanzlers hatte den schönen Jüngling oft gesehen, und beide liebten sich mit der ganzen Innigkeit unverdorbener feuriger Jugend. Allein was konnte der junge Mann, der nichts besaß als seinen Namen, dem stolzen, ehrgeizigen Kanzler bieten, der ihm hohnlachend den Rücken gewiesen, als er vor ihn getreten war mit dem offenen freien Worte seiner Werbung? Da wurde eine große Jagd veranstaltet und die Frau Herzogin Agnes (Tochter Kaiser Heinrichs IV.) hatte das Unglück, ihren Ehering zu verlieren, was damals für ein sicheres Zeichen einer unglücklichen, verderbenvollen Zukunft gehalten wurde. Die Jagd, welche so heiter begonnen, wurde unterbrochen, und traurig kehrte alles nach dem herzoglichen Schlosse zurück, wo der übrige Theil des Tages entfernt von jeder Heiterkeit trübe verfloß.

Am andern Morgen ging der Liebende zu seinem Vater und sagte ihm, wie er den Dienst des Herzogs verlassen und in Waldeseinsamkeit der Erinnerung sei-

ner Jugendliebe leben wolle. Der Vater hatte nichts dagegen; er hoffte, die Zeit würde seinen Sohn heilen, und er wolle ihm daher keinen Zwang anthun.

Auf dem Rückwege gewahrte der junge Mann einen prachtvollen Hirsch, der scheu vor ihm die Flucht ergriff, aber nach kurzer Verfolgung von dem schwirrenden Todespfeil des sichern Schützen getroffen wurde. Erstaunen aber faßte denselben, als er an einer Spitze des Geweihes seiner Beute den verlorenen Ehering erblickte. Sogleich eilte er nach Hohenstaufen und brachte voll Freude den Fund. Die Herzogin, eine gnädige Frau, wollte den Finder reichlich belohnen, doch dieser schlug alles aus, und entdeckte ihr endlich die Ursache seiner Traurigkeit, welche sie bemerkt und darum gefragt hatte. Die Herzogin brachte es dahin, daß der Kanzler seine Tochter dem Jünglinge gab, dem ein stattliches Haus im Walde gebaut wurde.

Auf der Stelle aber, wo der Hirsch getödtet wurde, ließ der Herzog die noch jetzt stehende St. Johanneskirche bauen, wohin bald eine große Anzahl Pilger wallfahrteten. Das war auch die Veranlassung, daß nach und nach der Wald gelichtet und angebaut wurde, so daß sich jetzt dort eine blühende und schöne Stadt befindet. —

Sonst kann die Sage weder Urkunde noch Sigill für ihre Glaubwürdigkeit aufweisen, aber die eben erzählte ist noch daurender verewigt, denn sie wurde auf dem Thurme der Johanniskirche zum ewigen Gedächtniß eingehauen, wenn die Darstellung auch nur eine andeutende ist.

XIV.

Waldenburg,

im Hohenlohischen.

Reich an Schlössern und Burgen ist das schöne, von Gott gesegnete Hohenloher Land — kaum ist ein Städtchen zu finden, wo nicht ein stattlicher Herrensitz prangt, in dem schon seit alten Zeiten die zahlreichen Glieder des erlauchten Fürstenhauses Hohenlohe aus- und eingingen. In allewege aber gebührt zweien unter den fürstlichen Wohnsitzen von Hohenlohe in Beziehung auf herrliche Lage der Vorzug. Diese sind: Schloß Schillingsfürst zwischen Rotenburg und Anspach zu, schon seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts immer im Besitze des Hauses Hohenlohe, und Schloß Waldenburg, fast im Herzen des Hohenloher Landes gelegen. Waldenburg, Schloß und Stadt, ragt auf dem steilen Vorsprung einer Reihe von waldbekränzten Höhen, welche nach dem Schlosse den Namen „Waldenburger Berge" tragen, und blickt mit ihren Mauren und Thürmen wie eine Königskrone auf das unten liegende gesegnete Land herab. Auf den Zinnen des Schlosses hat man die schönste Aussicht im ganzen Hohenloher Lande. Wenden wir die Blicke gegen Osten, so zeigt sich, wohl in weiter Ferne, der schon genannte hohenloh'sche Fürstensitz Schillingsfürst, und grüßt nachbarlich herüber zum Schlosse, wo das blutsverwandte Geschlecht wohnt. Ueber die Stadt Rotenburg hin

schweift das Auge zu den „fränkischen Bergen," auf deren höchster Kuppe der hohe Landsberg, das alterthümliche Schloß der Herren von Pöllnitz, sich lagert. Hinter den Frankenbergen versinken die schönen Ufer des majestätischen Mains, dagegen ragen im fernsten Hintergrunde die Vorberge des Rhöngebirgs, und wenn wir immer weiter im Bogen gen Norden uns wenden, die dunklen Waldhöhen des Spessarts. Noch näher und deutlicher liegt vor uns der Odenwald mit dem weithin sichtbaren Katzenbuckel und dessen entfernterem Nachbar, dem Melibokus, dem Wächter der Bergstraße. Zuletzt ruht das Auge auf den mit Burgen geschmückten Bergen des Neckarthals, zieht sich dann wieder zurück über die Höhen, unter denen Kocher und Jagst im brüderlichen Neckar münden, und betrachtet die reich gesegnete Landschaft, die unmittelbar unter uns sich ausbreitet. Es ist die sogenannte Kupferzeller Ebene, im Vordergrund Hohenbuch, wo das treffliche Bier bereitet wird, und nicht ferne davon das dazu gehörige Landhaus, wo Herr Oekonom Otto Möricke, der bedeutendste Gutsbesitzer im Umkreis, rationell und praktisch seine Felder baut und der Landwirthschaft in dieser Gegend neuen Schwung gegeben. — Am schönsten genießt man die herrliche Aussicht auf Waldenburg zur Zeit, wenn der Reps blüht, wo Freunde der schönen Natur von allen Gegenden dem Berge zuwallen und ein heiteres Fest feiern, das durch den Anblick der reizenden, in ihrem schönsten Blumenschmuck stehenden Landschaft, seine Weihe erhält.

Schloß Waldenburg (Waldenberg) hat, wie alle Burgen ähnlichen Namens, seine Benennung von dem Walde, der früher den Bergvorsprung bedeckte, und jetzt noch über den ganzen Bergrücken sich hinzieht. Vielleicht war es zuerst ein Wartthurm, der auf der Höhe erbaut wurde, und das wäre der noch stehende sogenannte Männleinsthurm, zuverläßig das älteste Bauwerk auf Waldenburg. An ihn wurde im Laufe der Zeit das Schloß mit seinen Vorwerken angebaut.

Schon frühe saß ein edles Geschlecht auf der Burg, das von ihr seinen Namen führte. Im Jahr 1218 lebt ein Gottfried v. Waldenberg, Domherr zu Würzburg. Heinrich und Hermann, Grafen von Waldenberg, erscheinen in einer Urkunde vom Jahr 1246, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie von unsrer Burg sich geschrieben, denn die edlen Herren, welche neben ihm genannt werden, sind alle aus der näheren oder ferneren Nachbarschaft, wie z. B. ein Graf v. Eberstein und von Neifen, ein Burggraf von Nürnberg, so wie ein Herr von Büdingen u. s. w. Aber schon mit der Mitte des 13. Jahrhunderts ist Waldenburg im Besitze des berühmten Gottfried von Hohenlohe, Grafen von Romaniola. Im Jahr 1252 geht der Streithof bei Waldenburg von ihm zu Lehen, und im darauf folgenden Jahre stellt derselbe zweimal zu Waldenburg Urkunden aus — ein Beweis, daß er sich manchmal dort aufgehalten. Später kommen wieder Herren von Waldenberg vor, aber sie waren nur hohenloh'sche Burgmänner oder Vögte auf Waldenburg.

Im Jahr 1289 zeugt ein Raveno von Neuenstein, der alte Vogt von W., im Jahr 1292 Heinrich Gutjar, weiland Vogt zu W. Im Jahr 1329 leben Rudolf von W., im Jahr 1339 Heinrich, Ulhards Sohn von W., und im Jahr 1342 Ulhard von Waldenberg. Spätere hohenloh'sche Vögte waren: im Jahr 1338 Heinrich von Ensingen, im Jahr 1346 Engelhard von Bachenstein, 1362 Götz von Stetten, 1380 Dietrich von Berlichingen, 1383 Hofwart Landschad von Sickingen, 1397 Götz von Belsenberg, 1445 Peter Zwiflar. — Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts, da Waldenburg im Besitz Kraft III. von Hohenlohe, Urenkels des Grafen Gottfrieds, gewesen, war es zu einer kleinen Stadt mit Mauer und Graben geworden, welche eine Gemeindeverfassung mit zwölf zum Theil adeligen Richtern hatte. Wie die kleine Stadt auf der nördlichen Seite durch die Burg und die natürliche Lage geschützt war, so erhielt sie auch gegen Süden, wo leicht an sie zu kommen war, ein starkes Vorwerk, welches dann die spätere Vorstadt durch Brücke und Graben verbunden. Der sogenannte Schanzthurm, wohl das älteste Bauwerk nach dem Männleinsthurm, so wie der Wartthurm, bildeten dann das „alte Vestungswerk", wie es der ehrliche und glaubwürdige M. Wibel auf einem Bilde (Hohenlohische Kirchenhistorie Bd. 4. Titelvignette) bezeichnet, und die Stadt war von der südlichen Seite gegen jeden feindlichen Angriff gedeckt. Im Laufe der Zeit, besonders im dreißigjährigen Kriege, wurde Waldenburg da und dort durch angebrachte

Schanzen noch weiter befestigt. Wir können also Waldenburg für die durch Lage und Stärke der Werke wichtigste Veste des Hohenloher Landes betrachten. Darum, weil Waldenburg schon seit alten Zeiten als ein wohl verwahrt Haus galt, wurde es auch in Friedenszeiten zu ähnlichen Zwecken, wie die Vestung Asperg, nemlich zur Aufbewahrung wichtiger Gefangenen verwendet, wie Wibel sagt: „die landsäßige und übrige von Adel, die etwas verschuldet, wurden allda verwahret.“ So saßen hier gefangen im Jahr 1330 Engelhard von Neideck, 1351 Wartwein von Waldeck, und 1352 Kreß von Büttelbronn. Auch Andre wurden in späterer Zeit auf Waldenburg in Haft gelegt, die den Herren der Burg zuwider waren. So legte einmal (etwa um 1520) Graf Kraft von Hohenlohe dem Junker Götz Senft zu Münkheim, den er auf der Jagd (auf seinem vermeintlichen Jagdbezirk) gefangen genommen, gen Waldenburg in den Thurm. „So er heraus hat kommen wollen — sagt der treffliche Chronist Herold — hat er sich unter Andern verschreiben müssen, daß er sein Lebenlang, wo er hinreiten will, allweg in ein zwilchen Juppen und Jägerhorn, wie er dazumal geritten, reiten will.“ Um dieselbe Zeit hat Graf Albrecht Hansen Newser und Daniel Hussen auf den Vogelheerden an dem Streiffelsberg gefangen, und nach Waldenburg geführt. —

Stadt und Veste Waldenburg war seit dem 13. Jahrhundert in ununterbrochenem Besitz des hohenlohischen Hauses. Nur vor dem Jahr 1390 war Wal-

denburg an Bischof Gerhard von Würzburg versetzt worden, allein im genannten Jahre wieder eingelöst. Das Jahr darauf empfingen die Gebrüder Ulrich und Gottfried von Hohenlohe (Söhne Krafts III.) die Stadt und Veste Waldenburg samt Neuenstein und Oehringen von Bischof Johansen von Regensburg, „also daß dieselben sie und ihre Erben, Söhn und Töchter niesen und inne haben sollen, mit allen Rechten und Nutzen, wie die genannt sind, auch was zu dem Allem gehört, Nichts ausgenommen, als es bisher an uns kommen ist; sie sollen auch und ihr Erben fürbaß dieselbe Lehenschaft zu rechter Zeit fordern und empfahen." — In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab Waldenburg der von Graf Eberhard († 1570) gestifteten Hauptlinie von Hohenlohe den Namen, und ist seitdem wenigstens die jeweilige Residenz der erlauchten Familie gewesen. Der jetzige Besitzer, Se. Durchlaucht Fürst Friedrich Carl Joseph zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der begeisterte Verehrer seiner Ahnen, und der gelehrten Welt rühmlich bekannt durch seine gründlichen Forschungen im Gebiet der Geschichte und Siegel- und Wappenkunde, hat es zwar vorgezogen, das freundliche Kupferzell in der Ebene zu seinem Wohnsitz zu wählen, aber er schenkt doch der Burg seiner Ahnen gebührend alle Aufmerksamkeit. Davon sind sprechende Beweise nicht nur die sorgsame Erhaltung des Schlosses, sondern manche neuere Bauten und Verschönerungen, die auch dem sonst weniger ansehnlichen Städtchen zur Zierde gereichen. — Außer

dem Schlosse bietet Waldenburg wenig Merkwürdiges für den Besucher. In letzterem besteige man vor Allem den merkwürdigen Männleinsthurm, sogenannt wegen den steinernen Männlein, die auf seinen Zinnen angebracht sind. Er ist viereckigt, aus Buckelsteinen erbaut, und hat eine Wendeltreppe, auf der sich nur eine Person mit großer Mühe hinaufwinden kann, weßwegen es sehr gerathen ist, wenn Damen mit Crinolinen dem gefährlichen Gang entsagen, und lieber unten auf dem Schloßwalle die Aussicht betrachten. Hat man sich bis zum Plateau des Thurms hinaufgewunden, so wird man freilich reichlich für seine Mühe belohnt, denn bei hellem Wetter hat man hier oben eine Aussicht auf 18 Meilen weit. Vom Thurm stiegen wir herunter in die ehrwürdige Schloßkapelle, wo sich die Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg ihre Grablege erkoren; sie ist einfach, aber für ihre Bestimmung würdig ausgestattet, und scheint auf den Grundlagen der ältesten Kapellen zu ruhen, die im Jahr 1487 von dem Grafen Kraft von Hohenlohe aufs Neue dotirt worden. Die Kapelle bestand schon viel früher, denn ihre Kapläne, Heinrich Steffer, Lupold, Paul Traber, werden schon in früherer Zeit, der letztere im Jahr 1420, genannt. — Wenig Merkwürdiges bietet die Hauptkirche der Stadt. Sie wurde im Jahr 1591 von Graf Georg dem älteren erbaut und am Sonntag nach Aegidien eingeweiht. Ihre jetzige Gestalt erhielt sie durch eine Renovation im Jahr 1717. Wohl stand an ihrer Stelle zuvor eine alte Kirche, denn im

Jahr 1356 erhielt Waldenburg einen Pfarrer. Vielleicht war das ältere Gotteshaus eine jener Kapellen, welche nach G. Widmanns Bericht auf dem Rücken zu Waldenburg von Waldbrüdern erbaut worden. Die Kirchhofskirche außerhalb der Stadt ist in Beziehung auf Bauart weit älter und merkwürdiger als die Stadtkirche; sie wurde in alter Zeit von Oehringen aus versehen, und steht vielleicht an der Stelle der zweiten von den ebengenannten Waldbrüder-Kapellen. — Auch der am südlichen Thore stehende Thurm der Stadt ist von sehr alter Bauart, und wegen seiner, den Männleins-Thurm vielleicht noch überragenden Höhe, und der dadurch noch umfassenderen Aussicht, eines Besuches werth. — Unter die negativen Merkwürdigkeiten der Stadt gehört, daß das Wasser 230 Staffeln hoch von der Seite des Bergs heraufgetragen werden muß.

An Schloß Waldenburg knüpft sich eine Geschichte, die fast so 'schauerlich lautet, wie eine der ernstesten Sagen und Mähren, die

Waldenburger Fastnacht
im Jahr 1570.

Wir geben den Bericht darüber wörtlich, wie ihn ein Augenzeuge, der Waldenburger Hofprediger Apin, in seiner noch handschriftlich vorhandenen Trauerpredigt geliefert.

»Anno 1570. den 7. Febr. ist zu Waldenburg übel

hergegangen, hat sich ein leidiger Fall begeben; da hat der leidige Satan aus Gottes Verhengnuß eine schröckliche Tragœdien und Spectacul angerichtet, und als ein arger Schadenfroh sein Müthlein nach Lust gekühlt: darum soll man ihn nit über die Thür malen, noch zu Gast laden, dann er kommt wol von ihm selbst, oder wo er gleich selbst nit hinkommt, da schikt er seine Botten hin.

Damals waren zu Waldenburg in der Fastnacht, neben den Graven und neben denen von Adel beyeinander neun Grävinnen, deren etliche vermumten sich mit einem englischen schönen Habit, gingen daher in gar weiser Kleidung mit weisen papirnen Flügeln, wie man die Engel pflegt zu malen, und trugen auf ihren Häubtern weise papirne Kronen, darinnen kleine Waxlichtlein brennten und leuchteten: dagegen vermumten sich die Herren und der Adel mit einem scheuslichen Habit, ließen an ihre Hosen und Wammes, Arm und Beinen, dick Werk von Flachs mit Faden stark annehen und anknüpfen, daß sie herein traten zotigt und zerlumpt, wie man die Cacodæmones und schwarze Höllhund pflegt zu malen. Indem sie nun nach gehaltenem Tanz bei nächtlicher Weile um 10. Schlag uf dem obern Saal bey dem Licht kniend einander ein Mummtanz bringen und mit dem Licht nicht fürsichtig umgehen, da gehet vom brennenden Licht das Werk unversehens an: bald da wird auf dem Saal ein großer Tumult und Auflauf, ein großer Schrek, Schreyen und Klagen: Cuntz von Velberg gibt bald

die Flucht, und also vermumt springt er die Schneken herab, daß er unversehrt davon kommt, und von den andern nit angestekt wird, aber Veltin von Berlichingen und Simon von Neudek, auch Graf Albert von Hohenlohe (Neuenstein) verbrennen so hart, daß sie etliche Wochen zu Bett liegen müßen.

Graf Georg von Tübingen empfeht das Nachtmal den 22. Febr. darnach am 5. März (war der Sonntag Lætare) da ihm unversehens ein ander und neuer Zufall zum Brand geschlagen, stirbt um 8 Uhr Vormittags und wird darnach den 7. hujus mit seines Gemahls großem Leid, Schmerzen und Wehklagen, begraben zu Oeringen in der Stiftskirchen, da ich dann ihm eine Leichtpredigt gethan, die ich hernach seiner Frau Mutter auf ihr Begehren den 22. Maii mit meines G. H. Leichtpredigt hinein gen Lichtenek geschikt, dagegen ihr Gnaden mir folgendes den 24. Jul. durch den von Bubenhofen hat überantworten lassen ein silbernen Becher mit einem Deckel, darauf deren von Tübingen Wappen ist ausgestochen gewesen.

Mein gn. Herr Graf Eberhard verbrannt so hart, daß man ihm hernach den 21. und 22. Febr. alle Finger an beeden Händen mußte vornen abschneiden, empfing doch zuvor den 29. (das war damals der Sonntag Reminiscere) das Hochwürdige Abendmal, that gar eine schöne christliche Bekanntnus, daran ich einen sonderlichen Gefallen hatte. Hernach den 9. Martii, vier Tag nach seines Herrn Schwagers Graf Georgen Abschied, stirbt er in der Frauenzimmerstuben

um 10. Schlag Vormittag in meinem Beywesen, wird den 11. Tag hujus zu Oeringen in der Stiftskirchen neben seiner Frau Mutter und neben Graf Georgen christseliger Gedechtnuß begraben, da ich dann ihm eine Leichtpredigt gethan. Den 14. Martii lies sich Graf Albrecht wieder heim nach Neuenstein fahren, und ist mit Rath und Hülf seiner Frau Mutter wieder aufkommen."

Im Munde des Volks, das sich weniger um Jahr und Datum kümmert, hat sich die wahre Geschichte zu einer Sage gestaltet, in der das Geschehene nur noch einige Zusätze erhält, wie es ganz im Wesen der sich fortbildenden Sage liegt.

Eine Gesellschaft junger lustiger Leute hatte sich vereinigt, den Fasching auf dem Schloß Waldenburg mit rechter Ausgelassenheit zu begehen. Zwölf von ihnen ließen sich zu dem Ende Teufelsmasken mit Hörnern, Schweif und Klauen verfertigen, umgaben ihre Kleider mit Werg, und neckten so die übrige Gesellschaft auf eine ziemlich ausgelassene Weise. Als endlich die Mitternachtstunde vom Schloßthurm herabtönte, da fand sich plötzlich ein dreizehnter Teufel, völlig so gekleidet, wie die übrigen, unter den Gästen ein. Dieser überbot die Andern noch bei Weitem an Ausgelassenheit, hatte aber in kurzer Zeit auch eine auffallende Unordnung und Bestürzung im ganzen Schlosse verbreitet. Die Gäste laufen verwirrt unter einander herum, und ehe man sich's versah, standen die zwölf Teufelsmasken, deren Kleider Feuer gefangen hatten, in lichten

Flammen. Hülfe rufend, durchrannten sie die Zimmer, und stürzten sich endlich bewußtlos in den tiefen Schloßgraben, der noch in derselben Nacht vertrocknete, allein zur Verwunderung Aller nicht die geringste Spur der verbrannten Leichen mehr enthielt.

XV.

Hohenrechberg.

Der Rechberg oder Rehberg, so genannt von den Rehen, welche sich einst zahlreich in den Nadelhölzern des Gebirgs aufhielten, ist von dem nahen Aalbuch völlig abgesondert, und nur durch einen langen Erdrücken mit dem Hohenstaufen zusammenhängend. Er gehört zu den höchsten Höhen der Alb und erhebt sich 2167 Fuß über die Meeresfläche. Auf der Oberfläche des Bergs findet man hie und da Gold- und Silbersteine, die jedoch nicht reichhaltig sind, so wie versteinerte Meerschnecken und Ammonshörner. Der Rechberg besteht aus zwei Kuppen, von denen die erstere, bei weitem höhere, eine Kirche sammt einem Pfarrhaus, die andere die Burg Hohenrechberg trägt. Wir betrachten zuerst die obere Kuppe, genannt Hohenrechberg-Kirchberg. Auf dem Platze, da die gegenwärtige Kirche steht, soll vor Zeiten die Klause eines Waldbruders

gestanden haben, der auf dem noch mit Tannenwäldern überwachsenen Berge, im Anblick einer herrlichen Natur, reichlichen Ersatz für die Genüsse der Welt fand. Neben seiner Klause erbaute er eine kleine hölzerne Kapelle, in der er ein aus Lindenholz geschnitztes Bild der heiligen Jungfrau aufstellte. Bald wallte von Nah und Fern das Volk der Umgegend zu dieser Kapelle, ja an hohen Festtagen kamen oft so viele Wallfahrer auf der Höhe des Berges zusammen, daß schon zu den Zeiten des M. Crusius viele Läden und Krämerbuden für Käufer aufgeschlagen wurden, woraus förmliche Märkte entstanden, die noch vor 90 Jahren sehr zahlreich besucht wurden. Als die Zahl der frommen Waller sich immer vermehrte, erbaute Herr Ulrich von Rechberg im Jahr 1488 eine Kapelle von Stein, begabte sie mit einem ewigen Lichte, und stiftete eine Besoldung für einen jeweiligen Pfarrer, der zu gewissen Zeiten den Wallnern eine Messe lesen mußte. Mönche von Gmünd versahen bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts den Gottesdienst an dieser Kapelle. Als die neue Kapelle vollendet war, wurde das alte Marienbild feierlich von Geistlichen in dieselbe übertragen. „Aber — so lautet die Legende — das Bild blieb nicht in der neuen Kapelle, sondern es wurde wiederholter Malen Nachts von den Engeln in die alte Kapelle zurückgetragen." Darum ließ man die alte Kapelle mit dem Bilde stehen; allein in der neuen wurde der Gottesdienst abgehalten, bis im 17. Jahrhundert der Graf Franz Albrecht von Rechberg die von seinem Vater

Bern begonnene neue und weit größere Kirche vollendete. In dieser jetzt noch stehenden Kirche sind fünf Opferstöcke mit stets offenen Mäulern aber leider! mit immer leeren Mägen. — Im Jahr 1767 errichtete Graf Max von Rechberg eine eigene Pfarrei auf dem Berge; aus der im Jahr 1488 erbauten Kapelle aber wurde für einen ständigen Pfarrer eine Wohnung eingerichtet. In diesem Pfarrhaus wird dermalen ein guter Tubus aufbewahrt, der jedem Besucher des Bergs zur Verfügung steht. Betrachten wir mit Hülfe dieses Tubus die reizende Aussicht, die sich auf Hohenrechberg darbietet. Die ausgedehnteste hat man hauptsächlich, wenn man sich zum nördlichen Halbzirkel des Gesichtskreises wendet. Links gegen Westen liegt der Hohenstaufen mit dem gleichnamigen Flecken, und den Dörfern Wäschenbeuren, Maitis, Lingling, Reitprechts, Menenz, Straßdorf, Gmünd. Rechts gegen Osten erblicken wir die Dörfer Unterwaldstetten, Bettringen, Bargau, Eßingen, Herlikofen, Muthlangen u. a. mehr. Wenden wir die Blicke nach Süden, so haben wir zur Rechten wieder den Hohenstaufen und die Orte Ottenbach, Kizen, Krummwälden, Großeislingen, Kleineißlingen, Göppingen, Salach; die Burgen Staufeneck, Ramsberg, Scharfenberg, nebst den Orten Donzdorf, Reichenbach, Winzingen, Wisgoldingen, Vorder- und Hinter-Weiler-Rechberg, die dicht am Fuße des Rechbergs stehen. Das Alles ist aber nur die nächste Umgebung des Rechbergs, lauter Orte, die kaum drei Stunden entfernt liegen. Ueber die reizende Nähe schweift das Auge zu

entfernteren Punkten, und entdeckt nach Osten das Schloß zu Ellwangen mit dem Schönenberg, gegen Norden den Einkorn bei Hall, gegen Westen Lorch, weiter hin Hohenheim und die Solitüde; gegen Süden und Südosten den Aalbuch, den Bernhardsberg, die Ruinen der Burg Rosenstein u. s. w. — Bei ganz reiner Luft sieht man sogar die Vogesen, ebenso erblickt man, freilich nur selten, die ganze Kette der Vorarlberger Schneegebirge, immer als Vorbote eines nach 24 Stunden eintretenden Regenwetters, welche Erfahrung man besonders auch auf dem herrlichen Hohentwiler Berg machen kann. Unser unvergeßlicher Gustav Schwab muß einmal bei einem Besuch auf Hohenrechberg so glücklich gewesen seyn, von hier aus die Alpgebirge zu erschauen, denn er schrieb in das Fremdenbuch auf Hohenrechberg folgenden schönen Reim:

Sonnenschein und Wald und Thal,
Drüber kühner Windesflügel,
Schneegebirg im Abendstrahl,
Ringsum grün und goldne Hügel,
Alles reimet die Natur —
Du, mein Lied, wie wenig nur!

Hat sich das Auge an der herrlichen Gegend satt gesehen, so hat man hier oben, nach der Mühe des Bergsteigens, Gelegenheit, sich auch leiblich zu laben. Der jeweilige Pfarrer ist jederzeit so eingerichtet, daß er die Hungrigen speisen und die Dürstenden tränken kann.

Hat man sich, absonderlich an einem Humpen mit Weißensteiner Bier, gehörig erquickt, so steigt man von der oberen Bergkuppe auf die untere; wir gelangen in einer kleinen Viertelstunde auf die Burg Hohenrechberg, die, um ein Ziemliches tiefer, auf einem abgesonderten Hügel steht, dessen Mittelfelsen sie ernst und alterthümlich, und noch ganz erhalten, krönt. Auf einer großen steinernen Brücke, die über eine kleine Thalschlucht führt, welche die Burg von dem Gipfel des Rechberges trennt, gelangt man in den von Oekonomie-Gebäuden umgebenen Vorhof der Burg, der auch die Wohnung des Schloßwächters enthält. Nun kommt man über eine hölzerne Brücke, die über einen sehr tiefen Graben geschlagen ist, der den Felsen von dem ersten Vorhof trennt, und rings um ihn her lauft. Die Brücke führt zu einem zweiten Thor, über welchem ehemals ein hoher Thurm gestanden haben soll. Von da aus geht man zwischen dem Schloßgebäude und der innern Umfangsmauer dem dritten Thore zu, und gelangt in ein enges Dreieck, welches die zusammenlaufenden hohen Quadermauern der Gebäude bildete. Darnach kommt man durch ein viertes Thor in den innern Vorhof, zu welchem mehrere Staffeln hinaufführen; allda findet sich ein sehr tiefer, in Felsen gehauener Brunnen, der immerdar mit Regenwasser gefüllt ist, und auch bei der größten Trockenheit nie Wassermangel hatte. — Das eigentliche Schloß hat die Form eines Hufeisens, das auf der nördlichen Seite durch eine zweites Gebäude fortgesetzt und geschlossen

ist. Der Bauart nach ist die Burg von hohem Alter. Das erste Stockwerk ist von den stärksten Sandstein-Quadern, die man am Berge selbst findet, aufgeführt. Die übrigen zwei Stockwerke sind aus aufeinander getiebelten Balken erbaut. Das ganze Schloß stammt aus verschiedenen Zeiten: an manchen Stellen wurde später angebaut oder ausgebessert. Die innere Einrichtung ist durchaus aus neuerer Zeit. Wohl wohnte seit 1585 Keiner aus der Familie mehr im Schlosse, aber es wurde dennoch so ziemlich im nothwendigsten Bauwesen erhalten. — Im untersten Stock sind: die alte Schloßküche, einige Stuben für das Gesinde, und der Pferdestall u. s. w. In das zweite und dritte Stockwerk gelangte man ehemals auf einer steinernen Schneckenstiege, die in einem hohen Thurm angebracht war, der seit 1660 abgetragen worden; nunmehr führt eine gewöhnliche bedeckte Stiege in diese Stockwerke. Im zweiten Stocke befindet sich die ehemalige Beamtenwohnung, das Kanzlei-Zimmer und die Küche, sowie die sehr alte, ehrwürdige Burgkapelle; im dritten Stockwerke sind noch etwelche Zimmer für die Herrschaft, wenn sie etwa die Burg besucht, und ein großer alter Saal. Im Jahr 1585 starb der Letzte der Hohenrechberg'schen Hauptlinie auf dem Schlosse Rechberg; seither wohnten nur die Beamten hier, und seit längerer Zeit auch diese nicht mehr, sondern nur ein herrschaftlicher Jäger. Verfallener als die Burg sind ihre Mauern, Thürme und Vorwerke, die ehemals sehr bedeutend gewesen seyn müssen. An der äußersten

Mauer standen einst zwölf Thürme, die wahrscheinlich bewohnbar waren. Einer derselben war von kolossalem Umfang und ungeheuer hoch, er war durch einen Gang mit dem Schlosse verbunden; schon vor manchen Jahren wurde er, weil er baufällig war, abgetragen. Außerhalb der Ringmauern waren an dem Berge Gewölbe und unterirdische Gänge angebracht, wahrscheinlich für den Fall, wenn in Zeiten der Noth die Bewohner der Burg sich flüchten wollten.

Nun zur Geschichte der Burg und des Geschlechts, das von ihr seinen Namen führt.

Eine Sage, deren erste Grundlage der schwäbische Chronist, der alte treuherzige Thomas Lyrer von Rankwyl (aus dem 15. Jahrhundert), uns überliefert hat, eröffnet die Geschichte der Burg und des Geschlechts. —

Im Anfang des 7. Jahrhunderts, als das Christenthum in Deutschland Wurzel zu schlagen begann, hauste auf der Teck ein gewaltiger Heidenkönig, der Alle wüthend verfolgte, die sich von ihren Götzen wandten und den christlichen Glauben annehmen wollten. Da sammelte der zu dem Heiland der Christen bekehrte Herzog Rumelius von Schwaben alle seine Freunde und Vasallen und die sämmtlichen Edeln der Umgegend gegen ihn, und zog damit gegen den Feind der Christenheit aus. Er lagerte sich mit einem gewaltigen Heer am Fuße der Teck, wo auch der Heidenkönig sein Heer versammelt hatte. Als die Feinde einander entgegenrückten, siegte Herzog Rumelius, gestärkt durch

die Macht seines Glaubens, über den mächtigen Gegner. Dreizehentausend erschlagene Heiden bedeckten das Schlachtfeld, und noch viele von den Feinden wurden von den Christen gefangen. Unter den Gefangenen waren auch vier Jünglinge, Gebrüder, die einen rothen Löwen auf den großen hölzernen Schilden führten. Der Sieger, gerührt durch die Schuldlosigkeit der Jugend, ließ sie frei, beschenkte sie reichlich, und schickte sie in das Land zwischen der Rems und Fils, um sich dort anzusiedeln. Die vier Brüder nahmen den christlichen Glauben an, ließen sich taufen, und erbauten auf einem schönen hohen Berge, dem Rechberge, eine Burg, von der sie sofort ihren Namen führten. So wurden sie die Stammväter des noch jetzt blühenden Geschlechts. Sie behielten den rothen Löwen im Wappen bei, den sie noch ungetauft als Abzeichen geführt, mit dem Unterschiede, daß es nun zwei aufrechtstehende, mit dem Rücken gegen einander stehende Löwen mit hervorgereckten Zungen und dreifach in einander geschlungenen Schwänzen sind, und über dem Schilde als Helmzierde wächst der vordere Theil eines Rehbocks hervor. Zum Andenken an bie blutige Christen- und Heidenschlacht, führt noch jetzt ein Thal in der Nähe von Hohenrechberg den Namen Christenthal.

Urkundliche Nachrichten von dem hochedlen Geschlecht erhalten wir erst gegen das Ende des 12. Jahrhunderts. Da lebte Ulrich von Rechberg, Marschall von Schwaben und des Reichs, im Jahr 1179 ein Begleiter Kaiser Friedrichs, und in den Jahren 1199 K. Phi-

lipps auf deren rheinischen und schwäbischen Pfalzen. Auch ist sein Name und der seiner beiden Frauen, Edilheid und Berchterade, auf einer Monstranz, verewigt, die er der heil. Kreuzkirche in Augsburg vergabte. Sein Sohn Hildebrand zog im Jahr 1194 mit K. Heinrich VI. nach Italien und war später in der Umgebung K. Philipps, K. Friedrichs II. und Heinrich VII. Ob der im Jahr 1205 und 1215 in Urkunden vorkommende Ulrich von Rechperg ein Bruder Hildebrands gewesen, ist zweifelhaft, dagegen hatte Hildebrand noch eine Schwester Adelheid, Burggräfin zu Augsburg, und einen Bruder Siegfried, der vom Jahr 1208—1227 Bischof zu Augsburg gewesen. Als solcher war er mit K. Otto bei seiner Krönung in Rom und wohnte unter K. Friedrich II. vielen Reichstagen an; auch nahm er ein paar Male das Kreuz im Jahr 1219 und 1227, in welch letzterem er auch auf seinem Hinzug nach Palästina bereits in Apulien verschieden. Hildebrands Söhne waren Hildebrand, Augsburger Domherr † 1279, Conrad und Ulrich, von denen Ulrich im Jahr 1255 allein erscheint, und dann werden im Jahr 1259 beide miteinander als Gebrüder aufgeführt. Von diesen Gebrüdern wurde Conrad Stifter der Hauptlinie auf den Bergen, und Ulrich der Gründer der Linie unter den Bergen (Rechberghausen). Letztere erlosch wieder mit Wilhelm von Rechberg im Jahr 1413, die erstere blühte daurend fort und theilte sich wieder in vier Linien, von denen die zu Staufeneck im Jahr 1590, die zu Hohenrech-

berg im Jahr 1685, und die zu Donzdorf im Jahr 1732 erloschen; die zu Weißenstein ist die noch blühende. So lange das Kaiserhaus der Staufer blühte, schloßen sich die Rechberger mit unwandelbarer Treue an diese an; als aber sein Stern erlosch und neben ihm das schnell aufblühende Grafenhaus der Wirtemberger eine wichtige Rolle in der Geschichte des Schwabenlandes übernahm, da waren sie eben so treu diesen zugethan. So jener kriegerische Hans von Rechberg, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts Rath und Diener des Grafen Ulrich von Wirtemberg gewesen. Er war es, der dem Grafen vom Kriege mit dem Pfälzer Fritz abrieth; aber man hörte nicht auf seinen Rath, ja er verlor sogar die Gnade des Grafen. In Folge dieser unwürdigen Behandlung ward er dann der Widerpart des Wirtemberger Grafen. — Ein andrer des Geschlechts war Wilhelm von Rechberg um dieselbe Zeit, ein Mann von biederem, aber aufbrausendem Gemüth. Dieser war ein treuer Diener Herzog Georgs von Baiern, der im Jahr 1489 von dem Pabst in den Bann gethan wurde. Ein wälscher Geistlicher mußte dem Herzog den Bann verkündigen. Wilhelm von Rechberg, der eben anwesend war, wurde über diese Frechheit so erbost, daß er den Pfaffen nöthigte, den Bannbrief zu verschlingen. Als sich aber dieser weigerte, so durchschoß ihn der Rechberger mit einem Pfeile. Die Folge davon war, daß auch er vom Pabst mit dem Bann belegt wurde und der Herzog Nichts mehr von ihm wissen wollte. Dieser Wilhelm von

Rechberg ist wohl derselbige, der im Jahr 1445 in der Kirche zu Weikersheim eine Messe stiftete und allda begraben liegt. Er steht daselbst in ganzer Figur in Stein gehauen. — Ein besonders treuer Diener des Wirtembergischen Hauses war Philipp der Lange von Rechberg, wirtembergischer Obervogt zu Göppingen, auch bekannt als Beschützer des wegen seines evangelischen Glaubens verfolgten Martin Cleß. Philipp von Rechberg war der einzige unter den Anhängern des vertriebenen Herzog Ulrichs, der auch im Unglück bei ihm aushielt. Als Herzog Ulrich im Jahr 1525 nach einem unglücklichen Versuche zur Wiedereroberung seines Landes wieder auf seine Felsenburg Hohentwiel sich zurückzog, da richtete ihn der treue Diener auf in seiner Trostlosigkeit mit den Worten: „darum, mein Fürst, die Hoffnung nicht weggeworfen, sondern desto rüstiger gestrebt, daß wir wohl ins Vaterland zurückkehren. Die Hände gerührt! dann wird ein Gott beistehen; dem tapfern Mann ist Nichts schwer, dem Tugendhaften kein Weg verschlossen, dem, der auf Recht und Billigkeit hofft, Nichts unehrbar. Gelang es hier nicht, so muß man einen neuen Weg einschlagen, mit neuen und wieder neuen Waffen streiten, bis wir mit Gottes Gnade unsern Wunsch erreichen." — Auch zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte ein edler Utz von Rechberg auf Schloß Hohenrechberg, der ein eifriger Lutheraner war. Er kaufte Luthers Hauspostille und andre Bücher, aus denen er alle Sonntage seinem ganzen Haus die Predigten selbst vorlas, und zuvor und hernach Psalmen

sang. „Solches wird man an wenigen Orten antreffen," sagt der alte Chronist Crusius.

Ueber die Schicksale der Burg Rechberg, die zum ersten Mal im Jahr 1317 Hohenrechberg genannt wird, nur noch Einiges. — Im Jahr 1440 wurde sie vergebens von den Gmündern und Hallern umzingelt. In der Mitte des 16. Jahrhunderts hauste ein hitziger Junker, Utz von Rechberg, auf der Burg, der einen wirtemberg'schen Bedienten umbrachte. Darauf ließ Herzog Christoph die junge Mannschaft aus dem Amte Schorndorf mit einigen Reitern gegen die Burg ziehen. Diese schlugen auf dem Gipfel des Bergs bei der Wallfahrtskirche ihr Lager. Da floh der Junker zum Burgfrieden: darauf nahm ihn seine Mutter an der einen Hand, mit der andern nahm sie die Schlüssel der Burg, bot sie dar, und bat demüthig mit Thränen um Frieden. Eine nicht geringe Genugthuung erfolgte. — Im letzten Jahre des dreißigjährigen Kriegs erhielt das Schloß gewaltige Stöße, da es von der französischen Besatzung zu Schorndorf mit List eingenommen wurde. Doch steht es würdig und fest von Gestalt bis auf diesen Tag, wie sein Geschlecht noch blüht, das in neuerer Zeit in den Grafenstand erhoben, seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde wie im Cabinet behauptet hat.

Ehe wir vom Berge scheiden, lassen wir uns noch zwei wunderbare Sagen erzählen, welche in Familiennachrichten überliefert sind.

Der Klopfer zu Rechberg.

Glockengeläute ertönte in der Burgkapelle des Schlosses Rechberg; der kleine Altar war mit Blumengewinden verziert und hatte sein Festgewand angelegt. Es galt aber auch einer schönen Feier, denn Ulrich von Rechberg sollte heute im Stammschlosse der Ahnen mit seiner reizenden Braut Anna von Venningen getraut werden. Schon betrat der Diener des Herrn die geweihte Stätte und segnete den Bund der Liebe, während die geladenen Gäste in froher Rührung der heiligen Handlung folgten, und die erröthende Braut sich sanft an den geliebten Mann schmiegte, mit dem sie so eben das unauflösliche Gelübde der Liebe und Treue gewechselt hatte. Längst hatten die Herzen sich gefunden und verstanden, aber der alte Herr von Venningen war Rechberg's Werbung nicht hold und manch heiße Thräne bleichte die blühende Wange des Mädchens, wenn sie mit inniger Sehnsucht des fernen Geliebten dachte.

Es war kein leichtes Unternehmen, wenn ein Fräulein jener Zeit gegen den Willen ihrer Eltern dem Geliebten Nachricht von sich geben wollte: aber wo wäre das Hinderniß, das der Liebe Ausdauer, Muth und Klugheit nicht endlich zu besiegen wüßte? Graf Rechberg hatte einen treuen Hund, welcher so gut abgerichtet war, daß er die Briefe der Liebenden, unter seinem Halbbande verborgen, sicher an Ort und Stelle besorgte. Lange Zeit war das kluge Thier ein unentbehrlicher Freund der jungen Leute gewesen, als An=

na's Vater der Sache auf den Grund kam, und ohne zu zürnen, den Entschluß faßte, das Glück der Kinder durch seinen Segen zu krönen.

Selige, wonnige Tage flogen nun in ungetrübter Freude über ihrem Haupte hin: Ulrich suchte seine Welt in den glänzenden Augen seiner Frau und er bildete ihr ganzes Glück!

Aber wie oft, wenn wir uns gleichsam im Glücke sonnen, haben sich, ohne daß wir es bemerken, schon Wolken des Leidens über uns gesammelt und der Sturm droht loszubrechen, um all die zarten Knospen unserer Freude zu zernichten.

So oft Ulrich von Rechberg vom Hause abwesend war, sandte er seiner Gattin Nachricht durch den treuen Hund, welcher ihnen ein eben so kluger, als schneller Liebesbote geworden.

Es war im Jahre 1496, als der Burgherr sich veranlaßt sah, auf eine Fehde auszuziehen. Wie im ängstlichem Vorgefühle nahenden Unglücks weinte Anna lange am Halse ihres Gatten und schien sich nicht von ihm trennen zu können.

„Gott segne dich, mein treues Weib!" sprach er gerührt, sie zum letzten Male umarmend, „sey getrost, bald soll mein Bote dir gute Nachricht bringen, und so Gott will, auch die frohe Zeit des Wiedersehens melden."

Fort sprengte der Ritter mit seinen Reisigen, und von der Burgzinne winkte die zärtliche Gattin ihm ein

letztes Lebewohl zu, und blickte ihm nach, bis der Zug ihren thränenschweren Blicken entschwunden war.

Tag um Tag verging — aber kein freundlicher Bote kam, der harrenden Herrin frohe Kunde zu bringen.

Anna's Herz wurde immer schwerer, und täglich kniete sie Stunden lange vor dem gleichen Altare, an welchem sie einst dem geliebten Manne angetraut worden war, und flehte für ihn um Segen, für sich um Gnade und Kraft.

Ein sonniger Herbsttag neigte sich zu seinem Ende; die letzten Strahlen der sinkenden Sonne küßten scheidend Berg und Thal und sandten goldene Streiflichter durch die runden Scheiben der Burgkapelle, in welcher Frau Anna, wie gewöhnlich, in tiefer Andacht betete. Immer länger wurden die Schatten, immer düsterer die Beleuchtung der Kapelle, bis endlich nur der Altar, in schwachen Umrissen von dem ewigen Lichte erleuchtet, sich hervorhob. Anna von Rechberg hatte, in stiller Andacht verloren, das Eintreten der Dämmerung kaum bemerkt, als ein immer stärker werdendes Klopfen an der Kirchenthüre sie aufschreckte. Ihr war wohl gewesen in dem heiligen Frieden des Gotteshauses, und die Störung kam ihr unerwünscht. Sie dachte, es sey einer der Diener des Hauses, und kümmerte sich zuerst nicht darum. Aber stärker und andauernd ertönte das Klopfen, bis die junge Frau sich ungeduldig, mit den Worten „Ach, daß du ewig klopfen müßtest!“ von ihrem Betstuhle erhob, um die Thüre zu öffnen.

Der treue Hund, welcher ihren Gatten begleitet hatte,

stund vor derselben, und schmeichelte der Herrin mit traurigen Blicken und ängstlichem Winseln; kein Brief war unter dem Halsband zu finden, und mit einem Schmerzensschrei sank die arme Frau ohnmächtig zu Boden. Zwei Tage später brachte ein Knappe die Trauerbotschaft von dem Tode des Herrn von Rechberg; er war im Kampfe erschlagen worden.

Von dieser Stunde an schien das Leben in Anna's Brust gebrochen, der Gram zehrte sichtbar an ihr, und als nach Jahresfrist die Herbststürme wieder durch die Bäume heulten und die gelben Blätter davon trieben, sangen sie auch ihrem armen Herzen das Todtenamt, und sie ward zur ewigen Ruhe gebettet. Zur selben Stunde, als ihr Geist sich von den Fesseln des Körpers löste, ertönte das geisterhafte Klopfen an der Thüre ihres Sterbezimmers wieder, und so lange das Geschlecht der Rechberg blühte auf Erden, hörte jeder Nachkomme, wo immer er lebte, jenes geheimnißvolle Klopfen in seiner Todesstunde, gleich einem mahnenden Rufe aus einer andern Welt. — Noch lange sah man im Schlosse der Herren von Rechberg zu Weißenstein einen Hund abgebildet, der eine lederne Tasche am Halsband trug.

Der Geist auf Staufen.

Nach geläuteter Abendglocke sieht man oft, selbst bei Sturm und Regen, eine helle, weitleuchtende blaue Flamme über den schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg verbindet, hinwandeln. Sie

zieht, bald schnell, bald langsam, links an der Burg vorüber, bis an die Pfarrkirche auf dem Berge. Von hier aus macht sie den gleichen Weg zurück und bleibt bis zum Morgensegen am Hohenstaufen sichtbar, worauf sie verschwindet. Dieses Phänomen erscheint nicht alle Tage, sondern nur hie und da, besonders zur Herbstzeit.

Im Munde des Volkes erhielt sich eine Sage, der zufolge das Flämmchen ein Geist ist, der aber noch nie Jemand Böses zugefügt hat.

In den grauen Zeiten des Mittelalters, als der Minnesang in seinem schönsten Glanze blühte, lebte auf Hohenstaufen ein Edelknecht, der, obgleich ein tapferer Kämpe, doch die Laute mit Meisterschaft schlug. Seine Lieder voll Glut und Leben, fanden in gar manchem Frauenherzen ein Echo, und manch schönes Auge strahlte ihm in feuchtem Glanze entgegen, ihm der Minne Lust verheißend. Er aber blieb kalt gegen das süße Locken, denn in seinem Herzen lebte das Bild der Freiin von Hohenrechberg. Er hatte das Ideal, das er im Brennpunkte der Seele trug, im Weibe eines Andern gefunden: aber er blickte auf zu ihr, wie man zur Madonna aufblickt, in seliger Begeisterung, hoch erhaben über jeden irdischen Wunsch! Traf ihn ihr Auge, so fühlte er sich hingerissen von dem süßen, unnennbaren Zauber dieses Blickes, und doch glich seine Liebe einer heiligen Verehrung. So oft die Nacht anbrach, verließ der Jüngling Staufen und pilgerte einsam nach

Hohenrechberg, wo er zu den schmeichelnden Tönen der Laute der Geliebten ein Schlummerlied sang.

Der Ritter von Rechberg aber entbrannte in wilder Eifersucht, er konnte die reine schwärmerische Leidenschaft des Jünglings nicht begreifen und lauerte ihm auf. Nach tapferer Gegenwehr mußte der arme Sänger unterliegen und wurde, schwer verwundet, in das Burgverließ geschleppt, wo er, ohne Pflege und Nahrung, nach wenigen Tagen verschmachtete.

Keine Chronik meldet, ob die Frau von Rechberg unter jenen Ereignissen gelitten habe, aber des armen Sängers treue Liebe hat selbst das Grab überlebt, und seit jener Zeit sieht man, besonders im Herbste, als der Jahreszeit, in welcher die unselige That vollbracht wurde, das blaue Flämmchen den gewohnten Weg wallen und beim Morgensegen verschwinden. Wer vermag das Räthsel dieser Erscheinung zu ergründen, und wer die geheimnißvolle Verbindung mit einer andern Welt zu läugnen oder zu erklären?

XVI.

Langenburg und Katzenstein

an der Jagst.

Langenburg, früher Langenberg, das nach Waldenburg am schönsten gelegene Schloß des erlauchten Hohenloh'schen Fürstenhauses, Residenz des Fürsten Christian Ernst Carl zu Hohenlohe-Langenburg, rühmlich bekannt als Präsident der würtembergischen Kammer der Standesherren. Es liegt auf der Spitze einer weit in das freundliche Jagstthal hinausragenden Gebirgszunge, in Mitte eines wohlgepflegten Gartens, von dessen Plattform aus ein schöner Einblick in das Jagstthal sich eröffnet. Das Schloß Langenburg ist ein massives geräumiges viereckigtes Gebäude, mit vier Eckthürmen und einem Mittelthurm, dessen Knopf 1642 Fuß über dem Meere ragt. Es ist durch zwei tiefe Graben, über welche Brucken führen, von der Stadt getrennt. Im Jahr 1610 wurde das Schloß theilweise neu aufgebaut. Wahrscheinlich wurde damals auch die Burgkapelle eingerichtet, welche im Jahr 1627 eingeweiht worden.

Der jetzige, sehr wohnlich eingerichtete Fürstensitz, steht auf den Grundlagen einer alten, einst wohlbefestigten Burg, von der sich schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein hochedles Geschlecht nannte, das mit den Dynasten von Hohenlohe, ihren Rechtsnachfolgern,

in nahen, wahrscheinlich verwandtschaftlichen Verhältnissen stand, und namentlich im althohenloh'schen Orte Mergentheim mit begütert war. Walther von Langenberc zeugt von den Jahren 1201 bis 1232 häufig in Urkunden, und befindet sich meistens unter dem Geschlechte der Kaiser vom staufischen Hause. Seine Söhne waren Albert und Siegfried. Mit diesen trägt er im Jahr 1226 dem Hochstift Würzburg zu Lehen auf: Langenberg, Veste und Stadt, Bächlingen, Nesselbach u. s. w., nebst allen Fischenzen in der Jagst, die zur Veste Langenburg gehören. Unter seinen Söhnen war Albert Bruder Deutschordens in Preußen. Zu gleicher Zeit wird ein Heinrich von Langenberg genannt, der durch seine Gattin Sophie von Bielrieth zu Biringen bei Schönthal Güter erworben hatte. Das Wappen dieser Edelherren war queergetheilt, oben in der schwarzen Abtheilung ein gekrönter goldener leopardirter Löwe, unten Schwarz und Gold geschacht. Wie Siboto von Langenberg, der mit Albrecht von Langenberg im Jahr 1224 in einer Urkunde zeugt, in das Geschlecht einzureihen wäre, wissen wir nicht. Wappen und Besitzungen der Herren von Langenberg gingen wohl schon vor 1234 in den Besitz der Herren von Hohenlohe über. Wohl tritt noch im Jahr 1253, während Veste Langenburg bereits hohenlohischer Besitz ist, ein Heinrich von Langenburg in einer Urkunde als Zeuge auf, aber, wenn er anders nicht der letzte Erbe der Langenburger war, könnte er ein Burgmann der Herren von Hohenlohe gewesen seyn,

wie der später im Jahr 1287 und 1290 genannte Conrad Reze von Langenburg, welcher sich eigentlich von Bächlingen geschrieben. — Im Jahr 1234 erging über die Veste Langenburg ein trauriges Loos. Von ihr und andern ihren Burgen aus sollen die Gebrüder Gottfried und Conrad von Hohenlohe Feindseligkeiten, ja sogar Raub und Brandstiftung verübt haben, wodurch der Landfriede gestört wurde. Als Klage darüber ergieng, fällten die Fürsten auf dem Reichstage zu Frankfurt im genannten Jahr das Urtheil, daß diese und andere Burgen zerstört werden sollten. König Heinrich (VII.) von Staufen, Friedrichs II. Sohn, ließ diesen Beschluß durch Heinrich von Neufen vollziehen, und die Veste Langenburg wurde nach Urtheil und Recht zerstört. Darüber scheint sich Gottfried von Hohenlohe bei dem Kaiser, seinem Gönner, beschwert zu haben, und dieser befahl alsbald seinem Sohne, mit eigenem Gelde die zerstörten Schlösser wieder herzustellen, und namentlich das Schloß Langenburg, welches zu Frankfurt von Rechtswegen einem Pupillen (etwa dem obigen Heinrich von Langenberg) zurückgestellt war, diesem wieder abzunehmen und an Gottfried von Hohenlohe wieder zurückzugeben. König Heinrich aber that das nicht, um nicht Ehre und Recht zu verletzen, dagegen ließ er an Gottfried von Hohenlohe 2000 Mark Silbers zur Wiederherstellung der Burg auszahlen. Von nun an blieb die Veste Langenburg im Besitz der Herren von Hohenlohe. Von Gottfried ging sie auf seinen Sohn Kraft I.

über, der sie seiner Tochter Adelheid, Gemahlin Conrads von Oettingen, für 1200 Mark Heimsteuer verschrieben. Seitdem wurde Langenburg von seinen Besitzern manchmal versetzt und verpfändet, aber immer wieder eingelöst, ja im Laufe der Zeit wurden noch mehrere Höfe, Güter und Zehenten erkauft; auch kamen in Folge von Erbtheilungen mehrere namhafte Orte hinzu, und so bildete sich die Herrschaft Langenburg, welche durch das neueste Erbe, Stadt Weikersheim und die dazu gehörigen Orte, bedeutend vermehrt, nunmehr eines der schönsten hohenlohischen Fürstenthümer geworden.

Auf der Gemarkung des Schlosses und der Stadt Langenburg lagen in alter Zeit noch zwei Burgen, deren Besitzer wie die Reize von Bächlingen zu den Vasallen (Burgmännern) der Herren von Hohenlohe auf Langenburg gehörten. Eine lag am Weg nach Michelbach auf der Markungsgränze, und hieß Struth, eine zweite etwas entfernter auf einem Vorsprung des Bergs, oberhalb dem Weiler Hürden, welche den Namen Katzenstein trug. Von dieser Burg sind nur noch wenige Reste übrig; es sind nichts als Steinhaufen, welche an der Stelle sich finden, da die frühere Burg stand. Noch kennt man Güter bei Bächlingen, welche zur Burg Katzenstein gehörten, und bis auf die Zeit der Zehentablösung statt dem Zehenten nur den dreißigsten Theil zu reichen hatten. Wir geben eine Sage, wie sie noch im Munde des Volkes geht, die von der Entstehung dieser seltenen Abgabe berichtet.

Die Sage vom Dreißigsten.

Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, da Langenburg schon längst den Herren von Hohenlohe angehörte, lebte auf der Burg Katzenstein Ritter Kunibert, ein Vasall der Hohenloher, ein Mann tapfer und kühn, aber rauh in seinen Sitten, und hart und streng gegen seine Hintersaßen. Ja, was wollen wir sagen? er war es nicht nur gegen seine Hintersaßen, sondern auch gegen sein eigen Fleisch und Blut. Seine Gattin Irmgard von Langenberg hatte ihm einen Sohn geboren, an dessen Geburt sie starb. Das war der einzige Sprößling, an dem seine Hoffnung hieng. Demungeachtet ließ er ihn aufwachsen ohne Sorge und Pflege, ganz sich selbst überlassen, also daß der Knabe wenig in die Nähe des Vaters kam, sondern mehr bei den Knechten im Stall seine Zeit zubrachte, oder unter den Buben der Hintersaßen, die unten im Dorfe Bächlingen wohnten. Nur bei Tische sah er den Vater, und da war die Unterhaltung gewöhnlich weder eine belehrende, noch freundliche, denn Ritter Kunibert war ein mürrischer und trotziger Mann, der wenig redete. Sah der Sohn den Vater außer dieser Zeit, so waren es nur jene Stunden, wo er den Sohn wegen dieses oder jenes jugendlichen Vergehens zornig zur Rede stellte, oder, was gewöhnlich der Fall war, den Rücken des armen Knaben mit der Peitsche durchbläute, die sonst für seine Jagdhunde bestimmt war. So können wir uns wohl denken, daß sich der Knabe von Jugend an wenig an das Herz

des Vaters anschloß, sondern vielmehr sich demselben immer mehr entfremdete. So wuchs der Knabe zum Jüngling, ohne Liebe zum Vater, aber auch ohne Sitte, denn der rauhe Vater stand ihm weder mit Mahnung, noch Lehre zur Seite. In jenen Zeiten war es Gebrauch, daß Ritter ihre Söhne, sobald sie das 14. Jahr erreichten, auf die Burg eines befreundeten Ritters sandten, um Ritterschaft, Sitte und Anstand zu lernen; das hielt Ritter Kunibert nicht für nöthig, denn er glaubte, daß sein Sohn Wildemar durch sich selbst oder seine Knechte schon genug lernen könnte, um dereinst sein Roß tummeln, den Eber hetzen und den Reiher beizen zu können; wie man den gnädigen, oder vielmehr ungnädigen Herrn gegen die armen Hintersaßen spielte, das, meinte er, würde der Sohn am besten dem Vater absehen. Jedoch gerade darin nahm Wildemar den Vater nicht zum Vorbild, wenn er auch in Anderem viel Aehnlichkeit mit dem Vater zu haben schien. Statt stolz und hochfahrend, war er gegen die Bauernlümmel, wie sie sein Vater in seinem Stolze nannte, freundlich und liebreich, und gar nicht wie ein Junkherr. Ja er war so gerne unter den Bauern, daß man ihn oft bei ihnen auf dem Felde fand, wenn sie ihre ländliche Arbeit verrichteten, und Junkherr Wildemar entblödete sich nicht, die Pferde am Pflug zu treiben, oder in der Erndtezeit die Garben zu binden und den Bauern helfen den Wagen zu laden. Darum wurde Wildemar manchmal gar strenge von dem Vater zu Rede gestellt, denn, ob er gleich den Sohn unter

den Bauernbuben hatte aufwachsen lassen, war es ihm doch zuwider, daß er als Junkherr von altem Adel zu solchem Bauernvolk sich erniedrigte, und mit dem gemeinen Volk, auf das er in seinem Adelstolz so hoch herabsah, so gar freundlich verkehrte. Ob gleich Ritter Kunibert dem Sohn wegen dieses seines Treibens, das ja nur eine Folge seiner vernachläßigten Erziehung war, heftige Vorwürfe machte, so hörte der Junkherr dennoch nicht auf, sich freundlich zu den Bauern zu halten, und man sah ihn bald selten mehr droben auf der Burg, sondern eher drüben über der Jagst in dem Dörflein Bächlingen. Wenn die Landleute in der Feierstunde oder an den Sonntag Abenden sich unter der Ortslinde mit Söhnen und Töchtern versammelten, da fehlte selten der Junkherr ab der Burg, und er that viel freundlicher mit den Dirnen des Orts, als mit den Töchtern des Grafen drüben auf der Burg Langenberg, wenn er je einmal jene Burg heimsuchte. Einer vor Allen wendete Wildemar seine Aufmerksamkeit zu, es war Gertrude, das Mägdlein mit blauen Augen und blonden Haaren. Sie war nicht aus dem Orte gebürtig, sondern hielt sich seit ihrer Jugend bei einem Vetter von mütterlicher Seite, dem Ortsrichter zu Bächlingen auf, dem sie, da er ohne Gattin und Kinder war, bisher das Hauswesen führte. Ihre Eltern und Geschwister saßen weiter unten im Jagstthal und waren Hintersaßen der Grafen von Hohenlohe. Seit Junkherr Wildemar die liebliche Gertrude sah, verging kein Abend, daß er nicht unter der Linde im

Ort sich einfand, und oft kehrte er erst, wenn der Mond weithin über das Thal strahlte, auf die väterliche Burg zurück. Als aber der Winter mit seinen langen Abenden eintrat, wo die Mägdlein des Dorfs sich zum Vorsitz versammeln, fehlte auch der Junkherr nicht; er saß unter den Jünglingen des Dorfs, die noch Gespielen seiner Jugend waren, und machte alle jene heiteren Spiele und Scherze mit, welche den Mägdlein vom Lande die Unterhaltung der Vornehmen ersetzen müssen. War der Junkherr während der Spiele freundlich gegen Alle, so ließ er, wenn die Jünglinge und Mägdlein auseinander gingen, unverholen merken, wem sein Besuch gegolten, denn er begleitete jeder Zeit das liebliche Mägdlein bis zum Hause des Vetters — von dort aber kehrte er um, denn im Hause des Ortsrichters war strenge Zucht, und Gertrude war so rein und sittsam, daß nur ein warmer Händedruck Alles war, was der Junkherr zum Abschied erhielt. Mit diesem Lohne mußte er sich begnügen, und dann in der stockfinstern Nacht durch den tiefen Schnee, ja oft unter Wind und Sturm, den Burgpfad hinansteigen, den er oft mit den Händen suchen mußte. Doch, wo hat ein liebender Jüngling je Wetternacht gefürchtet, oder von steilem und unwegsamem Pfade sich abschrecken lassen, wenn dieser zum Liebchen hin, oder von ihm zurückführte? Aber andere Hindernisse stellten sich bald Wildemars Liebe in den Weg, die schwerer zu überwinden waren, als Sturm und Wetternacht, als steile und schneebedeckte Pfade zur hochgelegenen Burg. Rit-

ter Kunibert von Katzenstein wurde bald aufmerksam auf die nächtlichen Wanderungen des Sohnes, er erfuhr von seinen Leuten, wem zu Lieb der Junkherr so oft die Burg hiuabstieg, und so spät wieder nach Hause kehrte — über der Jagst zu Bächlingen war es vor Niemand mehr verborgen, daß der Junkherr der blonden Gertrude zugethan sey; ja, man wollte sogar noch Mehr wissen, denn nirgends pflegt die geschwätzige Sage mehr hinzuzuthun, als in solchen Fällen. Wohl war es, als der Winter im Jagstthale Abschied nahm, und der Frühling sich wieder einstellte, zwischen dem Junkherrn und der lieblichen Gertrude weiter gekommen, als es zu Anfang des Winters gewesen war — das Mägdlein ließ des Junkherrn Zuneigung nicht unerwiedert, ja sie machte sich so wenig daraus, wenn sie von ihren Gespielinnen mit ihm geneckt wurde, daß sie sich nicht scheute, des Abends, wenn der Junkherr von der Burg herunterkam und wieder dahin zurückkehrte, ihm bis zu dem Steg, der über die Jagst führt, das Geleit zu geben. Aber immer geschah es ohne Wissen ihres Vetters, denn er sah ungerne dazu, daß der Junkherr von Katzenstein auf seine Gertrude das Auge geworfen hatte. Oft sagte er im ernsten und bedeutungsvollen Tone zu ihr: Gertrud, laß von dem Junkherrn, denn zur Hausfrau kann er dich nicht wollen, und für seine Buhlin bist du mir zu gut; weise ihn artig von dir, sonst befürcht' ich, möcht' es wohl ein übel Ende nehmen. Gertrud versprach es feierlich, den geliebten Junkherrn abzuweisen, ohne ihn

zu beleidigen, aber so oft sie es sich auch vornahm, sie kam nie dazu. Noch viel weniger ließ Wildemar von seiner Neigung ab, obgleich der Vater zuerst bittere Worte, und dann die furchtbarsten Drohungen anwendete, um seinen Sohn zu bestimmen, daß er von der Bauerndirne lasse, mit der er nur den hohen Adel seines uralten Geschlechts beflecke. Letzterer Grund galt bei Wildemar gar wenig, denn wenn er unter der Linde zu Bächlingen neben Gertrude saß, oder wenn sie ihm beim Abschied auf dem Jagstbrücklein einen warmen Händedruck gab, so schwand vor ihm jene Kluft, welche die Edelgeborenen und die Unfreien von einander trennte. Aber auch die Drohungen des Vaters machten nur auf kurze Zeit einen Eindruck auf ihn. Einige Zeit blieb er auf der Burg, aber bald ging er wieder ins Thal hinab. Er dachte nicht, daß sein Vater in der Erbitterung des gekränkten Adelstolzes so weit gehen würde, selbst gegen sein eigen Fleisch und Blut grausam zu verfahren, oder zum wenigsten das schuldlose Mägdlein zum Opfer seiner Rache zu machen. Das geschah bälder, als man nur vermuthen konnte. Eines Abends kehrte der Junkherr vom Dorfe zurück — es war schon tiefe Dämmerung, als er mit seiner Begleiterin an dem Brücklein ankam; eben hatte er ihr die Hand geboten, und war mit dem Wunsche: gute Nacht! über den Steg getreten, Gertrude aber wendete sich schon heimwärts; da auf einmal wurde sie von einer hohen Gestalt festgehalten, die im Dunkel an den Steg geschlichen war, ohne daß Wildemar es merkte.

Gertrude schrie laut auf, als sie die fremde Hand am Arme fühlte. Schnell kehrte der Junkherr um, und stand wieder bei Gertrud, welche sich von dem fremden Manne loszumachen suchte, der sie nach dem Brücklein zog. — Wildemar untersuchte nicht lange, wer es war, er faßte den Gegner, um ihn von Gertrud zu reißen. Aber dieser war kräftiger, und schleuderte das Mägdlein, das er ohne Mühe an sich gezogen hatte, über den Steg, wo die Jagst am tiefsten war. Als Wildemar den Fall hörte, ließ er von dem Manne, und sprang der Geliebten nach, um sie zu retten. Er versank mit ihr in die Wellen des Flusses. — Der Ritter von Katzenstein — das war die vermummte Gestalt — hatte sein Werk vollbracht, zu dem er ausgegangen war — er hatte das Opfer seiner Rache den Fluthen der Jagst übergeben — wider seinen Willen war es ein doppeltes Opfer geworden, auch der Sohn wurde mit in das Verderben hineingezogen. Doch es machte dem harten Manne, der noch nie recht liebend für den Sohn gefühlt hatte, keinen großen Kummer. Er sah das Mädchen, und bald darauf auch den Sohn in die Fluthen versinken — bald darauf, wie der Sohn die Geliebte am Arm faßte und mit den Wellen rang, aber er wurde nicht gerührt — wie ein Fremder wandte er sich ab, und überließ die Hülfsbedürftigen ihrem Schicksal. Er ging gleichgültig auf seine Burg zurück, und meinte noch ein gutes Werk gethan zu haben. Aber über dem Schicksal der Beiden, die in der Fluth versanken, wachte ein Höherer, der es liebevoller mit

ihnen meinte. Weit unter dem Dorfe Bächlingen brachte Wildemar das halb todte Mädchen ans Land. Als Gertrude wieder zu sich gekommen war, wurde schnell ein Entschluß gefaßt und ausgeführt. Wildemar hatte erkannt, daß es sein Vater gewesen war, der so schrecklich gegen das unschuldige Mädchen verfahren war; alle Bande der Liebe waren dadurch zerrissen: er wollte nimmer auf die Burg zurückkehren. An der Hand des liebenden Mädchens zog er abwärts das Thal. Im Dörflein Hohebach, nicht ferne von der lieblichen Kapelle St. Wendelins zum Stein, im Geburtsorte Gertrudens, fanden beide freundliche Aufnahme in der ärmlichen Hütte liebender Eltern, und nach Kurzem die Erfüllung ihrer Wünsche. Der Junkherr legte alle Zeichen des adeligen Standes ab, er vertauschte den ritterlichen Sammtrock mit dem leinenen Kittel des Bauern, die Stiefel mit klirrenden Sporen mit dem plumpen Bundschuh, und fühlte sich von nun an viel glücklicher in seinem geringen Stande, an der Seite seiner getreuen Gertrud, als in seinem früheren Leben auf der Burg, das ohne Liebe war, und ihm nie recht behagt hatte. Er lebte einsam und verborgen vor der Welt, in süßem Frieden, in dem er durch Nichts gestört wurde, da Niemand von ihrem Aufenthalt wußte, ausgenommen der Vetter zu Bächlingen, der bald nach Gertruds Rückkehr in die Heimath von ihren Eltern in Kenntniß gesetzt worden war, aber unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, denn Gertrud und Wildemar befürchteten, der Vater auf

der Burg könnte sie früher oder später in seiner Verborgenheit aufsuchen. Ihre Furcht übrigens war vergebens. Ritter Kunibert von Katzenstein hatte nicht einmal nach seinem Sohne Nachfrage angestellt; er wähnte ihn in den Fluthen der Jagst begraben mit dem Mädchen. — Er schweigt gerne von dem so schnell verschwundenen Sohn, denn die Erwähnung seines Namens muß ihm ja in die Seele rufen, daß er, von Leidenschaft verleitet, eine doppelte Sünde gethan. Doch die Stimme seines Gewissens schweigt nicht, wenn auch Niemand mehr von dem verschwundenen Sohne redet, es klagt ihn an und macht ihm manche trübe Stunde. Je mehr seine Haare grau werden und die Tage des Alters nahen, desto einsamer und verlassener fühlt er sich. Ritter Kunibert hat Diener und Reisige um sich, die seiner Befehle gewärtig sind, aber unter ihnen ist kaum einer, der seinen Sohn ersetzen könnte, und wenn der verlorene Sohn Wildemar seinem Herzen auch nicht so nahe stand, wie es hätte seyn können. — Dreizehn lange Jahre schlichen dem Ritter dahin in seiner Einsamkeit und Verlassenheit, in seinem Gram und Trübsinn, der durch Nichts, weder durch Jagd, noch Trinkgelag verscheucht werden konnte. Oft kamen Stunden bei ihm, daß es kein Diener mehr in seiner Nähe aushalten konnte, so düster und griesgrämig war Ritter Kunibert. Es waren Stunden, wie bei König Saul, wenn der böse Geist über ihn kam. Nur Einer seiner Diener, der ergraute Wunibald, durfte in solchen Stunden um ihn seyn, und konnte ein Wort des

Zuspruchs wagen, wenn der Ritter je ein solches annahm. Es war ein schöner Morgen im Mai, der Pfingstmontag, die Sonne glänzte mild über das Thal hin, aus dem Schatten der blüthenreichen Bäume erklang lustig die Stimme der Vögelein, und die Jagst rauschte noch rascher durch den Wiesengrund, gleichsam ihre Freude zu bezeugen, daß es so herrliche Zeit sey. Der alte Wunibald trat in das Gemach seines Herrn, um ihm das Handbecken zu reichen. Was für ein schöner Tag, so begann er, als er seinen Herrn mit düstrem und trübem Blicke sah — traun, das ist der schönste Pfingstentag, den ich mir denken kann; die Leute im Thal haben es gut getroffen, daß sie den zu ihrer Maienfahrt ersehen. So, so, sagte der Ritter griesgrämig, die Bächlinger wollen eine Maienfahrt halten, und doch sind letztes Jahr die Früchte so schlecht gerathen, daß es kaum zum Zehenten für mich hinreichte; von Gült und anderer Steuer will ich nicht reden — ich mein', die Lust zur Maienfahrt sollte heuer meinen Hintersaßen vergangen seyn. Doch nicht, gnädiger Herr, entgegnete Wunibald, und sie haben auch Recht — was sollen sie den Kindern dießmal die Freude nehmen, weil das letzte Jahr kein gesegnetes und der Winter ein so gar strenger gewesen? das Bittre müssen sie verschmerzen im Anblick des Segens, der jetzt vor ihrem Blicke liegt; wahrlich, gnädiger Herr, so schön haben die Bäume noch nie geblüht, wie heuer, man sieht vor Blüthe kein Blättchen mehr, im Saatfeld aber wallen schon die Aehren, daß sie

nur reif werden dürfen — traun, da darf man sich schon freuen im Mai, und eine Maienfahrt ist keine Sünde. Aber, gnädiger Herr, was sagt ihr dazu, daß eure Hintersaßen dießmal bei ihrer Maienfahrt hieher auf die Burg ziehen und unter der Linde den Maientanz halten wollen? — Wer hat es dem Bauernvolk erlaubt? fragte der Ritter mit bittrem Ton: Niemand, entgegnete Wunibald, aber mich haben die Bächlinger angegangen, bei euch darum anzuhalten, und ihr werdet es doch nicht abschlagen; auch würd' es euch wohl nicht schaden, wenn ihr die Freude mit ansehen würdet, denn ihr habt doch so wenig Freude im Leben. „Wohl — die Lust Anderer mehrt nur meinen Trübsinn — sag' ihnen, sie dürfen nicht kommen.“ Obgleich der Ritter auf solche Weise entschieden seinen Willen kund that, daß keine Maienfahrt nach der Burg geschehen dürfe, so ließ sich doch der gute Wunibald nicht abschrecken; er wiederholte noch einige Male seine dringende Bitte, und bestürmte so lang das Herz des Burgherrn, bis er endlich, wenn auch etwas unwillig, sagte: so mögen sie kommen! In der andern Stunde hatten die Hintersaßen im Thal von ihrem treuen Fürsprecher schon Bericht, daß es geschehen dürfe, was sie wünschen. — Nachmittags um die zwölfte Stunde versammelte sich Alt und Jung unter der Ortslinde. Alles war festlich angethan wie zu einem Kirchgange. Besonders hatten die Mägdlein und Jungfrauen allen Kleiderstaat zusammengesucht, den sie schon lange Zeit nimmer aus dem Behälter hervorgezogen hatten. Die

Jungfrauen bis zu den kleinsten Mägdlein von sieben Jahren trugen Schapeln von Rosen- und Goldbändern auf dem Kopf, und Blumenkränze in den Händen; auch die Knaben hatten reiche Schapeln aufgesetzt und schwangen Maienreiser. Als sämmtliche Bewohner um die Linde versammelt waren, wurde der Festzug geordnet, Knaben und Mägdlein stellten sich Paar und Paar. Den Zug eröffneten zwei Knaben, die besonders festlich angethan waren; sie trugen große seidene Fahnen, welche sonst bei kirchlichen Aufzügen durchs Ort und auf der Flur getragen worden. Die früh vollendete Burgfrau hatte beide Fahnen in die Kirche gestiftet, und mit eigener Hand in die eine Fahne ihr Familienwappen, in die andere das Wappen des Gemahls gestickt. Nach den Fahnenträgern folgte die Musik; es waren Jünglinge mit einem Dudelsack, Flöten, Posaunen und Hörnern. Hinter ihnen gingen zwölf Mägdlein in weißen Kleidern, die trugen Blumenkörbchen in der Hand; dann kam der ganze Zug, und zwar so, daß immer die kleinsten Kinder vorangingen.

Nachdem der Zug in Reih und Glied getreten war, gab der Schulmeister, welcher Alles geordnet hatte, ein Zeichen, und die Musik spielte eine heitere Weise zum Abzug. Jetzt erst, als der Zug die Linde verließ, und bergan stieg, sah man die Menge, welche sich versammelt hatte. So lange sich der Zug der Knaben und Mägdlein dehnte, so groß war der Troß der Erwachsenen, der sich hinten anschloß, und zum Theil zur Seite ging, ohne jedoch die Ordnung zu stören.

Niemand im ganzen Orte war zurückgeblieben, selbst Greise und alte Mütterchen verließen ihre Hütte, von der sie sich sonst selten trennten, und keuchten an ihrem Stabe hinter oder neben dem Zug her, der, so lange es steil den Berg hinanging, nur langsam einherzog, und da und dort einen kleinen Stillstand machte. Auf solche Weise bedurfte es lange Zeit, bis man oben ankam, und es war Keinem Leid, weder den Alten, noch den Jungen — denn so oft man einen Stillstand machte, konnte man sich umsehen, und an dem schönen Thale, seinen blumenreichen Wiesen und Feldern, sowie an den Gärten mit blüthenreichen Bäumen weiden. Endlich gelangte man auf der Fläche des Berges in der Nähe der Burg an. Mit Willen des Burgherrn — so Viel hatte der gute Wunibald bei seinem Herrn durch freundliche Bitte zuwege gebracht — war das Thor der Burg mit frischen Maien geziert, und ein Kranz von Moos, Epheu und Immergrün schlang sich über den Bogen des Portals. Als die Vordersten des Zugs den Burgherrn erblickten, der schon auf den Söller getreten war, um den Zug zu betrachten, begannen die Spielleute eine heitere Weise, die aber nur kurz dauerte, denn schnell fiel die ganze Jugend mit ihrem Gesang ein, und es klang aus Aller Mund der Größeren, wie der Kleinsten, die wonnigliche Weise:

Wohl auf grüßen
Wir den süßen
Mai, der büßen
Will des Winters Pein;

Der uns will bringen
Vöglein Singen,
Blumen Springen
Und der Sonne Schein.

Dann spielten die Jünglinge wieder, und so ging es fort mit Gesang und Musik, bis der Zug unter der großen Linde im Burghof angekommen war. Während der Zug sich im Kreise stellte, kam der Burgherr, begleitet von Wunibald, in den Hof herunter und der Linde zu, wo ein schöner Sitz für ihn bereitet war. Die Fahnenträger senkten vor ihm die Fahnen, die Mägdlein mit Blumenkörben bestreuten seinen Weg mit Blumen, und Andere, welche Kränze trugen, hingen dieselben an den Aesten der sich weit ausbreitenden Linde auf. Als Ritter Kunibert sich niedergelassen hatte, stellten sich die blühenden Fahnenjunker zu beiden Seiten des Sitzes und ließen die Fahnen lustig über dem Haupte des Burgherrn wehen. Bald gab der Führer der Jugend wieder ein Zeichen; die Knaben und Mägdlein erhoben die lustige Tanzweise:

Wohl auf ihr Mägdlein zart und fein,
Heran im süßen Maien!

und die ganze Menge fiel unter dem Klange der Flöten und Posaunen ein bei den Worten:

Im Maien am Reihen
Sich freuen Knaben und Mägdelein.

Und nun begann die rechte Freude unter dem Spiele der Flöten und Posaunen; Knaben und Mägdlein begannen zu tanzen auf dem mit Blumen bestreuten Boden rings um die Linde herum. Das war ein Gewimmel und Getümmel, wie schon lange Zeit nicht mehr in dem Burghof gewesen war. Je lärmender es zuging, desto mehr freute es den Burgherrn. So war ihm schon lange nimmer das Herz aufgegangen, das für die Freude beinahe verschlossen zu seyn schien. Darum ließ er sich auch heute besonders gnädig finden. Auf seinen Wink mußten die Diener große irdene Krüge mit Wein, und Körbe mit Brödchen herbeibringen. Wunibald machte den Mundschenk, und ließ den Becher mit edlem Wein fleißig unter den Kindern herumgehen. Als dies vorüber war, warf ein anderer Diener die Brödchen unter die Kinder; da gab es ein Gekrappel und Gezappel, das dem Burgherrn eben so viele Freude machte, wie das Tanzen selbst. Jedes der Kinder wollte sein Brödchen zuerst haben, und während sie hastig darnach griffen, purzelten die meisten auf den Boden, wo es bald so voll mit Kindern, wie mit Blumen lag. Doch kam keines zu kurz, denn wer auf dem Boden kein Brödchen erwischte, erhielt solches aus der Hand des Dieners, der noch einen kleinen Vorrath zurückbehalten hatte. Als diese stürmische Brodvertheilung vorüber war, und sich die sämmtlichen Kinder mit Speise und Trank erquickt hatten, ging der Tanz wieder an, an dem besonders die Mägdlein sich bei Weitem noch nicht ersättigt hat-

ten. Dießmal war es eine bessere Ordnung, als zuvor, denn die kleineren Kinder drängten sich noch nicht alle herbei, da manche noch mit dem Verzehren ihrer Brödlein beschäftigt waren. War es zuvor nur ein ungeordnetes Gewimmel, so stellten sich jetzt Paar und Paar hintereinander; ein Vortänzer mit seiner Tänzerin begann den Reihen, und nur 6 Paare tanzten auf einmal um die Linde; hatten 6 Paare die Runde gemacht, dann stellten sie sich außer dem Kreis, und der Vortänzer begann wieder mit 6 andern Paaren den Tanz. Mit sichtbarer Freude sah der Burgherr auf diesen wohlgeordneten Reihen; besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Vortänzerin. Es war ein Mägdlein von etwa 12 Jahren mit blühenden Wangen und langen blonden Zöpfchen. Keines unter allen den Tanzenden zeigte eine solche Fertigkeit im Tanzen, keines stellte den Fuß so niedlich, und hüpfte so leicht an der Hand des Tänzers wie dieses Mädchen — kurz, es war die beste und lieblichste Tänzerin unter allen, die versammelt waren; auch zeigte sich das Mädchen unermüdet, denn bei keinem einzigen Reihen hatte sie ausgesetzt. Ritter Kunibert verfolgte das Mädchen immer mit seinem Auge, und so oft es an ihm vorüberflog, wollte er es aufhalten, um es zu fragen, wem es angehöre, aber es gelang ihm lange nicht. Kaum hatte das Tanzen ein Ende erreicht, so winkte der Burgherr dem Mägdlein, das alsbald, aber schüchtern und mit verschämten Wangen, ihm nahe trat. Er faßte es bei der Hand und sprach: wem

gehörst du zu, mein Kind, und wie heißest du? Ich heiße Trudchen, und gehöre dem Ortsrichter von Bächlingen, antwortete das Mägdlein. Du bist eine schmucke Tänzerin, sprach der Burgherr weiter, so erbitte dir eine Gnade von mir, weil du deine Sache so gar brav gemacht hast. Das Mägdlein war verlegen und wollte lange nicht mit der Sprache heraus; es wandte sich zu einem alten Manne, der indessen sich genähert hatte und hinter ihm stand, und blickte ihn forschend an, gleichsam, als ob es fragen wollte, um was es den Burgherrn bitten müßte. Noch einmal faßte Ritter Kunibert das Mägdlein bei der Hand, zog es zu sich, und fragte: was wünschest du, daß ich dir es erfülle, du schmucke Tänzerin? Ein Kreis von Erwachsenen drängte sich herbei, und richtete sich mit gespannter Erwartung auf das Mädchen, um zu hören, um was es bitten würde. Trudchen sah eine Zeitlang vor sich hin, als ob sie sich besinnen wollte, dann sprach sie: weil ihr mir eine Gnade erlaubt, gnädiger Herr, so bitte ich euch, daß euch mein Vater dort von seinen Grundstücken fürder nicht den zehnten, sondern den dreißigsten Theil geben möge. Freundlich lächelte der alte Ortsrichter dem Mägdlein zu, als es so sprach, und klopfte ihm auf die Schulter; der Burgherr aber sprach: es sey dir verwilligt, mein Kind, um was du gebeten hast — die Grundstücke des Ortsrichters von Bächlingen sollen auf ewige Zeiten nur den dreißigsten geben. Jetzt trat Trudchen herzu und küßte dem Burgherrn ehrerbietig die Hand; dann nahte auch der alte

Mann und dankte dem Ritter für seine Gnade, die er um des Mägdleins willen ihm erzeigt. Wirklich war es auch kein Geringes, denn der Ortsrichter hatte sehr viele Grundstücke gerade unterhalb der Burg Katzenstein. Auf alle Umstehenden machte diese Gnadenerweisung des Burgherrn einen gar freudigen Eindruck. — Jetzt tanzen auch wir einen unsrem gnädigen Herrn zu Ehren, riefen die Erwachsenen, die einen Kreis um die Linde geschlossen und vor die Kinder sich gedrängt hatten. Und nun begann ein Tanzen und Springen, das noch länger dauerte, als bei den Kindern; Ritter Kunibert wurde so fröhlich und in Folge seiner Freude so gnädig, wie er es seit Mannsdenken nimmer gewesen war, und ließ nicht nur den Kindern noch einmal Wein und Brod auftragen, sondern er bewirthete auch die Erwachsenen, so daß Alte und Junge Alles hatten, was nur das Herz wünschen konnte. Das war ein lustiger Maientag, dergleichen noch keiner gehalten wurde, er endete erst, als die Sonne am Himmel sich neigte. Unter hellem Jubelsang verließen Alte und Junge den Burghof und zogen den Berg hinab, wenn auch nicht ganz in derselben Ordnung, wie man hinaufgekommen war, denn der kühle Trunk, den der Burgherr spendete, hatte den Alten recht warm gemacht. Nur zwei blieben noch im Burghof zurück nach dem Willen des Burgherrn, der alte Ortsrichter und Trudchen. Als es im Hofe ruhig war, wendete sich der Burgherr zu Trudchen, deren Gesichtszüge ihm gleich Anfangs aufgefallen waren — sag' mir, Trudchen, sprach er, wie

heißt deine Mutter? Gertrude, gnädiger Herr, antwortete das Mädchen. Und du wärest also die Tochter dieses alten Mannes? fragte er weiter. Nein, dem ist nicht also, gnädiger Herr, nahm der Ortsrichter das Wort — das Mägdlein heißt mich nur Vater, weil ich es schon Jahr und Tag bei mir habe — es ist aber das Kind meiner Base, die weit unten an der Jagst wohnt. Der Ritter fragte immer weiter; unbefangen antwortete Trudchen, bis er einem Geheimniß auf die Spur kam, das ihm der alte Mann zuletzt nicht mehr vorenthalten konnte; unter Zittern und Zagen gestand er Alles, was sich seit jener Stunde begeben hatte, da der Burgherr seinen Jähzorn über Gertrude ausgelassen hatte. Da wurde es dem Burgherrn weich ums Herz, er zog das Mägdlein an die Brust und küßte es innig; er, der selten geweint hatte, vergoß Thränen der innersten Rührung; er sprach aber kein Wort, denn, wenn das Herz von Gefühlen überfließt, finden wir keine Worte, um ihnen den Ausdruck zu geben — nur aufwärts blickte er zu dem, der die Geschicke der Menschen oft wunderbar leitet, und dessen Willen immerdar geschehen muß. Auch dem alten Ortsrichter liefen die hellen Zähren über die Wangen herunter. Nur Trudchen wußte nicht, was das Alles bedeutete, daß der so vornehme Herr sie ans Herz drückte und küßte, und der alte Vater helle Thränen vergoß. Aber bald wurde auch dem Mädchen das Räthsel gelöst. — Am anderen Tage nach der heiteren Maienfahrt der Bächlinger saß Gertrude vor ihrer Hausthüre zu Hohe=

bach, ein Kind hatte sie auf den Armen, und drei kleine Knaben spielten in ihrer Nähe. Eben war ihr Gatte nach Hause gekommen — er trug die Sense auf dem Rücken, und hatte auf der Wiese Gras gemäht. Das Kind auf dem Schooß der Mutter streckte freudig die Händlein gegen den Vater aus, und der schäckerte bald mit diesem, bald richtete er freundliche Worte an die Mutter. Auf einmal rief Gertrude, die eben in die Ferne sah: schau, dort herab an der Jagst kommt ja Trudchen und der alte Vetter von Bächlingen, und mit ihnen ein vornehmer Herr. Wildemar, von den Bewohnern des Dorfs nur der Edelbauer genannt, wandte sich um, und sah, woher die drei kamen. O Gott, rief er, der gleicht dem Ritter auf Katzenstein; sein hoher Wuchs und sein Gang ist es. Gott sey uns gnädig, rief Gertrud schreckensbleich — dein Vater sucht uns auf; sie wandte sich zitternd und bebend der Hausthüre zu, um sich in einen Schlupfwinkel zu verstecken. Bleibe, Gertrud, sagte Wildemar, der Vater kommt nicht im Zorn, sondern im Frieden, denn siehe, er führt Trudchen an der Hand. Bald waren die drei Gäste dem Hause nahe gekommen — Trudchen lief in die Umarmung des Vaters und der Mutter, und freute sich im Wiedersehen der ihrigen. Ein anderes war freilich das Wiedersehen zwischen dem Ritter und seinem Sohne. Auf wessen Seite das Unrecht war, wissen wir, aber auch der Sohn war nicht so gegen den Vater gewesen, wie es Pflicht war. Es gab gegenseitig abzubitten und zu bereuen, es floßen gegenseitig Thrä-

nen der Reue und der Wehmuth — die Liebe aber sühnet Alles aus. So auch hier. Der Ritter hebt die Söhnerin auf, die ihm zu Füßen gesunken, und sühnt durch eine väterliche Umarmung das Unrecht, welches er gegen sie geübt — jetzt erst erkennt er, daß auch ein niedrig geborenes Weib liebenswürdig seyn kann. Die Enkelinnen fassen Hände und Füße des vornehmen Herrn, der sich nun als ihr Großvater kund thut, und sie herzlich liebkoset; besonders Trudchen zeigt, daß sie Ansprüche an die Liebe des Großvaters habe, da er schon zuvor so freundlich mit ihr gethan. Fast hätte der Ritter von Katzenstein vergessen, heimzukehren, so wohl fühlte er sich in diesem ländlichen Familienkreise. Aber nach wenigen Stunden fuhr ein Wagen heran, mit prächtigen Rossen bespannt — so hatte es der treue Wunibald veranstaltet, der neben dem Wagen herging, und das Leibroß seines Herrn führte. Sohn und Söhnerin, sammt ihren Kindern groß und klein, wie sie gingen und standen, mußten nebst dem Ortsrichter von Bächlingen einsteigen; der Ritter aber saß auf das Roß, das Wunibald geführt hatte, und nun ging es der Burg Katzenstein zu. — Im kleinen Bauernhaus zu Hohebach war es auf einmal still und öd geworden, ein desto froheres Leben aber begann von nun auf der Burg über der Jagst. Ritter Kunibert fühlte sich, umgeben von den Seinigen, reicher, als er je gewesen war. Zum Andenken, daß ein Maientanz den Burgherrn zum glücklichen Vater gemacht hatte, wurde jedes Jahr, wenn man in Bächlingen Maienfahrt hielt, der

Maientanz bei der Linde auf der Burg gehalten, und auch Wildemar hielt es so, nachdem sein Vater zu den Vätern versammelt war. Jene Grundstücke aber, welche der Ortsrichter von Bächlingen besaß, geben bis auf den heutigen Tag nur den Dreißigsten.

XVII.

Burg und Stift Beutelspach.

Nahe am rebenumkränzten Remsthal, am Bache Beutel, liegt das stattliche Pfarrdorf Beutelspach, welches zunächst nach der Burg Wirtemberg für die Geschichte des Wirtembergischen Fürstenhauses die wichtigste Bedeutung hat. Ueber dem Dorf liegt eine Höhe, genannt der Kapellberg, wo vielleicht ursprünglich eine Wallfahrtskapelle gestanden. Hier stand vor Zeiten die Burg der edlen Herren von Beutelspach, die älteste Wiege des Wirtembergischen Fürstenhauses, denn sie stand lange vor der Burg auf dem Rothenberg. Sie ist ein Raub der Zerstörung geworden, aber noch zu den Zeiten des alten Verfassers der „Würtemberg'schen Stamms- und Namens-Quelle" M. Joh. Georg Walzen, im Jahr 1657 muß die Burg Beutelspach noch eine bedeutende Ruine gewesen seyn, sah man ja noch im Jahr 1784 auf dem Berge die Ueberbleibsel

eines sehr starken Thurms, an dessen Fundament ein zahmer Feigenbaum empor wuchs, welcher ohne einige Wart und Pflege die schönsten Früchte trug. Jetzt ist kein Stein mehr von dieser wichtigen Burg über der Erde zu finden, aber, wer sich die Mühe nehmen will, nachzugraben, der stößt da und dort auf Mauerreste. Wunderbar! gerade die wichtigsten Burgen unseres Vaterlandes sind bis auf den Grund ein Raub der Zerstörung geworden. — Wer hat zuerst eine Burg auf dem Kapellberg erbaut? Wer uns diese Frage beantwortet, der nennt uns zugleich den ältesten Stammherrn des Wirtembergischen Hauses, wenigstens von mütterlicher Seite. Der ehrliche Chronist M. Walz ist rüstig zur Hand, um die Frage zu lösen, und legt uns mit allen möglichen Beweisen voll Wahrscheinlichkeit, indem er sogar alte geschriebene Chroniken zu Zeugen anruft, die fast ausgemachte Wahrheit dar, daß ein gewisser Emmerichus, zu deutsch Emicho, weiland Feldhauptmann des Königs Klodwig, der in der Schlacht bei Zülpich (496) das Beste gethan, von seinem Herrn eine schöne Landschaft im Remsthal, unweit Waiblingen, der alten Gibellinen-Stadt, zum Geschenk erhalten, und über dem Flüßlein Beutel ein Schloß erbaut habe, das er Beutelspach nannte, und von dem er und seine Nachkommen sich sodann Herren von Beutelspach heißen. Auf ihn läßt er nun ein ganzes ununterbrochenes Geschlechtsregister folgen, in dem die Namen Emmerich noch zwei Mal vorkommen, aber zuletzt auch ein Ulrich, ein Albert, und ein Con-

rad erscheint. Wir nehmen uns keine Zeit, zu untersuchen, woher Walz seine Genealogie von Emmerich I. bis Heinrich, den Sohn Emmerichs III. (984), entnommen, denn das dürfen wir auch unsere neueren Geschichtsforscher nicht fragen, die den ehrlichen Walz und Consorten belachen, auch sie können nicht immer mit Siegel und Urkunde beweisen, wo die Namen der Herren stehen, die sie in ihre, auch oft selbst gemachten Genealogien, einführen. Wir halten uns an den letzten Namen Cunrad, und fassen mit diesem historischen Namen gewissen Fuß in der Geschichte. Cunrad ist der erste, der mit dem Namen von Beutelspach nach einem glaubwürdigen Berichte, dem Hirschauer Vergabungsbuch, erscheint, was schon der alte Chronist Nauklerus für eine gute Quelle anerkannt hat. Neben ihm ist Bruno, sein Bruder, der als Abt zu Hirschau im Jahr 1120 starb, und Luitgard, eine Schwester aufgeführt.

Wer der Vater dieser drei Geschwister von Beutelspach gewesen, ist nirgends überliefert, aber höchst wahrscheinlich war es Herr Adelbert von Beutelspach, der vielleicht von den Grafen von Calwe abstammen könnte, welche in Ulrich I. Grafen von Linz und Argengau, dem Bruder des berühmten Gerolds von Bussen, ihren ältesten Stammvater haben sollen. Wie kommt es aber, daß der genannte Cunrad von Beutelspach in demselben Vergabungsbuch von Hirschau auch Cunrad von Wirtemberg genannt wird? Demnach hätte er zu gleicher Zeit Beutelspach besessen und

auf Burg Wirtemberg gewohnt, und bald sich von Beutelspach, bald von Wirtemberg genannt. Der gelehrte Professor Haug in Tübingen und unser scharfsinniger Dr. Carl Pfaff, der Altmeister der Wirtembergischen Geschichte, behaupten aus triftigen Gründen, daß Cunrad von Beutelspach und Cunrad von Wirtemberg nicht eine und dieselbe Person, sondern Cunrad von Wirtemberg sei der Sohn Luitgards, wie auch wirklich im Hirschauer Buch ein solcher Cunrad als ihr Sohn genannt wird. Somit wäre der Knoten gelöst, aber der Schreiber des Hirschauer Buchs hat nach ihrer Ansicht einen Schreibfehler gemacht, indem er, wo er Luitgard, die Schwester Abt Bruno's, und Cunrads von Wirtemberg erwähnt, wie sie zwei goldene Armspangen zu einem Kelch dem Kloster Hirschau vermacht, hätte setzen sollen „die Mutter Cunrads von Wirtemberg." Wir lassen es dahin gestellt seyn, zu entscheiden, ob der Schreiber des alten Pergaments gefehlt, oder ob die beiden Gelehrten sich geirrt. — Wer der Gatte der Luitgarde von Beutelspach und der Vater dieses Cunrads von Wirtemberg gewesen, bleibt wieder unentschieden. Dr. Pfaff behauptet, es sey ein Graf Ulrich gewesen, der ebenfalls seinen Urahnherrn in dem schon genannten Ulrich I., Grafen im Linz- und Argengau, auch Stammvater der Grafen von Nellenburg-Böringen, habe. Das Alles sind — wenn auch scharfsinnige Untersuchungen — nur Vermuthungen; so Viel bleibt gewiß, daß die Herren von Beutelspach von mütterlicher Seite die Ahnherrn der Wirtemberger gewesen,

und Beutelspach somit mit Recht auch für eine Wiege des Wirtembergischen Fürstenhauses gilt. Cunrad von Beutelspach war wohl der Letzte seines Stammes; es gingen nun seine Besitzungen auf den Sohn seiner Schwester Luitgarde, Cunrad von Wirtemberg, über, mit dem in einem Sohn Ludwig die Reihe der Grafen von Wirtemberg beginnt und ununterbrochen fortdauert. Burg Beutelspach aber ist immer ein Wohnsitz geblieben, der den Grafen von Wirtemberg werth und theuer war. In diesem Sinne hat Graf Ulrich mit dem Daumen († 1263) das Stift zu Beutelspach von Neuem hergestellt und dotirt. Es war schon lange vorher, wie Graf Eberhard der Erlauchte es selbst ausgesprochen, schon längst von Vorfahren der Wirtemberger (denen von Beutelspach) gegründet, und wurde von Ulrich zur Grablege seines Geschlechts gewählt, wo er selbst begraben wurde. Dieses sogenannte Heiligkreuzstift erhielt im Jahr 1247 von Pabst Innocenz IV. die Erlaubniß, bei allgemeinem Interdikte Seelmessen lesen zu dürfen. Einer seiner Pröbste hieß Berthold, und kommt in den Jahren 1253, 1254, 1262 in Urkunden vor. Als Kaiser Heinrich VII. mit Graf Eberhard dem Erlauchten kriegte, zog das Reichsheer im Jahr 1312 gegen die Burgen des Grafen, gewannen und zerstörten sie. Wie die Burg Wirtemberg, so wurde auch das Schloß Beutelspach gebrochen, das durch Verrath in die Hände der Feinde gekommen war. Vor Allen wurde das Stift mit seinem ehrwürdigen Familiendenkmale schrecklich ver=

wüstet, denn die Feinde wollten Wirtemberg bis auf den Namen vertilgen. Da verlegte Graf Eberhard das Stift und das Erbbegräbniß des Hauses nach Stuttgart (1321).

Die Kirche des ehemaligen Stifts, welche durch einen unterirdischen Gang mit der Burg verbunden war, hat sich wenigstens in den ältesten Theilen der Ortskirche erhalten, denn es sind noch Steine mit grotesken Figuren an derselben vorhanden. Noch findet sich vor dem Altar eine uralte vertiefte Steinplatte, mit dem ältesten Wirtembergischen Wappen, drei Hirschgeweihen, deren jedes blos drei Zinken hat. Neben demselben findet sich auch auf einer alten Steinplatte ein Kelch von Erz eingegossen, und hinter dem Altar sind noch platte Figuren mit Innschriften, aber sehr verwischt, auf dem Boden zu schauen. Die Wände der Kirche sind bemalt, aber auch, wie wir es leider! so häufig finden, übertüncht. Neben der Kirche ist die ehemalige Gruft, die noch nicht ganz verschüttet ist — noch ein Zeuge der vandalischen Zerstörung durch Menschenhand.

Eine Sage über den Ausgang der Herren von Beutelspach möge hier stehen.

Der Letzte von Beutelspach.

Gegen das Ende des 11. Jahrhunderts wohnte Herr Conrad von Beutelspach, Gaugraf im Remsgau, auf dem Kapellberg. Frau Willeberg, aus dem

Hause der Grafen von Achalm, war seine Hausfrau. Das erste Kind, das sie ihm gebar, war ein liebliches Töchterlein. Der Graf soll nicht freudig gewesen seyn, als ihm die Mutter dieses Töchterlein zum ersten Mal in die Arme legte, denn er hatte sehnlich einen Knaben gewünscht, der ein Stammhalter seines Geschlechts hätte werden sollen. Das Töchterlein erhielt in der heiligen Taufe den Namen Adelheid, und blühte froh und wonnesam heran zur Freude der Mutter; und auch der Vater gewann das Töchterlein zuletzt lieb wegen seines lieblichen Wesens. Frau Willeberg gebar ihrem Gemahl hintereinander noch drei Knaben, aber alle starben in den ersten Wochen ihres Daseyns. — Mit Schmerz erkannte zuletzt Graf Conrad, daß ihm von Gott kein Sohn bestimmt sey, der seinen Stamm fortführe — er fügte sich in das Unvermeidliche des Schicksals, und von nun an wandte er alle seine Liebe seiner kleinen Adelheid zu, die durch ihr freundliches Wesen oft den Trübsinn seines Herzens verscheuchte, wenn er gedachte, daß er nun mit umgekehrtem Helm und Schild zu seinen Vätern fahren würde. Das war aber nicht sein einziger Kummer — das Töchterlein war kaum 7 Jahre alt, da verfiel es in ein gefährliches Siechthum, wo es dem Rande des Grabes nahe war. Jetzt erst fühlte der Vater, wie lieb das Töchterlein ihm gewesen war, als es da lag bleich und abgezehrt, als es seine sonst so regsamen Händlein kaum mehr rührte, und mit trüben Augen die lieben Eltern anblickte — da, in jenen für Vater-

und Mutterherz so bangen Stunden, that Frau Willeberg das heilige Gelübde, so Gott das Töchterlein vom augenscheinlichen Tode retten würde, wollte sie es dem Himmel weihen.- Der Vater, der den Jammer nimmer mit ansehen konnte, war ab der Burg in's Thal geritten; dort an einsamer Stelle knieete er nieder, betete inbrünstig und that dasselbe Gelübde, das Willeberg gethan hatte. Seit jener Stunde wandte es sich bei dem Kinde zum Bessern; die zuvor trüben Augen wurden heller, auf seinen so blassen Wangen blühte wieder eine Röthe auf, seine Händchen bekamen wieder Leben, und nach wenigen Tagen hatte es so viele Kraft, um sich in seinem Bettlein von selbst aufzurichten und seine Spielsachen zur Hand zu nehmen. Als Adelheid wieder vollkommen genesen war, traf den Grafen ein neuer Kummer. Frau Willeberg legte sich auf's Krankenlager. In Folge des ununterbrochenen Nachtwachens am Bette des kranken Kindes hatte sie sich ein schleichendes Fieber zugezogen. Alle möglichen Mittel wurden zu ihrer Rettung angewendet; sie starb 8 Tage nachdem sie sich krank gelegt hatte. Tiefgebeugt ging Graf Conrad hinter ihrem Sarge, an der Hand das Töchterlein, welches heiße Thränen in das Grab der Mutter weinte, die in der Sorge für sein Leben ihr eigenes Leben geopfert hatte. Graf Conrad tröstete sich am Grabe seiner geliebten Hausfrau, denn das Töchterlein, das er an seiner Hand führte, war ja das Ebenbild der Seligvollendeten. Adelheid sollte auch in den Tugenden der Seele das

Ebenbild der Mutter werden, das war von nun an die einzige Sorge des verwittweten Grafen — und diese Sorge war auch nicht umsonst. In jedem Zuge des Gesichts, in jeder Bewegung war Adelheid ihrer Mutter gleich, sie wurde es auch in jeder Tugend des Herzens und des Geistes, wodurch die Mutter so liebenswürdig gewesen war, sie wurde es in ihrer liebevollen Gesinnung gegen Dürftige und Leidende, so wie in jenen Eigenschaften und Kenntnissen, wodurch die Mutter als Hausfrau so segensreich gewirkt hatte. Das Fräulein hatte kaum das zwölfte Jahr angetreten, so nahm sie schon die Schlüssel zur Hand, die bisher eine alte Dienerin des Hauses unter sich hatte — sie besorgte das Hauswesen, wie eine Erwachsene, bestellte die Küche und war des Vaters Koch und Truchseß, Mundschenk und Kellermeister in Einer Person. Der Vater aß Nichts, was seine liebe Tochter nicht selbst gekocht hatte — sie bereitete Wildpret und Fische, wie die Mutter solches bereitet hatte — er trank keinen Wein, den nicht Adelheid vom Keller geholt hatte und in seinem Lieblingsbecher kredenzte, aus dem einst seine selige Willeberg getrunken hatte. Wie oft gedachte Graf Conrad, wie Gott es doch so liebend vorgesehen hatte, daß er ihm eine Tochter gegeben, die jetzt durch Sorge und Pflege die Stelle einer liebenden Hausfrau bei ihm vertrat.

Oft sprach er die Worte aus: „Gottes Wille ist immer der beste." — Er drückte seine Adelheid an's Herz und fühlte sich reich in dem Besitz der guten

Tochter, die, jemehr sie an Jahren zunahm, umsichtiger und thätiger im Hauswesen wurde, und in der Liebe und Anhänglichkeit gegen den Vater doch immer ein Kind zu bleiben schien. So trat sie in das fünfzehnte Jahr, ohne daß sie die Welt außerhalb der Burg kennen gelernt hatte. Auf die Burg des Vaters kam Niemand, ausser der Oheim, Graf Emicho auf Burg Wirtemberg, der seine beiden Söhne und seine Tochter Luitgarde mit sich brachte. Diese drei waren ihr einziger Umgang, ihre einzigen Gespielen, — das war die ganze Welt, die sie kannte. Diese drei suchte sie wieder auf ihrer Burg heim, und das war dann der einzige Ort, auf dem sie sich heimisch fühlte, wenn sie mit ihrem Vater je einmal auswärts kam. Ausser ihrem Oheim und ihren beiden Vettern gab es keine Männer in der Welt, gegen die das holdselige Fräulein von Beutelspach besonders freundlich und liebevoll war; nur gegen sie trug sie eine Gesinnung, die derjenigen ähnlich war, welche sie ihrem Vater von ganzer Seele, von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe weihte. Wer hätte glauben sollen, daß es in ihrem Herzen je anders hätte werden können? daß bald ein Fremdling einen Platz neben dem Vater gewänne im Herzen der allein für den Vater lebenden Tochter?

Eines Abends saß Adelheid ganz allein bei ihrem Vater; sie drehte fleißig die Spindel, während sich Graf Conrad nach den Mühen der Jagd im Lehnstuhl gütlich that. Eben hörte Adelheid aufmerksam dem

Vater zu, der über das Ergebniß der Jagd berichtete, welche der Oheim auf Wirtemberg mit seinen Söhnen, so wie viele Herren der Umgegend, ja sogar Grafen und Ritter aus dem fernen Schwarzwald mitgemacht; denn es galt eine Hetze auf eine Schaar Bären und Wölfe, die sich vom Schwarzwald herüber in die Schluchten des Welzheimer Waldes gezogen hatten. Graf Conrad hatte seinen Bericht noch nicht geendet, da hörte man das Horn des Thorwächters; bald darauf trat der Leibknappe des Grafen mit der Meldung ein: vor dem Thor sey eine Schaar Leute angekommen mit einem jungen Ritter, der auf der Jagd verunglückt sey; ob man sie einlassen solle? Sogleich, befahl der Graf — denn es wäre das erste Mal, daß ich einen Hülfsbedürftigen von meinem Thore gewiesen hätte. Das wird wohl einer von den Junkherrn seyn, fuhr er fort zu seiner Tochter, welche an der Jagd nicht genug kriegen können, bis sie ihren Rest davon tragen: aber jetzt Adelheid, laß das Spinnen, und bestelle die Küche, denn die Leute, welche den Junkherrn bringen, werden hungrig seyn. Richt' ein Stüblein zu und laß es wärmen; auch schaffe Linnen und Pflaster herbei, daß es an Nichts fehle, denn eilige Hülfe ist die rechte Hülfe. Während Adelheid ging, um nach dem Befehl des Vaters zu thun, stand auch er auf, um die nöthigen Anordnungen zu Unterbringung des angekündigten Gasts zu treffen. Gerade trug man diesen zum Thore herein, als Graf Conrad in den Hof hinabkam. Auf einer Bahre von Eichen=

zweigen trugen vier Jäger einen Junkherrn in reichem Jagdanzug. Bis über die Füße war er mit Decken überlegt, um sein Haupt waren Tücher gebunden, so daß es fast ganz bedeckt war, doch konnte man so viel erkennen, daß es ein schönes blühendes Antlitz war, auf dem wohl die Röthe der Jugend noch kurz zuvor brannte, aber jetzt war es todtenfahl. Um Gott! rief Graf Conrad, als er in das Angesicht des Junkherrn schaute — das ist ja der Sohn meines — Ja, Eures Feindes, sagte der Verwundete mit schwacher Stimme, und doch hoffe ich, bei Euch ein Plätzlein zu finden, wo ich ruhig sterben kann. Davon ist jetzt noch nicht die Rede, Junkherr, sagte Graf Conrad mit liebreicher Stimme — wenn Ihr nicht gar zerfetzt seyd, wird Euch mein alter Leibarzt schon wieder zusammenflicken, und meine Salben und Pflaster werden auch ihren Dienst thun wie immer. Jetzt erst erfuhr Graf Conrad, was sich begeben hatte. Wie er vermuthet hatte, so war es auch geschehen. Die Junkherrn, welche an der Jagd Theil nahmen, waren zu hitzig im Verfolgen der Bären, während die älteren Herren sich bald zurückzogen. Einer der heftigsten Verfolger war der edle Jüngling, den sie eben auf der Bahre brachten. Als er die Bolzen seiner Armbrust auf einen gewaltigen Bären verschossen hatte, daß er gleich einem Igel umspickt war, warf er seinen Jagdspeer nach ihm; aber dieser fehlte. Da wendete sich der Bär gegen den Jäger, riß ihn mit seinen Tatzen vom Pferde, und machte sich schon über ihn her, als eine

sichere Beute. Unter dem Bären liegend fanden die Nachfolgenden den Jüngling — noch zu rechter Zeit, denn eben fuhr er mit seinen Tatzen gegen das Haupt des unten Liegenden. Ein kräftiger Speerwurf traf den Bären bis ins Herz, und rettete den Jüngling. Hart verwundet an Haupt und Füßen luden sie den halb Ohnmächtigen auf eine Bahre, und trugen ihn einer Burg zu, die am nächsten lag.

Eine bessere Herberge hätte man für den Kranken nicht finden können. In einem Stüblein, das an das Schlafgemach des Grafen stieß, wurde der Jüngling untergebracht; gar wohlthuend war dem Kranken die Wärme, die ihm entgegenkam, denn er zitterte vor Fieberfrost. Das Erste, was geschah, war, daß seine Wunden untersucht wurden. Es war ein trauriger Erfund. An seinem linken Fuß war Wunde an Wunde, denn da hatte der Bär seine Krallen tief eingeschlagen; sein Haupt aber blutete auf allen Seiten, denn er war auf felsigen Boden mit demselben aufgefallen, als er vom Pferde gerissen war. Als die Wunden sammt dem Haupt ausgewaschen waren, wurde Linnen mit Oel gefeuchtet und umgeschlagen. Erst, nachdem dieses Mittel schmerzstillend gewirkt hatte, wurden Pflaster und Salben aufgelegt.

Der alte Leupold, Wildmeister und Leibarzt des Grafen in Einer Person, widmete sich ganz der Pflege des Kranken. Zwei Drittheile seiner langen Laufbahn hatte er im Walde zugebracht, und bei einem Klausner, bei dem er oft einkehrte, die Kräuter- und Heil-

kunde kennen gelernt. Er kam nie vom Lager des Junkherrn — also war es der Wille des Grafen — Tag und Nacht war er um ihn beschäftigt, und das dauerte mehr als vierzehn volle Tage. Da ermattete die Kraft des alten Mannes — oft, wenn er Nächte hindurch gewacht hatte, übermannte ihn beim hellen Tag der Schlaf, er setzte sich in den Lehnstuhl und hielt sein Schlafstündlein. Doch wurde indessen der Kranke nicht versäumt, denn der alte Leupold hatte eine thätige Handlangerin gewonnen, die indessen den Kranken besorgte. Das war Adelheid, die Tochter des Hauses, die bisher dem alten Leupold treulich abgesehen hatte, wie er den Verband vom Haupte des Kranken nahm, die Wunden mit Linnen trocknete, und wieder frische Salbe auflegte. Darum durfte Adelheid und Niemand anders als sie Leupolds Stellvertreterin werden und des Kranken in solchen Stunden warten. Bei solcher Pflege von Zweien, besonders eines so sorgsamen Fräuleins, wie Adelheid, mußte die Heilung des Kranken von Statten gehen, und wir wundern uns nicht, daß das Wort des Burgherrn in Erfüllung ging: seine Salben und Pflaster thaten gute Dienste, ja sie übten beinahe Wunder an dem Gäste. Ehe der Frühling seine Boten sandte, konnte er das Krankenlager verlassen, und er saß am Tische des edlen Hausherrn, wo Adelheid mit rosigen Lippen ihm den Becher bot, und ihn würzte mit freundlichem Blicke. Als die Büsche und Hecken blühten, und die Bäume sich zur Blüthe entfalteten, da beurlaubte sich der edle Jüng=

ling von seinem biederen Gastfreund, und dankte ihm für all das Gute, das er ihm gethan hatte seit zwei Monaten. — Der Graf drückte ihm herzlich die Hand zum Abschied, als er aber dem Fräulein die Hand reichte zum Lebewohl und Worte des Dankes sprechen wollte, da stotterte er, und seine Hand zitterte in der ihrigen. Fahrt wohl, sagte Adelheid, mit Thränen in den Augen, die sie mit aller Mühe nicht verbergen konnte — fahrt wohl, und gedenket auch zuweilen an die Burg auf dem Kappelberg. Ja, er vergaß sie nie — wie gerne wäre er wiedergekehrt, ehe er noch recht sein Pferd, das sich bisher im Stalle des Burgherrn heimisch gefühlt hatte, über die Zugbrücke traben ließ — wie gern hätte er noch einmal den Schmerz der Wunden getragen, und von Neuem angefangen, krank zu seyn. Ja er vergaß nie die Burg auf dem Kappelberg und ihre freundlichen Bewohner. Nur an sie denkend, ritt er, begleitet von dem alten Leupold, den Burgweg hinab, und hörte nicht auf den Gesang der Vögelein, der von den grünenden Bäumen erklang, daß es vom Berge wiederhallte. Er ritt der Burg Wirtemberg zu; unten beim Dörflein Uhlbach schied sein alter Leibarzt von ihm, und von nun an waren die Junkherren von Wirtemberg, Bruno und Conrad, seine Begleiter. Sie hatten ihn oft an seinem Schmerzenslager auf der Burg des Oheims besucht, und waren innige Freunde des edlen Jünglings geworden. Die begleiteten ihn nun bis zu den Höhen des Schwarzwaldes, dessen dunkle Waldung ihn aufnahm. Ehe

er schied, versprach er den beiden Brüdern, sie bald wieder auf Burg Wirtemberg heimzusuchen.

Der edle Junkherr hielt sein Wort; noch nicht war der Frühling vorüber, so stellte er sich wieder auf Burg Wirtemberg ein und begrüßte seine jugendlichen Freunde. Aber wie freudig wurde er überrascht, als kurz nach seiner Ankunft zwei Fräulein in das Gemach traten, um den Gast zu bewillkommen — die eine war Luitgarde, die andere, das Fräulein vom Kappelberge, die eben auf Besuch bei ihren Verwandten auf Wirtemberg war. Auf ein freudiges Wiedersehen Beider folgte wieder ein Abschied, und der war noch bitterer, als der erste auf der Burg des Vaters, denn hier vor den Augen einer liebenden Freundin durfte Adelheid ihre Gefühle weniger verhehlen, als vor den Augen eines strengen Vaters. Der Junkherr ging und kam wieder, als es schon der fröhlichen Weinlese entgegenging. War es Zufall oder Zug des Herzens, auch Adelheid war wieder bei ihrer Freundin Luitgarde, und sah den theuren Freund wieder, bei dem ihre Gedanken oft verweilt hatten. Was Beide schon längst für einander fühlten, konnte kein Geheimniß mehr bleiben — der Bund der Seelen schloß sich — in der Burgkapelle zu Wirtemberg wurde der Bund bestätigt — an den Stufen des Altars gelobte der Jüngling ewige Treue dem Fräulein von dem Kappelberge, und sie ihm hinwiederum. Nur Luitgarde, die treue Seele, war Zeuge ihrer heiligen Schwüre. Ach! daß der Segen des Vaters nicht mit diesem Bunde war!

Lange blieb dieser Bund der Herzen ein Geheimniß vor dem Vater des Fräuleins; war es ja selbst unter den Bewohnern der Burg Wirtemberg nie bekannt geworden, was in der Kapelle vorgegangen war. Nur so viel merkte Jedmänniglich, daß der Junkherr vom Schwarzwald öfter sich einfand, als früher, und daß Fräulein Adelheid öfter als sonst ihre Verwandtin Luitgarde heimsuchte. Letzteres war besonders dem Grafen von Beutelspach aufgefallen, denn früher hatte seine Tochter nur selten ihn allein gelassen. Bald erfuhr er von den häufig wiederkehrenden Besuchen des Junkherrn vom Schwarzwald, und nun konnte er wohl vermuthen, warum Adelheid häufiger als je ihre Gespielin Luitgarde heimsuchte. Schon beim Abschied des Junkherrn aus seinem Hause hatte er gesehen, was er für einen schmerzlichen Eindruck auf das Herz der Tochter gemacht hatte; er hatte es für ein vorübergehendes Gefühl gehalten, aber leider mußte er jetzt einer andern Ansicht werden.

Eines Tages — es war unmittelbar, nachdem Adelheid von einem Besuch auf Wirtemberg zurückgekehrt war, stellte sie der Vater zu Rede. Adelheid, die nie mit einem Worte ihren Vater belogen hatte, gestand, nachdem er sie ausgeforscht hatte, daß sie dort den Junkherrn gesehen, ja sie gestand, daß sie ihn schon öfter auf Burg Wirtemberg gesehen und gesprochen habe, aber immer nur unter den Augen ihrer Freundin Luitgarde. Nur noch wenige Fragen aus dem Munde des Vaters mit forschendem Blicke waren

nöthig, und er hatte seiner Tochter das Geheimniß ihrer Liebe zu dem Junkherrn entlockt. Adelheid glaubte, daß dieses Gefühl kein Unrecht gegen den Vater wäre, denn sie hatte ihn fortwährend so treu und innig geliebt, wie in ihren Kinderjahren, wenn auch die Liebe zu einem Fremden in ihrem Herzen Raum gewonnen hatte. Jetzt erst erkannte sie, daß sie ein Unrecht begangen hatte, als der Vater, mehr mit schmerzlichem, als erbittertem Blicke zu ihr sprach: „Adelheid, meine einzige Tochter, mein einziger Trost, warum muß Deine Liebe dem Sohne meines Feindes werden? Du kannst nie, nie die Seine werden.“ Weiter sprach er nicht; er wandte sich ab von seiner Tochter mit thränendem Auge und ging in ein anderes Gemach, um sich seinem schmerzlichen Gefühl zu überlassen, um sich selbst anzuklagen, daß er einst ein so unbesonnenes Gelübde abgelegt hatte.

Hätte Graf Conrad mit seiner Tochter hart geredet, hätte er ihr bittere Vorwürfe gemacht, es hätte ihrem Herzen wehe gethan, aber jene Worte, die er eher mit Wehmuth, als mit Bitterkeit gesprochen hatte, gingen ihr noch tiefer. Einen solchen Schmerz hatte sie noch nie gefühlt, wie heute; sie hätte vergehen mögen vor Herzeleid, und ob sie auch in Thränen zerfloß, es wurde ihrem Herzen nicht leichter. Sie wollte ihrem Vater nachgehen und Alles gestehen, auch den Schwur in der Kapelle. Was wäre es gewesen? Sie hätte den ohnedies schon tiefbetrübten Vater noch tiefer ge-

beugt. Sie besann sich lange, ob sie es thun sollte — doch sie kam nicht dazu.

Seit jener Stunde, da es zu einem so schmerzlichen Auftritt gekommen war, verließ Adelheid nie mehr die Burg, sie wich nimmer von der Seite ihres Vaters. Luitgarde, die treue Freundin, welche sie in dieser Zeit auf dem Kappelberg heimsuchte, war die einzige, der sie anvertraute, was indessen geschehen war; durch sie ließ sie dem Mann ihrer ersten Liebe ein Lebewohl sagen. Ihr Mund sprach es, ob es aber auch aus dem Herzen kam? — Dennoch war es ihr ernster, fester Wille, dieser ihrer Liebe zu entsagen, die gegen den Willen des Vaters war. Wie leicht ist ein Entschluß gefaßt, aber wie schwer kommt er oft zur Ausführung! Von nun an war ein immerwährender Kampf im Herzen des Fräuleins: die Pflicht der Tochter kämpfte mit dem Gefühle der Liebe. Adelheid suchte zu verbergen, welcher Kampf in ihrem Innern vorging, aber es war nur zu sichtbar vor Aller Augen. Das zuvor lebensvolle heitere Fräulein wurde still und düster, das Roth ihrer Wangen verschwand — sie glich eher einer verblühten Jungfrau, als einem Fräulein von 16 Jahren — sie wandelte in den Gemächern der Burg, wie eine Nonne in den öden Gängen des Klosters, in das sie wider ihren Willen verschlossen worden. Mit Wehmuth sah es der Vater, aber, wenn er auch wußte, was die Veranlassung dieses traurigen Zustands seiner einzigen Tochter war, er konnte ihr keinen Trost geben; er konnte sein Wort nicht zurücknehmen, denn

das Gelübde, das er einst mit seiner seligen Hausfrau gethan hatte, konnte er nicht brechen.

Sonst hatte der Graf seine meiste Zeit auf seiner Burg zugebracht, der Umgang mit seinem Kinde war alle seine Freude — im höchsten Falle, daß er von Zeit zu Zeit einer Jagd beiwohnte — seit bei seiner Adelheid ein so gar düsterer Gemüthszustand eintrat, und sie mehr wie ein Geist als ein lebendes Wesen in seiner Nähe wandelte, war er unfroh in seiner Burg, und ritt manchmal hinüber zu seinem Bruder gen Wirtemberg, oder zu einem andern Herrn der Gegend, und suchte sich seine Zeit zu vertreiben. Einsmals, es war an einem Winterabend, weilte er länger bei einem seiner Nachbarn, als er gewohnt war. Es war schon späte Nacht, als er, von seinem alten Diener Leupold begleitet, nach Hause ritt; der Rückweg führte ihn über die Rems, die schon seit mehreren Tagen überfroren war. Nur ein schmales Brücklein führte über dieselbe, darum zog er es vor, über das Eis zu reiten. Er that es, trotz der Einrede von Seiten Leupold's, der, und zwar nicht mit Unrecht, vermuthete, daß das Eis noch schwach wäre. Aber, siehe da! Graf Conrad war noch nicht in der Mitte der Strömung, da brach das Eis, und das Pferd sank unter, so daß sein Reiter bis über den Unterleib einsank; Leupold ritt ihm nach und zog das Pferd am Zaume hinüber. Er kam mit ihm ans Ufer, aber Graf Conrad zitterte und bebte vor Frost. Er erreichte noch seine Burg, aber kaum war er abgestiegen,

so schüttelte es ihn im Fieberfrost. Schnell brachte man ihn zu Bette, um ihn zu erwärmen, denn er hatte sich im eiskalten Wasser eine Erkältung zugezogen. Adelheid kam nimmer vom Krankenlager des Vaters, und besorgte ihn ganz allein nach der Anweisung des heilkundigen Leupold's. Der wendete alle Mittel an, und bot seine ganze Kraft auf, aber dießmal war es umsonst. Die Krankheit nahm überhand, Graf Conrad fühlte bald, daß sein Stündlein kommen werde. Es war auch näher, als er es glaubte. Er fiel aus einem Fieber in das andere — oft redete er im Fiebertraume, während Adelheid an seinem Bette saß. Er nannte den Namen seiner seligen Hausfrau, und ein Lächeln verbreitete sich über sein Angesicht; er rief den Namen seiner Tochter, und ein schmerzliches Gefühl wurde in seinem Blicke sichtbar. Es war am Abend des dritten Tages, als er aus einem solchen Fiebertraume erwachte, der ihn über die Maßen geschwächt hatte. Adelheid! rief er, indem er sich rascher als je aufrichtete — Adelheid, meine einzige Tochter! Was wollt ihr, lieber Vater, sprach Adelheid schluchzend, denn sie sah an dem bleichen Antlitz, an dem trüben Blicke seiner Augen, daß sie ihren Vater nimmer lange besitzen werde. Gieb mir Deine Hand, liebes Kind, rief er, und versprich mir, meinen Willen zu erfüllen, wenn ich nicht mehr bin. Ich will's, erwiederte Adelheid, indem sie ihm ihre Hand reichte. So versprich mir, dem Manne Deiner ersten Liebe zu entsagen, denn er ist der Sohn eines Mannes, der mich einst bitter

beleidigte. Hab' ich es nicht gethan, lieber Vater, sagte Adelheid — ich habe ihn seit jener Stunde nimmer gesehen — aber warum soll er den Haß entgelten, den Ihr gegen seinen Vater traget? habt Ihr ihm nicht alle Liebe erzeigt, als er nach Hülfe bedürftig zu Euch gebracht wurde? Wohl, ich habe ihn nie gehaßt, sprach Graf Conrad, ob er gleich mir wehe gethan, daß er Deine Liebe mir gestohlen, und mit Undank meine Gastfreundschaft gelohnt hat. Ach mein Vater, schluchzte Adelheid, er hat die Liebe eurer Tochter nicht erschlichen, mein Herz hat sich selbst ihm zugewandt, weil ich ihn für einen edlen Mann erkannt habe. So, rief Graf Conrad, und man sah, daß er im Innersten bewegt war — er hat Deine Neigung nicht erschlichen, es ist Deine eigene Schwachheit gewesen? so kann ich ihn nicht hassen — doch kannst Du nie die Seine werden — gelob' es mir feierlich, meine Tochter, daß Du ihm auf immer entsagen willst — er faßte ihre Hand, indem er alle Kraft zusammennahm, und erhob sie in der seinigen — gelobe mir, rief er heftig, als Adelheid noch zauderte, gelobe mir, daß Du nie die Gattin eines Mannes werden wollest, denn ich und Deine Mutter haben Dich — Graf Conrad konnte seine Rede nimmer vollbringen; er sank auf sein Lager zurück und sprach nimmer. Weinend warf sich Adelheid über den Sterbenden: ich will es geloben, rief sie, ich will es geloben! — aber der Vater hörte nimmer den Schwur der Tochter, nur sein brechendes Auge war auf sie gerichtet. Ach! daß

Adelheid den Schwur nicht hielt, den sie so spät geschworen!

Nur wenige Wochen waren vorüber, nachdem Graf Conrad zu seinen Vätern versammelt war, so fand sich ein Gast auf der Burg ein, den Adelheid schon lange nimmer gesehen hatte. Er kam in Begleitung des Grafen Emicho und seiner beiden Söhne — es war der Junkherr vom Schwarzwald, der jetzt öffentlich und ungescheut um ihre Hand warb. So lange der Graf Conrad am Leben war, hatte er es nicht gewagt, auf die Burg zu kommen, zumal, nachdem Luitgarde ihm bedeutet hatte, wie mißfällig das Geständniß der Tochter von dem Vater aufgenommen worden war, ja er hatte seitdem nicht einmal mehr die Burg Wirtemberg heimgesucht. Wie nahm aber Adelheid die Werbung des jungen Ritters auf, der, seit sie ihn nicht mehr gesehen, noch männlich schöner geworden war? Sie sprach Anfangs Nein — und wies auf das schwarze Kleid, das sie noch trug in der Trauer um den geliebten Vater. Endlich gab sie dem Zureden des Oheims und ihren beiden Vettern nach und wollte es bedenken. Ihr Herz bedurfte keiner langen Bedenkzeit — der liebevolle Blick des treugebliebenen Geliebten hatte in ihrem Herzen die alte noch frühere Liebe wieder rege gemacht, welche nur zurückgedrängt war, aber nie ganz aufgehört hatte. Adelheid vergaß ihres Schwurs, den sie vor dem schon geschiedenen Vater gethan. Ehe der Junkherr vom Schwarzwald mit seinen Begleitern die Burg verließ,

erhielt er des Fräuleins Jawort, und als er nach zween Monaten wiederkehrte, wurde Adelheid von Beutelspach sein eheliches Gemahl.

Adelheid war eine glückliche Gattin, das Glück ihrer Ehe wurde erhöht, als sie ihrem Gemahl verkündete, daß sie sich Mutter fühle. Ach, daß dieses Glück nur kurze Zeit dauerte. Sie ging schon im achten Monate, da äußerte sie gegen ihren Gemahl den Wunsch, sie möchte ihre Verwandte Luitgarde auf Wirtemberg wiedersehen. Nie hatte er ihr einen Wunsch versagt, auch dießmal willfahrte er seiner Gemahlin. Er wollte sie selbst auf Burg Wirtemberg begleiten, und auf diesem Wege zugleich eine Besitzung besuchen, die ihm sein Vater erst in jüngster Zeit abgetreten hatte. Leupold, der alte Diener des Grafen Conrad, den Adelheid von der elterlichen Burg mit sich genommen hatte, war der einzige Begleiter des Ehepaars. Als sie nahe dem Ort ritten, den Adelheid mit ihrem Gatten zum ersten Mal besuchen wollte, rief Leupold: gnädiger Herr! das ist ja der Ort, ob dem sich zwischen meinem seligen Herrn und eurem Herrn Vater eine Feindschaft erhoben, daß sie nie mehr einander gut geworden, denn Jeder glaubte ein Recht darauf zu haben. Sie ritten weiter vorwärts, bis sie die erste Hütte des Hofs erblickten — der geschwätzige Alte fuhr fort in seiner Rede, indem er sich zu Frau Adelheid wandte: hieher ritt ich mit Eurem Vater selig, damals, als Ihr noch ein Kind todtkrank gewesen seyd, und dort an der Linde stieg er vom Pferde, streckte die Arme gen

Himmel, um Eure Genesung flehend, und da hat er vor meinen Ohren das Gelübde gethan, er wolle Euch dem Himmel weihen, aber — der Mensch denkt's und Gott lenkt's — wär' auch Schade gewesen, wenn Ihr eine Nonne geworden wäret. O Gott, rief Frau Adelheid, ehe noch Leupold ganz ausgesprochen, warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Mit diesen Worten sank sie todtbleich ihrem Gemahl in die Arme, der dicht neben ihr ritt. Man war an der Linde angekommen: Leupold sprang vom Pferd und nahm die Todtschwache aus dem Arme seines Herrn, und legte sie sanft im Moos der Linde nieder. Lauf', was Du laufen kannst, rief der Ritter dem Alten zu, und hole Wasser aus jener Hütte. Der Alte trippelte von dannen, während Adelheid in des Gemahls Schooß lag — sich kreisend und wendend in Geburtswehen. Der Alte verzog, da sprach Adelheid mit schwacher Stimme: hol' Du mir einen Trunk Wasser, mein Lieber. Er ging, suchte ein Bächlein auf, füllte damit seine Jagdflasche und eilte der Gemahlin zu. Während er ein Bächlein aufsuchte, gebar Adelheid ohne Hülfe einer Wehmutter. Als der Gemahl den Labetrunk herbeibrachte, hielt sie ihm ein liebliches Mägdlein entgegen. Er nahm es freudig in seine Arme; es war das Ebenbild seiner Mutter. Gott lohn' Dir deine Treue! sagte Adelheid, und sie blickte liebevoll den Gemahl an, aber Todtenblässe überzog auf einmal ihr Angesicht — ich sterbe — ihre Stimme wurde immer schwächer — lebe wohl mein Geliebter — sie bot ihm die Hand mit schon brechen=

dem Auge — dort auf Wirtemberg mein Grab in der Ka —. Sie konnte das Wort nimmer aussprechen, neigte ihr Haupt an die Brust des Gemahls, der mit der Rechten sie umschlungen hielt, während er das Töchterlein mit dem linken Arm an sich drückte — und entschlief zu einem bessern Leben. Mutter und Kind in den Armen haltend, und im stummen Schmerz fand Leupold seinen Herrn. Mit ihm kamen die Bewohner der Hütte. Man brachte Alle, Vater, Mutter und Kind, in die Hütte. Erst dort erwachte der fast Leblose, und goß seinen heißen Schmerz in Thränen aus. Noch an demselben Tage wurde Adelheids Leiche auf die nicht ferne Burg Wirtemberg geführt. Luitgarde, die treue Freundin, die so lang nach der Geliebten sich gesehnt hatte, sah sie wieder, aber es war ein schmerzliches Wiedersehen. Am dritten Tage wurde Adelheid eingesenkt, wie es ihr letzter Wille gewesen — an dem Orte, da sie den Bund geschlossen, bei dem des Vaters Segen nicht gewesen.

XVIII.

Ruine Montfort (Langenargen)

am Bodensee.

Eine der schönsten Ruinen am herrlichen Bodensee ist Langenargen, das man sonst auch Schloß Montfort nennt nach seinem Erbauer, dem Grafen Wilhelm von Montfort. Die Schloßruine liegt äußerst malerisch auf einer Insel im See, genannt Argen, die jedoch längst durch einen Damm, welcher beim Abbruch des Schlosses durch den Schutt gebildet wurde, mit dem Orte Langenargen verbunden ist. Da das Land, vor dem die kleine Insel liegt, hier eine starke Ausbeugung in den See macht, und Langenargen fast in der Mitte am oberen See liegt, so bildet die Ruine einen Aussichtspunkt, der unstreitig den ersten Rang am Bodensee einnimmt. In seiner größten Breite dehnt sich der See vor dem Blicke aus, und kann von dem einen Ende bis zum andern überschaut werden, was auf dem Standpunkt Friedrichshafen weniger der Fall ist. In duftiger Ferne erblickt man bei heiterer Witterung jenseits die schönen Schweizerufer mit ihren herrlichen Städten und Dörfern, mit ihren Schlössern und Burgen, in ihrem Rücken erheben sich die grünen Vorberge von Appenzell und St. Gallen, hinter ihnen der hohe Säntis, und sofort die entfernteren Alpenketten mit ihren ewig beschneiten Häuptern. Wie durch seine rei-

zende Lage, so ist das Schloß auch durch seine Geschichte merkwürdig. Seine Ruinen führen den Beschauer mit Einem Blick von einem Zeitabschnitt in den andern zurück. Während mitten in den Ruinen und selbst als Ruine die Schale des in späterer Zeit erst erbauten Schlosses sich erhebt, weist ein andrer auf eine altdeutsche Burg und Veste des Mittelalters, ein dritter aber noch auf ein Römisches Bauwerk. Wie Bregenz, Lindau und Wasserburg, so war auch die Insel Argen einst einer der festen Punkte, auf welchen die Römer festen Fuß gefaßt haben, und es sollen hier lange noch zwei mächtige Thürme gestanden haben, die man für ein Römerwerk erkannte. Auf dem Grund dieser römischen Befestigung wurde später eine deutsche Burg gesetzt. Aber auch sie unterlag den Stürmen der Zeit. Es ist lange von keiner Burg Langenargen mehr die Rede, bis Graf Wilhelm von Montfort, welcher als Statthalter und Hauptmann Kaiser Ludwigs des Baiers in Mailand groß Gut in die Heimath gebracht hatte, auf den Grund der alten, fast zerstörten Burg in den Jahren 1332—1343 eine neue erbaute. Zu gleicher Zeit errichtete er nicht ferne davon einen Münzhof, in dem silberne und später sogar güldene Münzen geprägt wurden, denn die Grafen von Montfort hatten von alten Zeiten her das Münzrecht. — Noch im 30jährigen Krieg galt Schloß Langenargen für eine bedeutende Veste. Im Jahr 1647 rückten die Schweden unter General Wrangel vor dieselbe; der kaiserliche Commandant verließ sie feiger Weise, und wurde da=

für in Lindau enthauptet. Darauf besetzten die Schweden das Schloß, und hielten es inne bis zu dem Jahr 1649. Eine während dieser Zeit aufgeworfene Schanze, wo jetzt das Gärtlein angelegt ist, heißt noch die Schwedenschanze. Auch ein Hof Schwedi hat durch seinen Namen noch das Andenken an die Schweden erhalten. Im Jahr 1720 ließ Graf Anton von Monfort die Festungswerke abbrechen, das Schloß aber, so von dem tobenden See ziemlich übel zugerichtet und ruinirt worden, neu herstellen. Graf Ernst legte dem Schloß gegenüber einen prachtvollen Garten mit einer auserlesenen Orangerie an, that auch sonst Viel zur Verschönerung des Ortes, so daß unter ihm Langenargen sich zu einer der herrlichsten Grafensitze am See erhob, wo noch im Jahr 1744 die glänzendsten Feste gefeiert wurden. Auch ein Zeughaus mit den seltensten Rüstungen und Waffen war in dem Schlosse. — Im Jahr 1783 kam die Burg Argen mit Zugehör an Oesterreich; da wurde die reiche Rüstkammer ausgeleert und die seltenen Waffenstücke wurden nach Insbruck geführt, und von da wohl nach Ambras. Im Jahr 1805 fiel Langenargen an Baiern — da wurde sein Loos ein trauriges. Die bairische Regierung verkaufte das noch wohlerhaltene Schloß im Jahr 1809 an vier Bürger des Städtchens auf den Abbruch um die elende Summe von 2100 Gulden, und diese begannen das Werk der Zerstörung. Als jedoch im nächsten Jahr Langenargen an Würtemberg kam, mußte auf ausdrücklichen Befehl König Friedrichs der Abbruch des Schlosses eingestellt

werden. So wurden wenigstens die Ruinen des Schlosses als eine romantische Zierde der Gegend erhalten. — In neuester Zeit hat unser vielgeliebter König Wilhelm die Ruine Langenargen als Eigenthum erworben, und wir hegen die freudige Hoffnung, daß er die durch schöne Lage wie durch ihre Geschichte wichtige Ruine aus ihrem Schutte erwecken, und vermöge seines Kunstsinns zu etwas Schönem umgestalten werde, damit Langenargen und Friedrichshafen ebenbürtige Nachbarn werden.

Dem Geschlechte der alten Besitzer des Schlosses Langenargen gehörte jener ritterliche Graf von Montfort an, von dem uns der sagenkundige Thomas Lyrer von Rankwyl eine denkwürdige Mähre berichtet.

Der Graf von Montfort.

Zu derselbigen Zeit — wann? das gibt der alte treuherzige Chronist nie an bei allen seinen Geschichten — da ist gewesen ein mächtiger und edler Herr von Montfort, und ist ein ritterlicher, frommer und mannhafter Mann gewesen. Der ist um der Ehre willen und der Ritterschaft nach in ferne Lande ausgezogen, und kam an des großen Kaisers Hof, des Chans zu Cathay. Da hat er sich etwie viel Zeit gar ritterlich und wohl gehalten. Indem da hat sich eine Sache begeben, daß die Frau des ehgenannten Kaisers außer ihrem ehlichen Gemahl einen andern liebte und auserwählte, um Kurzweil mit ihm zu haben. Das wollte

einen Ritter am Hof gar sehr verdrießen, und die Königin war bei ihrem Gemahl verklagt. Nun ist dazumal an dem Hof und in dem Lande Sitte gewesen, daß eine jegliche in Unehren bezüchtigte Frau mit einem rittermäßigen Manne im Kampfe gegen den Bezüchter sich verantworten und die Schuld von ihr bringen mußte. Das war also auch ihr von dem König auferlegt. Nun war die Königin in großem, schwerem Leid, und wußte Niemand an ihrem Hof, den sie darum ersuchen und auf den sie Treu und Glauben setzen möchte. Da kam sie an den Grafen von dem Rothenfahn mit hohem Ermahnen und Ersuchen in lieblichen schönen und guten Worten, auch mit Berühmen der deutschen Artigkeit im Frauendienst, und bat ihn zugleich um aller Frauen Zucht und Ehre willen: ob ihm je eine Güte oder Freundlichkeit von einer Frau geschehen wäre, oder ihm künftighin geschehen sollte, so möchte er ihre Ehre und guten Leumund gegen den bösartigen Ehrabschneider, ihren Widerpart, im Kampf in Schutz nehmen. Der fromm ritterlich Graf bewies sein Mannheit und sein adelich Geschlecht und gewährte der Königin ihre Bitte; dadurch ließ sie all ihr Trauern schwinden, ihr Herz erhob sich zu großen Freuden, und sie nahm mit großer Dankbarkeit und in Gnaden sein edles Anerbieten auf. Doch verlangte er von ihr bei ihrer königlichen Treue, ihm die Wahrheit zu sagen, so er eine Frage an sie thäte. Da fragte er sie: ob sie der That, die man sie zeihe, schuldig wäre, oder nicht? da sagte sie ihm: ja, sie wäre derselben schuldig. Da sagte er ihr zu: nicht

desto minder wolle er denn auch um ihrer Ehre und seiner Zusage willen kämpfen.

Solcher Kampf ward durch den König fürgenommen und angeschlagen. Der fromm ritterlich Graf sammelte sein Gemüth, und bat den allmächtigen Gott und seine liebe Mutter, sie möchten um alle Frommen Ehr willen Hülf und Beistand thun; dann besann er sich schnell, zum Kampf gegen den Feind der Königin in den Kreis zu treten. Als er nun in den Kreis kam, um sich im Kampf gegen den Ritter der Königin wegen zu wehren, da gedachte er des Geständnisses und war erschrocken; er wich zurück und floh eine Zeit lang vor dem Gegner. Das verdroß den Ritter ihm gegenüber, er wandte sich mit Scheltworten an ihn und schrie: ei du Bösewicht, du fleuchst? Das ging dem Grafen zu Herzen, er rechtfertigte sich gegen ihn und sprach: du lügst und bist an dir selber; ob Gott will, so will ich heute mein Ehre und Frömmigkeit an dir kund machen und dich mit der Hilfe Gottes zu Tod schlagen! Da gewann er den Sieg, schlug den Ritter zu Tod und rettete also der Königin ihre Ehre. Das kam der Königin zu großem Gut, also, daß es nicht unbillig war, wenn sie sich gar erbot, nach ihrem Vermögen ihm zu vergelten, und ihm viel Haab und Gut zu geben. Dessen weigerte er sich und begehrte keine zeitliche Haabe dafür, denn er hatte Alles um unsrer lieben Frau und aller Frauen Ehre willen gethan. Nun aber hatte die Königin ein Tuch, das war, als unser Herr Christ vom Stamme des h. Kreuzes gestorben ab-

genommen ward, unter und über ihn gelegt worden. Um das bat er ihr königliche Gnade, es ihm zu geben und Nichts Anderes. Da gab es ihm die Königin mit großen Ehren und hohem Erbieten, seine gnädige Frau bleiben zu wollen. Also kam er hinweg, und nahm das Tuch mit ihm und kam an das Herzogen von Savoyen Hof, da ist er geblieben. Seine ritterliche That an der Königin Hof aber ward ihm und allen seinen Nachkommen zu Lob und Preis immer und ewig angeschrieben. Dessen sich ein jeder rittermäßiger Mann wohl freuen mag; auch daß man schönen Frauen desto eifriger dienen möge, um den Lohn zu empfahen, den sie zu geben haben.

XIX.

Hohen-Neufen.

Der Bergkegel, welcher auf seiner Spitze mit kühnen Felsen und den noch kühneren und großartigen Ruinen von Hohen-Neufen gekrönt ist, steigt vom Neufener Thal auf, und hat an seinem Fuße Weinberge, Aecker, etwas höher Waiden und Wälder. Das obere Drittheil des Berges ist, mit Ausnahme einer neuen kleineren Tannencultur, vom Walde frei und zeigt weithin durch Schwaben den großen Umfang der ehemaligen

Festungswerke. Der höchste Punkt der Burg liegt über der Stadt, 1292 Fuß über dem Meere, 2555 (2298 Pariser Fuß). Von der eigentlichen Alb ist der Bergkegel durch eine künstlich vertiefte Einsattelung getrennt. Die Landzunge, welche die Alb südlich mit dem Hohen-Neufen verbindet, ist in der Nähe der Burg ziemlich schmal, und zeigt an einer Stelle einen noch schmaleren, über Felsen künstlich angelegten Uebergang. Hat der Besucher die Landzunge hinter sich, so befindet er sich an der Stelle eines Glacis, hinter welchem sich Vorwerke terassenförmig erheben. Zur rechten Seite führt der Weg zur Burg. Derselbe hatte an verschiedenen noch jetzt erkennbaren Stellen Zugbrücken. Zur linken Seite dieses Weges sind die Eingänge zu drei Vorwerken. Im einen Graben dieser Festungstheile befindet sich eine merkwürdige, auf dieser Höhe nie versiegende Quelle. Diese Vorwerke, in welchen sich Gewölbe und ein Thurm befinden, trugen einst den Namen würtembergischer Fürsten. Unter einer großen Bastion, zu welcher und aus welcher Zugbrücken führen, geht ein gewölbter Gang durch, welcher den Weg weiter führt. Nach Ueberschreitung dieser Parthie kommt man, links sich haltend, um einen gewaltigen runden Eckthurm, dessen Basis in Felsen gehauen ist. Ueber die Stellen, wo früher eine steinerne Brücke führte, geht jetzt ein Weg mit Schranken, der auf die Höhe eines andern gewaltigen Eckthurms führt. An derjenigen Stelle, wo über diesem Weg an den Ruinen ein neues Mauerstück eingesetzt ist, überragte die Wohnung der Offiziere die

Brücke. Von dem Rondell des letztgenannten Thurmes aus führt eine Pforte in das Innere der Festung. Ueber und zu beiden Seiten der Pforte befand sich die Kaserne für die Besatzung. Diese Kaserne ließ in diesem Raume nur einen kleinen Hof übrig. Am östlichen Ende der Kaserne war die Kirche, deren Glocken in dem benachbarten Weiler Tischardt, und deren Orgel auf dem Rathhause in Neufen sich befinden. Die Gewölbe, welche man in diesen Räumen sieht, waren unmittelbar unter der Kaserne. Verläßt man diesen Raum und steigt nach rechts weiter empor, so gelangt man in den obern sehr geräumigen Schloßhof. Ueber dem Eingang und weiter nach rechts (in einem rechten Winkel) war die Wohnung des Commandanten. Neben dieser Localität und gegen Westen, da wo sich in den Ruinen noch die hohen Gibel befinden, war das Zeughaus, unter welchem ein noch gut erhaltener Keller sich befindet. Außer den zum Schutze nöthigen Waffen enthielt dieses Zeughaus eine Sammlung interessanter Waffen. An das Zeughaus reihen sich links und etwas höher gelegen zwei Burgverließe an. Das Volk bezeichnet eines davon als dasjenige, in welchem Süß Oppenheimer gesessen sey. Die von der Mauer freie westliche Seite des obern Schloßhofes bildet eine Terrasse; dieselbe gewährt von einer Art Erker aus eine prachtvolle Fernsicht. — Eine kleine Brücke, welche noch steht, führte vom östlichen Theil des Schloßhofes in den Garten des Commandanten. Rechts von dieser Brücke, innerhalb des obern Hofes und neben der

Wohnung des Commandanten, befand sich das Staatsgefängniß. An dieses reihten sich im Halbkreise Magazine, Werkstätten und Stallungen an. Der vordere Theil des ziemlich großen Gartens des Commandanten bietet als höchster Theil der Festung eine herrliche Rundschau. Die weiteren Räumlichkeiten, Thürme, Gänge, Umfangsmauern dienten zu Kriegszwecken und erklären sich leicht von selbst. Vor Erfindung des Schießpulvers nahm die Burg wohl nur denjenigen Raum ein, welchen das Felsenplateau darbietet. Der Eingang in diese alte Burg fand wahrscheinlich von Süden aus über eine Zugbrücke statt, welche in den südöstlichen Thurm führte. Dieser zeigt noch heute in ziemlicher Höhe, einer Felsenerhöhung gegenüber, ein nun zugemauertes Thor. Im übrigen stammen die Werke von den Herzogen Ulrich, Christoph und Carl Alexander. — Die Aussicht auf den ebengenannten Punkten ist von einer in Württemberg kaum anderswo gekannten Schönheit, und läßt sich eher bewundern als beschreiben. Rechts erhebt sich die Teck und etwas ferner ragt der Hohenstaufen herüber. Die Kapelle der Stammburg Württemberg glänzt von dem rebenbekränzten Neckarthale herauf. Die Schlösser Asberg, Hohenheim, Solitude und eine Anzahl Dörfer und Städte liegen vor dem Beschauer in einem gewaltigen Halbkreis, der im fernen Westen vom Schwarzwald eingerahmt wird. Links schaut der Thurm der Achalm herüber, hinter ihr birgt sich die Gegend des Lichtenstein und der Nebelhöhle, und noch westlicher der durch Vorberge verdeckte Zol=

lern. In der Richtung nach Süden wollen einige schon die Alpen gesehen haben. Wenn dieses aber auch nicht wahrscheinlich ist, so schließt ein Blick auf die Alb ein Panorama, welches selten seines Gleichen hat. Besonders herrlich ist die Aussicht auf Hohenneufen, wenn man in der Zeit vor Sonnenaufgang die Veste besteigt, und mit den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Nähe und Ferne betrachtet, die wunderbar verherrlicht vom goldenen Lichte vor unsern Augen liegt.

Von der schönen Natur wenden wir uns zur Geschichte der Burg, die so oft und trefflich beschrieben worden, daß wir wenig hier Neues mehr geben können. — Schon G. Schwab erwähnt der Sage, daß die Veste Neufen römischen Ursprungs sey, scheint aber wenig Gewicht darauf zu legen; dagegen hat ein scharfsinniger und geschichtskundiger Gelehrter neuester Zeit, Dr. A. Moll zu Neufen, in seinem mit Recht als trefflich anerkannten Büchlein (Hohenneufen und Hohenurach mit ihren Umgebungen. Urach 1859), aus dem wir die vorangehende Schilderung des Bergs und der Ruine wörtlich entlehnt, diese Sage wieder aufgenommen, und sie einigermaßen historisch begründet. Die Landzunge, welche die Veste mit der Alb verbindet, führt auf ein Gebirgs-Plateau, welches wegen seines steilen Abfalls nach drei Seiten für die Römer als strategischer Anhaltspunkt gelten konnte. Wälle und Gräben, welche die wenigen geschützten Punkte deckten, sind noch heute bei Erkenbrechtsweiler, Burrenhof und Grabenstetten sichtbar, und wurden längst für heidnisches Werk an-

gesehen. Vom Neckar aus führten römische Straßen zu dieser Alb-Befestigung, und Hohenneufen, das weithin die Gegend überragt, war eines der Vorwerke, eine Warte oder Castell, wie wir sie häufig auf den Gebirgsvorsprüngen des alten Zehentlandes von Allemannien finden. Römische Münzen, Celten- oder Germanengräber, die in der Nähe von Neufen aufgefunden werden, möchten wir für weniger triftige Beweise eines römischen Ursprungs von Hohenneufen halten. Die ersten urkundlichen Besitzer und wohl Erbauer der Burg Neufen stammen aus einem in Oberschwaben hochansehnlichen Geschlecht, den Grafen von Sulmetingen, deren Stammburg noch jetzt in dem freundlichen Rißthal im Dorfe Obersulmetingen zu finden ist. Dort, auf der alten Burg Sulmeningen, saß schon im 10. Jahrhundert ein schwäbischer Graf, Namens Peiere, der drei Söhne hatte. Reginbald † 955, Adelbero, Coadjutor des h. Ulrichs in Augsburg, Manegold. Letzterer ist ohne Zweifel der älteste Stammherr der Dynasten von Neufen. Er vermählte sich mit Mechtild, der Tochter des Grafen Egino von Urach, und der mag ihn wohl bestimmt haben, sich in der Nähe seiner Anverwandten einen Stammsitz zu gründen. Seine Kinder waren: Ulrich, Mönch im Kloster Zwiefalten, Mechtilde, Nonne in demselben Kloster, und Egino, so benannt nach seinem Großvater, der aber den Namen eines Grafen von Sulmetingen noch fortführte. Wann die Grafen von Sulmetingen auf Neufen ansäßig geworden, ist nicht genau überliefert, aber zuverläßig be-

reits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Ob Graf Manegold den Grund und Boden von Neufen durch seine Gemahlin ererbt oder erkauft, ist nicht überliefert. — Nun folgt die ununterbrochene Reihe der Herren von Neufen, die sich nicht mehr von Sulmetingen, sondern von Niefen, und zwar nur Herren von Niefen nennen. Wenn Egino, Mangolds Sohn, Graf von Nifen, im Jahr 1190 als Zeuge genannt wird, so kann er wohl Vater Bertholds I. von Neufen gewesen seyn, der vom Jahr 1198—1219 vorkommt. Er war, wie Alle seines Namens nach ihm, ein unzertrennlicher Freund und Kriegsgefährte der Kaiser vom Hause Staufen. Durch seine Verbindung mit einer reichen Erbin, der Tochter Graf Adalberts von Achalm, wurde er Besitzer der Grafschaft Achalm. Fast gleichzeitig mit ihm erscheint Heinrich von Nifen, der mit Anselm von Justingen von Reichs wegen nach Italien fuhr, und den jugendlichen Prinzen Friedrich von Staufen zur Königswürde berief (im Jahr 1211.) Auch kommt um dieselbe Zeit ein Berthold von Nifen vor, der im Jahr 1212 Kanzler Kaiser Friedrichs II. gewesen, und im Jahr 1222 als Bischof von Brixen gestorben. Söhne Bertholds I. waren Heinrich II. und Albert; sie waren meistens im Hoflager K. Friedrichs, waren ihm zur Seite bei allen seinen Unternehmungen in Italien und begleiteten ihn, den Bannfluch mit ihm tragend, nach Palästina, wo sich Friedrich selbst die Kaiserkrone aufsetzte. Noch häufiger kommen sie vor bei Friedrichs Sohn K. Heinrichs VII., besonders wurde

Heinrich von Nifen viel von letzterem gebraucht. Dieser Heinrich II. von Nifen muß zu seiner Zeit ein wichtiger Mann gewesen seyn, denn der gleichzeitige Chronist Albertus Bohemus sagt von ihm im Jahr 1240, er sey einer von den Mächtigeren und Edleren des Landes, er verstehe die Grammatik und sehr gut das Französische. In einer Urkunde vom Jahr 1241 nennt er sich Heinrich, von Gottes Gnaden Grave von Nifen. Seine Söhne waren Heinrich III. und Gottfried. Beide lagen in Fehde mit Bischof Heinrich von Constanz; im Jahr 1255 am S. Albanstage kam es im Schwiggerthale (unterhalb Metzingen) zu einem Kampfe, in dem der geistliche Krieger über die ritterlichen Herren Sieger wurde. Die beiden Brüder nebst 40 andern Rittern und Edelknechte wurden gefangen. Zum Dank gegen Gott ob des verliehenen Siegs, beschenkte der Bischof noch im Feldlager die Marienkapelle zu Reutlingen, welche dem Kloster Marchthal gehörte, mit allerlei Rechten. Später finden wir die beiden Gebrüder von Nifen abermals in einer Fehde mit dem Bischof von Speier, und mitthätig bei Verwüstung des Stifts Backnang. Gottfried ist der durch seine Lieder berühmte Minnesänger und erscheint in Urkunden von 1234—1254. Sein reifes Alter fällt genau in die Periode des Mittagsglanzes der Dichtkunst in der Zeit der Staufer. Seine Lieder, die ein ganzes Bändchen füllen, sind ausgezeichnet durch Anmuth der Form, durch Künstlichkeit und Zierlichkeit der Reimspiele, bewegen sich im engen Kreise der Gedanken und Ausdrücke. Der

schöne Wald, des Frühlings Pracht, der grüne Anger, die Blumen der Wiese, der Vögelein süßes Singen, der rothe Mund der Geliebten, der an Glanz und Frische mit der thauigen Rose wetteifert — das ist der Gegenstand seiner Minnelieder. Mit Recht feiert der edle Sänger die schöne Natur, denn sah er sie nicht von seiner Burg in so heiterem Glanze vor sich liegen? Noch heute heißt im kühlen Thale, in das er mit seinen Windhunden hinabritt, die Umgebung seines Guts „das Frauenhardt." In der pergamentnen Handschrift der Minnesänger zu Paris ist Gottfried von Nifen dargestellt auf offenem grünem Feld, jugendlich, mit güldnem Kranz auf den Locken, in grünem goldgesäumtem Rocke und rothem, pelzgefüttertem Ueberkleid; er bietet die Rolle seiner Lieder einer Frau dar, welche ihm den Rücken wendet. Aber im blauen Felde hängen drei silberne Jagdhörner mit rothem Band über einander — das angeborne Wappen des Geschlechts. — Erst im Jahr 1253 scheint Gottfried die Frau seines Herzens gefunden zu haben; sie hieß Mechtild und zeigte sich mit ihm wohlthätig gegen das Kloster Maulbronn durch eine Spende von Wein und Weizen für die dortigen Mönche. Gottfried zeugte mit Mechtild einen Sohn, der die alte Linie des Geschlechts zu Hohenneufen fortsetzte. Gleichzeitig mit ihnen erscheint ein Berthold III., mit dem eine neue Linie des Hauses beginnt. Dieser heirathete Jutta, die einzige Tochter und Erbin Gottfrieds, des Grafen von Marstetten. Damit erhielt Berthold die Würde und den Namen eines Grafen von Marstetten, welche seinen

Nachkommen verblieben, die später im Jahr 1326 auch die Grafschaft Graispach (links der Donau unterhalb Donauwörd) noch erhielten. Berthold, der sich von nun an immer Graf von Marstetten nennt, hatte zwei Söhne, Albert II. und Berthold IV. Berthold III. und sein Sohn Albert begleiteten den unglücklichen Conradin von Schwaben nach Italien, um ihm das Erbe der Väter erobern zu helfen. Wahrscheinlich nahm Berthold, Graf von Marstetten, seinen Wohnsitz auf der Burg Marstetten an der Iller, deren bedeutende Trümmer noch ihre ehmalige Größe verkündigen, seine Söhne aber blieben vielleicht auf der alten Stammburg Niefen, von der sie sich immer noch nennen. Nach ihnen tritt Rudolf, der Sohn Gottfrieds des Minnesängers, auf, der die alten Stammgüter, als Neufen, Nürtingen, Winnenden, Blankenhorn und Güglingen im Zabergau, im Besitz hat. Dieser zeugte einen Sohn Berthold und eine Tochter Luitgarde, welche letztere sich mit Herrn Conrad von Weinsberg vermählte. Da Berthold keine Nachkommen hatte, so wurde sein Schwager Erbe der Herrschaft, die er aber schon im Jahr 1301 an Graf Eberhard den Erlauchten von Wirtemberg verkaufte. Die jüngere Linie Neufen-Marstetten blühte bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Berthold VII., der Träger dieser Linie, stand bei Kaiser Ludwig dem Baier in großem Ansehen; er wurde sein erster Rathgeber und Hauptmann in Baiern, als welcher er Vollmacht hatte, an Ludwigs Stelle zu schalten und zu walten. Im Jahr 1323 übertrug er ihm die Statthalterschaft

in Italien. Der Kaiser ließ seine Treue auch nicht unbelohnt, denn er beschenkte ihn reich mit Geld und Ländereien. Berthold vermählte sich mit Agnes, Schwester des Burggrafen Johann von Zollern-Nürnberg; aber diese gebar ihm nur drei Töchter: Zwei von diesen gingen ins Kloster, eine aber, Anna genannt, war so hoch geehrt, daß Friedrich von Bayern, Sohn Herzog Stephans, sie zur Hausfrau erkoren. Durch sie erhielt Haus Wittelspach das reiche Erbe von Neufen. Anna von Neufen zählen wir somit unter die Ahnfrauen des bairischen Königshauses.

Nun noch Einiges über die Schicksale der Veste Hohenneufen. Der erste, der sie im Jahr 1311 aus Auftrag des Kaisers berannte, war jener Conrad von Weinsberg, der sie noch im Jahr 1301 als eigen besessen hatte. Nur die Stadt Neufen, aber nicht die Veste, konnte Conrad erobern. — Als die Grafen von Wirtemberg im Jahr 1361 das Land theilten, da erhielt der ritterliche Eberhard der Rauschebart die Burg Hohenneufen zu einer Residenz, auf der er freilich nicht lange Ruhe hatte. Bei einer späteren Theilung, die aber Eberhard im Bart wieder aufgehoben, hatte Neufen die Bestimmung, seinen Namen einer Hälfte des Landes zu geben, denn es zerfiel in Wirtemberg-Neufen (Stuttgart) und in Wirtemberg-Urach. Unter Herzog Eberhard II. wurde Neufen zum ersten Mal der Verwahrungsort eines Staatsgefangnen. Holzinger, des Herzogs schlimmer Rathgeber und Kanzler, wurde auf Neufen in Haft gelegt; ihm folgte bald (im Jahr 1512)

ein geistlicher Würdeträger, Abt Georg Piscator (Fischer) von Zwiefalten. Herzog Ulrich ließ ihn auf Neufen setzen. Der Vogt und Forstmeister Belz, ein Schwager des berüchtigten wirttemberg. Kanzlers Lamparter, starb im Thurm auf Neufen, weil der Herzog ihn im Verdacht hatte, er sey in den Händeln wegen des ermordeten Hans Hutten gegen ihn gewesen. Conrad Breuning, Vogt zu Tübingen, saß gleichfalls im Kerker zu Hohenneufen; er mußte dort die Folter überstehen, und ward in Stuttgart enthauptet. Nach der Vertreibung Herzog Ulrichs wurde auch Neufen mit andern Vesten vom schwäbischen Bund eingenommen. Ulrichs Gemahlin Sabine wählte im Jahr 1520 ihren Sitz auf Hohenneufen, und fand während den Schrecken des Baurenkriegs hinter den Mauren der noch gewaltigen Veste Schutz und Sicherheit. Als Ulrich nach der Schlacht bei Laufen im Jahr 1534 das Land seiner Väter wieder eroberte, übergab der Burgvogt Berthold von Schilling die Veste ihrem rechtmäßigen Herrn. Gerade feierte Berthold die Geburt seines ersten Söhnleins und war im Begriff, ihn zur Taufe zu tragen. Als der Herzog mit seinen Rittern und Reisigen die Burg hinaufritt, fand er die Brücken herabgelassen und das Thor offen. Vor dem Thore stand Berthold der Burgvogt, reichte demüthig dem Herzog den Schlüssel der Burg, und erbat sich eine Gnade, die der Herzog ihm gewährte: er trug das Söhnlein seines Dieners als Pathe in eigner Person zur Taufe. Im Jahr 1609 kam wieder ein wichtiger Gefangner auf Hohen=

neufen, es war Matthäus Enzlin, der wirtemberg'sche Kanzler; von Neufen kam er nach Hohen-Urach, wo bald darauf sein Haupt unter dem Schwert fiel.

Im 30jährigen Kriege bewährte Hohenneufen den Ruhm seiner Festigkeit. Der Hauptmann Schnurm vertheidigte die Veste gegen den kaiserlichen General Gallas mit ungeheurer Ausdauer und Tapferkeit. Doch im Jahr 1635 wurde sie durch Aushungern eine Beute der Feinde, aber im westphälischen Frieden wurde Hohen-Neufen wieder an Wirtemberg zurückgegeben. Nach dem 30jährigen Kriege hatte Hohen-Neufen keinen feindlichen Stoß mehr auszuhalten. Doch wurde sie im Jahr 1733 von Herzog Carl Alexander von Wirtemberg, dem auch die Bergveste Hohentwiel seine Befestigung zu verdanken hat, aufs Neue befestigt. Die Werke, welche die Veste gegen die Alb hin vertheidigen sollen, sind hauptsächlich aus dieser Zeit. Er war in eigner Person auf der Veste im Jahr 1734. Drei Jahre darauf mußte sein unredlicher Minister Jud Süß Oppenheimer in den Kerker nach Neufen wandern. Seine Haft auf Neufen dauerte aber nur einige Wochen, von da kam er nach Asperg, und dann nach Stuttgart an den Galgen. Im Jahr 1795, in der Zeit der französischen Revolution, hatte die Veste noch Dach und Fach, bot aber keinen drohenden, sondern vielmehr armseligen Anblick dar, denn nur 9 Invaliden bildeten die ganze Besatzung. Als um jene Zeit der Gouverneur dem Herzog Ludwig Eugen die feierliche Meldung that: auf der Vestung Neufen ist Nichts Neues vor-

gefallen! — da erhielt er vom lächelnden Herzog zur Antwort: O, ich bin froh, wenn nichts Altes eingefallen ist! Doch wurde auf Antrag der Stände — bei den obschwebenden schweren und ernsten Zeitläuften — die Schleifung der Veste beschlossen. Sie wurde sofort im Anfang dieses Jahrhunderts abgetragen, denn die Zeit ihrer Bedeutsamkeit war vorüber. Es mag der Umgegend, besonders der Stadt Neufen, kein Leid gewesen seyn, als die Mauern ihrer früheren Beschützerin fielen: sie hatte mit dem dazu gehörigen Amt bisher die sehr beschwerlichen Festungsfuhren zu versehen. — Das sogenannte Wahrzeichen der Veste Neufen war ein Eselsfuß, der neben der zweiten Wache aufgehängt war. Die Veranlassung dazu soll diese gewesen seyn: Vor Zeiten wurde ein Esel zum Wassertragen gehalten, weil die Festung daran Mangel hatte. Einst aber war sie so enge eingesperrt, daß die Besatzung den bittersten Mangel litt. Da fütterte man den Esel von dem letzten Scheffel Gerste so reichlich, daß er starb. Dann wurde sein wohlangefüllter Wanst über die Mauer hinabgeworfen. Als die Feinde, welche schon auf die Uebergabe der Stadt gehofft hatten, dieß sahen, schloßen sie daraus, daß die Besatzung noch vollauf zu leben hätte, und zogen ab. Dem Esel zum wohlverdienten Andenken wurde einer seiner Füße aufgehängt. Einst hatte ein gutes Weib von Linsenhofen mit einem dieser Wasserträger Mitleiden und sprach: „Du armer Esel, hast du auch zu fressen?" und als sie krank wurde, vermachte sie dem Esel eine Wiese, welche

auch nachmals, als kein Esel mehr gehalten wurde, der Commandant jährlich mähen und einheimsen ließ. Dieß geschah noch bis ins Jahr 1802, und die Wiese führte den Namen Eselswiese.

Hier noch die romantische Geschichte von der Vererbung der Grafschaft Marstetten an die Herren von Neufen, wie sie ein altdeutsches Lied aus dem 15. Jahrhundert enthält, das unser edler Ludwig Uhland in seiner trefflichen Sammlung „Althochdeutscher Volkslieder" vom Jahr 1845 B. II. S. 773—733 gegeben.

Die Sage

von dem edlen Moringer und dem Herrn von Neufen.

Im schönen Schwabenland, am Ufer der Iller, lebte in alten Zeiten auf der Burg Marstetten ein reicher Graf, Gottfried von Marstetten, den man den edlen Moringer nannte. Er war reich an Tugenden und erfahren in aller Ritterschaft. Er hatte viele Lande durchzogen, und manch Abenteuer erfahren, nur ein Land hatte er noch nicht erschaut, das so man nennet St. Thomasland. Das zu schauen, darnach stand schon lang seine ganze Sehnsucht. Eines Morgens um den Hahnenschrei rief er seiner Frau, und sprach zu ihr: Herzliebe Frau, höre, mich verlangt in St. Thomasland zu ziehen, das hab' ich längst mir ge-

lobt, und nun will ich einmal mein Gelübd erfüllen, denn Tag und Nacht hab' ich keine Ruhe, bis ich demselben Genüge gethan. Darum, holde Frau, gib mir Urlaub, daß ich ziehen mag, und harre meiner sieben Jahre. Da sprach die Frau gar trauriglich: saget mir, mein lieber Herr und Gemahl, wenn ihr von dannen ziehet, wer ist es, dem ihr euer Land und Gut anvertrauet? und wenn auch das treu und gut verwaltet wäre, wer soll, lieber Herr, mein treuer Pfleger seyn, und wer soll Jutta, unser zartes Töchterlein, in seine Huth nehmen, bis daß ihr wiederkehret von eurer Fahrt? Der edle Moringer tröstete sein holdes Ehegemahl und sprach: o traure nicht so sehr, du Liebe und Theure, daß ich von dannen ziehen will. Ich habe so manchen Ritter und Dienstmann, die von uns Gut und Ehre haben: die werden dir im Treuen unterthan seyn und dich in ihre Obhut nehmen. Das zarte Töchterlein werden uns die frommen Klosterfrauen aufnehmen und erziehen; ich will ihr dermaleins den Schleier selbst vom Haupte nehmen, und sie als stolze Braut zum Altar begleiten. Auf dich aber traue ich, daß du deine Ehre wohl bewahren wirst, wie Alle, die deinem Geschlecht entsprossen sind, und wie du bis auf diese Stunde mir stets kund gethan. Nun gib mir Urlaub, zarte Frau, ich will vollbringen meine Fahrt, denn mein Gelübde mag ich nicht brechen. Gedenke meiner mit Treue in deinem frommen Gebet, wenn ich von hinnen bin. Lebe wohl; Gott segne dich, und habe uns Alle in seiner Huth. Auch

möge St. Thomas, der fromme Heidenbote, uns seine Hülfe angedeihen lassen. Unter süßen Küssen verließ der edle Herr die weinende Frau.

Nun verließ der edle Herr sein Bette und trat aus der Kammer. Da stand der Kämmerer vor der Thüre, in den Händen des Herrn Gewand. Als er ihn angekleidet hatte, brachte er ihm das silberne Becken dar; der edle Herr goß sich das Wasser über die Hände und wusch sein lichtes Auge klar. Dann sprach er zu seinem Kämmerer: mein allerliebster Diener, mein Sinn steht mir nach St. Thomasland, dahin will ich ziehen und mein Gelübde erfüllen. Dir, du getreuer Knecht, der in meinem Dienst grau worden und schon so viele Treu erzeiget hat, will ich meine Frau übergeben, auf daß du ihrer pflegest. Sieben Jahre will ich auswärts bleiben, und dann, wenn ich wiederkehre, und du mir Treu erzeiget hast, will ich dir's vergelten mit reichem Lohne. Da sprach der Kämmerer tugendlich: edler Herr, es däucht mir viel klüger gethan, wenn ihr daheim bliebet in eurem Lande, wo ihr Alles habt, was ihr nur begehren möget: die Frauen tragen lange Haare und haben kurzen Muth. Das merket wohl, wenn ich euch rathen darf — nicht möcht ich eure Frau, so gut und edel sie auch ist, länger hüten denn sieben Tag. Drum folget eurem treuem Knecht, und bleibet, wo ihr seyd. Diese Rede seines Kämmerers däuchte fremd und sonderbar dem edlen Moringer; sie ging ihm tief ins Herz, und mit traurigem Muthe trat er hinaus. Vor dem Hause fand er einen Junk-

herrn, der war ihm wohl bekannt: es war Berthold von Neufen, ein blonder und schöner Rittersmann, seiner Vasallen der besten einer. Der edle Moringer sah ihn freundlich an, dann sprach er liebevoll: mein allerliebster Diener von Neufen, junger Herr, ich will jetzt ziehen gen Thomasland, aber wem befehle ich alsdann meine Frau? wem anders, als euch, dessen Treue und Rittersinn ich schon oft erkannt habe; darum seid ihr Hüter und Pfleger sieben Jahre, so lange ich abwesend seyn will. Wißt ihr, wie einst der Herr vom Kreuze zu seinem liebsten Jünger sprach? „Diese ist deine Mutter!" Also spreche ich auch zu euch, und befehle eurer Treue und Tugend mein viel liebes Ehegemahl, daß ihr derselben pfleget als ein lieber Sohn. Da neigte sich der junge Herr von Neufen gar tugendlich und sprach: Herr, ziehet hinaus, wohin ihr wollt, und habt getrosten Muth, und wäret ihr wohl dreißig Jahr in St. Thomasland, fürwahr, ihr dürftet ohne Sorgen seyn, denn wie ein Sohn will ich warten und pflegen meiner edeln Frauen, also daß ihr euch freuen werdet, wenn ihr wiederkehret. Deß freute sich der edle Moringer, als er solche Rede von dem jungen Grafen von Neufen vernahm, und auf einmal war von seinem Herzen alle Schwere genommen, die das Wort des treuen Kämmerers auf sein Herz gelegt hatte. Er gab dem Herrn von Neufen die Hand mit lieben Blicken, und zog von hinnen im Pilgergewand.

Sieben volle Jahre war der edle Moringer in St.

Thomasland, nachdem er die liebe Heimath, auch Weib und Kind verlassen, — und manch ein Abenteuer hatte der theure Gottesstreiter unter den Heiden überstanden, da der Herr ihm treulich aus aller Gefahr geholfen. Eines Tages lag er müde in einem Gartenhag, um auszuruhen, und war in tiefen Schlaf versunken. Und wie er dalag, das Antlitz gen Himmel gerichtet und die Hände fromm gefaltet, da ward sein Geist von einem bösen Traum beschwert. Ein Engel vom Himmel stand ihm zur Seite und sprach also zu ihm: „erwache Moringer, es ist Zeit — kommst du nicht nach Hause eben am heutigen Tage, so nimmt der Junkherr von Neufen dein Ehegemahl zum Weibe.“ Da wachte der edle Herr auf, und raufte sich vor Jammer und Leid seinen grauen Bart. Weh mir! rief er schmerzvoll aus, wie reut mich meine Frau! weh mir, mein Land und meine Leute! weh mir, daß mich diejenige, die ich zu hoher Ehre und Würdigkeit erhoben, jetzt schänden will an meiner eigenen Ehre. Und daß ich so weit muß geschieden seyn von meiner Heimath, um dahin zu gelangen! So weit ich schau', ein fremdes Land, Gebirg an Gebirg, hoch wie die Wolken — und könnt ich fliegen, schnell wie ein Aar, nicht käm' ich zur Stätte noch zeitig, um das Unrecht zu verhüten, das mein Gemahl an mir begehen will. Mög's Gott verhüten! und du St. Thomas, mögest mir betrübtem Manne helfen. Du hast in diesem Lande der Wunder schon so viele geübt, wenn du mir Gottes Hülfe schickst, so komm' ich wohl zur Stätte. Als

der edle Moringer so klagte und seufzte, und zu Gott und St. Thomas flehte, da fühlte er auf einmal Trost in seinem Herzen. Schnell wollte er sich erheben, doch war sein Leib so bang und schwer von Leid und Kummer, daß er vor Müdigkeit wieder zurücksank, und in einen tiefen Schlummer fiel.

Und es geschah, als der Ritter vom Schlaf erwachte, und seine Augen noch kaum geöffnet waren, da hörte er das Wasser rauschen; es war ein so wohlbekannter Laut, und als sein Blick sich erhellte, da sah er vor sich die Iller mit den blauen Wogen. Und neben ihm da rauschte das Rad von seines Schlosses Mühle, das oft vor seinem Ohr gerauscht hatte, wenn er in schönern Tagen von seiner Burg hernieder sah. Hoch oben auf der Höhe erglänzte seine Burg im letzten Abendstrahl. Da sprang er auf und hub die Hände voll Andacht empor zum Himmel, er betete: nun dank ich Maria und ihrem Kinde, auch St. Thomas den heiligen zwölf Boten, daß sie mir hieher so wunderbar geholfen haben und ich wieder bei meiner Mühle stehe, auch meine Burg und Alles wieder erblicke nach meines Herzens Begehren. Doch war er bald wieder ein trauriger Mann, denn, als er eintrat in die Mühle, da mochte Niemand den heimgekommenen Herrn, den edlen Moringer, mehr kennen, also war seine Gestalt unkenntlich und Bart und Haupthaar weiß und grau geworden. Als er den Müller fand, rief er ihn an und sprach: o Müller, du mein trauter Diener, weißt du keine neue Mähre aus der Burg dort oben? Ueb

an mir Freundschaft, lieber Mann, denn ich bin ein fremder Pilger, und thu' mir Bescheid auf meine Frage. Der Müller sah seinen Herrn, den auch er nicht kannte, verwundert an und sprach: kommt ihr aus also fernem Land, daß ihr nicht wissen soll't, was sich in dieser Zeit begeben? Ja wohl weiß ich der abenteuerlichen Mähren viele, doch eine ist vor allen andern neu, die ist, daß des edlen Moringers Frau den Junkherrn von Neufen heute zur Stunde zum Ehegemahl nehmen will: man spricht, der edle Moringer sey längst in fremden Landen gestorben; — das ist mir leid und macht mir schwer. Gott wolle ihm helfen aus aller Noth; ja Gott sey gnädig meinem liebsten Herrn! von ihm hab' ich groß Gut und alle meine Ehre. Gott tröste seine Seele! ach! daß er nur immer bei uns wäre! Dieß Wort von seinem treuen Diener ging dem Ritter tief ins Herz, er sprach bei sich: o weh! die Frau und der Vasall vergaßen ihre Pflicht, doch meines Dieners Treu blieb mir ganz. Zum Müller sagte er: ich wünsch' dir einen guten Tag! merk aber — wenn deine Worte wahr sind, — hast du zu Haus ein holdes Weib, so geh' nicht fort von ihr auf sieben Jahr. Auch traue keinem Gesellen, der noch von Alter zart ist, und dir von Herzen fromm und unschuldsvoll däucht, denn mit der Zeit kommt böse Lust, und mit den Jahren wächst der Bart.

Als der Moringer also sprach, wollte der Müller die Rede nicht versteh'n, und wandte sich von ihm. Der Ritter ging den Burgpfad hinauf, den er vor

sieben Jahren so oft gegangen war. Ach Gott! so seufzte er, während er aufwärts stieg, steh mir jetzt bei, uud rathe mir, wie ich in meine Burg hineinkomme, ohne daß mir es das Hofgesinde wehret, so mir zuvor unterthan gewesen. Jetzt stand er vor dem Thor seiner eigenen Burg. Mit schwerem Herzen und zitternder Hand klopfte er an das Thor. Da rief der Thorwart: wer ist davor? Der Moringer antwortete: o Freund, sag' deiner Frau, es ist hienieden vor der Burg ein armer Pilgersmann. Nun komme ich heute schon von ferne her, daß ich gerade müde worden bin. So öffne mir um Gotteswillen, und säume dich nicht lang, denn es drängt mich, einzutreten in die Burg. Nur um ein klein Almosen bitt ich deine Frau, um Gottes und St. Thomas willen, und um des edlen Moringers Seele. Der Thorwart that nach seinem Gebot, ging ins Gemach zur edlen Burgfrau und sprach: edle Frau, hienieden vor der Burg da steht ein armer Pilgersmann, und fleht gar sehr um ein kleines Almosen um Gottes und St. Thomas willen, und um des edlen Moringers Seele. Als die Burgfrau diese Worte hörte, rief sie: schleuß auf, schleuß auf die Pforte und laß den Pilger schnell zu mir herein! nicht soll er lang vor der Burg warten um St. Thomas und Gotteswillen; ja gib dem armen Pilgersmann recht reichlich und satt zu essen. Alsbald war der edle Moringer von dem Burgwart in die Burg eingelassen. Indem er eintrat, sprach er: ich danke dir Herr Jesus Christus! deiner Milde und

deiner Güte hab' ich's zu danken, daß mir meine Burg geöffnet ist. Doch, als er in dem Hofe stand, ward ihm auf's Neue leid und schwer, denn weder Diener noch Knabe kam ihm entgegen, um ihn zu empfahen. Da setzte er sich nieder auf die Bank, denn, obwohl er kaum hundert Schritte gethan hatte, däuchte er sich doch gar müd und schwach. Er schaute hinauf zum Saal der Burg, der war erleuchtet wie zu jener Zeit, da er seine tugendsame Braut zum Altar führte. Auch ging es droben laut und lustig her; denn Pfeifer und Harfenspieler ließen sich hören, daß es hell hinab in den Hof klang. Wie anders schlug dem müden Herrn das Herz zu all dem lauten Schall! die Weile wurde ihm gar zu lang, und doch wagte er es nicht, hinauf zu gehen in den Saal, ob er gleich des Schlosses einziger rechter Herr war.

Indessen saßen droben im Saale Braut und Bräutigam, der von Neufen und des edlen Moringers Ehegemahl. Die Lampen brannten helle, und immer lauter klangen die Pfeifen, Lauten und Harfen. Die beiden pflegten wohl des Mahls, das reichlich und köstlich aufgetragen war, und mit ihnen Herren und Frauen, die an langen Tischen im Saale saßen. Als nun die Abendstunde kam, daß der Bräutigam mit der Braut in die Kammer eingehen sollte, da stand ein alter treuer Dienstmann auf und sprach: so lang mein Herr, der edle Moringer, in dieser Burg noch waltete, da ist es je seine Sitte gewesen, daß kein Gast auf seiner Burg entschlief, er hätte denn zuvor ein Lied gesungen; ein

solcher sitzt drunten in dem Hof auf harter Bank, ein fremder wegemüder Pilgersmann. Das Wort vernahm Herr Berthold von Neufen, der Bräutigam — wie bald rief er voll Freudigkeit: es soll in alten Rechten stehen! holt nur herauf den Pilgersmann! Ihr Pfeifer hört zu spielen auf, ihr Lauten schweigt — viel lieblicher ein helles Lied, das aus der Menschen Kehle klingt. Da rief man den Pilger in den Saal; er trat ein durch die hohe Thüre, den Blick gesenkt zur Erde, als blendete ihn der Schein, der aus dem Saale strahlte. Er legte zur Seite seinen Stab, den er nicht gebraucht, und setzte sich ganz unten, wo das Gesinde seinen Sitz hatte. Kaum hatte der von Neufen ihn erblickt, so sprach er: mein Gast, sing mir ein Liedlein fein, und gefällt es meinen Gästen wohl, ich geb' dir hier mein Ritterwort, du sollst eine reiche Gabe dafür von mir empfahen. Da reichte man dem Pilger eine Harfe dar, er stand auf, faßte sie mit gewandter Hand, schlug ihre Saiten und sang voll Ernst und Bedeutung ein Lied von der Frauen Wankelmuth. Als der edle Moringer sang, war große Stille im ganzen Saal, daß man das Mühlrad im Thale rauschen hörte. Alle hörten voll Aufmerksamkeit dem Liede des Pilgers zu, aber Eine vor allen, das war die Braut, des edlen Moringers Ehgemahl. Die Worte sanken ihr tief ins Herz, und ihre zuvor klaren Augen trübten sich; sie mocht' wohl gedacht haben des edlen Gemahls, dessen sie vergessen. Sie nahm einen goldenen Becher vom Tisch und winkte ihrem Mundschenk; der schenkte ihn

voll mit klarem Wein, und sie reichte ihn dem Pilger dar. Der Pilger nahm ihn aus der Hand der edlen Burgfrau, verneigte sich, und that daraus einen kräftigen Zug. Dann zog er ab seiner Hand einen Ring von lauterem rothen Gold, den ihm einst seine allerliebste Frau am Vermählungstag angesteckt hatte, und warf ihn, so daß man es kaum merken konnte, in des Bechers Grund. Er sprach bei sich: du treuer Ring, o wende meinen Schmerz, und vermähle mich zum zweiten Male mit meiner allerliebsten Frau. Dann wandte er sich zu dem Mundschenk, indem er wieder den Becher nahm, und sprach: mein trauter Geselle, du allerliebster Diener mein, willst du thun nach meinem Willen, so bring' den Becher deiner Frau; ich gelobe dir's, daß ich es dir vergelten will. Ja, sprach der Mundschenk, mein lieber Pilgersmann, es soll zur Stunde geschehen. Er nahm den Becher, gab ihn der Burgfrau in die Hand und sprach: ach liebste Frau, verschmäht den Becher nicht, und nehmt ihn, der Pilger sendet ihn. Während die Burgfrau den Becher aus der Hand des Mundschenken nahm, faßte der Pilger die Harfe wieder, und sang noch ein Lied. Als die Burgfrau den Becher in der Hand hielt und in seinen Grund schaute, siehe, da blickte ihr ein Ringlein von rothem Gold entgegen; es war ihr wohlbekannt noch aus frühen Tagen. Da ward sie bald bleich, bald roth, und rief: Ihr Herren, der Moringer, mein Herr und Gemahl, ist hie! Zur Stunde stand sie auf vom Hochzeitmahl, und fiel demüthiglich auf

ihre Knie vor dem fremden Pilgersmann; sie sprach: seyd mir willkommen, mein lieber Herr, wo bleibt ihr doch so lange? ob ihr reich an Leid gewesen, nun darf euch nimmer bange seyn. Lasset schwinden all euer Trauern, entschlagt euch alles Leids: ich habe meine Ehre noch; die hab' ich immer fest gehalten, edler Herr, drum danket Gott im Himmelreich mit mir. Doch hab' ich Unrecht gegen euch gethan, daß mein Mund das eheliche Gelübde gebrochen, so lasset strenge Strafe über mich ergeh'n, und mauert nur mich ein, ich will es mit Geduld ertragen. Als nun der Junkherr von Neufen Solches alles sah und hörte, da trat auch er herzu, fiel dem edlen Moringer zu Füßen; und flehend sprach er: mein liebster Herr, ich hab' gegen euch gebrochen Treu und Eid, und euer Weib von euch gewandt, drum schlaget mir ab das Haupt, denn wohl hab ich's verdient durch mein Unrecht. Da sprach der edle Moringer, mein junger Herr, das soll nicht geschehen. Meint ihr, ich komme nur aus der Fremde her, um Rache zu üben? mit Nichten, das wäre gar Unrecht. Gott hielt uns alle in seiner Huth, er hat es wohl gelenkt. Wenn er so große Gnade mir erzeigt, und mich gesund und wohl hieher geführet hat, wie sollt ich Zorn und Ungnade üben gegen die, so gegen mich der Pflicht vergessen? Nein, euch und meinem Ehegemahl will ich verzeihen zur Stunde, damit an jenem großen Tage des Gerichts Gott auch mir möge gnädig und barmherzig seyn. So stehet Beide auf, euch sey verziehen von Herzen gern. Doch

sagt, sprach der edle Herr zu seinem Ehegemahl — wo ist mein Töchterlein Jutta? damit ich froh ihr Antlitz schau, und sie sich freue meiner Wiederkehr. Herr, entgegnete die Burgfrau, eben heute ist sie aus dem Kloster gekommen. Als ihr von dannen zoget, sprachet ihr, daß ihr selbst ihr den Schleier lüften wollt; schaut, lieber Herr, sie trägt ihn noch. Da trat aus ihrem Kämmerlein hervor eine Jungfrau gar schmuck und schlank, also, daß der edle Moringer in ihr sein Töchterlein nicht mehr erkannte, das er verlassen hatte, so sehr hatte sie ihre Gestalt verändert, und war groß und stattlich geworden. Nun, rief der Vater, indem er die Tochter voll Verwunderung anschaute, wohl gediehen ist sie doch! St. Thomas habe Dank. Dann trat er vor die Jungfrau, und nahm ihr den Schleier vom Gesicht, und ein minniglich Frauenbild mit holden und verschämten Wangen, mit Aeugelein, die wie zwei Sterne strahlten, und einem Mündlein purpurroth, so recht bereit, den ersten Liebeskuß zu empfahen, blickte den Umstehenden entgegen. Ei schauet, junger Herr von Neufen, rief der edle Moringer freudenreich — gleicht diese nicht der Mutter, und ist sie nicht ihr Ebenbild? ja wohl, so war sie auch in jungen Jahren, als ich sie zum Altar geführt, und dieser alte Bart noch nicht grau war. Das sey die einzige Buße, die ich zur Stunde euch auferlege, Herr von Neufen: werbt auf der Stelle um dieses holde Fräulein, eh' daß ein Anderer kommt, der sie von hinnen führt. Nehmt hin mit ihr als Mitgift,

die Hälfte von Allem, was ich habe, von Feld und Wald, und allem Gut, was reich gehäuft in meinen Scheunen liegt. Euch ziemt viel besser dieß mein schmuckes Töchterlein zum Ehgemahl, und laßt mir die alte Braut. Nicht zweimal ließ sich der von Neufen rathen, einzugeh'n den schönen Tausch, denn es wollt' ihm zur Stunde bedünken, daß die junge Maid viel minniglicher blickte, als die alte Braut. Er ging auf sie zu und mahnte sie des Worts, das so eben der Vater gesprochen. Das Jungfräulein lieh ihm gar bald ihr Ohr, denn schön und schlank von stolzem Blick war der, der sie um Liebe bat. Indeß der edle Moringer sein reuig Weib emporhob und den ersten Kuß nach langer Zeit wieder auf ihre Lippen drückte, umschloß auch der von Neufen seine junge Braut, und bat den Vater und Mutter um ihren Segen. Nach kurzen Stunden führte er die süße Braut zu Gottes heiligem Altar, und schloß jetzt einen schönern Bund, als der zuvor geschlossen war. Jetzt erst ging recht die Hochzeit an — von Neuem spielten auf die Pfeifer, und Harf und Laute klang, daß es ins Thal erscholl, und weithin über den ganzen Gau. Acht Tage lang währte die Hochzeit mit Tanz und Spiel, also, daß die Freude und Wonne nimmer enden wollte. Die Hochzeit ward beschlossen mit einem festlichen Turnier, in dem der edle Moringer mit dem jungen Schwiegersohn eine Lanze brach, und der Alte ward Sieger über den Jungen. Noch lange lebte der edle Moringer mit seinem Ehegemahl und wiegte holde Enkeln auf seinem

Schooße. Als er zu seinen Vätern versammelt war und man ihn mit umgekehrtem Helm und Schild in die Grube senkte, da kam Herr Berthold von Neufen, und nahm die ganze Grafschaft ein. Das war das reichste Erbe im ganzen Illergau. Seitdem wohnte er mit seinem holden Ehgemahl auf der Burg Marstetten bis an sein selig Ende.

XX.

Hohenkarpfen.

Im Südwesten Wirtembergs liegt eine Landschaft oder vielmehr großer Gau, der theils von der Alp, theils von Ausläufern des Schwarzwaldes begränzt wird, und den Namen Baar trägt. Die Landschaft ist ziemlich gebirgig, nicht sehr bevölkert, trägt zwar gute Frucht, allein weder Obst noch Wein. — Als noch unser deutsches Vaterland in Gaue, größere oder kleinere Bezirke, eingetheilt war, die von einem Gaugrafen verwaltet wurden, war einer der größten Gaue die sogenannte Berchtoldsbaar, manchmal auch einfach Bara genannt, die sich über einen großen Theil der badischen Bezirksämter Villingen, Hüfingen, Möhringen, und der wirtemberg'schen Oberämter Tuttlingen, Spaichingen, Rottweil, Balingen, Oberndorf, Sulz, Freudenstadt, Horb, so wie über die sigmaringen'sche Herrschaft Haiger-

loch und das Fürstenthum Hechingen ausdehnte. Ihre Nordgränze bildet der Neckar, die Westgränze zog sich auf den Höhen des Schwarzwalds von Freudenstadt aus bis in die Gegend der Donauquellen hin; gegen Osten bildete die Gegend des Lauchart- und Steinlachthals die Abmarkung. Somit bestand der Haupttheil der Baar aus Bezirken des Schwarzwalds. Ihrem ganzen Umfange nach bildete dieselbe in den ältesten Zeiten ein kleines Herzogthum. Der in der Mitte des 8. Jahrhunderts vorkommende Graf Birchtilo (Berchtold), Urenkel des allemannischen Herzog Gotefrieds, gab ihr den Namen Berchtoldisbara, der schon im Jahr 775 in einer Urkunde vorkommt. — Jetzt verstehen wir unter der wirtembergischen Baar hauptsächlich die Gegend von Tuttlingen bis an die Neckar- und Donau-Quelle bei Schwenningen und Donaueschingen. Ueber die Entstehung des Namens Baar herrschen verschiedene Ansichten. Einige meinen, von einem Dorf Bara, in der Nähe der Brigachquelle, komme der Name Baar her, Andere leiten das Wort von Para ab, was soviel als Gericht bedeute, und somit wäre damit bezeichnet worden, daß Graf Berthold in diesem Bezirke einst Gericht übte. Wie sich der Name dieses Gau's seit mehr als 1000 Jahren erhalten hat, während die Namen so vieler Gaue des Landes ganz und gar verschwunden sind, so hat sich auch bei den Bewohnern der Baar, die durchschnittlich einen kräftigen Menschenschlag bilden, eine schöne kleidsame, ja malerische Volkstracht bei den Frauen erhalten, an welcher besonders die

rothen wollenen Strümpfe am Sonntag wie Werktag sich auszeichnen, so wie die von Flittergold prangenden Kappen (Schapeln im Mittelalter), welche die Jungfrauen nur am Sonntag tragen.

Die Landschaft Baar beherrschen zwei in geringer Entfernung von einander liegende Bergkegel, der Lupfenberg und der Hohenkarpfen; der erstere ist mit einem Tannenwald bedeckt, und gleicht einem auf der Bahre ruhenden Sarge, woher die Baar den Namen haben soll, der andere ganz baumlos und steil ist, in seiner Form dem Hohenstaufen merkwürdig ähnlich. In alten Zeiten trugen beide Berge gewaltige Burgen. Die Burg auf Lupfen ist schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Ruine gewesen und jetzt sind nur noch Wälle und Gräben von der uralten Bergveste vorhanden, Hohenkarpfen zeigt noch stattliche Ueberreste von einer gewaltigen Burg, die einst ein hochedles Geschlecht bewohnte. Die Burg Lupfen wird später Gegenstand unserer Darstellung werden — wir wenden uns vorerst der Ruine Hohenkarpfen zu, auf der die, welche die Höhe ersteigen, reichlich für ihre Mühe belohnt werden, denn man genießt hier oben eine Aussicht, besonders gegen Süden auf die Berge mit ewigem Schnee, die nur von der Aussicht auf der Tuttlinger Höhe übertroffen wird. Auch hier auf Hohenkarpfen will man, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, wie auf dem Nachbarberg Lupfen, die Trümmer einer ursprünglich römischen Bergveste finden, denn einmal scheint das noch vorhandene uralte Gemäuer

römischen Ursprungs zu seyn, und dann sind im Umfang des Berges schon häufig römische Münzen gefunden worden, welches letztere freilich kein so gar stichhaltiger Beweisgrund ist. Wunderbar ist über die früheste Geschichte der Burg Hohenkarpfen, so wie über ein Geschlecht, das sie in den ältesten Zeiten bewohnte, nicht das Geringste überliefert. Die Geschichte jeder Burg, und wenn sie auch von der geringsten Bedeutung gewesen wäre, geht doch immerhin bis in das 14. Jahrhundert zurück, und wir kennen die Namen des Geschlechts, das sie bewohnte, wenn es nur einige waren, aber diese gewaltige und durch ihre Lage wichtige Burg kann nur einen Besitzer aus ältester Zeit aufweisen, der ihren Namen geführt, das ist Egilwart von Karpfen, der im J. 1050 lebte. Die ältesten Herren von Hohenkarpfen müssen demnach schon in der frühesten Zeit ausgestorben seyn, und die Burg kam in verschiedene Hände. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war die Burg in den Händen eines Stephans von Emershoven. Derselbe hatte auch Wildberg und Bulach von Wirtemberg zu Lehen, und gehörte jenem edlen Geschlecht an, das sofort häufig in der Geschichte des wirtemberg'schen Fürstenhauses erscheint. Ein Gerwig von Emershoven bediente sich bei seiner Unterschrift gewöhnlich dieses Namens:

Gerwig von Emershoven das edel Blut,
Das Wenig hat und Viel verthut.

Im Jahr 1444 kaufte Graf Ludwig von Wirtemberg von Stephan von Emershoven das Schloß und den

Berg Karpfen mit seinem Inbegriff und Zugehörde, die Dörfer Hausen ob Verena, Unter- und Oberaldingen, den halben Kirchensatz von gedachtem Hausen, die Gerechtigkeit und Gülten von dem Hof zu Günnrigen, den halben Zehenten zu Aixheim, die Vogtei zu Tellingen bei Aldingen, und etliche Gülten daselbst, Rietheim, Trossingen, Bäsenheim mit Steuern, Diensten, Vogtrechten, Gerichten und Zugehörden. Im Jahr 1453 belehnte Kaiser Friedrich III. in eigener Person zu Neuenstadt den Grafen Ludwig mit dem Schloß Karpfen sammt seinen Zugehörden, Herrlichkeiten, Würden, Ehren, Rechten, Mannschaften, hohen und niedern Gerichten, Wildpännen, Münzen, Zöllen, Glaiten, Landen und Leuten. Wir können aus diesem Kauf des Schlosses und der Herrschaft Karpfen annehmen, daß um jene Zeit schon das Geschlecht, welches sich von der Burg nannte, ausgegangen war, obgleich M. Crusius und nach ihm J. A. Steinhofer behaupten, daß die Edelleute von Karpfen, welche einst auch Gundelspach und Großheppach an der Rems besaßen, erst im Jahr 1480 ausgestorben seyen. Im Jahr 1491 gründete Graf Eberhard der ältere von Wirtemberg ein neues Geschlecht der Herren von Karpfen, denn er übergab im genannten Jahr seinem natürlichen Sohn Hans Wirtemberger das Schloß Karpfen mit dem Berg und zugehörigen Gütern, einen Theil des Zehenten zu Oberaldingen, das Dorf Hausen ob Verena (unterhalb des Bergs), das Burgstal Rietheim, das Jagen am Lugenhart und an dem Liemberg

nebst 34 Pfund Heller, welche das Amt Tuttlingen bisher einem Burgvogt zu Karpfen für die Burghut gegeben, als ein rechtes Mannlehen. Doch behielt er sich dabei bevor das Oeffnungsrecht und verordnete, „daß diejenigen, welche in das Schloß eingelassen würden, dem Hansen oder seinem Burgvogt zuvor geloben und schwören sollten, keinen Schaden zu thun; so oft es auch zur Oeffnung gebraucht würde, soll Graf Eberhard allezeit einen frommen Reisigen und zween ehrbare Knecht auf eigene Kosten in dem Schloß haben. Weil aber das Schloß baufällig war, so wurde dem Inhaber erlaubt, 1000 fl. darein zu verbauen, doch, daß solcher Kosten bei seinem Abgang ohne männliche Erben und Heimfallung des Lehens seinen Erben ersetzt würde." — Von nun an nannte sich Hans Wirtemberger Herr von Karpfen, aber doch hat er bis an seinen Tod den wirtembergischen Schild mit den drei Hirschhörnern und zwei Fischen, mit einem überzwerchen Balken kreuzweiß durchzogen, behalten und geführt. Noch im Jahr 1498 erscheint Hans von Karpfen als Vogt zu Balingen; er starb im Jahr 1504 zu Stuttgart, wo sein Grabstein mit dem wirtemberg'schen Wappen und der Inschrift: „Der ehrbar Mann Hans Wirtemberger, dem Gott gnad Amen." Wohl Söhne von ihm waren Eberhard und Ludwig von Karpfen, deren Namen freilich nicht mit Ruhm genannt werden, denn sie sind auf der noch im Schlosse zu Tübingen befindlichen schwarzen Tafel zu lesen, wo jene 64 Ritter mit goldener Schrift verzeichnet sind,

welche im Jahr 1519 ohne Noth das Schloß Tübingen übergeben, und sich nicht als Helden und treue Diener ihres unglücklichen Herrn, Herzog Ulrichs, erzeigten. Der Stamm der jüngeren Herren von Karpfen blühte bis in das 17. Jahrhundert; da ging er aus bis auf eine einzige Erbtochter Anna Sabina von Karpfen, Tochter des Junkers Hans Dietrich von Karpfen. Johann Georg Widerhold, ein Urenkel Heinrich Widerholds, Bruders des Großvaters von unserem vielgefeierten Conrad Widerhold, auf welchen das Commando der unbezwingbaren Felsenveste Hohentwiel im Jahr 1650 übergangen war, vermählte sich mit genannter Anna Sabine von Karpfen, pfropfte ein neues Reis auf den seinem Abgang nahen edlen Stamm, und übernahm mit ihr eine schöne Herrschaft als Erbe. Johann Georg Widerhold erzeugte mit Anna Sabina zwei Söhne, Johann Conrad und Johann Dietrich; von ihnen wurde der ältere, Johann Dietrich, Nachfolger seines Vaters im Commando auf Hohentwiel, und Stammherr der noch jetzt in einem ritterlichen Sprossen, dem königl. würt. General, Freiherr Cuno von Widerhold, blühenden edlen Familie. Derselbe ist Besitzer des vormaligen reichsritterschaftlichen Guts Rietheim, wo ein adelicher Wohnsitz sich befindet, und des nunmehrigen Hofguts Hohenkarpfen, welches mit Rietheim in fideicommissarischem Verbande steht. In dem Dorfe Hausen ob Verena befinden sich in der Ortskirche noch Grabmale, Wappen und Gemälde der Edlen von Hohenkarpfen und Rietheim, welche Eigenthum der Familie von Widerhold sind.

Eine wunderbare Sage knüpft sich an die Geschichte des älteren Geschlechts von Hohenkarpfen, die wir nun folgen lassen.

Die Sage vom Roßsprung.

Vor mehr als 600 Jahren wohnte auf der Burg Hohenkarpfen ein junger Ritter, Hugo von Hohenkarpfen, ein Herr von ganz eigenthümlichem Wesen und Charakter. Seine früh verstorbenen Eltern hatten ihm der Glücksgüter viele und mancherlei hinterlassen: die schönsten Heerden trieben auf seinen großen üppigen Waiden, die fruchtbarsten Aecker und wildreichsten Wälder bedeckten seine weitläufigen Besitzungen, und daheim in den wohlverschlossenen Gewölben lag Goldes und Silbers die Fülle. Dabei war Hugo ein Mann von hübscher Körpergestalt und trug ein edles Herz in seinem Busen.

Dennoch ward der reich Begabte dieses vielfachen Segens nicht froh, denn stets umdüsterte ihn der Geist der Schwermuth und Langweile. Sein einziger Genuß bestand darin, im Morgen- oder Abendrothe die Gipfel der Berge zu erklimmen, um von dort unverwandt in die dunkle, stille Ferne hinauszusehen. Da war dem Traurigen oft, als ob ihm aus dem wunderbaren Dufte, der den Blick seines Auges begränzte, das lange vermißte und lange ersehnte Glück entgegentreten sollte. Und wenn dieß Sehnen sich dann nicht erfüllte, wenn die Nebelstreifen, zu keiner freundlichen Gestalt sich bil-

dend, an ihm vorüberzogen, so brach ihm das stürmisch bewegte Herz und er vergoß nicht selten einen Strom von Thränen. Ward ihm auch hie und da eine frohe Stunde zu Theil, so widmete er sich dem ritterlichen Waidmannsgeschäfte; allein oft warf er mitten in diesem Schwert und Wurfspieß von sich und legte sich unter einen Baum, um sich dem unbekannten Quälgeiste hinzugeben, der ihn unaufhörlich bedrängte.

Einst hatte er, spät Abends, als schon die Sonne sich hinter die bewaldeten Anhöhen hinabsenkte, sein Jagdgeräthe ergriffen und eilte, nur von einem einzigen Knechte begleitet, hinaus in die düstern Wälder. Sie hatten noch nicht lange gejagt, als ein plötzlich aufsteigendes Gewitter den Forst mit tiefer Nacht bedeckte. Der Regen goß in Strömen herab und zahllose Blitze setzten die ganze Umgegend in ein augenblickliches Feuer. Herr und Diener hatten sich bei diesem Toben der Elemente unwillkürlich getrennt, jeder suchte den Heimweg nach eigenem Gutdünken, und geblendet von dem Flammenspiel der Blitze hatte Ritter Hugo eine ganz entgegengesetzte Richtung gewonnen.

Endlich brach die Wuth des Unwetters und die Sichel des Mondes zeigte sich wieder an dem klarer gewordenen Firmament. Allein, wo der junge Ritter sein Auge hinwandte, traten ihm überall wildfremde, noch nie gesehene Gegenstände entgegen. Er war ganz vom rechten Wege abgekommen, auch versagte ihm sein ermüdetes Roß den Dienst und der Entkräftete beschloß

daher, unter dichtem Buschwerke gelagert, den Morgen zu erwarten.

So in dem Labyrinthe seines unruhvollen Herzens verloren, erschütterte ihn mit einem Male ein dumpfes Getöse, wie das Rollen eines unterirdischen Donners, das von Sekunde zu Sekunde zunahm, dazwischen war es, als murmelten tiefe, mißtönende Geisterstimmen. Der Ritter richtete sich langsam auf, faßte mit der Rechten sein gutes Schwerdt, mit der Linken den Wurfspieß und starrte lautlos und kaum athmend in die Ferne.

Da borst, nicht hundert Schritte von dem Lauschenden entfernt, der Boden auseinander und ein Licht schlug aus dem weiten Riß empor. Die dumpfen Stimmen klangen vernehmlicher, allein Hugo vermochte keine Silbe zu verstehen. Unverwandt war sein Blick nach der Spalte gerichtet, da gewahrte er mit einem Male einen Zug häßlicher, schwarzer Zwerge aus dem blendenden Lichte emporsteigend. Endlich schwebte auch eine holde, jungfräuliche Gestalt empor, deren Anblick das Herz des jungen Ritters im Innersten erschütterte und sein Gemüth wunderbar ergriff.

Nach einer kleinen Weile setzte sich der Zug in Bewegung und nahm seine Richtung nicht ferne von Hugo. Da rief Einer aus der mißgestalteten, graulichen Schaar in widerlich bellendem Tone: „Nun, übermüthiges Kind, wie steht deine Hoffnung auf die Hilfe der himmlischen Götter? Siehe, nur drei Schritte von dir entfernt gähnt dein Grab und ruhig stehen und wandeln die verhaßten

Gestirne, auch eilt kein zweibeiniges Menschenthier zu deiner Rettung herbei."

Die Jungfrau rang auf diese furchtbare Anrede schmerzlich die Hände und vergoß einen reichen Strom von Thränen.

„Es würde ihr auch wenig helfen," — heulte gar widerlich ein zweiter — „habt Ihr denn die Bedingung schon vergessen? Er muß ein Vater- und Muttermörder seyn, und doch unschuldig; er muß reich, tugendhaft, voll frischen jugendlichen Lebens seyn, und sich doch unglücklich fühlen; wer vermag solche Widersprüche zu vereinigen?"

Da fiel es wie ein Schleier von des Ritters Augen. Mit hohem Muthe und geschwungenem Schwerdte, sprang er vor den grauenvollen Zug und rief: „Euer Gericht hat ein Ende, ihr Unholde! ich bin es, der alle diese Widersprüche zu vereinigen vermag! Meine Geburt nahm meiner Mutter das Leben und ihr Verlust stürzte meinen Vater in Wahnsinn und Tod. Euer räthselhafter Höllenmund hat Euch betrogen. Ich bin reich, voll kräftigen jugendlichen Lebens, und Gott sey Zeuge zwischen mir und Euch, daß nicht der leiseste Vorwurf auf meinem Herzen lastet; dennoch fühle ich mich nicht glücklich seit dem ersten Tage meines Bewußtseins, und meine Tage fließen in Trauer und Schwermuth dahin. Darum hinweg, Ihr häßliches Gesindel und laßt mir die holde, weinende Jungfrau frei, oder ich will Euch vertilgen von der Oberfläche der Erde, daß fürder keine Spur mehr von Euch

zu sehen sein soll!" Hierauf schwang der junge, muthige Ritter sein Schwerdt und im Nu war die nächtliche Brut verschwunden.

Die Jungfrau hatte sich indessen, wie in süßer Betäubung an einen Baum gelehnt, durch dessen dichtes Gezweige nur wenige Mondstrahlen ihr wunderbar verklärtes Gesicht beleuchteten. Der Ritter nahte sich ihr auf das Ehrerbietigste, neigte sich bescheiden und sprach: „Schönstes Mädchen, irgend ein guter Geist, der Euer süßes, zartes Leben bewacht, hat mich zur rechten Stunde hieher an diesen Ort geführt. Sagt mir, wer seid Ihr, und wo ist das Haus Eurer Lieben, damit ich Euch dorthin geleiten kann?"

Da neigte das holde Mägdlein sittsam ihr Haupt, sank auf ihre Kniee, faßte küssend Hugos Hand und brach in lautes Weinen aus.

„Um Gottes willen!" — rief bestürzt der junge Held — „was beginnt Ihr, meine Theuerste? Bei den schönen Gestirnen dieses nächtlichen Himmels! ich habe nicht mehr gethan, als was mir Ritterpflicht gebot. Ein Blick aus diesen holden Augen ist Dankes genug, und mir, nicht Euch, geziemt es, das Knie zu beugen."

Die Jungfrau drückte ihre gefalteten Hände an die hochwallende Brust und hob die von Thränen feuchten, blauen Augen zu ihrem Retter auf. „Sprecht, holdseliges Kind" — fuhr Hugo fort, und suchte die Knieende emporzurichten — „sei Eure Heimath auch noch so fern, ich will nicht eher ruhen, bis ich Euch den schützenden Armen der Eurigen übergeben habe."

— Das Mägdlein aber legte die zarte, weiße Hand auf den rosigen Mund und zuckte schweigend die Achseln.

„Dürft Ihr nicht sprechen?“ — rief der Ritter erstaunt und entrüstet — „und fürchtet Ihr noch immer die schwarzen nächtlichen Mißgeburten da unten?“ — Sie schüttelte verneinend das lockige Haupt und sah demüthig und schweigend zur Erde. „Nun, bei den Göttern, das ist höchst sonderbar“ — sprach Hugo gemäßigter — „sollte die Natur, die Euch so gütig, ja verschwenderisch bedacht hat, Euch einzig die Gabe der herzbewegenden Rede versagt haben?“ — Sie lächelte bei diesen Worten und drückte beide Hände mit einem heißen, brennenden Blicke an ihr Herz.

Darauf sagte der Ritter: „Hier können wir nun einmal nicht bleiben, meine Holdselige. Wollt Ihr auf meine Burg mit mir ziehen, und dort so lange verweilen, bis Euer mir unbekannter Zauber gelöst ist, so kommt.“

Das Mädchen nickte, freudig zusammenschauernd und mit wundersüßem Lächeln. Hierauf erhob sie sich und gab dem in ihren Anblick ganz versunkenen Jüngling die Hand. Dieser schwang sich mit der sanft Erröthenden auf sein Roß, und in wenigen Stunden waren sie auf Hohenkarpfen angekommen.

Die alte, gute Frau Margarethe, Hugo's gewesene Amme und nunmehrige Hausverwalterin, wunderte sich nicht wenig, als ihr junger Herr mit seiner neuen, über Alles schönen Burginsaßin ankam. Er übergab sie alsogleich in ihre Hände und empfahl sie ihrer

Obsorge, was das Mädchen auch ganz willig und vergnügt aufnahm. Ihm selbst aber, dem sonst so unmuthigen Jünglinge, war es nicht anders, als ob über sein bisher so düsteres Gemüth ein helles, wunderbares Licht aufgegangen wäre. Eine süße, freundliche Ahnung regte sich mit zarten Tönen in seinem nun weit fröhlicher schlagenden Herzen; verschwunden war der Trauerflor vor seiner Seele, und sie trat leuchtend und lächelnd aus sich selbst hervor, sich freuend des süßen Lebens und der wunderherrlichen Schöpfung. Dahingeschwunden war die dunkle Nacht, die ihn sonst so wehmüthig umfangen, und es begann, wie an einem heitern Maimorgen, um ihn zu tagen, um ihn zu blühen und zu grünen, duftige Blumen und köstliche Früchte zu treiben. Denn, obgleich stumm und wortlos, so sprach das holde Mädchen doch mit Blicken voll Liebe, mit holdlächelnden Engelsmienen, mit zarten halblauten Seufzern zu dem Ritter, so daß Frau Margarethe darüber gar oft, jedoch lächelnder Weise, den Kopf schüttelte.

Eines Abends, als die Sonne sank, Blumen und Blüthen rings auf dem Gefilde dufteten, die Sänger in Feld und Wald laut wurden, unzählige glänzende Thautropfen auf dem frischen Grün hingen, lustwandelte Hugo mit der schönen, stummen Jungfrau und Frau Margarethe in dem herrlichen Gehölze, das die Burg Hohenkarpfen umgab. Die alte, redselige Frau sprach von den schönen Tagen ihrer längst entschwundenen Jugend; der Ritter und seine Holde aber schwelgten

im Genusse der Gegenwart und drückten sich mit feuchten Augen an die Brust ihrer guten Pflegerin.

Jetzt schollen Huftritte durch die grüne Waldesnacht und ein heißeres Schreien und Rufen ertönte durch die stillen Abendlüfte. Während die drei Wandler sich noch verwundert ansahen, brach ein schönes, weißes Roß mit gar lustigem Wiehern durch die im Abendrothe funkelnden Gebüsche. Auf ihm saß ein kleines, höckeriges Ungethüm, gleich einem von denen, welchen der junge Ritter seine süße Beute abgejagt hatte, und das abscheuliche, ungestaltete Ungeheuer that sehr ängstlich, hielt sich mit beiden Händen an der wallenden Mähne des Thieres, und schien nicht anders, als ob es augenblicklich in einen Abgrund zu stürzen fürchtete. Sobald es aber den Ritter und das stumme Mädchen erblickte, da plumpte es ungeschickt herab und kollerte in die Gebüsche. Das Rößlein aber lief zu der freudig lächelnden Unbekannten und kniete demüthig vor ihr nieder. Sie umhalste gar freundlich das sanfte Thier und bezeigte sich überaus erfreut und bewegt.

Der junge Ritter und die alte Frau verwunderten sich nicht wenig über die seltsame Erscheinung, die sich so eben in ihrer Gegenwart zugetragen hatte; das stumme Mägdlein aber hatte sich indessen auf das lustig scharrende Roß geschwungen und leitete es mit zarter Hand rückwärts nach der Burg, wohin auch die Andern willig folgten. „Wahrhaftig“ — sagte Frau Margarethe zu Hugo — „wir beherbergen einen lieben, aber auch wunderseltsamen Gast!“ — „So ist

es" — erwiederte der junge Ritter; — „allein, wie ich ihr Bild, das mich ganz beherrscht, in meinem Herzen trage, so soll sie die freiwaltende Herrin in dieser meiner Väter Burg werden und bleiben!"

Wie Hugo die fröhliche Jungfrau so sanft und leicht die zarten Glieder auf dem schlanken Thier wiegen sah, und wie sie mit den runden, wunderschönen Händen den glänzenden Hals des Freudigspringenden streichelte, da ging ihm das volle Herz über; er verließ die alte, bedächtige Freundin und eilte der Heißgeliebten nach. Bald hatte er sie ereilt und sprach zu ihr, die so gar holdselig zu ihm herabsah: „Wie mag es doch kommen, daß du schönes, sprachloses Wesen mein unruhiges, widerspenstiges Herz so schnell in deine süße Haft gefangen nahmst? Es lehren mich meine Lieder, es lehrt mich mein junges Leben, was ein treuliches Wort über des Menschen Gemüth vermag. Und du hast mich doch nicht anders angesprochen, als mit deinen süßen Blicken, mit dem holden Lächeln, das dir um Mund und Wange spielt und ich finde mich schon ganz und gar dein eigen."

Kaum hatte Hugo dieß gesagt, da lächelte die zärtlich Begrüßte gar hold zu ihm herab und reichte ihm die, wie aus Rosen und Lilien gewobene Hand, auch that in demselben Augenblicke das Rößlein einen so raschen Satz, daß die entsattelte Jungfrau in des Ritters Arme herabsank, worauf er sie alsogleich umschloß und die Erschrockene an seinen Busen drückte.

„Nun hab' ich dich!" — lispelte kosend der Ent=

zückte — „nun hab' ich dich, und wenn dein allerinnerstes Wesen mir nicht widerstrebt und sonst auf Gunst und Liebe eines irdischen Menschen achtet, so magst du mir für immer bleiben. Was ich warm und laut schlagend an meinem Herzen gewahre, ist wahrhaftig des Sterblichen schönster Antheil. Und bist du auch ein Wesen aus der höhern Welt, so hast du dein schönes, himmlisches Leben doch in einen so reizenden Körper gebaut, daß du mir nicht zürnen kannst, wenn ich dich ganz zu besitzen wünsche."

Da sah der in ihren süßen Blicken Verlorene eine glänzende Thräne unter den langen Augenwimpern schimmern, und es war ihm, als wenn das seligste „Ja!" von ihren Lippen erschollen wäre. Er sog den zarten Verräther, der die auf der Jungfrau Wangen aufsteigende holde Scham vergebens Lügen zu strafen suchte, langsam mit den brennenden Lippen auf, und das Rößlein hätte leicht davonlaufen können, denn, Arm in Arm verschlungen, war Himmel und Erde für die beiden Glücklichen verschwunden.

„So willst du mein treues Weib werden und bleiben?" — schmeichelte noch ferner der Entzückte. Das Mägdlein antwortete nur mit süßen Küssen und stillen Seufzern und schmiegte sich innig und anmuthig an den vor Liebe Glühenden. Frau Margarethe, die von ferne das entzückende Schauspiel gewahrte, war gar sehr darüber erfreut, denn sie erinnerte sich aus den Tagen ihrer Jugend noch recht wohl, wie sehr treue Liebe das Herz des Menschen beglücke.

Still, ohne Prunk und lärmende Festlichkeiten, feierte der entzückte Hugo seine Vermählung, seine „Hochzeit" im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn eine hohe Zeit ist sie für Jeden, der das Höchste im Menschenleben zu begreifen weiß.

Als nun am andern Morgen die Sonne mit goldenen Strahlen das Lager der beiden Glücklichen begrüßte, da überraschte die holde, junge Gattin den schmeichelnden Gemahl mit folgender süßen Anrede: „Nun, da ich ganz dein eigen bin, ist mein Mund entsiegelt; in dem Himmel deiner Liebe erreicht mich die Gewalt der finstern Erdengeister nicht mehr, und ich darf in wohl lautenden Tönen dir des Herzens Allerinnerstes eröffnen. So wisse denn, mein süßes Leben, mein geliebter Gemahl, ich bin Jutta, die Tochter des Fürsten der Erdgeister, und von diesem mit der geraubten Nichte des Herzogs von Alemannien auf Twiel erzeugt."

„Dem unbegreiflichen Willen des Schicksals gemäß, folgen die Töchter aus einer solchen Verbindung immer der Natur der Mutter, die Söhne aber gestalten sich ganz nach dem Ebenbild des unterirdischen Vaters. Was soll ich dir erzählen von den Tagen meines aufblühenden Lebens, von den glücklichen Jahren der Kindheit! Gleichförmig, wie eines sanft wellenden Flusses Wogen, flossen diese Stunden dahin, da starb meine Mutter, und ich stand nun allein, mit menschlich fühlender Brust, unter den wilden, unheimlichen Zwerggestalten, deren häßliches Grinsen, deren gespenster-

haftes Necken mir immer das Herz erzittern machte."

„Da warf, als ich immer mehr emporblühte, mein Vater sein lüsternes Auge auf mich, und begehrte mich Unglückliche zu seinem Weibe; denn wisse, mein theuerster Hugo, daß jene fromme, heilige Scheu, die unter euch menschlichen Wesen waltet und den Vater von der Tochter, den Bruder von der Schwester scheidet, jenen finsteren Ungeheuern gänzlich abgeht. Toll leben sie unter einander, wie das sie umkriechende Gewürme — und nun magst du dir, mein Geliebter, den Jammer und das Elend vorstellen, die ich in dieser Umgebung stündlich zu erdulden hatte."

„Vergebens rang ich mit kindlichen Bitten, mit Thränen und Klagen gegen den eisernen Entschluß meines Vaters, und als ich endlich ein ganzes Jahr lange mit muthiger Standhaftigkeit gekämpft hatte, ließ er mir nur die Wahl zwischen dem Tod und seinem Willen. Ohne Bedenken wählte ich den erstern."

„Mein Vater ließ mich nun von seinen schadenfrohen Erdgeistern greifen und befahl, mich an das Licht der Sonne zu bringen und dort zu tödten. Doch, wie im Vorgefühle einer glücklichen Zukunft, die meiner noch warten sollte, sprach er einen Zauberbann über mich aus, den du, mein trautes Herzgespiel, in seinem ganzen Umfange gelöst hast. Stumm sollte ich nämlich bleiben, bis sich ein Retter in meinen Todesnöthen fände, der Vater= und Muttermörder und dennoch unschuldig, der reich, tugendhaft, voll frischen jugendlichen Lebens seyn und sich dennoch unglücklich fühlen

müsse. Stumm bis er die Sprachlose, dem unbeschadet, zu seiner Gattin gemacht hätte. Der ersten Bedingung hast du mit deinem Schwerdte entsprochen" — fuhr Jutta fort, und verbarg das erröthende Antlitz an des freundlich lächelnden Gatten Brust — „und der zweiten mit deiner mich beglückenden Liebe. Ganz bin ich nun dem schönen Lichte wiedergegeben, und die finsteren Erdgeister haben fürder keine Macht mehr über mich. Das schöne, weiße Roß aber, das an jenem herrlichen Tage, wo du mich zu deinem lieben Weibe begehrtest, zu uns kam, ist mein gutes Leibroß, das mich öfter durch die langen, glimmenden Erdgänge trug, und es wohnen ihm gar wundersame, zauberische Eigenschaften bei."

Vier Jahre lang hatte Hugo an der Seite seiner geliebten Gemahlin die süßesten Freuden der Liebe gekostet. Frau Jutta trug einen zarten Knaben auf ihren Armen; ihre sanfte Herzensglut hatte sich nicht vermindert, obgleich sie ihren Reichthum an Liebe jetzt zwischen Vater und Sohn theilen sollte, denn ein unerschöpflicher Zauberschatz von Liebe lag in ihrer schönen Brust. Nicht so der weltlustige Rittersmann, in dessen Innerem jetzt manche Stimme erklang, die früher geschwiegen hatte. Zwar hing er noch immer mit warmem Herzen an der reizenden, liebevollen Gattin, allein in der Ferne, jenseits der Berge, schien das fremde Leben nach ihm zu verlangen, und vorzüglich war es das Treiben in der Hofburg des mächtigen Landgrafen von Fürstenberg, dessen Lehensmann

er war, was ihm manchen heimlichen Wunsch entlockte.

Obgleich an zeitlichen Gütern überflüssig gesegnet, wollte Hugo, um es den Ersten seines Standes gleich zu thun, ebenfalls die Vergesadern in seinem Gebiete öffnen, und die blendende Beute aus dem Schoose der Erde für sich gewinnen. Davor aber rieth ihm Frau Jutta, der er seinen Plan entdeckt hatte, aus allen Kräften ab. „Weißt du wohl" — sagte sie, — „wer diese von Euch so gepriesenen Schätze bewacht? Es sind die düstern, tückischen Erdgeister, denen du mich ritterlich abgewonnen hast, und die da unten in ihrer schauerlichen Nacht auf unsere böse Stunde lauern. Gibst du ihnen Luft und Licht auf deinen Gründen, so ist es um dich und um mich und um unser holdseliges Kind geschehen. Auch kommt der göttliche Segen nur von oben, und nicht aus den tiefen, grauenvollen Schachten. Ich sage dir, es thut nimmer gut, die Alten da unten aufzufordern zur Gemeinschaft mit den Kindern des Lichts."

Diese freundliche Warnung nahm Hugo folgsam in seinem Herzen auf, denn Jutta's weissagende Seele hatte die Dinge, die da kommen würden, gar wohl errathen. Niemand wollte mehr dem segenbringenden Ackerbau obliegen, Alles nur in den funkelnden Erdenschoos hinabsteigen. So mußte es kommen, daß oft Groß und Klein inmitten seines Goldes und Silbers darbte, ja, daß selbst der schmerzliche Hungertod nicht Wenige aus dem Volke wegraffte. Rings um unseres Ritters Besitzungen herrschte die blinde Begierde nach

Schätzen; nur seine Seele wußte die holde Gattin davor zu bewahren.

Von den Burgen der Ritter von Honberg und Conzenberg, und von den Besitzungen des Landgrafen selbst erstreckten sich die ergiebigen unterirdischen Gänge bis in Hugo's Gebiet, und man wußte sich an dessen Gränzmarken so Mancherlei von dem boshaften Spucke der Berggeister zu erzählen. In der Morgen- und Abenddämmerung wagte sich kein Arbeiter mehr auf den Acker, wenn derselbe nahe an den Gränzen lag; da wandelten in fürchterlichen, abentheuerlichen Gestalten die finsteren Gnomen, und schreckten den fleißigen Landmann nicht selten bis auf den Tod.

Der Jammer des Landes und das Unwesen der bösen Gespenster traf das Herz des Ritters von Hohenkarpfen recht schwer. Da sprach er eines Tages zu seiner Hausfrau: „Ich kann das stets wachsende Landeselend nicht mehr länger mit ansehen, darum will ich hinüberziehen nach dem Hoflager meines gnädigen Herrn, des Langrafen Egon, und ihm die Augen öffnen."

„Ach" — antwortete ihm Frau Jutta — „du bist da im Begriffe, eine böse, undankbare Sache zu unternehmen, und wenn du von deinem Vorhaben nicht abstehst, wirst du uns Alle sicherlich zu Grunde richten." — „Welch ein ängstliches Gefühl ergreift dich mit einem Male?" — fragte Hugo ganz verwundert — „will ich doch nicht die Fahne des Aufruhrs gegen meinen Lehensherrn erheben, sondern ihm, als treuer

Vasall, nur des Landes Noth und Gefahr an das Herz legen." — „Ach, du stellst dich den Gewaltigsten im ganzen Lande entgegen" — sprach Frau Jutta — „wenn du des armen Volkes Partei ergreifst. Der Durst nach Gold hat sie Alle entzündet und jeder Widerstand dagegen wird dir nur den Untergang bereiten." — „Du thust meinem Herzen Unrecht" — erwiederte Hugo — „es liegt gar ein guter Kern in dem Landgrafen, und seines Volkes Wohl geht ihm über alles Gold und Silber der Erde." — „Wollten die Götter, daß es so wäre" — seufzte Frau Jutta — „allein eine innere, Unglück verkündende Stimme sagt mir das Gegentheil. Wofern du aber, trotz meiner Warnung, dennoch auf deinem Vorhaben beharrst, so nimm wenigstens mein treues Leibroß mit dir, und besteige es im Augenblicke der dringendsten Gefahr zu deiner Rettung."

Hugo that, wie seine schöne und besorgte Gemahlin ihm geboten und zog zur Stunde mit dem trefflichen Rosse nach dem Hoflager des Landgrafen auf Burg Fürstenberg.

Das Rößlein, das sonst so munter und fröhlich mit seinem Reiter davonjagte, schien den Unmuth seiner Gebieterin zu theilen, es geberdete sich heute ganz ungehorsam und widerspenstig, und Zunge und Sporen des Ritters vermochten kaum es fortzutreiben. So hatte sich denn Hugo verspätet und ihn die Nacht überfallen, ehe er auf Fürstenberg angekommen war. Zugleich thürmte sich ein schweres Gewitter über seinem

Haupte auf, und bald sah er sich genöthigt, wie in jener schauerlichen Nacht, wo er seine geliebte Jutta aus der Gewalt der häßlichen Erdgeister befreite, unter einem dichten Gebüsche seine Zuflucht gegen die herabstürzenden Regenströme zu suchen.

Es mochte beinahe Mitternacht seyn. Ritter Hugo gedachte bald seines Weibes und Kindes zu Hause, bald des morgenden Tages, wo er vor den Landgrafen treten würde, um ein gut gemeintes Wort für das Beste des Volkes zu sprechen, allein Nichts vermochte die räthselhafte Unruhe zu bannen, von der er sich befangen fühlte.

Ein helles Prasseln und Knistern, nicht anders, als wenn ausgedörrte Holzwände bersten, erscholl mit einem Male in der ganzen Gegend, und von Zeit zu Zeit klang ein gellender Pfiff dazwischen, den ein dumpfes, entferntes, nur noch hörbares Geheul zu beantworten schien. Der Ritter starrte lange hinaus in die finstere Nacht, ohne das Mindeste zu bemerken. Endlich schien sich die nördliche Seite des Waldes in einen bläulichen Brand zu setzen, der bald verlosch, bald sich wieder von Neuem entzündete. Das ungewisse Feuer bewegte sich langsam vorwärts, und wie es dem Staunenden näher rückte, schien es immer mehr an Umfang zu gewinnen. Aehnliches begab sich auch bald von der andern Seite des Forstes, und so weit das Auge des Ritters reichte, schienen die Thäler, die Wälder und die Gebüsche in einem düstern Feuer zu brennen.

Endlich entwirrte sich das Verworrene vor des Staunenden Auge, und er sah mit Entsetzen, daß es feurige Bergmännlein waren, die schaarenweise von allen Seiten heranzogen und gerade nach dem Orte ihre Richtung nahmen, wo sich Hugo mit seinem Rosse gelagert hatte. Nicht ferne von ihm hielten sie still, schlossen einen dichten Feuerkreis und tanzten unter seltsamen Gesten einen furchtbaren Reigen. Nach Beendigung desselben trat der Ansehnlichste, der eine flammende Krone auf dem Haupte trug, hervor und sprach mit heiserer, widerlicher Stimme: „Endlich, nach langem Hoffen und Harren, ist die Stunde der Rache gekommen. Ihr wißt es, getreue Unterthanen meines Reiches, wie empfindlich mich jenes sterbliche Ungeheuer verwundete, indem es die falsche, undankbare Tochter meiner gerechten Bestrafung und dem wohlverdienten Tode entrissen hat, und jetzt stellt er sich auch noch der Ausbreitung unseres Reiches mit allen Kräften entgegen, indem er nach dem Hoflager des Landgrafen zu ziehen Willens ist, um ihn gegen den Bergbau auf Gold und Silber einzunehmen und so unserer Macht über die Erdensöhne eine tödtliche Wunde zu versetzen. Laßt uns daher den zwiefachen Verbrecher, der zu meinem und Euerem Verderben lebt und arbeitet, verurtheilen, und nach unseren unwandelbaren Gesetzen mit ihm verfahren."

Ein düsteres Gemurmel flog bei diesen Worten durch die leuchtenden Schaaren; es schien, als ob die ungestalteten Zwerge sich berathschlagten; endlich trat Einer

aus ihrer Mitte hervor, warf sich vor dem Fürsten, dessen Krone immer dunkler brannte, nieder und sprach: „Herr und Gebieter der mächtigen Geister, welche die geheimnißvollen Tiefen der Erde bewohnen! Dein Wille ist uns stets gerecht; was Du über den Verräther verhängst, das werde auf der Stelle an ihm vollzogen."

Da leuchtete lustiger die Krone auf dem Haupte des Erdkönigs, und mit siegreich schmetternder Stimme rief er: „Nun wohlan denn, so ist der Stab über ihn gebrochen! Sterben hat die Menschenbrut längst schon gelernt; der kurze Todesschmerz wäre eine allzu gelinde Strafe für den heimtückischen Verräther. Er soll leben, aber ein banges Leben voll Ungemach und Elend; ihn quäle die Erinnerung an die schöne, dahingeschiedene Vergangenheit, und der verzweiflungsvolle Gedanke an eine lange, langsam marternde Zukunft; an seinem Herzen nage zudem eine matte, kernlose Gegenwart und der seelentödtende Lebensekel. Das goldene Schlößlein, das wir mit kunstfertigen Händen in unseren Erdhöhlen erbaut haben, soll er scheuern und rein erhalten, damit es inmitten der feuchten Erddämpfe immer helle und glänzend sich spiegele. Wehe ihm, wenn ein einziger Fleck, nur so groß wie ein Stäubchen, daran haften bleibt!"

Nach dieser Rede brach die ganze gräuliche Menge in ein lärmendes, gellendes Beifalljauchzen aus; Hugo sah, wie sich augenblicklich der weite, feurige Kreis zu verengen begann, um ihn rettungslos einzufangen. Da blitzten auf einmal Frau Jutta's letzte Worte durch

seine Seele und schnell schwang er sich auf sein Roß, das lustig aufwieherte, als es die Last seines Herrn verspürte, und wie ein Pfeil mit ihm davonsprengte. In demselben Augenblicke verloschen die düstern, bläulichen Feuer der Bergmännlein, der ganze Spuck verschwand, und der Mond trat aus den gerissenen Wolken und beleuchtete eine schöne, anmuthige Gegend. Der Ritter aber küßte sein rettendes Rößlein auf die milchweiße Stirne und setzte wohlgemuth seine Reise fort.

Ein lichter, lauer Maimorgen begrüßte die Erde, und noch nicht lange war Hugo, nachdenklich über die kaum überstandene Gefahr, seines Weges dahingeritten, als ihm schon die Thürme der stolzen Burg Fürstenberg von der gewaltigen Anhöhe herab im Strahle der Morgensonne entgegenleuchteten. Etwas Unmuthiges empfand er doch in seinem Innern, als er über die herabgelassene Zugbrücke durch die hohe Burgpforte einritt; auch sein treues Roß schnob, als ob es die Sachen hier nicht geheuer fände; allein der Empfang, der ihm von Seiten des Landgrafen zu Theil wurde, schien alle trüben Ahnungen Lügen zu strafen. Er umarmte den jungen Rittersmann, den er schon so lange nicht mehr an seinem Hoflager beherbergt hatte, und erwies sich überhaupt so zutraulich, daß Hugo über die Besorgnisse seiner Gattin daheim, sowie über seine eigenen Zweifel lächeln mußte. Er hielt darum auch nicht lange mit seinem Anliegen hinter dem Berge,

sondern trug dasselbe in wenigen, schlichten, aber klaren und bestimmten Worten vor.

Da antwortete Landgraf Egon, ihn gütig bei der Hand fassend: „Wahrlich, Ihr erfreut mich ausserordentlich, junger Ritter, mit Eurer überaus wohl gelungenen Vorstellung. Ihr seid noch so jung und schon so erfahren, so arm an Jahren und so reich am Verstande. Wisset, mein lieber, junger Freund, daß ich ebenfalls das Gift in dem sonst so frischen Blute meines Landes gefunden habe, und daß ich entschlossen bin, mit Gottes Hilfe dem um sich greifenden Unheil zu wehren; allein mich bedrängt für den Augenblick von einer andern Seite her eine weit größere Gefahr. Von Norden her bedrohte mich der Herzog von Urslingen und der mächtige Graf von Zollern, und von Mittag der Graf von Habsburg mit blutiger Fehde, sie sammeln bereits ihre Kämpfer, und jeden Tag muß ich eines feindliches Angriffes gewärtig seyn. Erst muß dieser Gefahr begegnet werden, ehe ich an die übrigen Landesangelegenheiten die bildende Hand legen kann. Leihet mir deßhalb vor Allem Euern Arm und Euer Schwerdt für diesen Kriegszug und nachher werde ich Euch, als Euer Lehensherr, reich dafür belohnen."

Der freudige Kriegsmuth, der, von dem süßen Kosen der Liebe eingewiegt, bisher in Hugo's Herzen nur geschlummert hatte, erwachte auf des Landgrafen Mahnung nicht anders, als wie ein junger Löwe, den eine leichte Verwundung zum blutigen Kampfe gereizt hat. Unseres Ritters ganze Seele loderte auf in Lust und

Begierde, dem Frieden des Landes und seines Herrn auf dem Schlachtfelde zu begegnen, und schon am andern Tage zog er an der Spitze einer muthigen Reiterschaar gegen den Herzog von Urslingen. Ueberall, wo er mit seinem guten Rosse erschien, durchbrach er die Schlachtordnung und jagte Haufen um Haufen in schmähliche Flucht. Das Rößlein selbst that dem Feinde mehr Schaden, als viele einzelne Reitersknechte, denn wie es in die feindlichen Reihen kam, so biß und schlug es wie wüthend um sich und verwundete Viele bis auf den Tod.

Bald war der Kriegszug beendet und das landgräfliche Heer zog mit Ruhm und Beute, jeder in seine Heimath. Herr Egon empfing den tapfern Hugo auf das freundlichste, beschenkte ihn mit einer goldenen Ehrenkette und fügte die Worte bei: „Ihr habt Euch untadelig betragen, junger Held, und durch meinen Mund dankt Euch das Vaterland. Allein Tage der Arbeit erfordern auch Tage der Ruhe, darum ziehet heim zu Euerer geliebten Gemahlin und Euerem zarten Söhnchen und genießet die Segnungen eines Friedens, den Ihr so rühmlich erkämpfen halfet. Bei mir aber sind Eure Worte auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen, sie werden keimen und reifen und dem Lande köstliche Früchte tragen."

Hierauf nahm der Ritter freundlichen Urlaub, und zog, wiewohl nicht ganz befriedigt, nach Hause, wo er aber nicht Alles in den besten Umständen fand. Zwar waren Frau und Kind gesund und wohl, allein die

Nachbarn hatten sich gar feindselig bewiesen, ja, sie wagten es sogar, ihren goldhungerigen Bergbau bis auf des Ritters von Hohenkarpfen Grund und Boden zu treiben. Daraus erwuchsen diesem allerlei Beschwerlichkeiten, und es liefen Klagen auf Klagen von seinen Unterthanen ein. Die feindseligen Bergmännlein neckten nicht blos Morgens und Abends die Arbeitsleute auf den Feldern, sondern auch am Tage, wo ihnen das Sonnenlicht gebot, in ihrer kalten Erdennacht zu bleiben; auch stiegen oft schwere Steinhagel aus den tiefen Schachten empor und verwundeten manchen fleißigen Landmann.

Darüber ergrimmte Hugo im innersten Herzen, nahm seine reisigen Knechte und verjagte Alles, was innerhalb seiner Gränzen nach Gold und Silber grub; hierauf verschüttete er alle Gänge und begab sich dann wieder an des Landgrafen Hoflager, um diesem von dem Geschehenen Rechenschaft abzulegen.

Weit weniger freundlich, als das erste Mal, empfing ihn Egon von Fürstenberg, ja, er gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, wie er sich mit seinen fortwährenden Klagen und Beschwerden höchst überflüssig mache, und daß man selbst recht gut wisse, was zu des Landes Bestem erforderlich sey. Ritter Hugo hingegen, der sich seiner guten Sache bewußt war, nahm die frostige Zurechtweisung auf das beleidigendste auf und kehrte, mit bitterem Unmuth gegen den Landgrafen im Herzen, auf seine heimathliche Burg zurück. Er beschloß, nun und nimmermehr zu klagen, sondern

sich, nach ächter Ritterart, selbst Recht zu verschaffen.

Zu Hause angekommen, fand er Alles in großer Bestürzung und Verwirrung. Die benachbarten Grundherren, namentlich der von Conzenberg, hatten sich der von Hugo's Besitzungen Vertriebenen angenommen, während des Letztern Abwesenheit seine Aecker verwüstet, seine Höfe verbrannt, und Alles, was sich widersetzte, niedergemacht. Frau Jutta selbst hielt sich nur mit Noth in der Burg gegen den wüthenden Anfall, und erst wenige Stunden vor ihres Gemahls Heimkehr waren die Feinde abgezogen. Da erwachte der heißeste Grimm in Hugo's Innerem, er weinte vor Zorn und that einen hohen Schwur, diese Unbill schwer und blutig zu rächen. Flugs sammelte er seine Knechte und zahlte seinen Widersachern mit Wucher. Die Röthe ihrer brennenden Burgen und Höfe leuchtete weit in das Land hinein, so daß der Landgraf in nicht geringer Besorgniß war, es seien fremde Feinde eingefallen. Alle Schachten und Gruben wurden zerstört, und was mit den Waffen in der Hand getroffen wurde, mußte ohne Gnade den Tod erleiden.

Des folgenden Tages aber zogen die Geschlagenen an das Hoflager des Landgrafen, und weil sie sich schon früher durch reiche Geschenke seiner Gnade versichert hatten, so fanden sie hier auch schnell Recht. Ritter Hugo von Hohenkarpfen wurde als Landesverderber angeklagt und unverzüglich vor seines Lehensherrn Richterstuhl geladen.

Frau Jutta erschrack nicht wenig, als sie diese Nach=

richt erfuhr, weinte bitterlich und fiel dem geliebten Gemahl um den Hals mit den Worten: „Ach, hättest du doch den Grimm des Wolfes nimmermehr gereizt, so wäre er nicht in deine Heerde gefallen; nun werden aber deine unschuldigen Lämmer bluten, und du selbst, der kühne Hirte, wirst diese Wagniß vielleicht mit deinem Herzblute bezahlen müssen." — „Fasse Muth" — entgegnete ihr Hugo — „hab' ich ja doch nichts Böses verbrochen, sondern nur Gleiches mit Gleichem vergolten. Der Landgraf wird auch mich hören, und meine Feinde werden beschämt abtreten." — „Ach, das Gold ist weit mächtiger, als die Wahrheit und das Recht" — versetzte Frau Jutta — „mich befällt eine gar böse Ahnung. Sollte dir aber irgend etwas Gefährliches widerfahren, so vergiß nicht deines guten Leibrosses." — Mit diesen Worten umarmte sie den geliebten Gemahl, und dieser zog mit seinem treuen Thier nach der Burg des Landgrafen.

Wie es die fromme Seele der besorgten Gattin geahnet hatte, so geschah es auch. Bestochene Richter saßen zu Gerichte, und der Landgraf selbst war voll des grimmigsten Zornes. Der ritterliche Stolz, mit dem sich Hugo vertheidigte, verschlimmerte seine Sache noch mehr, und ihm wurde, als überwiesenem Landesverderber, das Todesurtheil gesprochen.

Da warf er sein gutes Schwerdt vor des Landgrafen Füße und sprach voll edeln Unmuths: „Nehmt hin meine wackere Waffe, die ich für Euch so treu und ehrlich geführt, und mit ihr mein Leben. Weiß

ich doch, wie Ihr einen gehorsamen Lehensmann zu belohnen pfleget. Noch aber waltet ein Gott über uns, und ihm übergebe ich meine Sache!" — Der Landgraf wandte sich erröthend von dem Verurtheilten, und dieser wurde ohne Verweilen in den untersten Kerker der Burg abgeführt, wohin kein Strahl der Sonne dringen konnte.

Wie nun der arme Ritter so ohne alle Hoffnung gefangen saß, da erinnerte er sich der letzten Worte seiner geliebten Gemahlin, und ein neuer, freundlicher Trost ging in seiner Seele auf. Als daher der Kerkermeister erschien, um ihm seine kümmerliche Nahrung zu bringen, sprach er zu diesem: „Lieber Freund, als mir noch mein Glücksstern strahlte, habe ich Euch, wie Ihr Euch gewiß noch erinnert, manches Liebe und Gute erwiesen. Nicht, als ob ich Euch jetzt überreden wollte, einen Treubruch an Euerem Gebieter zu begehen, um mein bischen Leben dem Beile des Henkers zu entziehen; da sey Gott vor! Vielmehr ermahne ich Euch selbst, standhaft gegen alle Versuchung zu bleiben, denn Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Aber einen Wunsch helfet mir erfüllen. Wenn ich noch einmal des Landgrafen Antlitz schauen könnte, so wäre mir der bittere Gang zum Tode gar sehr erleichtert. War er doch immer mein Freund und hatte es gut mit mir vor, ich aber habe in meinem verirrten Sinne gegen mich selbst gewüthet. Seid doch so gut, und bringet es durch Euere Vermittelung dahin, daß mir

der Landgraf, mein gnädiger Herr, diese letzte Bitte gewährt."

Kurt, der Kerkermeister, fühlte Mitleid mit dem unglücklichen Ritter und seiner hoffnungslosen Jugend, und ging hin zu dem Landgrafen, um die letzte Gnade für den Verurtheilten von ihm zu erbitten. Herr Egon, eingedenk der früher geleisteten Dienste Hugo's, gewährte dieselbe, und als er in aller Pracht seiner Würde, umgeben von seinen Dienstmannen und Knappen, in dem hohen Ahnensaale des Schlosses Fürstenberg saß, wurde der Ritter von Hohenkarpfen aus dem Dunkel seines Kerkers in die glänzende Versammlung geholt.

„Edler Herr und Gebieter" — sprach der Verurtheilte — „ich danke Euch für die hohe Gnade, Euer erhabenes Antlitz noch einmal schauen zu dürfen, und Gott mag dafür die Jahre, die ich früher in das Reich der Schatten hinabsteigen muß, Euerem herrlichen Leben zurechnen. Meine Richter haben mich verurtheilt, zu sterben, ich murre nicht, auch mag ich meinen Tod verdient haben; allein mein letztes, unbedeutendes Gesuch — bedenket, hoher Herr, es spricht ein dem Tode Geweihter zu Euch — werdet Ihr mir gewiß nicht verweigern. Ich will nicht um mein Leben bitten, das verwirkt ist, nicht um meine Freiheit, die ich, wie meine Richter sagen, mißbraucht habe. Laßt mich nur als einen ritterlichen Mann von dieser Welt Abschied nehmen, und verleiht mir die Gunst, nur eine kleine Weile noch mein wackeres Streitroß herumtummeln zu dürfen."

Der Landgraf lächelte ob der sonderbaren Bitte, und befahl, alle Zugänge zu der Burg sorgfältig zu versperren, die Wachen zu verdoppeln und sodann das Begehrte zu gewähren.

Das Rößlein wieherte freudig auf, als es herbeigeführt wurde und seinen wohlbekannten Herrn erblickte, und sprang wie toll umher, so daß es die Knappen kaum zu halten vermochten. Der Ritter aber trat hinzu, streichelte freundlich den schneeweißen Nacken des lieben Thieres, und wie dieses ihn mit seinen großen frommen Augen wieder ansah, da konnte Hugo sich nicht enthalten, es zu umhalsen und auf die schöne, glänzende Stirne zu küssen. „Wirst mir nun wohl zum letzten Male dienen" — sprach er und lehnte sich traulich an das schlanke Rößlein. — „Hast mich zu mancher süßen Lust, zu manchem freudigen Kampfe getragen, magst mich nun auch zu meinem letzten, bittern Gange geleiten."

Das Rößlein wieherte abermals lustig und hell auf, nicht anders, als ob es seinem betrübten Herrn eine fröhliche Antwort geben wollte; auch schlug es in demselben Augenblicke nach einem der Knechte, der den Ritter hohnlachend mahnte, nicht so lange mit dem letzten Ritte zu zögern, so daß der ungeschickte Bursche kopfüber zu Boden purzelte.

Nun schwang sich Hugo auf das scharrende Rößlein, gab ihm kosend die Zügel und ganz leise und linde den Schenkel. Mit schnaubenden Nüstern und fliegender Mähne kreiste es in dem geräumigen Burg=

hofe, bald langsam, bald fröhlich tanzend, und der Landgraf und seine Umgebung sahen mit Freuden die stolze Zierlichkeit des Thieres, und wie es so mit Liebe seinen schönen Ritter zu tragen schien. Als es nun so fröhlich herumtobend an des Hofes nördliche Seite gekommen war, wo sich der Berg, auf welchem die landgräfliche Burg emporragte, steil hinabsenkt in das Thal, durch welches die kaum erst ihren Quellen entsprungene Donau sich hinschlängelt, da wieherte es dreimal hinter einander, daß die hohen Mauern und Wälle wiederhallten, und setzte, wie auf eines Vogels Fittigen, mit einem Sprunge über Wall und Graben, und mit einem zweiten den Berg hinab in's Freie und Weite. Da erst errieth Ritter Hugo den Sinn seines lieben Weibes, als sie ihm empfahl, in der äußersten Gefahr seines Lebens sich dem treuen Rosse anzuvertrauen.

Nun jagte das rettende Thier mit seiner theuern Last nicht anders, als wie von Fittigen des Windes getragen, dahin, und bald waren beide in der dichten Waldesnacht den Augen der Nachstaunenden entschwunden.

Frau Jutta stand an der Pforte der heimathlichen Burg, ihr holdes Knäblein auf den Armen, als der Gerettete mit verhängtem Zügel dahergesprengt kam. Athemlos sank er in die Arme der ihn zärtlich Umfangenden, diese aber sprach mit leisen Liebestönen zu ihm: „Hab' ich es doch immer gesagt, mein Theuerster, daß dieses ferne, fremde Hofleben nicht für dich tauge,

daß die Luft dort die Herzen schwer niederdrücke, und daß du nur in deinen frischen Berglüften frei und froh zu athmen vermögest. Sieh hier dein Söhnlein, das durch dich bald seinen Vater verloren hätte; sieh mich, die wieder Glückliche, die durch dich zur Unglücklichsten geworden wäre, und laß die wilden Wünsche, die dich hinweglocken aus meinen Armen, für immer ersterben."

Hugo aber umarmte die weinende Gattin und sagte: „Wohl wäre mir manches Unheil erspart worden, wenn ich deiner Bitte gleich von Anfang willfahrt hätte; laß das Vergangene warnend für mich dahingegangen seyn, ich will mir von nun an eine heitere, glückliche Zukunft bereiten. Hier aber, mein süßes Weib! hier haben wir die längste Zeit gehaust; ich muß die heimathliche Erde verlassen, denn mit dem Landgrafen habe ich für immer gebrochen, auch wird er es mir nie verzeihen, daß ich mich seinem Gewahrsam und seinem Gerichte entzog. Ich will meine Burg in Flammen setzen, damit keiner meiner Feinde sich darin nähre und sich mit seinem Siege über mich brüste. Wir ziehen in eine fremde Gegend, hinab an den schönen Neckarstrom, zu den Pfalzgrafen von Tübingen, oder den mächtigen Herzogen von Teck, wo ich der süßen Ruhe froh genießen kann; dort will ich mir einen neuen Heerd gründen!"

Frau Jutta lächelte gar anmuthig durch ihre Thränen hindurch und sprach: „Was der gewaltige Trotz des Mannes sich zu erreichen nicht getraut, das wird vielleicht des Weibes duldender, bittender Sanftmuth

gelingen. Laß mich deinen Friedensboten an den Landgrafen auf Fürstenberg seyn; ich hoffe zu Gott, sein Herz zu rühren und dich auf dem altheimischen Boden festzuhalten. Ich will zu ihm hinziehen mit diesem unserem Sohne auf den Armen, und nur von einem einzigen reisigen Knechte begleitet. Wir Frauen, mein geliebter Gemahl, führen Waffen, denen kein menschlich fühlendes Herz zu widerstehen vermag, und so hoffe auch ich meine Sendung auf das Beste auszurichten."

Hugo, dessen früher so widerspenstiges Herz die Gefahr des nahen Todes bezähmt hatte, willigte in die Bitte seiner holden Gattin, und die Gnaden-Wallfahrt wurde für den kommenden Morgen beschlossen. Kaum war dieser angebrochen, so that Frau Jutta, wie sie es verheißen, nahm den Knaben auf den Arm, setzte sich auf das kluggetreue Roß, und zog, im Geleite nur eines einzigen Dieners, hinauf gen Fürstenberg. Schon unterwegs, nicht weit von da, wo jetzt das freundliche Städtchen Geisingen an der Donau liegt, traf sie auf den Landgrafen, der bereits an der Spitze eines Trupps Gewappneter ausgezogen war, um die Burg des entflohenen Ritters von Hohenkarpfen zu brechen. — Wer hat noch je dem Flehen einer holden, tugendreichen Frau widerstanden? Auch Landgraf Egon von Fürstenberg vergab und vergaß, und fortan lebte Ritter Hugo ruhig auf seiner Burg, ohne die Gunst des Hofes ferner zu versuchen.

XXI.

Friedrichshafen
und das
ehemalige Kloster Hofen.

Beide, das Schloß und die Stadt, liegen dicht am See, jeder Theil auf einem ausspringenden Bogen (Horn) des Gestades. Die Lage ist eine der schönsten und großartigsten am schwäbischen Meere, denn hier liegt der Bodensee in seiner größten Breite vor dem Blicke. Friedrichshafen besteht aus drei verschiedenen Theilen, der ehemaligen Reichsstadt Buchhorn, dem vormaligen Kloster (Priorat) Hofen, und der sogenannten Neustadt, einer von Tag zu Tag wachsenden Reihe Häuser, welche sich von der Altstadt gegen das Schloß und den Bahnhof hinziehen.

Stadt und Schloß Friedrichshafen haben eine beinahe tausendjährige Geschichte. Schon im Jahr 837 kommt Buchhorn, der alte Name der Stadt, als Buachihorn, Puhihorn, Buochihorn vor, welchen Namen sie wohl von ihrer Lage am See, wie Romanshorn, Argenhorn und andere Orte, erhielt. Vielleicht reichte ein Buchenwald bis an den See, wo nun Schloß und Stadt stehen, und im gelichteten Walde wurde die erste Villa oder Burg gegründet. Daß der Name von Buche herzuleiten, diese Ansicht möchte dadurch unter-

stützt werden, daß das alte Wappen der Stadt eine grüne, ausgerissene Buche im goldenen Felde zeigt, während die linke Seite des Schilds ein schwarzes Jagdhorn mit güldenem Beschläge und Bande im rothen Feld darstellt. — Aus alten Urkunden, die Buchhorn erwähnen, ergibt sich, daß es schon in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ein nicht unbedeutender Ort (locus) gewesen, an dem öffentliche Verhandlungen vorgenommen wurden. Buchhorn war eine sogenannte Thingstätte (Gerichtsstatt) und ein Sitz der alten Grafen von Linzgau, der wohl in einem wohlbefestigten Wasserhaus bestand, das von den Fluthen des Sees beschützt war. Der Linzgau gränzte westlich an den Höhgau bis hinauf nach Pfullendorf, östlich an den Argen- und Schussengau, bis hinüber an die Stadt Tettnang und begriff gegen Norden noch die Orte Ober- und Unterthеuringen in sich. Als Grafen des Linzgau's werden genannt: Warin im Jahr 746, Ruodbert im Jahr 773—787, Adalrich 805, Ulrich und Ratpert 807 und 815, Ruochar 828, Chuonrad 844, Welfo fast zu gleicher Zeit, Ulrich 860—883, Ulrich dessen Sohn im Jahr 886—909. Dieser Ulrich, der sich zuerst von seinem Hauptwohnsitze Graf von Buchhorn nannte und den Beinamen der „Buchhorner" führte, war mit Karl dem Großen und dem uralten Hause der Welfen versippt, und pflanzte mit seiner treuen Gemahlin Wendilgard, einer Enkeltochter König Heinrich I. durch ihre Mutter Hedewig, den Stamm der Grafen von

Buchhorn fort. Seine drei Söhne waren Adelhard, Ulrich und Burkhard. Der letztere wurde Abt zu St. Gallen, die beiden anderen Brüder theilten nach dem Tode des Vaters das väterliche Erbe. Ulrich erhielt Bregenz und die Besitzungen der Familie in Rhätien, Adelhard aber Buchhorn und die dazu gehörigen Güter. Adelhard, Graf in Buchhorn, der sich durch Schenkung um das Kloster Petershausen verdient machte, hatte einen Sohn Richar, der als Kämmerer von St. Gallen erscheint. Von diesem stammte Otto I., Linzgaugraf, im Jahr 1058. Otto vermählte sich mit Bertha, einer Tochter Welfs des Aelteren, Herzogs von Baiern. In seinen Tagen verbreitete sich der verderbliche Streit Kaiser Heinrichs IV. mit seinem Gegner, Herzog Rudolf von Schwaben, bis an das Gelände des See's. Bischof Otto von Constanz hielt zu Heinrichs Parthei. Als nun der Gegenkönig Rudolf an den See nach Reichenau und Constanz kam, da flüchtete sich Bischof Otto vor ihm in die benachbarte Burg des Grafen von Buchhorn, und von da, als er sich nicht mehr sicher glaubte, nach Zürich. Diese Burg war wohl keine andere, als das befestigte Buchhorn. Otto von Buchhorn stiftete mit seiner Gemahlin noch vor dem Jahre 1089 das Kloster Hofen; er starb im Jahr 1101 und liegt mit seiner Gemahlin in diesem Kloster begraben. Noch in späteren Zeiten wurde am 31. Januar Bertha's Jahrstag gefeiert. — Mit seinem Sohn Otto endete der Stamm der Grafen von Buchhorn. Otto machte

sich vor seinen Zeitgenossen eines großen Verbrechens schuldig, denn er raubte einem Graf Ludwig von Pfullendorf seine Gemahlin und ließ sich mit ihr trauen. Da verkündete Bischof Gebhard den Bann über ihn, und er wurde, in Folge göttlichen Strafgerichts, von den Dienstmannen des Grafen Ludwig auf die schrecklichste Weise ermordet im Jahr 1089 Graf Otto, das Opfer einer schnöden Leidenschaft, wurde von den Seinigen im Kloster Hofen begraben, aber der Bischof Gebhard gönnte ihm keine Ruhe in der geweihten Erde; auf seinen Befehl wurde er wieder ausgegraben und auf den Schindanger geworfen. Also endete eines der edelsten und mächtigsten Grafenhäuser am Ufer des Bodensee's. Otto's Hab und Gut wurde von seinen Mördern geplündert. Da er kinderlos starb, so wurden seine Güter von den Welfen in Besitz genommen, obgleich die Grafen von Bregenz, als Blutsverwandte, nähere Ansprüche darauf hatten. Auch Buchhorn fiel an die Welfen und war schon längst ein wohlbefestigter Ort, denn wir lesen, daß lange vorher (im Jahr 925) eine bis nach St. Gallen streifende Ungarnhorde einen Angriff auf Buchhorn machte, jedoch unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Unter den Herzogen und Königen aus dem Hause der Staufen bahnte sich Buchhorn den Weg zur Freiheit, und ging aus den Wirren des Zwischenreiches schon als unabhängige Stadt hervor. Ihre Freiheiten wurden von Kaiser Rudolph I. im Jahre 1275 und von Kaiser Adolph im Jahre 1291 be-

stätigt. Kaiser Albrecht verlieh ihr im Jahre 1299 das Recht, daß keine Ritter oder Mönche erbliche Güter in der Stadt erwerben oder besitzen können. Auch die freie Wahl eines Stadtammanns erlangte Buchhorn, und zahlte dafür an die Reichslandvogtei zu Altdorf jährlich zehn Pfund und zwei Schilling Pfennige. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erwarb sie sich noch ein kleines Gebiet durch Ankauf der Orte Baumgarten und Erichskirch. — Buchhorn hatte auch eine Münze, und stand schon im Jahre 1404 in einem Münzverband mit Württemberg und mehreren schwäbischen Städten. — Die Verfassung war democratisch. Das Regiment bestand aus einem kleinen und einem großen Rath, mit zwei Burgermeistern, die je auf zwei Jahre gewählt wurden, und abwechslungsweise über eine Bürgerschaft regierten, die kaum zahlreicher war, als die eines mittelmäßigen Dorfes. — Ueber die früheren Schicksale Buchhorns haben die Chronisten wenig aufgezeichnet. Im Jahre 1292, als der Abt von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, nebst seinem Bundesgenossen, dem Bischof Rudolph von Constanz, gegen König Albrecht am See in Fehde lag, mußte auch Buchhorn es entgelten, daß es gegen den Bischof von Constanz gewesen war. „Am Martinstag," so erzählt der glaubwürdige St. Galler Chronist Kuchimeister, fuhr der Bischof von Constanz zu und ihr Theil (seine Bundesgenossen) und stürmten zu Schiff und zu Fuß an Buchhorn und gewannen es mit Gewalt." Im Jahre 1363 brannte

die Stadt fast ganz ab. Im dreißigjährigen Krieg war Buchhorn bald in der Hand der Schweden, bald in der der Kaiserlichen. Beide Theile hinterließen kein freundliches Andenken daselbst. Im Jahr 1643 wurde es von den Weimaranern und im Jahre 1645 von Widerhold geplündert. — Mit dem Jahre 1802 hörte Buchhorn auf, eine Reichsstadt zu seyn, denn es kam an Baiern, und im Jahr 1810 an Würtemberg.

Wir gehen zur Geschichte des Klosters Hofen über, die mit der der Stadt in der innigsten Beziehung steht. Kloster Hofen gehörte in frühester Zeit nebst dem Dörflein dieses Namens ebenfalls zu dem Grund und Boden der Stadt, denn gewöhnlich hieß das Kloster die Zelle von Buchhorn. Dort stand auch im Jahr 919 die dem h. Andreas geweihte Pfarrkirche des Orts, und gab vielleicht die erste Veranlassung zur Gründung des Klosters, was wir oben erzählt. Das Kloster zu Hofen wurde zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, der Jungfrau Maria und des heiligen Pantaleon und Stephanus geweiht, und war zuerst mit Nonnen besetzt, die meistens adeligen Geschlechts waren. Schirmvögte des Klosters waren die Grafen von Buchhorn. Als nach dem Erlöschen dieser Grafen die Güter derselben an die Welfen fielen, da übergab Herzog Welf IV. das Kloster Buchhorn und die Pfarrkirche im Hof (quæ est in atrio monasterii, im Vorhof des Klosters) sammt deren Zehenten zu Welnhausen, Argen, Meckenbeuren, Feldkirch u. a., was Alles zur Zeit der Stiftung und bald nachher durch edle

Geber, unter andern durch Rupert von Otterswang, Cuno von Sigebrandesberg und Bernhard von Altegedorf an das Klösterlein gekommen war, an die Abtei Weingarten. Im Jahr 1130 wurde auf Betreiben des Abtes Cuno zu Weingarten der Vertrag erneuert, und es heißt darin ausdrücklich: „Abt und Convent sollen darauf bedacht seyn, daß die Nonnen zu Hofen einen tauglichen Prior erhalten, der des Klosters Angelegenheiten verwalte, und die Seelsorge übernehme, zugleich aber sollen Abt und Convent darauf sehen, daß keiner seiner Nachfolger oder Erben, welche nach dem Erbrecht Vögte des Klosters Weingarten sind, die Vogtei über das genannte Klösterlein veräußere oder einen Andern damit belehne." Der Abt von Weingarten schickte sofort einen Bruder als Probst dahin, der zugleich die Pfarrkirche versehen mußte. Diese Kirche muß damals auch als Klosterkirche gedient haben. Im Anfang des 13. Jahrhunderts wurde eine eigene Kirche für das Kloster erbaut, die baufällige Andreaskirche aber wieder erneuert, denn im Jahr 1215 weihte der Bischof von Constanz die Pfarrkirche und am folgenden Tage auch die Klosterkirche mit dem Kloster zu Ehren ihrer alten Schutzheiligen. Unter den Meisterinnen des Klosters werden genannt: Frau Catharina von Morel, Frau Agnes von Bergen, Frau Agnes von Anwil, und Frau Ursula von Hoiwar. Die letztere Meisterin hatte viel zu kämpfen mit ihren Schwestern, die keinen gar keuschen Lebenswandel führten, und auch widerspenstig

gegen die Herrschaft zu Weingarten sich erzeigten. Da machte Abt Johann Blaurer zu Weingarten mit Genehmigung des Bischofs Otto III. von Constanz und des Johannes Truchseß von Waldburg, Reichsvogt in Ober- und Niederschwaben, eine Aenderung mit dem Kloster zu Hofen. Das Klostergut wurde von nun an unter dem Namen Probstei Hofen von dem jeweiligen Probst aus Weingarten allein verwaltet. Der Probst hatte zu Hofen seinen ständigen Sitz und schaltete und waltete nach Belieben. Die noch übrigen Nonnen ließ man nach und nach absterben, und es wurde keine mehr aufgenommen. Im Jahr 1430 starb der von Weingarten verordnete Probst, und die Probstei blieb vakant bis 1434. Zu jener Zeit hatte Buchhorn zwei Pfarrer, welche in der Stadt wohnten, einen Namens Hürnler und einen Namens Reate. Dem ersteren übertrug der Abt zu Weingarten die Probstei und die Pfarrkirche, eigentlich Nicolauskapelle zu Buchhorn. Nach seinem Tod drängte sich der Dominikaner Reate mit bischöflicher Begünstigung und mit Unterstützung der Buchhorner als Pfarrer in die Kirche zu Hofen ein, obgleich Weingarten bereits einen Probst ernannt hatte. Nach langem Streit ward im Jahr 1440 ein Vergleich geschlossen, in Folge dessen dem Reate die Fortsetzung pfarrlicher Verrichtungen in der Kirche zu Buchhorn gestattet wurde. Im Jahr 1456 war Jodokus Dietheimer aus Ulm Probst zu Hofen bis zum Jahr 1482. Sein Nachfolger war Johannes Lantz aus Weingarten, er starb im Jahr

1499. Ihm folgt Jodokus Neukhum aus Lindau, der 16 Jahre der Probstei vorstand. Johann von Ramsperg, aus edlem Geschlecht, wurde im Jahr 1515 an seiner Statt gewählt. Zu seiner Zeit fanden sich noch viele Urkunden und Briefe in der Registratur der Probstei, welche der gelehrte Caspar Bruschius, der Chronist der Klöster, noch gesehen. Johann von Ramsperg war Probst bis 1550. Im Jahr 1591 wurde die Probstei aufgehoben, und die Verwaltung von einem Klosterhofmeister, genannt Vogt, geführt, die Pfarrei aber einem Weltgeistlichen übertragen. In demselben Jahr wurden zum ersten Mal die zwei Pfarrer zu Hofen und zu Buchhorn investirt, und seit dieser Zeit laufen zwei Pfarreien neben einander. Dennoch blieb die Buchhorner Kirche Filialkirche von Hofen. Erst, als letzteres im Jahr 1634 völlig abgebrannt war, wurde die Pfarrstelle von Hofen mit der von Buchhorn der Art vereinigt, daß die Pfarrer in Buchhorn auch die Pfarrei Hofen versahen. Da es aber an einer Kirche daselbst fehlte, so wurde die Gemeinde an die Pfarrkirche zu Buchhorn gewiesen. Im Jahr 1695 beschloß Abt Willibald von Weingarten, ein Priorat zu Hofen einzurichten, und erbaute ein neues Kloster und eine neue Kirche, wie sie jetzt ist. Im Jahr 1701 wurde Kloster und Kirche dem h. Pantaleon, Andreas und andern Heiligen gewidmet. In demselben Jahr wurden zwölf Klostergeistliche nebst zwei Brüdern, so wie ein Prior von Weingarten nach Hofen versetzt, und an die Stelle der ehemaligen Probstei

trat nun das Priorat Hofen. Im Jahr 1803 kam das Priorat Hofen sammt Weingarten an Nassau-Oranien, durch den Vertrag von 1804 an Oesterreich, und durch den Preßburger Frieden im Jahr 1805 an Wirtemberg. Der weise König Friedrich, welcher den Werth dieser Erwerbung in Beziehung auf Handel und Schifffahrt erkannte, ließ alsbald zur Wiederherstellung des alten zerfallenen Hafen von Hofen schreiten. Als im Jahr 1810 auch die Stadt Buchhorn an Wirtemberg kam, wurden Buchhorn und Hofen unter dem Namen „Stadt und Schloß Friedrichshafen" zu Einer Gemeinde vereinigt, und eine Schöpfung trat ins Leben, die König Friedrichs Namen im Segen verewigt. Dennoch konnte sich das neue Friedrichshafen noch keines großen Aufschwungs erfreuen, bis Friedrichs edler Nachfolger Wilhelm dieser schön gelegenen Besitzung seine Aufmerksamkeit zuwendete, und das frühere Probsteigebäude zu einer jeweiligen Sommerresidenz einrichten ließ. Zu gleicher Zeit wurden Schifffahrt und Handel, durch die Erbauung des Dampfboots Wilhelm, des ersten auf dem Bodensee, mehr als je gehoben.

Der herrlichen Schöpfung unseres geliebten Königs, dem schönen Schlosse, wenden wir unsre Schritte zu, und finden in ihm das Merkwürdigste, was Friedrichshafen bietet.

Ein schöner, von einer majestätischen Linde beschatteter Eingang führt in einen großen, zum Theil mit Blumenbeeten geschmückten Hofraum. Rechts stehen

die Wirthschafts- und Dienstgebäude mit dem ehemaligen Pfarrhause, weiter links das Schloßgebäude und die an dasselbe sich anschließende Kirche. Vorwärts und zur Seite breiten sich herrliche Gartenanlagen aus. Das Ganze ist rundum mit einer Mauer umgeben, welche einen Flächenraum von 13 $^1/_8$ Morgen einschließt. Das Schloß ist hoch und geräumig und bildet mit der Kirche ein Viereck, in dessen Mitte sich ein Hof, ehemals Conventhof, befindet. Ein auf Bögen ruhender Gang, an dessen einem Ende ein Thürmchen steht, verbindet das Schloß mit den Oekonomiegebäuden, und vermehrt den Zauber des Ganzen. Das Innere des Schlosses ist geschmackvoll und sinnig eingerichtet, ganz in Uebereinstimmung mit der schönen Natur, die man hier vor Augen hat. Wir treten im ersten Stock durch ein Vorgemach mit Pferdestücken in das blaue, in Form eines Zeltes drapirte Arbeitszimmer des Königs, wo uns das Bild der unvergeßlichen Königin Catharina begrüßt. Von da kommen wir in ein weißes Ankleidezimmer, an das sich ein grünes Schlafgemach anschließt. In letzterem machen wir besonders auf die schwäbischen Bauernscenen, Kirchweihe u. dgl., sowie die Studentenversammlungen vom Biberacher Maler Pflug aufmerksam. Durch die Garderobe gelangen wir in ein Gelaß mit Abbildungen russischen Militärs. Im Billardzimmer schöne Viehstücke, Landschaften und Seebilder, im Speisesaal Chloris und Daphne von Gegenbauer, sowie Scenen aus deutschen Dichtern, z. B. Göthes Erlkönig, Bür-

gers Leonore, der wilde Jäger, — sodann zwei vaterländische Landschaften, Burg Lichtenstein, Nebelhöhle, Feste Hohentwiel — letzteres als düsteres Nachtstück. — Im zweiten Stock sind die Gemächer der königlichen Prinzessinnen mit drei Ansichten Neapels und zwei des feuerspeienden Vesuvs. Durch Schlaf- und Garderobezimmer treten wir in den Salon, von dessen offener Säulengallerie man eine der herrlichsten Aussichten am ganzen See genießt. Man befindet sich eigentlich im Mittelpunkt der ganzen Seelänge, erschaut hier auf einer Seite die Thürme von Constanz, auf der andern über Langenargen hin, die lange Erdzunge, aus welcher der Rhein in den See tritt — und zwischen diesen beiden Punkten liegt der Obstgarten St. Gallens und des Thurgaus mit unzähligen Ortschaften, Burgen, Höfen und Landhäusern, und die im Hintergrund derselben aufsteigende Kette grüner Hügel mit den kahlen Felsenwänden des Säntis. — Nun folgen die Zimmer Ihrer Majestät der Königin Pauline, die besonders diese schöne Residenz am Bodensee zu einem lieben Aufenthalt in der freundlichen Jahreszeit erkoren; das Arbeitszimmer mit einer Sammlung von Miniaturbildern der königlichen Familie, das Gesellschaftszimmer mit zwei Genrebildern von Heß, sowie einer Ansicht von Friedrichshafen mit dem Dampfschiff Wilhelm. — Im dritten Stock befinden sich die Gastzimmer mit dem Portrait der Königin, von Steinkopf, mit Schweizerprospecten, Rheingegenden u. s. w. und mehreren sehr schönen Wasserfarben-Zeichnungen, Scenen aus dem

russischen Feldzuge, von dem genialen Dilettanten Fabre-Dufaure, württembergischen Artillerie-Obersten, welcher Augenzeuge dieser Handlungen war. — In zwei Gängen des Schlosses machen wir noch auf zwei Fenster mit Glasgemälden aufmerksam, die bei günstiger Beleuchtung ein wunderbares Licht entgegenstrahlen. — Von den Gemächern des Schlosses gelangt man in die Kirche, jetzt evangelische Pfarrkirche. Sie ist ein majestätisches, aus Rorschacher Quadern im neuromanischen Styl aufgeführtes Gebäude, und hat zwei hohe, mit Kuppeln versehene Thürme. Ihr Inneres ist reich an Stukkaturarbeit, und hat einen schönen, mit Figuren gezierten Hochaltar. Schade, daß auch hier, wie in den meisten Kirchen dieses Styls, so viel Ueberladung herrscht, was dem an die einfach schöne Ornamentik des byzantinischen oder gothischen Styls gewöhnten Auge so wenig wohl thut.

Hier in dieser Kirche wurde am 17. Juli 1851 die Vermählung der jüngsten Tochter des Königs, Auguste, mit dem ritterlichen Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar gefeiert. Es ward aufs Neue kund bei dieser feierlichen Veranlassung, wie lieb und theuer der schöne Wohnsitz der ganzen hohen Königsfamilie geworden — und mit welch inniger Liebe und Verehrung die Bewohner der Stadt und Gegend an der königlichen Familie hängen, davon sah man die rührendsten Beweise.

Einen besondern Besuch verdienen auch die schönen und geschmackvollen Anlagen um Kirche und Schloß-

gebäude. Jeder Morgen und Abend bietet hier neue Naturscenen dar, indem nach der Jahres- und Tageszeit die Beleuchtung beständig wechselt und der See, sowie die Hochgebirge, durch den Einfluß der Witterung sich bald in Klarheit und Ruhe, bald wolkenumhüllt und aufgeregt zeigen. Schloß Friedrichshafen und Umgebung ist fürwahr ein Feensitz zu nennen, besonders in jenen Tagen, wo die allgeliebte Königin Pauline in den Gemächern des Schlosses waltet, und eine zweite fromm und segensreich wirkende Wendilgard von Buchhorn für Einheimische und Fremde wird.

1. Die treue Wendilgard.

Zu Anfang des 10. Jahrhunderts lebte Graf Ulrich von Linz- und Argengau zu Buchhorn mit seiner Gemahlin, der edlen Frau Wendilgard.

Als ums Jahr 919 die Ungarn zum zweiten Male in Deutschland einfielen und verheerend durch das Baierland hereinrückten, zog auch Graf Ulrich mit seinen Genossen ihnen entgegen, seine dortigen Güter zu vertheidigen. Es kam zur Schlacht. Graf Ulrich focht ritterlich gegen die fremden Bedränger, hatte aber das Unglück, in die Hände der Feinde zu fallen, die ihn in die Gefangenschaft wegführten. Er wurde von allen seinen Mitgenossen für todt gehalten. So erhielt auch Wendilgard die Kunde, daß ihr Gemahl nimmer am Leben wäre. Bald stellten sich Freier ein, welche

sich um die Hand der jugendlichen Wittwe bewarben, aber sie wollte nichts von solchen Anträgen hören. Um Allen auszuweichen, begab sie sich auf den Rath Bischof Salomos nach St. Gallen, wo sie neben der Klause der heil. Wiborade eine Zelle sich bauen ließ; allda lebte sie von dem Ihrigen, und spendete zum Seelenheil ihres todtgeglaubten Gemahls den Armen reichliche Almosen. Alljährlich kam sie nach Buchhorn und feierte dort des Gemahls Andenken mit andächtigem Gebet und Werken der Wohlthätigkeit.

Vier Jahre waren verflossen, da begab sie sich wieder hinüber nach Buchhorn, um die gewohnte Trauerfeier zu begehen. Während sie nun damit beschäftigt war, ihre milden Gaben an die zahlreich herbeiströmenden Armen auszutheilen, drängte sich ein zerlumpter Bettler durch die Menge und verlangte von ihr ein Kleid. Wendilgard schalt, daß er so frech und ungestümm seine Gabe verlange, doch reichte sie das Kleid, wenn auch etwas unwillig. Plötzlich schloß der Bettler die Geberin in seine Arme und küßte sie, Frau Wendilgard mochte es geschehen lassen oder nicht. Schmerzlich bewegt, daß ihr solche Schande widerfahren, zog diese sich auf ihren Stuhl zurück und rief: „Jetzt erst erfahre ich, daß mein Gemahl Ulrich nimmer am Leben, da ich solche Frechheit von einem Bettler erfahren muß.“ Da kamen einige der umstehenden Diener und wollten dem frechen Bettler Faustschläge geben, aber der warf seine wilden langen Haare mit der Hand in den Nacken zurück, und rief: „O ver-

schont mich doch mit euren Faustschlägen, denn ich habe deren genug erduldet; schaut her und erkennet Graf Ulrichen euren Herrn!"

Als die erstaunten Diener der Gräfin die Stimme ihres Herrn hörten, und das einst so wohlbekannte Angesicht zwischen seinen Locken erblickten, grüßten sie ihn laut, und das Hausgesinde jauchzte vor Freuden. Ulrich trat zu Frau Wendilgard, nahm ihre Hand, und führte sie an eine ihr wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard wie aus einem Schlafe und sprach: „Das ist mein Herr, der liebste aller Menschen! Bist mir willkommen, bist mir willkommen, mein Süßester!" Während sie den wiedergefundenen Gemahl umarmte, rief sie ihrem Gesinde zu: „Leget eurem Herrn Kleider an, und sputet euch zur Stunde, daß er ein Bad empfange!" Als Ulrich wieder ziemliche Kleider angelegt hatte, sprach er: „Nun laßt uns zur Kirche gehen, um Gott zu danken!" Während dem Gehen schaute Ulrich seine Gemahlin an, und bemerkte den Nonnenschleier, welchen sie angelegt hatte. „Sprich, wer hat dir den Schleier umgelegt?" fragte er Frau Wendilgard. Als er hörte, der Bischof von Constanz habe solches gethan, da sie alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr Gemahl je wiederkehren würde, sprach er: „Nun darf ich Dich von Stund an nicht mehr umarmen, wenn der Bischof nicht Erlaubniß dazu ertheilt."

Von den Geistlichen, deren mehrere an diesem Tage zusammen gekommen waren, wurden jetzt in der Kirche Aemter gehalten, nicht in Trauer für den Verstorbenen,

sondern voll Freude für den Lebenden, und all das Volk nahm andächtig daran Antheil. Darnach wird ein festliches Mahl gehalten, zu dem Viele herbeiströmen, die von der wunderbaren Geschichte hören, und Alle erquicken und freuen sich bei diesem Mahle.

Die nächste Zeit darauf berief Salomo von Constanz eine Synode; auf dieser forderte Graf Ulrich seine Gemahlin wieder von dem Bischof zurück. Der Beschluß der Versammlung fiel dahinaus: „Aelter ist das Gelübde, das Wendilgard ihrem Gemahl gethan; sie werde dem Gatten zurückgegeben, der Schleier aber in den Schränken der Kirche aufbewahrt, damit Frau Wendilgard, wenn je ihr Gemahl vor ihr sterben sollte, denselben als Wittwe wieder anlege." Nun kehrte das wieder vereinigte Ehepaar nach Buchhorn zurück, nachdem sie das Gelübde gethan, daß, wenn sie noch einen Sohn erzeugen würden, derselbe an der Mutter Statt dem heil. Gallus geweiht werden sollte. Wirklich empfing Frau Wendilgard noch einen Sohn von ihrem Gemahl, aber sie gebar ihn nicht: vierzehn Tage vor der Zeit kam sie in Kindesnöthen und starb. Das Söhnlein mußte ihr aus dem Leibe geschnitten werden, und wurde dann in einem warmen Bauch eines frischgeschlachteten Schweins zur Reife gebracht. In der Taufe erhielt das Kind den Namen Burkhard.

Kaum war Burkhard der Pflege seiner Amme entwachsen, so brachte ihn sein Vater nach St. Gallen, wie er mit seiner seligen Mutter gelobt hatte, und legte ihn auf den Altar der Kirche nieder, indem er

Segen für das Kind von seiner Mutter erflehte. Als Zugabe weihte er dem Kloster Grundstücke und Zehenten zu Höchst. Im Kloster wurde der kleine Burkhard erzogen; die Brüder nannten den wunderschönen Knaben Burkhard den Ungebornen. Weil er unzeitig geboren wurde, war er so zart, daß er bei jedem Fliegenstich blutete; darum bekam er von seinen Lehrern selten Ruthenhiebe. So schwächlich und zart Burkhard immer am Leibe blieb, so stark ward er an Geisteskraft. Er wurde später wegen seiner ausgezeichneten Gaben zum Abt des Klosters gewählt.

2. Des Lebens Schuld und Sühne.

An den reizenden Ufern des Bodensee's lag die stolze Burg der Grafen vom Linzgau. In Mitte lieblicher Anlagen erhob sie sich mit fürstlicher Pracht, und wenn die Morgensonne die Thürme und Zinnen vergoldete und sich in den hohen Fensterscheiben spiegelte, bot sie einen prächtigen Anblick. Drüben, am gegenüber liegenden Ufer der hohe Säntis und die ganze Kette der Schweizergebirge, vollendete ein Bild paradiesischer Schönheit.

Die Grafen von Linzgau waren ein altes, edles Geschlecht, das bedeutende Namen unter seinen Gliedern zählte. Zur Zeit unserer Erzählung war Otto III., Graf von Linzgau, Herr und Besitzer der schönen Herrschaft. Er war ein Enkel der frommen Wendilgarde, deren hohe Tugenden und gottseliges Leben ihr

den Ruf der Heiligkeit erworben hatten. Aber des jungen Grafen Sinn beschäftigte sich nicht gleich dem Geiste seiner edlen Ahnfrau mit hohen Dingen, ihm lachte die Welt und junges, leidenschaftliches Blut rollte in seinen Adern. Jagden und Turniere, Feste und Trinkgelage folgten sich in bunter Abwechslung, und das vergnügenssüchtige Herz des Schloßherrn eilte unbefriedigt von einem zum andern.

Ein herrlicher Sommertag neigte sich zu seinem Ende, als Graf Otto befahl, ihm sein Leibroß zu satteln; er hatte sich längst vorgenommen, seinen ehemaligen Waffengenossen, den Grafen Ludwig von Pfullendorf, zu besuchen und einige Tage auf dessen Burg zu verleben. Graf Ludwig war seit ein paar Jahren verheirathet und die geschwätzige Fama wußte viel von der hohen Schönheit seiner Gemahlin zu erzählen. Otto von Linzgau war längst begierig gewesen, seines alten Freundes Hausfrau zu sehen, aber Vergnügen und Besuche hatten ihn immer aufgehalten. Während er nun müßig an einem Fenster seiner Burg lehnte und dem Spiele der dunkeln Wellen zusah, kam ihm plötzlich der Gedanke, auf Schloß Pfullendorf einzusprechen; dem Entschlusse folgte die rasche That, und eine halbe Stunde später trabte Graf Otto über die Zugbrücke.

Die Nacht war bereits vorgeschritten, als der Graf, von einem einzigen Diener begleitet, an dem Burgthore des Pfullendorfers Einlaß begehrte. Klirrend fiel die Brücke nieder und mit den schuldigen Ehrenbezeugungen

wurde der werthe Gast empfangen. Graf Ludwig ließ sich's nicht nehmen, noch einen Becher zum Willkomm mit dem Freunde zu leeren, er bedauerte nur, daß seine Gemahlin sich schon zur Ruhe begeben hatte, und er ihn bitten müsse, sich bis morgen zu gedulden, um den Gruß der Hausfrau zu empfangen. Ein Stündchen mochte in traulichem Geplauder verflossen seyn, als die beiden Grafen sich derb die Hände schüttelten und in ihren Gemächern die Ruhe suchten. Der Graf von Linzgau befand sich in einer eigenthümlichen Stimmung; ihm war's, als sollte eine neue Lebensepoche beginnen und doch begriff er nicht, welch Ereigniß diese Gemüthsbewegung begründete! Wie oft beschleichen uns düstere Ahnungen kommenden Unheils und der Menschen Blindheit begreift die warnende Stimme nicht!

Der Morgen des folgenden Tages erglänzte in all der Pracht des Sommers. Die Gärten und Anlagen des Schlosses prangten in tausend Reizen, und Thauperlen funkelten gleich Diamanten in den süßen Blüthenkelchen.

Graf Otto begab sich frühe in das Gemach, in welchem der Morgenimbiß genommen werden sollte. Mit herzlichem Gruße trat ihm Graf Ludwig entgegen, und bald verkündete das Rauschen eines seidenen Gewandes das Nahen der Hausfrau. Gräfin Isabella trat ein und begrüßte mit holdem Lächeln den Freund des Gatten, welcher sprachlos vor ihr stand, wie geblendet von dem Zauber ihrer Erscheinung.

Die Kunde ihrer Schönheit war nicht übertrieben, sie konnte im Gegentheile diesem Leibreiz nicht genügen.

Isabella war eine hohe, schlanke Gestalt, reiches dunkelbraunes Haar umgab in glänzenden Locken ein Madonnenantlitz, dessen dunkle, glühende Augen jedoch im seltsamen Widerspruch mit dem frommen Ausdrucke standen, welche ihre Züge annahmen, sobald die langen Wimpern ihren funkelnden Blick verschleierten. Südliche Leidenschaft und zarte Weiblichkeit schienen sich hier im seltenen Vereine zu begegnen und brachten den verschiedensten Eindruck hervor.

Ein schwarzes Seidenkleid umschloß in reichen Falten die reizende Gestalt, und so stand sie vor dem erstaunten Grafen mit der Hohheit und Anmuth einer Fürstin. „Ihr seht, Isabella, mein trautes Gemahl, daß mein edler Freund Euern Reizen huldigt, obwohl er keine Worte für seine Bewunderung finden kann" sprach Graf Ludwig lachend zu seiner Gattin. „Wir wollen ihm den Gruß verzeihen, so er uns künftig seiner Aufmerksamkeit würdigen will" sprach die Gräfin mit milder Stimme und reichte dem Grafen, der unwillkührlich sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen hatte, die Hand zum Kusse. Otto blickte auf, ihre Augen trafen sich und dieser Eine Blick hatte sein Loos entschieden!

Liebe erwacht oft bei einem ersten Zusammentreffen, sie ist ein geheimnißvolles Band zwischen zwei sich erst fremden Wesen, welches sie unwiderstehlich zusammen zieht!

Bisher war des Grafen von Linzgau's Herz der süßen Leidenschaft fremd geblieben; unter männlichen Vergnügen und Uebungen floß ihm die Zeit, und noch keinem Weibe war es gelungen, in seine Seele den verzehrenden Funken zu werfen: jetzt aber liebte er zum ersten Male mit der ganzen Glut seines Wesens — liebte — die Gattin seines Freundes.

Wilde Kämpfe folgten sich in seiner Seele, — er wollte nicht ehrlos handeln, nicht den ihm vertrauenden Freund um sein ganzes Glück betrügen, nicht dem Weibe seines Herzens den innern Frieden rauben: — aber unbesiegbar tobte die Leidenschaft in seinen Adern! Immer wieder verzögerte er seine Abreise, gleich als hielten ihn unsichtbare Mächte an den Ort seiner Lust und Qual gefesselt.

Isabella hatte wohl längst, mit dem jeder Frau eigenen Scharfblick, des Grafen Liebe errathen. Sie war kein pflichtvergessenes Weib, wenn sie auch ihrem Gatten die Hand nicht aus Liebe gereicht hatte, so wollte sie doch das Gelübde der Treue nicht verletzen und der süßen Lockung widerstehen. Wohl schmeichelte des Grafen Huldigung ihrer Eitelkeit, aber sie glaubte sich stark genug, jede Herzensregung zu überwachen. Bald jedoch flößten seine glühenden Blicke das süße Gift auch ihrer Seele ein; sie versäumte es, die keimende Leidenschaft zu zügeln, und als sie es wollte, war es zu spät! — Graf Ludwig von Pfullendorf hatte nicht viel Sinn für die Freuden der Häuslichkeit, eine Bärenjagd hatte für ihn mehr Reiz, als das

zarte Kosen der Liebe. Erst wollte er den Gast auch mit in seine Wälder nehmen, da dieser aber keine besondere Lust bezeugte, zog er allein unter fröhlichem Hörnerklang und Hundegebell seines Weges. Er liebte sein Weib und vertraute ihr unbedingt — glückliche Blindheit!

Eine Zeit voll Wonne und Weh war nun über Isabella gekommen. Die Leidenschaft war in ihrem Herzen zum Orkane gewachsen, und ihrer Seele half ihr Kämpfen nichts. Otto hatte ihr seine Liebe gestanden, hatte in dem Zittern der Hand, in dem verrätherischen Glanze des Auges Gegenliebe errathen, und süße Stunden flogen an Beiden vorüber, wenn sie in innigem Geplauder nur ihrer Liebe dachten.

Oft aber, wenn die Gräfin Abends allein in ihrem stillen Gemache saß, krallten sich ihr die Furien der Reue ins Herz. Sie flehte auf den Knien um Erbarmen zum Himmel, faßte die heiligsten Vorsätze, vergoß heiße Thränen, — doch sie sah Ihn am nächsten Morgen wieder — und liebte ihn rasender als zuvor! Auch Graf Otto von Linzgau litt unter der Glut seiner Leidenschaft und den Pflichten seiner Ehre. Tropfenweise hatte sich das brennende Gift in die Herzen der Beiden gegossen, hatte es erfüllt mit der Göttergabe des Abgrundes — der verbotenen Liebe! diesem wahnsinnigen Gefühle, zusammengesetzt aus der Seligkeit des Himmels und den Martern der Hölle — einem Wahnsinn, in welchem der Kranke bald in den höchsten Wonnen schwelgt, bald auf der Folterbank

der Qualen ächzt. Isabella's Tugend versuchte einen letzten Kampf. Sie hatte viel gethan, was sie zu bereuen hatte, nichts, was die Reue abschnitte. Sie bat den Grafen Otto, um seiner Liebe willen, ihr Haus zu verlassen, ihre Ruhe zu schonen, und er gehorchte ihrer Bitte, und schied mit blutendem Herzen von dem Schauplatze seiner Lust und Qual.

Das Herz kann den Bruch einer schuldlosen, erlaubten Neigung überleben, die Narbe bleibt, aber die Wunde heilt: die Liebe jedoch, welche ein Kind der Schuld ist, gräbt sich mit unauslöschlichen Zügen in's Herz ein.

Isabella gab sich redliche Mühe, den Schmerz der Trennung von Otto zu bewältigen, ihre Pflichten treu zu erfüllen, ihrem Gatten ein liebes Weib zu seyn; Niemand ahnte, was sie litt, und sie erschien wenigstens äußerlich ruhig und gefaßt, obwohl die Sehnsucht nach dem Geliebten, der Schmerz um ein unerreichbar Glück, ihr wie ein Krebsschaden an der Seele nagte.

Einige Monate waren vergangen. Der Graf von Linzgau hatte vergebens jede Zerstreuung gesucht; seine alten lärmenden Freunde und deren Zechgelage sprachen ihn nicht mehr an, Jagd und Waffenspiel hatte jeden Reiz verloren, und in trübem Sinnen versenkt, verlebte er traurige Tage. Isabella's Bild thronte auf dem Altare seines Herzens, und wie all das, was unerreichbar ist, in unsern Augen auch unschätzbar wird, so umgab er sie mit einer unverdienten Glorie.

Otto hatte längst die Stimme des Gewissens ein-

geschläfert; er sehnte sich nach dem Besitze der Geliebten und war entschlossen, kein Opfer zu scheuen, das ihn zu diesem Ziele führen konnte.

Eines Tages wurde ihm die Kunde, der Graf von Pfullendorf sey auf längere Zeit von Hause abwesend, und Otto beschloß, die Frist zu nützen. Er wollte zu Isabella eilen, sie zur Flucht bereden, zur Beruhigung ihrer Zweifel, sich von dem Burgkaplan, welcher sein Werkzeug war, mit ihr trauen lassen und dann in ihren Armen ein glücklich Leben führen. Mit der Ungeduld der Leidenschaft flog er nach Pfullendorf und ließ sich der Gräfin melden. Mit glühenden Wangen und hochklopfendem Herzen trat Isabella ihm entgegen. Er sank vor ihr nieder, flüsterte mit all der Beredtsamkeit der Leidenschaft ihr seine Liebe zu, malte ihr das Glück, das sie erwarte, und bat sie, sich ihm anzuvertrauen. Er verstand es so gut, sie zu beruhigen, hatte er doch in ihrem Herzen seinen eifrigsten Verbündeten. Mit einem Male schien ihre Angst zu schwinden, es war ihr, als könnte sie nie zagen, so lange sie an diesem Herzen ruhte, und während sie auf seine glühenden Worte lauschte und ihr Auge in jenem zu lesen suchte, das sie so zärtlich anblickte, ging in ihrer Seele eine neue Sonne auf; sie fühlte keine Reue, keinen Zweifel mehr, der wilde Sturm im Innern hatte sich gelegt, — was kümmerte sie die Zukunft, wenn die Gegenwart so unaussprechlich schön war!

In der folgenden Nacht entführte der Graf von

Linzgau seines Freundes Weib. Dem Hausgeistlichen hatte er nicht gesagt, daß seine Braut die angetraute Gattin eines Andern sey, und dieser segnete in finsterer Mitternacht bei mattem Kerzenschein die unselige Verbindung. Isabella's Seele schien in narkotischer Betäubung zu liegen: kein Gewissensvorwurf stachelte sie: — sie ruhte am Herzen des geliebten Mannes, und dort wähnte sie im Abgrunde der Hölle noch glücklich zu seyn!

Aber die ewige Gerechtigkeit läßt keine Uebertretung ihrer Gebote ungestraft, und das Glück der Sünder ist von kurzer Dauer.

Während die pflichtvergessene Gattin in den Armen Otto's ruhte, kehrte der Graf von Pfullendorf in die Heimath zurück und erfuhr dort seines Weibes Flucht. Voll edlem Zorne wandte er sich an den frommen Bischof Gebhard von Constanz und bat ihn um Beistand in seinem herben Weh. Der Name des Verführers konnte dem Pfullendorfer kein Geheimniß bleiben, und er gelobte sich blutige Rache.

Der Kirchenfürst ließ den Grafen von Linzgau auffordern, die Entführte ihrem rechtmäßigen Gatten zurückzugeben und für die schwere Sünde Buße zu wirken. Otto verweigerte den Gehorsam, und nun ward mit ergreifender Feierlichkeit der Kirchenbann über ihn ausgesprochen.

Nirgends war nun für den Unglücklichen mehr Ruhe und Sicherheit. Wenn er sich aus seinem Schlosse wagte, drohte ihm der Tod durch die Mannen des

schwergekränkten Grafen, in den Armen der Geliebten verfolgte ihn der Bannstrahl, welcher ihn ausschloß von der Gemeinde der Gläubigen und der ewigen Seligkeit. — Tag für Tag krallte sich das Gespenst der Angst tiefer in seine Seele, selbst Isabella's Liebe konnte es nicht mehr verscheuchen. In solchem Gemüthszustand verlebte der Unglückliche viele Monden lang, wie ein Verbannter auf einer Felsenklippe. Kaum daß er alle Wochen einmal aus seinem Gemach hervorging und nur auf den Balkon seines Schlosses trat, um Gottes freie frische Luft und die schöne Natur zu genießen. Doch wandelte ihn einmal die Lust an, die er in früherer glücklicher Zeit oft genossen hatte, und die ihm oft mehr Vergnügen gemacht, als die Jagd in den nahen Wäldern — die Lust, auf den Wellen des See's sich zu erfrischen. Keinen Schritt vor seiner Burg war er sicher vor der Verfolgung seiner Feinde, die wie ein Netz seinen Wohnsitz umgaben — auf den Wellen des See's, so däuchte ihm, war er sicher vor ihnen. Rasch stieg er, als es dunkelte, die Wendeltreppe hinab, welche zu einem Ausgangspförtlein führte, bis zu dem fast die Wellen des See's reichten. Dort war an eisernem Riegel ein Nachen angebunden, auf dem er in früheren Tagen sich oft allein auf den Wellen des See's zu erlustigen pflegte. In den stieg er hinein, ergriff das Ruder, fuhr bis weit in den See hinein, und kehrte nach kurzem Ausbleiben wieder in das Schloß zurück. Niemand sah ihn ab- und zurückfahren, und er wieder-

holte diese Fahrt bald wieder, und wieder gelang es ihm, im Schutze der Nacht, ungefährdet in sein Schloß zurückzukommen. Bei'm dritten Male war es eine Unglücksfahrt. Schon bei seiner zweiten Fahrt war er statt gegen die Mitte des See's, hinunter gegen die Burg Argen gefahren, und derselben so nahe gekommen, daß er die Leuchte des Wartthurms hell strahlen sah. Dort hatte wohl der Wächter das Plätschern des Ruders vernommen: dort hatten die Ritter von Hohenfels, Dienstmannen des Grafen von Pfullendorf, sich ein Oeffnungsrecht erworben, um dem vogelfreien Grafen von Buchhorn nahe zu seyn. Da, wo die Aach in den See mündet, lauerte Walter von Hohenfels jede Nacht, seitdem er Kunde erhalten, mit seinen Leuten auf einem Nachen. Graf Otto fuhr aus seiner Burg See über; aber noch war er nicht 10 Schritte ab der Burg gefahren, da fuhr wie ein Blitz ein Nachen auf ihn zu; mit Männern im eisernen Kleide, und ein schreckliches Halt! tönte durch die Nacht über die Wellen des stillen See's. Otto's Nachen wurde auf einmal von eisernen Fäusten gehalten. Ergib dich! schrie Walter von Hohenfels ihn an. Graf Otto, der im leichten Hauskleid ohne Waffen im Nachen saß, erwiederte das Wort mit einem Schlag seiner Ruderstange, der so gewaltig war, wie die Schläge der alten Fergen in der Heldensage; aber der Schlag traf nur einen Knecht des Ritters, der zu Boden sank. Walter von Hohenfels sprang auf den Nachen des Grafen, und nun begann ein schrecklicher

Ringkampf. Aber während sich die beiden Gegner umschlungen hielten, stieß der noch lebende Knecht des Ritters dem Grafen den Dolch in die Seite. Mit dem Rufe: Gott sei mir Sünder gnädig! endete der Graf unter den Armen des Ritters. Der Nachen mit der blutenden Leiche des Grafen Otto schwamm an die Burg zurück. Noch in der Nacht fanden die Seinen die Leiche und brachten sie vor die Gräfin. Isabella sank ohnmächtig neben ihr nieder und wurde davon getragen. Als sie wieder zu sich kam, verlangte sie nochmal zu dem todten Gatten geführt zu werden, und betrat langsam das düstere Gemach, in welchem seine irdische Hülle ruhte.

Kein Mensch kennt die Kämpfe und Gefühle, die in des armen Weibes Herzen rasten. Ein Gefühl der Reue über ihr verlorenes Leben erwachte mit aller Macht, die begangene Sünde mit ihren gräßlichen Folgen stand klar vor ihrem geistigen Auge und doch tobte in ihrer Seele noch die Leidenschaft und der Schmerz um den Verlorenen, und suchte die Qualen der Reue zu übertäuben.

Gottes unergründliche Barmherzigkeit aber hat noch nie ein armes Menschenherz verlassen, und als Isabella an dem Sarge kniete, der ihn umschloß, für den sie Alles geopfert, da stammelten ihre Lippen fast unwillkührlich: „O heilige Jungfrau Maria hilf mir armen Sünderin!" Der Schmerz schien seine Kraft vor diesem süßen Namen verloren zu haben, die Thränen der Verirrten flossen lange, und als sie sich endlich erhob,

hatte sie Frieden gefunden im eigenen Herzen, Gnade vor dem Ewigen.

Noch in der gleichen Nacht verließ sie still und ungesehen die Burg, um in einem fernen Kloster Buße zu thun über ihrer Sünden Menge.

Graf Otto von Linzgau wurde mit all seinem Stande gebührenden Ehren in dem von seiner frommen Mutter Bertha gestifteten Kloster Hofen an der Seite seiner Eltern beigesetzt. Nicht lange aber war es ihm gegönnt, in Frieden dort zu ruhen; er war unversöhnt mit der Kirche, im Banne gestorben, und so gebührte die heilige Stätte ihm nicht.

Der Bischof von Constanz gab den Befehl, die Leiche wieder auszugraben und in ungeweihter Erde beizusetzen. Im wilden Taumel der Leidenschaft hatte Otto die Gebote seiner Kirche mit Füßen getreten, sie konnte ihm deshalb ihre Segnungen auch im Tode nicht gewähren.

Der Graf Ludwig von Pfullendorf starb bald nach der schmerzlichen Geschichte, die sein Lebensglück jäh zerstörte und ihm den Glauben an die Menschheit geraubt hatte. Isabella aber lebte noch lange Jahre in strenger Buße: ihr einzig Flehen war um Gnade für Otto's arme Seele und um Verzeihung für die eigene schwere Schuld.

Als endlich ihr Auge im Tode brach, stammelten die Lippen noch hörbar: O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug, erbarme dich meiner!

XXII.

Stift Comburg und Einkorn

bei Hall.

Auf einem freien, aus dem Kocherthal sich erhebenden mäßig hohen Bergkegel liegt das ehemalige Ritterstift Comburg, früher Kamberg genannt, und bietet mit seinen uralten festen Ringmauern, seinen hohen Thürmen, mit seinen malerischen Baumgruppen, Alleen und fruchtbaren Bergseiten, einen ungemein freundlichen Anblick. Im Jahr 1802 kam Comburg mit seinem Gebiet unter wirtemberg'sche Hoheit und wurde alsbald aufgehoben. Nach seiner Säcularisation war Comburg einige Zeit Residenz des Prinzen Paul von Wirtemberg und seiner Gemahlin, die ihm hier im Jahr 1808 den durchlauchtigsten Prinzen Friedrich geboren. Zu Ende des Jahrs 1816 wurde das k. Ehren=Invaliden=Korps hieher verlegt. In 12 Gebäuden ist dasselbe untergebracht. Die Wohnung des Commandanten ist außerhalb der Ringmauer.

Auf dem Berge, auf welchem Comburg steht, stand einst eine Burg, die von dem nahen Fluß Kocher den Namen Kocherberg, Kohenburg (nach einer Urkunde vom Jahr 1080 oppidum Cochenburg) führte, aus welchem Namen dann später durch Zusammenziehung Camberg, Comburg geworden. Auf dieser Burg saß

vielleicht schon im 10. Jahrhundert eines der edelsten Grafengeschlechter im Frankenlande, das mit den Grafen von Rotenburg an der Tauber ein und dasselbe gewesen, und den Kocher-, Mulach- und Tauber-Gau verwaltete. Der erste dieses Geschlechtes, welcher urkundlich genannt wird, ist Graf Burkhard von Comburg, welcher im Jahr 1037 als Schirmherr des Stifts zu Oehringen aufgeführt wird. Zu seiner Sippschaft gehörte wahrscheinlich jener Bischof Gebhard III. von Regensburg, welcher die Stiftskirche zu Oehringen gründete, und dessen Verwandte die frühere Pfarrkirche daselbst als ihre künftige Grabstätte bezeichnet hatten. Da der Stifter dieser Kirche die Vogtei über dieselbe dem Grafen Burkhard übertragen, eine Auszeichnung, womit man nur nahe Verwandte bedachte, auch Bischof Gebhard von den Gütern der Grafen von Rotenburg bei der Stadt Hall, wenigstens die Hälfte besessen, so ist die Ansicht unseres trefflichen Vaterlands-Historikers, Chr. Stälins, eine sehr annehmbare, daß Burkhard und Gebhard mit einander verwandt gewesen. Nun war aber Bischof Gebhard ein Vatersbruder König Heinrichs III., des Saliers, und gehörte zum salischen Herzogshause, demnach war auch Burkhard, Graf von Comburg, ein Salier, und die Ansicht des Haller Chronisten G. Widemanns ist eine richtige, wenn er sagt, daß Graf Reichard, ein Sohn Burkhards, vom Geblüt der Herzoge von Franken gewesen. Ein Sohn Burkhards, desselben Namens, ist der Gründer des Stifts Comburg geworden. Die Ge-

schichte dieser Gründung so wie ihrer der ersten Zeit des Stifts, ist so reich an Sagen, und so naiv erzählt von dem genannten Georg Widemann, Syndicus zu Comburg ums Jahr 1553, daß wir vielleicht den Lesern dieser Blätter einen Gefallen erweisen, wenn wir die Chronik (nach der alten Hdsch. im Jahr 1855 herausgegeben von Ottmar Schönhuth) in ihrem alten ehrlichen Tone selbst reden lassen.

„Es ist gewesen ein Graf von Rotenburg an der Tauber, vom Geblüt der Herzoge von Franken, Reichardt genannt, dessen Wappen war ein güldener Löwenkopf mit einem güldenen Sparren im Maul, im blauen Feld, und eine Taube mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Helm. Gedachter Graf hat gehabt zween Brüder mit Namen Einhardt und Rüger. Einhardt hatte kein Kind noch Weib, er baute in den zwei Dörfern als Reimwolsperg und Thüngenthal, so dazumal ihm gehört haben, zwo Kirchen anno 1025, und machte zwo Pfarre daraus. Man sagt auch, daß dieser Einhardt das Bethaus zu Würzburg, nun das neue Münster genannt, da St. Kilian, Colonat und Totnant ruhen, gebaut habe. Graf Rüger aber hat gezeugt zween Söhn, als Albertum und Rügern. Dieser Rüger hat durch einen Wechsel das Schloß Comburg, dazumal Cohenburg genannt, welches durch Absterben des Letzten dieses Geschlechts Comburg dem Bischof von Augsburg als Lehenherrn heimgefallen, überkommen. Und hat dies Schloß Comburg Graf Rüger wie ein Städtlein erweitert, darin sein Hofhaltung gehabt, und

hat nach seinem Tod vier Söhne verlassen, als Einhardt den Bischof von Würzburg, Burkhard, Rügern und Heinrichen, und glaub' ich, daß diese zween Grafen Rüger und Heinrich auch einen Theil an der Grafschaft des Kochergaues gehabt haben. Graf Einhardt wurde Geistlicher, die andern drei aber hielten wie die Junggesellen Haus zu Comburg, dahin aus umliegenden Schlössern von Edeln und Reitern ein tägliches Aufreiten war, also daß Comburg einem Reiter= oder Raubhaus gleicher sah, denn einem Grafenhof.

Nun war beim Schloß Comburg eine Capelle in der Ehre Gottes und St. Bartholomäi gebaut, ist unser Frauen Kapelle derzeit beim Kreutzgang genannt, dem Falle dräuend gelegen; bei dieser Kapelle stund ein großer Eichbaum, unter welchem bemeldete Grafen und deren Hofgesinde Sommerszeit pflegten zu sitzen und zu ruhen. Zu einer Zeit, als gedachter Graf Burkhardt darunter ruhete und schlief, hatte es ihn gedünkt, als sehe er ein Kloster anstatt des Schlosses Comburg stehen, und Einen in bischöflichen Kleidern, eine Ruthen in seiner Hand habend, solches Kloster damit theilend, und auf dem Berg gegenüberliegend, hie vor Klein=Comburg, jetzt zu St. Gülgen genannt, sitzend. Solches Gesichts Graf Burkhardt sich, als er erwachte, verwunderte, seinem Bruder Graf Rügern es anzeigt und treulich dem nachgedacht, und es beherziget hat. Es wohnete ein andächtig Weib unten am Berg Kohenburg, nun Steinbach genannt, welche täglich

diese Bartholomäi-Kapelle besuchte, die zeigt dem Grafen an, daß an dem Tag, als der Graf ermeldet Gesicht gesehen im Schlaf, sie auch solches, als sie in der Kapelle an ihrem Gebet andächtig lag, wachend gesehen habe. Es sollen auch die im Dorf Hessenthal in der Christnacht ein großes Getön großer Glocken gehört haben, davon sie erwacht, aufgestanden seyen, und in ihre Pfarrkirche gen Steinbach zur Christmette gehen wollen. Als sie zur Hessenthaler Steig gekommen, habe es sie gedünkt, wie sie viel brennende Kerzen im Schloß Comburg sehen, und Chorgesang hörten, darob sie sich verwundert und gedacht haben, es werde Christmetten in obgedachter St. Bartholomäi-Kapelle gehalten werden; haben derhalben am Schloß Comburg angeklopft, und zur Christmetten in gemeldete Kapelle eingelassen zu werden begehret. Da haben Alle ohne die Wächter im Schloß geschlafen, und nichts hiervon gewußt. Als solch Gesicht deren zu Hessenthal lautbrecht ist worden, haben etlich zu Steinbach gesagt, sie haben solches in der Christnacht zu Comburg auch gesehen und gehört; Etlich aber haben ein Gespött daraus gemacht.

Auf eine Zeit ist ein Graf des Kochengaues, zu Westheim wohnend, mit gedachtem Graf Burkhardten gen Comburg geritten, und als er zum Berg Comburg kam, hat er seinen Hut abgezogen, sich gegen den Berg geneigt auf dem Pferd; als aber Graf Burkhardt seinen Freund, den Grafen des Kochengaues, warum er sich gegen den Berg neige, fragte, soll er

geantwortet haben: die göttliche Kraft verleihe, daß du dich nicht vergebens geneigt habest.

Folgendes hat sich begeben am heiligen Pfingsttag, als die drei Brüder, Graf Burkhardt, Heinrich und Rüger, in St. Bartholomäi=Kapelle zu Comburg Messe hörten, welche die Brüder St. Benedicter=Ordens zu St. Jacob zu Hall hielten, wie sie den Gesang: „Komm heiliger Geist mit deiner Gnaden," bis auf den Vers sangen: „ertheil uns deine Salbung". — da sind die Brüder zu weinen bewegt aus der Kapelle gangen, Graf Burkhardts Gesichts, das er wie obgemeldet, im Schlaf unter der Eichen gehabt, erinnert, in Summa einander zu verstehen gegeben, ihr Gemüth und einstimmiger Wille sey, das Schloß und Städtlein zu zerbrechen, und ein Kloster an die Statt zu bauen. Wiewohl von dieser Zeit an die drei Grafen gedachten, wie angeregter ihr Wille fürderlich vollbracht möchte werden, jedoch, weil dazumal Kaiser Heinrich IV. im andern Jahr seines Reichs einen Heerzug und Krieg gegen Sachsenland führte, welchem die zwei Grafen, Heinrich und Rüger, als des römischen Reichs Lehensmänner, zu solchem Zug eigner Person mußten reisen, wurd es eingestellt. Als aber solcher Zug in Sachsen vollendet, die Grafen wieder heimgekommen waren, hatte mittlerer Zeit Graf Burkhardt etliche andächtige Brüder aus St. Jacobskloster zu Hall zu sich genommen, so in oftgedachter Bartholomäi=Kapelle die Sieben Zeiten hielten und in Graf Burkhardts Behausung wohnten. Dergestalten das Reitergesinde,

welches Graf Rüger dazumal zu Comburg bei sich hatte, Graf Burkhardts Brüder Gebet verspottete und verachtete die Mönche, dadurch Uneinigkeit unter beder Brüder Hofgesinde entstand, und der Grafen Vorhaben, das Kloster zu bauen, verhindert wurde.

Als aber Graf Burkhardt und Rüger sich vereinet, daß Graf Rüger mit etlichen seiner Diener gen Rom zog, sich etliche Zeit in Italien aufgehalten, und mittlerweilen auch Graf Burkhardt das Schloß und Städtlein Comburg abgebrochen, darauf Graf Rüger verritten, hat man ein Kloster daraus gebauet. Demnach hat Graf Burkhardt auf einen Tag alle sein und seines Bruders Rügers gebliebenes Hofgesinde zu sich berufen, ihnen seinen und seiner Brüder Willen entdeckt, daß sie Willens wären, aus dem Schloß Comburg ein Kloster zu bauen, und hätten sie zu erachten, daß Mönche und Reiter nicht taugten beieinander zu wohnen, wolle sie hiemit deßwegen beurlauben, was Lohns sie verdient haben, ihnen auch geben, mit einem Zehrpfennig für ihren Abzug, sollten somit hinziehen und ihnen andere Herren suchen. Aber Graf Rügers Hofgesinde wurde solcher Rede reuschig, sagend, sie wären Graf Rügers und nicht sein Graf Burkhardts Diener, dessen Zukunft wollten sie erwarten: gab er ihnen Urlaub, mußten sie wohl fortziehen. Also ist Graf Burkhard von ihnen gegangen und hat sich bedacht, wie er Graf Rügers Hofgesindes möchte los werden. Als am 26. Mai nach dem Morgenessen Graf Rügers und Burkhardts übrig Hof-

gesinde zum Theil vor dem Thor des Schlosses Comburg saßen und schwatzten, hat Graf Burkhardt etlich seiner geheimsten Diener zu sich berufen und die Porten des Schlosses und Vorhofs Comburg beschlossen, dem Hofgesinde ihre Fahrniß und Kleider von oben vom Thurm der Porten herabgeworfen und geschrieen: sie sollen sich eilends packen oder er wolle mit Steinen zu ihnen werfen. Da sie aber verharret, hat Graf Burkhardt mit Steinen zu ihnen geworfen. Als nun das Hofgesind seinen Ernst gespürt, sein sie mit viel Schelt- und Schmähworten von dannen zogen. Alsbald hat Graf Burkhardt alle Gebäu des Stättleins und Vorhofs Comburg, das zur Wohnung der Mönch nit dienstlich, abbrechen lassen. Also hat Graf Burkhardt den 25. Mai Anno 1070 angehebt zu bauen, und den ersten Stein an das Kloster Comburg und das Münster, wie es noch steht, gelegt, sammt dem Schlafhaus und Refenthal und Creuzgang, ausgenommen die drei steinen Thürn, so nit über 10 Ellen hoch, mit großer Müh und Kosten geführt, bis Anno 1082, das ist nach 12 Jahr vollendet und ausgebaut worden.

Als nach vollendetem Bau Graf Rüger wieder heim kam, das Schloß Comburg abbrochen und allda ein Kloster mit einem schönen Münster gebaut ersahe, ward er sehr erfreut; und ist also Anno 1082 an St. Thomastag den 21. Decembris das Münster zu Comburg durch Albertum, würzburgischen Bischof, im Namen der heiligen untheilbaren Dreifaltigkeit, Ehre des heiligen Kreuzes, Mariä Gottes Gebärerin, St. Nicola

und aller Heiligen geweiht worden. Dieser Weihung sein zugegen gewesen Burkhardt, Heinrich und Rüger, die Grafen von Rotenburg, Gebrüder, mit Graf Heinrichs Gemahl, Geba genannt, und viel andere Grafen und Edeln.

Da Abt und Convent zu Comburg ihres Gefallens Macht und Gewalt hatten, Vögt oder Schirmherren zu nehmen, so finden wir Graf Heinrichen, Graf Burkhards von Rotenburg Bruder, dieses Klosters ersten Schirmherren, nach welcher Absterben ist Graf Engelhard von Lobenhausen, nach diesem ein Bischof von Mainz worden, und Anno 1106 Einer, Herzog Friedrich genannt, ob er aber ein Herzog in Franken oder Schwaben gewest, ist nit gewiß. Es ist nach und nach unter verschiedener Herren Schutz kommen, einmal auch unter den Schirm der Grafen von Hohenlohe und eines Grafen von Wirtemberg, der das Kloster von einem neuen ungewöhnlichen Zoll, welchen ein Herr zu Limpurg in der Haalsteig fürgenommen, entlediget hat; item: untern Schirm der Stadt Hall, zuletzt ist dieser Schirm als ein Afterlehen an die Herren zu Limpurg erwachsen. — Folgends, als die Zahl der Brüder zu Comburg zugenommen, ist solch Kloster zu Unterhaltung derselben von andächtigen Personen reichlich begabt worden, als von Pfalzgraf Heinrichen und seinem Gemahl, Frau Adelheid, von Herrn Albrecht von Bielrieth, Rittern, so mit seinem Bruder abgetheilt, den Halbtheil seines Schlosses Bielrieth am Fluß Bühler, ob Cröffelbach gelegen, dem Schloß Comburg gegeben, und ein Mönch daselbst worden ist. Heinrich

von Mulfingen und Herr Heinrich, Erzpriester zu Würzburg, sammt zween seiner Brüder von Altdorf, die Winthar und Rihilo genannt; item: Einer Sigiboth genannt, mit seiner Mutter, Egesbert von Hessenthal, Gutta von Bocksperg und viel Andere, die haben alle ihr Steur und Nutzung an das Kloster geben.

Von den oftgenannten drei Grafen von Rotenburg, Gebrüdern, ist Graf Einhardt der älteste und Bischof zu Würzburg geweßt, allda er ruhet. Graf Rüger nahm ihm für, gen Jerusalem zu reisen, in welcher Reis er ist verschieden; wo er aber begraben, ist nit kundbar worden. Graf Burkhardt ist ein Laienbruder des Convents, genannt zu Comburg, worden, und als er daselbs etlich Jahr gehorsamlich unter der Regel St. Benedikti gelebt, ist er den 2. Septembris verschieden und daselbst begraben worden.

Dieser Zeit ist ein reicher Edelmann zu Mainz gesessen, Etliche wollen, er sei ein Herr geweßt, Wignand genannt, der hat seine Wohnung zu Kastell, vor Mainz über liegend, gehabt, welcher ein ehelich Weib, Adelheid genannt, hatte, die fromm, gerecht, aufrecht, redlich gewesen. Dieser Mann hatte zu Mainz einen alten steinernen Hof oder Behausung, dem Fall dräuend, den ließ er abbrechen, und fund in solchem Gemäuer einen nahmhaftigen Schatz verborgen. Dieweil nun Wignand ein Mann guts Gewissens nit wußte, wer den Schatz dahin verborgen, wem er gehöret, oder wohin er gewendet werden sollt, hat er nach langem Berathschlagen von der neuen Stiftung des Klosters

Comburg, und daß drei steinern Thürn am Münster daselbst angefangen, aber durch Absterben Graf Burkhardts, des Klosters fürnehmsten Stifters, und Mangel des Kostens nit ausgebaut worden seyen, gehört: zudem, daß Graf Heinrich nach dem Traume seines Bruders aufm Berg vor Comburg überliegend, dazumal Klein-Comburg zu S. Gilgen genannt, ein Frauenkloster zu bauen fürgenommen; welches Wignand und sein Weib bewegt, daß sie beede mit dem gefundnen Schatz gen Comburg sich gefügt und begeben haben. Als nun die fürgenommen Gebäu und Stiftung zu Klein- und Großen-Comburg ihnen gefallen, haben sie den gefundnen Schatz mit all ihrem Haab und Gut, das sie zu Mainz, Castell und sonsten gehabt, zu vollbringen beeder Klöster Gebäu, und daß die Brüder und Schwester allda wohnende, ihre Wohnung als besser haben möchten, gewendet. Anno 1108 seyn die schönen ausgehauen sandsteinern Thürn zu Comburg und das Frauen-Kloster dabei zu St. Gilgen genannt, wie noch zum Theil vor Augen ist, darzu obgedachter Graf Heinrich von Rotenburg auch sein Hülf und Steuer geben, durch Wignand vollendet worden. Dieser Wignand ist ein Mönch zu Comburg, und seine Frau Adelheid eine Klosterfrau zu St. Gilgen worden. Herr Wignand starb am andern Tag nach Martini, liegt zu Comburg begraben, an welchem Tag noch jährlich sein Gedächtniß gefeiert wird; aber seine Hausfrau ist zu St. Gilgen begraben. Graf Heinrich von Rotenburg ist, als Etliche wollen, vor seinem End regieren-

der Herr in Franken worden; er starb den 18. Febr. und liegt zu Comburg begraben. Dessen Hausfrau aber soll nach seinem Tod eine Klosterfrau zu St. Gilgen worden seyn, allda sie auch begraben liegt.

Das klösterlich Leben zu St. Gilgen hat erstlich gepflanzt Schwester Agnes aus Gallien, welche Graf Heinrich von wegen ihres klösterlichen Leben von Paris zu St. Gilgen gebracht, zu einer Priorin verordnet, daß sie die andern Klosterfrauen darin nach Regeln St. Scholastika, der Schwester St. Benedicti, zu leben unterweisen hat sollen.

Anno 1088 hat eine edle Wittfrau, Mechtild Meerwoltin genannt, so im Schloß zu Stein, zwischen Künzelsau und Ingelfingen am Fluß Kocher gelegen, gewohnt, zu solchem Schloß ein Felsen, darunter eine selbstgewachsen steinern Hülen ist, eine Kirche in der Ehre Gottes und St. Martini gebaut; und solche Kirche mit dem Schloß und aller Nutzung den Klosterfrauen zu St. Gilgen, da sie auch eine Klosterfrau worden, übergeben, verhoffend, daß mit der Zeit andre mehr andächtige Personen ihr Hülf dahin sollten thun, damit durch die Klosterfrauen zu St. Gilgen zum Stein auch eine Klaus oder Frauenkloster eingerichtet würde, aber ihr Will ist verhindert worden. Darnach haben auch zween Ritter von Nußbaum, Vater und Sohn, beede Marquardt genannt, ihr Schloß Nußbaum, bei Grießen an der Jagst liegend, mit aller Zugehör und Einkommen, den Brüdern zu Comburg, doch daß allweg solch Kirch und Wohnung, darin sie gewest, mit

einem oder zween Brüdern des Convents zu Comburg, allda klösterliches Leben zu pflanzen, besetzt würde, übergeben. Diese Nutzung ist etlich Jahr in die Infirmerei oder Spital zu Comburg genommen, verbraucht worden, nun aber ist es in andre Hand kommen."

So weit wörtlich aus Widemanns Comburger Chronik; wir geben nun, ebenfalls aus dieser Quelle, eine kurze Geschichte der Aebte des Klosters, sowie der späteren Pröbste des Stifts.

1) Hemmo der erste Abt, ein Conventbruder aus Lorch, war ein geistlicher andächtiger Mann, hausete wohl und starb bei einem Besuch zu Lorch. 2) Adelram, unter ihm wurde St. Gilgen gestiftet, hat ebenfalls wohl gehauset. 3) Abt Herdwig war unter allen Aebten zu Comburg der fürnehmste, und wird als der dritte Stifter geachtet, denn er hat viel Brüder und Schwestern zu Groß- und Klein-Comburg versammelt und ein gut Exempel geistlichen Lebens vorgetragen, hat wohl gehaust, das Kloster und Garten, wie die noch zum Theil stehen, mit einer Mauer umfangen, hat gestiftet den großen übergüldeten Leuchter, wie ein Kron aussehend, so ob der Stifter Sarg hängt; item: zwei übergüldete Tafeln, die Bildniß Christi, jüngsten Gerichts, und 12 Boten in die eine, welche zu St. Gilgen auf dem vorderen Altar steht, gestochen, aber die andre, so zu Comburg vornen am hohen Altar steht, ist viel größer — deren Bild sind ausgetrieben, und mit viel gefaßten Edelsteinen geschmückt; item: ein gülden Kreuz, einer Ellen hoch,

vier Finger breit, auch mit vielen eingefaßten edlen Steinen, darunter der fürnehmste in der Mitten, ein Gamahu, in Größe einer Junghennen Ei, die Bildniß eines Mohrenangesichts und Brust habend; und hat das Alles zu Gnad des Münsters zu Comburg gegeben und ewiglich allda zu bleiben verordnet. Abt Herdwig liegt unter dem güldenen Leuchter neben den Fundatoren begraben. 4) Abt Adelbert hat St. Josen Capelle und den Spital zu Comburg gestiftet. 5) Bernold wurde zu einem Abt nach Fulda berufen; führte ein gar geistlich Leben. † 1158. 6) Engelhard-Leo, liegt zu St. Jakob in Hall begraben. 7) Wernher, unter ihm wurden die Gebeine der Stifter, Graf Burkhardts, Graf Heinrichs, Herrn Wignands und Abt Herdwigs ausgegraben, und in einen steinernen Sarg gelegt. 8) Rüdinger, ein Sulmeinster aus Hall, hat wohl gehaust. 9) Volkhard, liegt in der Probstei Nußbaum begraben. 10) Walther † 1213, liegt in Murrhardt begraben. 11) Conrad der Alt, wich wegen seines Alters von der Abtei, an seine Stelle trat Conrad von Entsee. Unter diesem wurde das Statut gemacht, daß Keiner, er sey denn von Vater und Mutter edel, zu Comburg zum Conventual sollt angenommen werden, denn zuvor wurden Edle und Unedle aufgenommen; aus diesem Statut ist aber erwachsen, daß die Conventualen im Chor Mönche, im Feld aber Ritter wollten seyn, führten auch Panzer unter den Kutten, und entstunden dem Kloster daraus allerlei Abgäng

und Anlaufens. 13) Eberhard Philipp von Eltershofen † 1230. 14) Emerich von Bebenburg. 15) Heinrich von Scheffau † 1241. 16) Berchtold von Michelfeld, nach Andern von Hohenstein. 17) Siegfried von Morstein, welcher viele Güter zum Kloster erkaufte. 18) Heinrich von Bretzingen. 19) Berniger, Etliche aber wollen, Burkhard Sulmeinster, liegt zu Murrhard. 20) Conrad von Anhausen † 1273. 21) Wolfram von Bielrieth, mit dem die halbe Burg Bielrieth an Comburg kam; auch wurden zu seiner Zeit die vier Pfarren Thüngenthal, Gebsattel, Steinbach und Künzelsau dem Kloster inkorporirt. 22) Conrad von Münkheim regierte 41 Jahre; er gerieth mit denen von Hall in Fehde, zog selbst den Panzer an, wurde aber schwer verwundet und von den Hallern gefangen; nur durch Verwendung des Bischofs Matthias von Mainz kam er wieder in Freiheit. Auch von dem Schenken von Limpurg und dem Graf von Hohenlohe ward er angefochten und † 1365. 23) Heinrich Sieder, der den nun folgenden Abt zuvor verdrängt hatte. 24) Rudolf von Gundelshoven folgte dem vorigen, welchem er zuerst hatte weichen müssen; er war ein frommer geistlicher Mann und hatte viel Widerwärtigkeit und Gewalt von seinen Nachbarn zu leiden. 25) Erkinger Feldner † im Jahr 1399. Als später (1549) sein Grab zu Comburg geöffnet wurde, fand man ihn in einem hölzernen Sarg noch unverwest

liegen. 26) Ernfried von Vellberg, unter ihm stifteten die von Hohenstein die St. Michels-Kapelle, er † 1421. 27) Gottfried von Stetten; unter ihm befehdete Einer von Bemberg das Kloster, auch ging der Städte-Krieg an, und wurden des Klosters Hintersaßen mit Brand, Schwerdt und Raub schwerlich angegriffen. Zu Beschützung derselben ward er gezwungen, Reiterei zu treiben, führet seinen Harnisch und Spieß, † 1451. 28) Ernfried der ander des Namens von Vellberg, hat die Kaiserstube vollendet, die sein Vorgänger angefangen; er hat im Jahr 1468 den steinernen Sarg zu Comburg, darin der Stifter Gebeine in drei ledernen Säcken lagen, eröffnen, und nach genommener Einsicht wieder verschließen lassen. 29) Endres von Triffßhausen † 1485. 30) Hildebrand von Crailsheim; wider den setzten sich seine Conventbrüder, weil er darwider war, daß man aus der Kutten wollte. Als er nach Würzburg zog und wieder heimkehrte, da wollten sie ihn nicht mehr zu Comburg einlassen; er zog nun gen Hall in seines Vettern Hans von Morstein Haus, und starb im Jahr 1488 vor Bekümmerniß. 31) Seifried von Holz konnte nicht verhindern, was seinem Vorfahr zuwider gewesen war: der langgehegte Wunsch der Mönche, das Kloster in ein weltliches Chorherrn- oder Ritterstift zu verwandeln, ging in Erfüllung. In den alten Zeiten bestand der Convent aus einem Abt, einem Prior, einem Kämmerer, einem Cantor und 10 bis 12 Mönchen; nun wurde das Kloster

ein Stift, das unter einem Probst einen Dekan, einen Scholaster, einen Cantor, einen Custos und 10 Domherren haben sollte, die alle edlen Geschlechts, so wie zwei solche, die Doctoren der heil. Schrift oder der Rechte seyen, und einige Chor-Vikarien haben sollen. Seifried von Holz war der letzte Abt und erste Probst; er wählte zu seinem Coadjutor den Domherrn Peter von Aufseß, einen Mann hohen Verstands und Ansehens, und † im Jahr 1504. 2) Peter v. Aufseß hat helfen für 12000 fl. Güter verkaufen und † im Jahr 1522. 3) Markgraf Gumprecht von Brandenburg wurde dritter Probst, aber er sah sein Lebenlang Comburg niemals, hielt seine Hofhaltung zu Rom, und ließ die Probstei durch den Dekan zu Onolzbach einnehmen. Durch ihn ist das Kapitel hart gestraft worden. 4) Probst Philipp, Herr zu Limpurg, Erbschenk und Semperfrei wollt' mit Markgraf Gumprecht die Probstei einnehmen, der aber ist ihm vorgangen; erst nach dessen Tod ist er in die Probstei eingekommen, er † im Jahr 1545. 5) Probst Daniel Stieber hat dem Stift in seinen Nöthen viel Guts gethan, sonderlich, da der Kaiser mit seinem Kriegsvolk zu Rotenburg lag, erlangte er es, daß kein Kriegsvolk das Stift beschweren sollte; aber die treulosen Hessen haben es nicht gehalten.

Der letzte Prior und erste Dekan zu Comburg ist gewesen Friedrich von Büchelberg, der hat wohl gehauset und † 1493. Der zweite Dekan war Herr Conrad Schenk von Schenkenstein im Jahr

1504. Der dritte Dekan Erhard von Schaumburg verkaufte für 12000 fl. Comburgische Güter an Hall, und † im Jahr 1518. Herr Heinrich von Cöln, vierter Dekan, wurde vergiftet, ebenso starb der fünfte Dekan Georg von Truppach, der nur vierzehn Wochen regierte, durch Gift. Unter dem sechsten Dekan, Craft von Rüxingen, ist das Stift Comburg, er selbst, so wie das Kapitel in große Schuld und Noth gekommen; er ward im Jahr 1533 abgesetzt. Eucharius von Fronhofen, der siebente Dekan, hausete wohl, löste alle Schulden und Zinsgeld ab, und verrechnete dennoch auf 3000 fl. Einkünfte; die Chronisten nennen ihn deßwegen den Vater von Comburg. Er wehrte sich nebst dem Capitel ritterlich gegen den damaligen Probst Schenk Philipp von Limpurg, der den Convent außerordentlich drückte. Auch ihm wurde durch Eine von Steinbach vergeben im Jahr 1536. Er wollt, sagt der Chronist, uxorirt haben — so wäre also auch er einer von denen gewesen, welche in Folge der Reformation zur Ansicht gekommen, „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey.“ Der achte Dekan war Eytel Trautwein, Doktor der Rechte, Domherr zu Worms, hat die Hälfte am Kreuzgang gebaut. Wohl durch ihn wurden viel juridische Werke der Stiftsbibliothek einverleibt; er † im Jahr 1536. Der neunte Dekan war Bernhard von Schwalbach, ein Chorherr aus Brüssel; er ließ alle Kirchen und Kapellen sehr abgehen, so daß Alles baufällig wurde. Vielleicht

durch ihn kam die interessante, niederländische flammändische, Handschrift, welche unter andern den Reineke Fuchs enthält, in die Klosterbibliothek. Er war ein großer Verfechter des katholischen Glaubens, weßwegen auch die Reformation in Comburg keinen Eingang fand. Der zehnte Dekan, Erasmus Neustetter, genannt Stürmer, hat, was der Vorfahr beinahe einfallen ließ, wieder neu aufgebaut, auch durch mancherlei neue Bauten sich Verdienste um das Kloster erworben. Besonders aber hat er sich auch um die Nachwelt verdient gemacht, daß er „die Bibliothek mit kostbaren, sowohl alten als neuen Handschriften und Büchern bereicherte, ja sogar einen Fond zur Fortsetzung der Bibliothek aus eigenen Mitteln gestiftet hat.

Die Bibliothek muß früher gering und klein gewesen seyn, denn die früheren ritterlichen Mönche trieben sich mehr auf der Jagd und den Fehden herum, als daß sie den Wissenschaften oblagen; so sind wohl wenige Bücher von den lebenslustigen Conventherren abgeschrieben oder verfaßt worden. Durch Erasmus Neustetter hat Comburg eine Bibliothek an Incunabeln und Handschriften erhalten, wie sie nur Heidelberg und St. Gallen aufzuweisen hatte. Der sehr gelehrte, um deutsche und nordische Literatur und Alterthumskunde so hochverdiente F. D. Gräter, Rektor des Gymnasiums zu Hall, hat die reiche Comburger Bibliothek vor ihrer Wanderung nach Stuttgart im Jahr 1806 beschrieben, in seinem trefflichen Werke Bragur 7. Band. Dieser fleißigen Beschreibung zufolge, be-

fanden sich in der Bibliothek und sind nun in Stuttgart in allem 150 Bände mit Handschriften; unter diesen 46 auf Pergament und ebenso viele auf Pergament-Papier. Unter den Pergamenten gehören noch dem 9., 10. und 11. Jahrhundert an: ein Paulus Diaconus von den Thaten der Longobarden, eine lat. Kirchengeschichte, ein lat. Psalter mit Glossen, die Briefe des Apostels Paulus lat.; Scholien dazu, des h. Bernhards Briefe lat., Reden und Leben des heil. Benedikt. Außer diesen viele noch unverglichene lat. Classiker in Papierhandschriften des 15. Jahrhunderts, als Horaz, Terenz, Ovid, Cicero, Virgil, Tacitus von den Sitten der Deutschen, Plinius. Ferner Geschichtswerke aus dem 16. Jahrh., unter andern die treffliche, vollständigste Handschrift der Annalen des J. Aventin, 7 Foliobände lat. und 4 Foliobände deutsch. Endlich altdeutsche Handschriften: die 24 Aeltesten von Otto von Passau, Buch vom Schachspiel, ins Deutsche übersetzt von Heinrich von Berg im J. 1438, Ulrich Schmids von Straubingen Reise nach Spanien und Indien, die goldene Bulle u. s. w. Unter den seltenen Wiegendrucken der Comburger Bibliothek nennen wir nur: ein C. Tacitus v. J. 1469, ein Doctrinal v. J. 1470, Ciceros Briefe v. J. 1469, des Plinius Briefe v. J. 1476, Naturgeschichte v. J. 1476, eine lat. Bibel v. J. 1471, Albrechts von Eyb Margarita u. a.

Einer der späteren Nachfolger des Erasmus Stürmer im Jahr 1614 war Herr Conrad Lud. Zobel von Gibelstatt, ebenfalls ein großer Freund der

Wissenschaften, hat gleichfalls die Bibliothek mit mehreren kostbaren Werken, Handschriften und alten Drucken vermehrt, und sie wahrscheinlich zuerst in Ordnung gebracht; er † i. J. 1619. Von seinem Nachfolger Hans Adam Truchseß von Hofingen wird gleichfalls gemeldet, daß er ein Missale Romanum mit silbernen Schildchen und Clausuren der Stiftskirche verehrt habe. Dieser Dekan, der 15. in der Reihe, fällt wohl in die Zeiten des 30jährigen Kriegs. Als im Jahr 1631 der schwedische Obrist Scavalytzki mit Gewalt die evangelische Lehre in Comburg einführen wollte, da flohen die sämmtlichen Bewohner, und erst im Jahr 1634, nach der Schlacht bei Nördlingen, konnten die Stiftsherren wieder ins Stift zurückkehren. Im folgte im Amte Faust von Stromberg, † im Jahr 1673, Heinrich von Osten, † 1695, Ulrich Baron von Guttenberg. Unter letzterem wurde die neuerbaute Stiftskirche im J. 1717 eingeweiht. Der letzte Probst und Dechant zu Comburg war Joh. Gottfried Franz Lothar von Greifenklau; dieser † im Jahr 1803 und überlebte die Säcularisation des Stifts, das 732 Jahre unter dem Wechsel der Zeiten, bald in Herrlichkeit bald in Abnahme bestanden hatte. — Wir wenden uns von der Chronik des Stifts, und betrachten nun Alles, was noch von seiner alten Herrlichkeit zeugt.

Wenige Orte unsers Vaterlandes haben den Reichthum von uralten Baudenkmalen, so wie andern Alterthümern aufzuweisen, wie das ehemalige Ritterstift

Comburg mit dem dabei liegenden St. Gilgen-Klösterlein; darum hat auch der so thätige württembergische Alterthumsverein vor allen übrigen den Comburger Baudenkmalen seine Aufmerksamkeit zugewendet.

Da Comburg ursprünglich aus einer Burg in ein Kloster umgewandelt wurde, so mußte man auch hier, wie es bei den meisten alten Burgen der Fall war, durch mehrere Thore in das Innere gelangen. Die äußeren zwei Thore sind, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt, neueren Ursprungs, das dritte, wodurch man in den Umkreis der eigentlichen Stiftsgebäude tritt, ist ganz einzig in seiner Art, und stammt wohl noch aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts.

Zunächst über dem Thorbogen nehmen wir einen Bildrahmen wahr, der zu beiden Seiten auf Löwenköpfen ruht, welche, mit einem Sparren im Rachen, das Wappenbild des Klosters sind. Er ist in ächtem byzantischem Style, mit sogenannten verwechselten Zahnschnittreihen ausgeführt. Das Frescobild in diesem Rahmen zeigte in früherer Zeit auf himmelblauem Grund einen thronenden Christus und zu jeder Seite einen knieenden Heiligen; über den Bildern waren Bänder mit Schrift, die man aber schon im Jahr 1840, da die Aufnahme geschah, nimmer entziffern konnte. In neuester Zeit ist das Bild ganz und gar übertüncht worden. Ueber dem Thorbogen zieht sich ein Gang hin mit Arkaden im Rundbogenstyl. Der Sockel dieser Gallerie zeigt ähnliche Zahnschnittreihen, wie die am Bildrahmen befindlichen. Zu beiden Sei-

ten des Gangs erheben sich Thürme in zwei Stockwerken; der Einbau derselben hat sich nimmer erhalten, deßgleichen sind auch die Dächer erst aus neuester Zeit. Die Fenster beider Thürme, wie die Arkaden der Gallerie, haben alte Säulen, welche in ihren Würfelknäufen den Aufsatz tragen, der in der byzantischen Baukunst so häufig einen tiefen Bogenanfänger unterstützt. Zwischen den beiden Thürmchen befindet sich ein Gebäude $15\frac{1}{2}$ Fuß breit und 31 lang, das in früherer Zeit als Kapelle diente. Die Architectur des ganzen Thorgebäudes, das wohl wenige seines Gleichen hat, ist in schönem Sandstein ausgeführt, und zeigt sowohl im Ganzen, wie im Einzelnen die schönsten Verhältnisse. Schreitet man von diesem Thore den alten Burgweg aufwärts, so befindet man sich an dem sogenannten Archiv. Es ist ein von allen Seiten freistehendes, im Grundriß sechseckiges Gebäude, mit pyramidalem Dache. Durch den untern Theil führt ein aufsteigendes halbkreisförmiges Gewölbe mit einer Treppe zum Plateau der Kirche. Darüber befindet sich ein sechseckiger gewölbter Raum, dessen Gewölberippen im Spitzbogen durch eine in der Mitte stehende Säule unterstützt sind. Dieser Raum ist von einem unter demselbigen Dach befindlichen Gang umgeben, welcher durch Arkaden erhellt wird. Letztere haben dieselben Säulen mit Würfelknäufen, wie die am Thor befindlichen. Die das Gebäude tragende Säule, welche noch so frisch erscheint, wie wenn sie eben der Meißel verlassen hätte, hat ein schönes Kapitäl, das aber

schon auf den Uebergang des byzantischen in den gothischen Styl deutet, wie der spitzbogige Eingang. Die Wände des Gebäudes haben noch gut erhaltene, schöne Frescogemälde aus dem 15. Jahrhundert. Ueber dem auf nordöstlicher Seite stehenden Altar sehen wir fast in Lebensgröße den hl. Erhart, Kilian, Nikolaus und Erasmus; an den vier übrigen Wänden den Matthäus, Marcus, Lukas und Johannes, sowie den Daniel, Johannes den Täufer, Petrus und Paulus. Dieses Gebäude, welches wohl weit und breit das einzige in seiner Art ist, soll in uralter Zeit eine Taufkapelle gewesen seyn, und wurde wegen seiner festen Bauart späterhin für das Archiv bestimmt. Etwa 40 Schritte von hier aus steht die leider! nimmer alterthümliche Klosterkirche. Nur drei Thürme in byzantischem Styl der im vorigen Jahrhundert, ganz im Jesuitenstyl, umgebauten Kirche, ragen aus dem Dachwerk hervor, und mahnen an die frühere Herrlichkeit der wohl noch im 11. Jahrhundert begonnenen Kirche. Zwei dieser Thürme stehen nebeneinander über dem Chor, ein dritter erhebt sich in gleicher Höhe über dem östlichen Eingang. Alle drei Thürme sind noch gut erhalten, und zeigen besonders in den Fensteröffnungen die herrlichsten Sculpturarbeiten im byzantinischen Styl. Da auch die innere Architectur und Dekorirung der Kirche einer neueren Zeit (dem 18. Jahrhundert) angehört, so machen wir den Besucher der Kirche nur auf diejenigen Merkwürdigkeiten aufmerksam, welche sowohl in Beziehung auf Kunst, als

auf Alterthum einzig in ihrer Art sind. Voran steht der in der Kirche befindliche Altar, von vergoldetem getriebenem Kupfer, welcher noch aus dem 12. Jahrhundert stammt. Das Antipendium zeigt den Heiland mit den zwölf Aposteln in sieben Zoll hohen Figuren nach uralter Manier. In der Mitte innerhalb eines oben und unten zugespitzten Ovals, welches mit prächtigem Schmelzwerk umgeben ist, steht Christus in der Tunika und den gegürteten Mantel darüber, die Rechte segnend erhoben, in der Linken die Bibel haltend; außerhalb des Schmelzwerks in vier Ecken je das Emblem eines Evangelisten. Zu beiden Seiten, in viereckigen, durch Schmelzwerk abgetheilten Feldern, erblicken wir die zwölf Apostel mit beigeschriebenen Namen, aber ohne die später ihnen beigelegte Attribute. Zwischen dem Schmelzwerk und am ganzen Rande herum ist Filigranarbeit mit eingesetzten, theilweise nun ausgebrochenen Edelsteinen. Das Christusbild umgibt noch innerhalb des Schmelzwerks eine Inschrift in schönen lateinischen Versen. Ebenso läuft eine größere um die ganze Tafel herum, welche sich auf die Apostel bezieht. Ueber dem Altar hängt ein Kronleuchter, aus einem kupfernen vergoldeten Reif von 151 Fuß Durchmesser bestehend; an ihm sind 12 thurmartige Laternen in byzantinischem Style, je von verschiedener Arbeit, ringsum angebracht. Um den Reif geht gleichfalls eine uralte Umschrift in schönen lateinischen Versen.

Außer diesen beiden Denkmälern alter Kunst machen

wir noch aufmerksam auf drei in der Kirche befindlichen Grabmäler aus verschiedenen Zeiten. In der Sacristei befindet sich an der Wand das Denkmal des Abts Seyfried von Holz. Es zeigt eine Figur in Lebensgröße mit einer Ueberschrift. Im Schiff der Kirche, wenn man aus dem Chor tritt, an der rechten Seitenwand, sehen wir das Denkmal des Dekans Erasmus Neustetter, genannt Stürmer, der durch seine vielen Bauten als ein zweiter Stifter des Klosters zu betrachten ist. Das dritte Denkmal stand früher in einer alten, vor mehreren Jahren abgebrochenen Kapelle, und wurde an die nördliche Seitenwand der Kirche versetzt. Es ist ein in Alabaster mit viel Sculptur ausgeführter Denkstein, auf dem wir eine knieende Frau, einen Wolf mit offenem Rachen, und einen gewaltigen Rittersmann erblicken. Georg Philipp von Berlichingen zu Dörzbach ließ ihn seiner Mutter Brigitta, geb. v. Vellberg, die ausdrücklich auf Comburg begraben seyn wollte, errichten. — Treten wir aus der westlichen Pforte der Kirche hinaus, so haben wir vor uns den in der Wand des Kreuzgangs befestigten Denkstein des Abts Ernfried von Vellberg, zu dessen linker Hand die Randinschrift nur den Namen sammt der Jahreszahl 1418 enthält. Die Inschrift zu den Füßen fehlt, dagegen sind von den vier Familienwappen drei gut erhalten. Von hier aus kommen wir in den in alterthümlicher Beziehung merkwürdigsten Theil der Kirche, in die sogenannte Bartholomäus-Kapelle, welche wegen der daselbst befind-

lichen Grabmale auch die äußere Schenkenkapelle heißt, und unmittelbar an die Ostseite der Kirche stößt. Wir gelangen zuerst in einen Raum, der wohl den ältesten Theil der Kapelle bildet. Der ganze Boden besteht aus uralten Grabmalen, die so abgetreten sind, daß man weder Bilder noch Umschrift darauf zu erkennen vermag. Diesen Raum und die eigentliche größere Schenken-Kapelle trennt eine Wand mit einer Rundfenster-Gallerie, wie wir sie beim Thor und Archiv finden. Die Kapelle selbst hat eine flache Decke ohne irgend eine Verzierung, die Wände und der Boden sind mit zum Theil abgetretenen Grabsteinen aus der ältesten Zeit bedeckt, unter andern mit den gut erhaltenen Wappen von Bebenburg und Rechberg. Wir erwähnen hier nur die wichtigsten derselben, von welchen die Kapelle ihren Namen hat.

Der zuverläßig älteste ist der auf dem Fußboden liegende, Herrn Friedrichs von Limpurg († 1333) und seiner Hausfrau, welcher ein einfaches Limpurgisches Wappen mit Umschrift zeigt. Nicht fern von diesem steht an der Wand eine kolossale Figur, vom Kopf bis zum Fuße in Eisen gehüllt, die rechte Hand liegt an einem Dolch, der an einer Kette über die Brust hängt, die linke liegt am Griff des Schlachtschwertes. Auf dem breiten Gurt prangen Löwenbilder. Ueber dem Arme liegt der Turnierhelm, weiter unten das Wappenschild mit den fünf Kolben. Der Ritter steht auf einem Drachen; über dem Kopf des Drachen sitzt auf einem von der Randeinfassung etwas vorspringen-

den Fußbänkchen ein niedliches Hündchen. Es ist das Denkmal des Schenken Albert von Limpurg († 1373). Neben ihm an derselben Wand steht das Denkmal seines Bruders, des Schenken Conrad († 1376), eine ebenfalls lebensgroße Figur mit dem Weinsberger und Limpurger Wappen und einer Umschrift. Das schönste Denkmal ist unstreitig das des Schenken Georg († 1376), welches an der Wand neben dem Eingang in die Josephs-Kapelle steht. Die kolossale, ganz freistehende Ritterfigur, in einer höchst kunstreich gearbeiteten Armatur hält ein Banner in der Rechten; zu seinen Füßen liegt ein Löwe, zu beiden Seiten steht man die Wappen seiner väterlichen und mütterlichen Ahnen, nemlich: Limpurg, Hohenlohe, Weinsberg und Henneberg; Thierberg, Blankenburg, Baden und Leuchtenberg. In der Mitte steht das Wappen seiner Gemahlin, Margaretha, Gräfin von Hohenberg. In dieser Kapelle, neben dem genannten Grabmal, steht noch ein uralter steinerner Betpult, auf den vier Ecken von Säulen mit Würfelkapitälern eingefaßt, und auf einem gegliederten Sockel stehend. Dieß ist wohl das wichtigste Alterthum an diesem Orte. Ein Schwibbogen verbindet die innere Schenken- oder sogenannte Josephskapelle mit ihrem Chore oder der Altarnische. Eine Reihe Wappen stellt daran die Ahnen Schenk Friedrichs V. und seiner Gattin Susanna, geb. von Thierstein, dar, welche auch in den zwei entgegengesetzten Ecken der Kapelle lebensgroß in Sandstein da stehen. Er stiftete diese Kapelle und ruht vor dem

Altar. Zwischen seinen kaum mehr kenntlichen Wappen war zu lesen: Anno Domini 1474 starb der Edel und Wohlgeborne Streng Herr Friedrich, Herr zu Limpurg, des hailigen Römischen Reichs Erbschenkh und Semperfrei. — Eines besondern Besuches werth ist das gegenüber von Comburg liegende sogenannte Capuzinerkloster Klein-Comburg, welches zur Gemeinde Steinbach gehört. Die noch wohl erhaltene Kloster-Kirche St. Gilgen ist dreischiffig und im lateinischen Kreuz erbaut, mit einem halbkreisförmigen Chor im Innern, außen aber geradlinigt beendigt. Das Chor ist im Halbkreis überwölbt. Alles übrige Deckenwerk aber ist von Holz. Das hohe Mittelschiff wird auf jeder Seite von drei Säulen und einem Pfeiler im Innern unterstützt. Die durch Halbkreisbogen verbundenen Säulen haben Würfelknäufe und attische Basen. Sonstigen Schmuck an Gemälden u. dergl. aus alter Zeit hat sie keinen mehr. Das Altarbild stammt aus der Capuziner-Periode. Wie St. Gilgen, so mag einst die Stiftskirche zu Comburg erbaut gewesen seyn.

Von Comburg machen wir füglich auf dem alten Grund und Boden des Stifts einen Abstecher auf den ganz nahen Weiler

Einkorn,

der schon seit alten Zeiten einen Theil der zahlreichen Besitzungen des Stifts bildete. Zwar gehen wir keinen

wichtigen Alterthümern mehr nach, aber einigen alten Volkssagen, und was der Freund des Alterthums nicht findet, das wird dem Freunde der Natur zu Theil — es ist eine der herrlichsten Aussichten, die wir genießen können. Von einem 1570 Fuß hohen und steilen Berge sehen wir über das hallische, limpurg'sche und hohenloh'sche Gebiet bis nach Hohenstaufen, Rechberg, Ellwangen und Kapfenburg, und weithin gegen Franken. Man genießt diese köstliche Aussicht von einer Hochwacht aus, welche von einem Wächter bewohnt wird, der sonst von hier aus mit einer Allarmkanone Feuersignale gab, und zugleich das Amt hat, die Fremden zu bedienen, welche den hier aufgestellten Tubus für die schöne Aussicht benützen wollen.

Neben der Hochwacht steht die Wohnung eines königl. Waldschützen mit Oekonomie-Gebäuden. Am interessantesten sind uns die noch bedeutenden Ruinen einer Wallfahrtskirche, welche im Jahr 1710 an die Stelle einer alten Wallfahrtskirche erbaut worden war, und am 6. Mai 1814, durch Blitz entzündet, abbrannte. Die alte Wallfahrtskapelle „zu den 14 Nothhelfern" war vom Stift Comburg schon in frühen Zeiten erbaut, wohl wegen der schönen Aussicht, die wir immer bei solchen Wallfahrtskapellen finden. Es war wohl eine kleine, aber in altem Style erbaute Kapelle — die, deren Ruinen noch stehen, war, ihren Resten nach zu schließen, eine in jenem prächtigen sogenannten Jesuitenstyl erbaute, wie die Stiftskirche zu Comburg. Noch bis zum Jahr 1803 wurde diese Wallfahrts-

kapelle von den Franziskaner-Mönchen zu Klein-Comburg versehen.

An den Einkorn und sein Gebiet knüpfen sich einige Sagen, die so recht das Gepräge des Volksthümlichen tragen. Wir geben die vom Rechberger, vom Jäger Cuornle und von der Teufelskanzel.

Der Rechberger.

Wer kennt nicht die herrliche Ballade unseres gefeierten Dichter-Greisen, Ludwig Uhlands „Junker Rechberger?" Woher der Stoff zu dieser Ballade genommen, wissen wir nicht, aber sie ist nach Form und Inhalt ganz so gehalten, wie viele seiner freien Balladen, die reine Produkte seines großen Dichtergeistes sind, ob sie gleich so naiv klingen, daß wir manchmal glauben könnten, er hätte sie aus dieser oder jener Chronik alter Zeit oder aus dem Munde des Volks entnommen. Mit großer Freude lesen wir nun in der jedem rechten Schwaben liebgewordnen „Schwäbischen Familienchronik" eines sagenkundigen vaterländischen Schriftstellers, daß ein gewisser Sigbertus (?) in seiner Chronik von einem Junker Rechberger erzähle, der mit seinen Dienern einst fremden Herren entgegen ritt und über Nacht in einer Feldkapelle geblieben. Da er Morgens weiter zog, ließ er seine Handschuhe liegen, und schickte deßhalb seinen Reitknecht zurück, um sie zu holen. Aber, als der Reitknecht in die Kapelle kommt, sieht er dort einen Todtensarg und darauf einen leibhaftigen

Teufel sitzen, der hatte seines Herrn Handschuhe an. Kaum hat der Reitknecht das gesehen, so kehrt er zu seinem Herrn zurück und erzählt ihm die Sache. Der reitet kecklich in die Kapelle zurück, reißt dem bösen Geist die Handschuhe aus den Händen, und ritt weiter seines Wegs. Ueber eine Weile begegnet ihm eine ganze Truppe Reiter, und bald darauf noch eine; hintennach aber ritt Einer, der führte ein leeres Pferd, diesen fragte Rechberger: wer sie seyen? worauf Jener antwortete: sie seyen das wüthende Heer. Fragte Rechberger weiter: was soll das leere Pferd bedeuten? Sprach der Reiter: mein Herr der Teufel hat einen getreuen Diener, der heißt Rechberger, für den ist es bestellt, denn derselbige soll von heut' übers Jahr erstochen werden und auf diesem Pferd in sein Quartier reiten. — Einen schönen Schluß gibt unser edler Uhland, der den Junker Rechberger füglicher als einen ächten Schnapphahn und Heckenreiter der alten Zeit darstellt, welcher endlich, um seine vielen Sünden abzubüßen, wie der große Wolfdietrich in der Heldensage, in ein Kloster geht, allda im Klosterstalle der Pferde waltet, und richtig über ein Jährlein von einem schwarzen wilden Roße mitten aufs Herz geschlagen und getödtet wird, worauf um Mitternacht an des Junkers Grab ein schwarzer Reitknecht mit einem Rappen erscheint, und ihn aus dem Grabe weckt, daß er von nun an als Junker Rechberger auf seinem Rappen umher reiten muß. Und das naive Sprüchlein gibt er zur Warnung:

Das Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht,
Daß sie geben auf ihre Handschuh Acht,
Und daß sie fein bleiben lassen,
In der Nacht am Weg zu passen.

Woher auch die Sage vom Junker Rechberger in ihrer doppelten Gestaltung seyn mag, so viel ist gewiß, daß zwischen ihm und dem Rechberger des Einkorns ein enger Zusammenhang Statt findet. Der Rechberger vom Einkorn ist kein schreckender Reiter auf schwarzem Rappen, sondern ein neckender Berggeist. Er ist ein ebenbürtiger Bruder des im Höhgau am Bodensee weit und breit bekannten Poppele von Hohenkrähen, jenes Bergkobolds, der besonders in guten Weinjahren am See sein Wesen treibt. Der Rechberger ist der Spuck-, Irr- und Polter-Geist des hällischen Landes, der die Spätlinge, die mit etwas zu voller Ladung heimkehren, die Händler, welche ein nicht ganz moralisches Profitchen im Gurt, oder ein dergleichen Project im Kopfe durch die Nacht tragen, die menschlichen Kater, die „um die Feuerleitern streichen," die Fuhrleute, welche, um die bei Tag in den Wirthshäusern versäumte Zeit hereinzubringen, nächtlicher Weile ihr armes Gespann bergauf plagen, irre führt. Bald leuchtet er als eine Feuersbrunst in einer benachbarten Ortschaft und lacht unbändig, wenn die Gefoppten den brennenden Weiler unversehrt und in tiefster Ruhe finden; bald schreit er kläglich um Hülfe und scheint sehr befriedigt, wenn die zu Hülfe Eilen-

den in eine Pfütze plumpen; bald knarrt und ächzt er als überladener Wagen mit Peitschengeklatsch und Fluchen eine Steige hinauf, und ist plötzlich stille, wenn die, welche Beistand leisten wollen, ihr eigenes Fuhrwerk in einen Graben absetzen; bald humpelt er als ein müder gebückter Wanderer mit einem Wesen, als wünsche er die Gesellschaft des Nachschreitenden, auf einem Fußpfade voraus, und ist jählings verschwunden, wenn dieser von einem herabhängenden Baumast einen Schlag vor den Schädel erhält oder seine Beine gen Himmel kehrt; bald tanzt er als ein Licht voraus, und verlischt, wenn die Leute nach einigen Stunden genau wieder an dem Ort anlangen, von wannen sie ausgegangen sind. Sein Gebiet ist die ganze Gegend, welche vom Kocher= und Bühler-Fluß umschlossen wird, also vorzugsweise die sogenannte thüngenthaler Ebene bis Ober=Sontheim und das Fischachthal, sein eigentlicher Sitz aber der Einkorn, der sich zu den oben beschriebenen Operationen dadurch besonders eignet, daß sich dieser Berg sammt seinen Ausläufern als einziger Höhepunkt mitten in der Ebene erhebt, und somit auch bei Nacht, zumal wenn der Spuk ein feuriger ist, weithin sichtbar wird. Ueberdieß führt die Landstraße von Hall nach Ellwangen, welche die einzige Communicationslinie zwischen dem östlichen und westlichen Theil des Oberamts bildet, über die nordöstliche Abdachung des Einkorns, und ist somit durch ihre Frequenz ein auserlesener Schauplatz für Rechbergers Thätigkeit. Die Sage meldet, Rech-

berger sey der Befehlshaber eines Fähnleins Haller gewesen, das er im Kriege, wahrscheinlich im Städtekrieg, entwender zum Feinde übergeführt, oder zur Niedermezelung in die Hände gespielt habe und dabei selbst umgekommen sey. Seitdem sey er verdammt, in dieser Gegend, entweder weil sie seine Heimath, oder der Schauplatz seiner Verrätherei war, ruhelos sich und Andern zur Geißel umherzuspuken. Wahrscheinlich steht diese Sage in Verbindung mit einer Fehde, welche die Haller gegen das Jahr 1444 oder 1449 nach G. Widemann mit den Herren von Rechberg führten, in der sie ihnen zwei Schlösser zerstörten und den umhergelegenen Wald umhieben. Als sie sich hierauf in einiger Unordnung und mit allzuweiter Vorausschickung der Reiterei beutebeladen gegen Gmünd urückzogen, that einer der Herrn von Rechberg, im Bund mit dem Grafen von Wirtemberg, einen Ausfall aus dem Schloß Rechberg, machte 54 Hallische nieder und führte deren 68 sammt der wieder gewonnenen Beute als Gefangene nach Göppingen.

Sage vom Jäger Cuornle.

Jäger Cuornle war vor nicht gar langer Zeit ein Forstknecht auf dem Einkorn, der hatte seine Seele dem Teufel verschrieben, dafür, daß er alles treffe, was ihm vor den Schuß käme. So ward er der Tod alles Wildes, aber auch der Schrecken der Wildschützen, deren mehr als einer seinem Geschoß erlag. Er hielt

zugleich eine Schenke auf dem Einkorn und hatte vielen Zuspruch von den benachbarten Ortschaften und von den angesehensten Einwohnern von Comburg, Steinbach und Hall; denn er war, obschon ein unheimlicher, doch ein wohlgebildeter interessanter Mann, von feinen Sitten, und das Unheimliche zieht bekanntlich auch an. Eines Tages nun gab er Tanz und Spiel in seinem Hause, zu dem sich viele und vornehme Gäste aus den obigen Orten einfanden. Als der Reigen im vollen Zuge war, und der Einkorn von Geigen und Flöten wiederhallte, wurde Cuornle plötzlich hinausgerufen: es läge unter einer nahen Eiche ein prächtiger Edelhirsch, dem Verenden nahe. Cuornle ging und mit ihm einige Andere vom Handwerk. Am Platze angelangt fanden sie den Hirsch nicht, wohl aber den Boden und das Gebüsch umher zerstampft und zerwühlt. Nun hieß Cuornle die Andern zurückbleiben: er wolle den Hirsch, der sich nur ins Buschwerk zurückgezogen haben könne, allein suchen. Plötzlich hörten die Männer ein Ringen und ein herzzerreißendes Hülfsgeschrei, und als sie herzueilten, fanden sie eine große Lache Blut, aber weder Hirsch noch Jäger Cuornle mehr. Seine Zeit war um gewesen, und entweder hatte er sie ganz vergessen gehabt, um seine Angst zu betäuben, oder den Teufel durch irgend eine List hinauszuziehen und um seine Seele zu betrügen gesucht; der aber weiß Zeit und Stunde besser, und gehet umher, wie ein brüllender Löwe, zu suchen, wen er verschlinge. Seitdem jagt der Cuornle oft nächtlich durch den Forst und führt

die benachbarten Jäger, welche Wilderer in ihm vermuthen, irre, mit manchen Bauern dagegen scheint er sich gut zu verstehen, und ihre Büchsen zu laden und zu richten. Wie er sich mit Rechberger, der dasselbe Revier hat, verträgt, ist nicht anzugeben, es scheint aber, daß sie gute Kameradschaft halten, denn alle Geister, die Menschen irre leiten, sind verschworen.

Noch ist der Teufelskanzel zu gedenken, die auf einem wilden Hügel stand, in einem öden und abgelegenen Winkel des Einkorns, wo zur Zeit ein Steinbruch. Es knüpft sich keine besondere Sage an diesen Ort, außer daß man in alten Zeiten oft von einem auf der Spitze des Hügels befindlich gewesenen runden Stein aus gotteslästerliche Predigten, die Niemand als der Teufel habe halten können, gehört habe. Der runde Stein ist verschwunden, und seitdem hört man hier auch keine Predigten mehr.

XXIII.

Der Bussen.

Eine Meile östlich von Riedlingen liegt der Bussen, der ausgezeichnetste Berg in Oberschwaben, daher auch von Alters her der Schwabenberg (Mons Suevus), auch blos Schwabe genannt. Er erhebt sich frei und weithin sichtbar in der großen Donauebene bis

zu einer Höhe von 2364 Par. Fuß (2680 Würt. F.). Da aber seine Grundfläche schon sehr hoch liegt, sein Fuß überall sehr breit ist, so erreicht man jene Höhe ganz unvermerkt und mit aller Gemächlichkeit. Um den Berg her liegen eine Menge größere und kleinere Orte, und das Dorf Offingen-Bussen reicht bis an den Scheitel des Bergs hin. Die Abhänge sind gegen Norden und Osten bewaldet, auf der andern Seite theils angebaut, theils öde. Der in die Länge gestreckte Scheitel des Bergs hat eine ziemlich geräumige Oberfläche, welche durch einen tiefen Graben in zwei Theile getheilt ist. Auf dem vorderen Theil steht die alte Pfarrkirche Bussen, auf dem hintern liegen die Ruinen der Burg Bussen. Die Aussicht auf dem Bussen ist unvergleichlich schön: ganz Oberschwaben bis an den Bodensee, den man selbst noch auf dem Kirchthurm erblickt, und das Land, bis tief nach Baiern hinab, liegt als eine unermeßliche Ebene vor Augen, und in einer unübersehbaren Kette ziehen im Hintergrunde die Tyroler- und Schweizeralpen hin, oft so deutlich und klar sich darstellend, daß man jeden einzelnen Berg mit bloßem Auge, und bei günstigem Lichte selbst die Landhäuser von St. Gallen unterscheiden kann. Mehr als 500 Ortschaften liegen vor dem Blicke des Beschauers. Nur die Waldburg, welche näher dem Bodensee liegt, könnte dem Bussen den Vorzug der Aussicht streitig machen.

Das einzige ganze noch stehende Gebäude auf dem Bussen ist die Kirche, welche nebst dem Gottesacker

zum Dorfe Offingen gehört; sie wurde im Jahr 1516 von den Trümmern der vorderen Burg neugebaut, und 1781 abermals erneuert. Sie ist der Jungfrau Maria geweiht, deren Bild, als mater dolorosa, sie zu einer stark besuchten Wallfahrtskirche gemacht hat. Neben der Kirche ist ein Häuschen, das längst aus einer Eremitenklause zur Wohnung einer kleinen Familie eingerichtet worden. — Auf dem Bussen befanden sich in alten Zeiten zwei Burgen; die eine hieß die Vorderburg, die andere die Hinterburg. Die erstere stand zunächst bei der Kirche und ist schon im 15. Jahrhundert ein Burgstall gewesen, dessen Steine verwendet wurden, die Hinterburg, auf dem hintern Theil des Bergs stehend, und durch einen Graben von der Kirche, so wie von der andern Burg getrennt, hat sich am längsten wohnlich erhalten. Noch bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts war die Hinterburg bewohnbar, denn in einer alten handschriftlichen „Beschreibung der schwäbischen Burgen und Schlösser durch Ernst von Pflummern" heißt es: „Sonsten ist das jetzige Schloß auf dem Bussen (da innen sich schwerlich ein Jäger mit der Wohnung betragen kann) gegen seiner alten Magnifizenz gar schlecht und nit viel höcher oder besser, dann ein vergangnes Burgstall zu rechnen, sintemalen nit glaublich, daß Graf Gerold, welcher Kaiser Caroli Magni Schwager war, auch über Baiern und Schwaben ein Landvogt gewesen, und auf diesem Berg zum Bussen, allda er vornemlich residiret, seinen gräflichen Stammen, als ein Graf von Bussen, ad

posteros transmittiret hat, selbiger Zeit, diese Residenz nit viel stattlicher erbaut habe." Unter der zerstörenden Einwirkung der Zeit ist auch diese Burg nach und nach von selbst zerfallen, und es sind nur noch wenige Ueberreste von ihr vorhanden. Unter diesen zeichnet sich der Rumpf eines Thurms, durch seine eigene Bauart, so wie durch seine gewaltigen, wiewohl größtentheils geplünderten Steinmassen aus. Zuverläßig war dieser Thurm die erste Anlage einer Befestigung auf dem Bussen, vielleicht ein römischer Wartthurm. An diesen Thurm wurde in der christlichen Zeit eine Burg gebaut, die in alten Schriften den Namen Suevia führte, und der Sitz eines gewaltigen Alemannischen Häuptlings oder Herzogs gewesen seyn muß. Vielleicht war es schon Herzog Gotefried von Alemannien, der auf dem Bussen seinen Sitz hatte, denn seine Nachkommen sind nach ihm auf und um den Bussen herum begütert gewesen. Daß Graf Gerold, Schwager Karls des Großen, und durch seine Mutter Imma Urenkel des Herzogs Gotefried auf dem Berge Bussen seinen Sitz hatte, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. In den Annalen der Reichenau, so wie in dem Urbarium des Klosters Beuron heißt er ausdrücklich Graf von Bussen. Er war ein besondrer Liebling Karls des Großen und Graf in der Berchtoldsbaar, ja vielleicht Graf über mehrere Gaue, denn im schwäbischen Landrecht, dem Schwabenspiegel, heißt er Herzog Gerold v. Schwaben, und dort wird auch um seinetwillen den Schwaben

das Recht verliehen, im Streite die Vorfechter zu seyn. Es heißt darin: Kaiser Karl verlieh den Schwaben, wo man um des Reiches Noth streiten sollte, da sollten die Schwaben vor allen Andern streiten, und soll ihr Hauptmann seyn der Herzog von Schwaben. Als Karl die bairischen Verhältnisse ordnete, da übertrug er im Jahr 791 seinem Schwager die Statthalterschaft Baierns, eine sehr bedeutende Stellung. Gerold hatte sich schon in früheren Kriegen, namentlich im sächsischen Kriege, ausgezeichnet: er hatte sein eigenes Gefolg von Vasallen. Gerold fiel im Jahr 799 in einem Treffen gegen die Hunnen, und wurde in dem Kloster Reichenau, das er so reich begabt hatte, begraben. Nach einer Urkunde vom Jahr 811 hatte Gerold einen Sohn Berthold, dem Karl der Große die Vogtei über gewisse Orte am Bussen abgenommen, weil er übel damit gehaust habe. Dagegen wurde sie einem Grafen Adelbert übertragen, unter dem eidlichen Versprechen, daß er ein treuer Vogt und Schirmer der Güter seyn wolle, welche sein (Karls) lieber Vetter Egino (Bischof von Verona, Gründer der Kirche zu Niederzell auf der Reichenau) dem Kloster zu Tirmentingen und Offingen geschenkt, so wie der Güter, welche Gerold zu Unlingen, Grüningen und Altheim dem Kloster übergeben. Möchten wir das Erstere bezweifeln, daß Graf Gerold einen Sohn gehabt, denn ein Zeitgenosse aus der Reichenau sagt ausdrücklich, daß er keine Nachkommen hinterlassen, so ist das Andre urkundlich wahr, daß neben Graf

Gerold wirklich ein Graf Berthold Güter um und auf dem Bussen besessen, denn im Jahr 790 vermacht derselbe Besitzungen an der Donau und am Bussen dem Kloster St. Gallen, und seine Söhne Chadaloch und Baldebert siegeln mit dem Vater. Derselbe vergabt im Jahr 802 an die Reichenau Bussen, Offingen dabei (eine der Burgen auf dem Bussen und einen Antheil am Dorfe). Dann schenken im Jahr 805 Chadaloch, der schon genannte, und sein dritter Bruder Wago, dem Kloster St. Gallen die Kirche auf dem Bussen und die Kirche am See (Seekirch) u. s. w. Der Vater dieser drei Brüder, Berthold, † im Jahr 802, hatte zur Gemahlin eine gewisse Gersinda, und war zuverläßig ein Enkel jenes Bertholds, der mit seinem Bruder Nebi den heiligen Pirminius in der Reichenau einsetzte, und ein Enkel Herzog Gotefrieds gewesen. Demnach ist es sehr wahrscheinlich, daß er von Vater und Großvater seine Besitzungen auf und um den Bussen geerbt. So werden wir wieder auf den Bussen, als einen uralten Herzogssitz, gewiesen, und es wird uns auch klar, wie Graf Gerold, Enkel jenes Herzogs Nebi, mit den Berchtolden (Birtilonen) seinen nahen Verwandten, Herr auf dem Bussen gewesen. — Neben Gerold und den Bertholden war noch Mitbesitzer Egino, Bischof von Verona, der von sehr vornehmen Eltern in Schwaben abstammte und mit Karl dem Großen verwandt gewesen. Er ging wieder in die Heimath zurück, wählte die Reichenau zu seinem Aufenthalt, und gründete im Jahr 799 zu

Niederzell eine Kirche und eine Probstei; er starb allda, wo noch sein Grabmal zu sehen. Auch er vergabte Güter zu Dürmentingen und Offingen an die Reichenau. — Hauptbesitzer der Güter auf und um den Bussen sind noch gegen Schluß des 9. Jahrhunderts die Urenkel des genannten Bertholds, denn im Jahr 889 bestätigen Graf Chadaloch, der noch einen Bruder Berthold hatte, eine Urkunde in dem Eritgau, in dem Orte Pusso (Bussen). Nach den Birtilonen finden wir die Grafen von Vöhringen und Nellenburg, ohne Zweifel ihre Abkömmlinge, im Besitze der Bussengüter. Zu diesen gehörte wohl auch jener erlauchte Mann, Peregrinus, der zweite Stifter des Klosters Bussen-Beuron, der nach einem ihm in dem Kloster gesetzten Grabmal im Jahr 1092 auf seinem Schlosse Bussen gestorben ist. Im Jahr 1291 kaufte K. Rudolf von dem Grafen Heinrich von Vöhringen den Bussen und alle auf und an demselben gelegenen Güter und Orte, die Hinterburg auf demselben und die Vogtei über die Kirche. Die Vorderburg (bei der Kirche) war Reichenau'sches Lehen, wie sich das Urbar vom Jahr 1303 ausdrückt: „Uf dem Bussen die Hinterburg und ein Baumgarten unter dem Thurme (dem angeblichen Römerthurm) ist der Herrschaft (Oesterreich) eigen, so ist die Vorderburg Lehen von Owe (Reichenau)." Später ging auch die Vorderburg an Oesterreich über. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß K. Rudolf von Habsburg, der bekanntlich für einen seiner Söhne wieder ein Herzogthum Schwaben errichten wollte, den

Bussenberg, an den sich die Erinnerungen eines alten Herzogssitzes knüpften, zum Mittelpunkt und Hauptsitz einer neuen Schöpfung ersehen. Ob je Einer vom habsburg'schen Hause auf der Burg Bussen saß, ist nicht bekannt, dagegen saßen nach dem genannten Urbar schon im Jahr 1292 auf dem Bussen österreichische Burgvasallen (Burgmänner, Burgbesatzung), die von den Orten der Herrschaft Gefälle als Soldlehen bezogen. Unter andern werden genannt: ein Ludwig von Hornstein im Jahr 1313, Einer von Stadegen (Stadion), Conrad von Ramstein, Rudolf von Friedingen, die letzteren beide im J. 1408. Diese hatten, wie es scheint, ihre eigenen Wohnsitze auf dem Bussen, nahe bei den Schlössern, denn in späteren Zeiten verkauften Nachkommen derselben diese ihre ererbten Burggesäße (Burgställe) als freies Eigenthum an Andere.

Wie die meisten österreichischen Besitzungen in Schwaben, so hatte auch die Herrschaft Bussen das Loos, mehrmals verpfändet zu werden. Im Jahr 1325 kam sie an die Grafen von Hohenberg, später an Burkhard von Ellerbach, und endlich an die Truchseßen von Waldburg, und besaß die Herrschaft im Jahr 1398 Hans der Truchseß von Waldburg, der zugleich die Schirmvogtei über die Reichenau'schen Besitzungen in der Gegend hatte. Neben diesen Inhabern erscheinen noch als österreichische Vögte die von Stein auf dem Bussen, weil Oesterreich wohl die Landeshoheit über die Herrschaft beibehalten hatte. Im Jahr 1452 verkaufte Erzherzog Sigmund die Grafschaft Friedberg

sammt dem Schloß und Stadt zu der Scheer, dazu die Vogtei auf dem Schloß und Dorf Bussen und Dürmentingen an den Truchseßen Eberhard von Waldburg um 32,000 fl., auf ein Ewiges und Beständiges. Derselbe wohnte im Jahr 1483 auf dem Bussen. Später suchte Oesterreich die Herrschaft Bussen wieder an sich zu ziehen. Durch einen Vertrag vom Jahr 1680, da Oesterreich die Herrschaft wieder einlöste, blieb den Truchseßen Bussen mit Dürmentingen als Lehen und ewige Mannsinhabung. Diese Inhabung begriff die zerstörte Burg Bussen die Orte Bussisch-Offingen, Hailtingen, Unlingen, Dentinzen und Altheim. Im Jahr 1786 verkauften die Truchseßen von Waldburg die Grafschaft Friedberg mit Bussen und Dürmentingen, dem Lehen, für 2,100,000 fl. an den Fürsten Karl Anselm von Thurn und Taxis. Im Jahr 1806 kam Beides unter württembergische Oberherrschaft.

Ueber die Schicksale der Burgen auf dem Bussen wissen wir nur so Viel zu berichten. Im Jahr 1358 wurde der Bussen von Graf Eberhard v. Wirtemberg nebst den Städten Rotenburg und Horb den Grafen von Hohenberg und Haigerloch abgenommen. Vielleicht hat die Vorderburg schon damals starke Stöße erhalten. Im Jahr 1633 den 14. und 15. Dezbr. wurde die Hinterburg von den Schweden und Wirtembergern eingenommen und bis auf die leeren Mauerstöcke ausgebrannt; doch wurde sie wahrscheinlich wieder nothdürftig zu einer Wohnung eingerichtet. — Daß der

Bussen ein wichtiger Punkt zu Kriegsoperationen war, hat sich am Schluß des 18. Jahrhunderts bewährt. Als im Jahr 1796 der General Desaix mit dem linken Flügel der französischen Armee zwischen der Donau und dem Federsee eine Stellung einnahm, da besetzte er den Fuß des Bussen mit seiner Artillerie. Desaix, der in eigner Person auf den Bussen kam, warf von hier aus am 30. September die Oesterreicher über Ahlen zurück, und begann von derselben Stellung aus, am 2. Oktober, den Angriff in der Schlacht bei Biberach gegen Seekirch hin. — Es bestätigt sich mit diesem unsre oben ausgesprochene Ansicht, daß der Bussen zu allen Zeiten auch ein strategisch wichtiger Punkt gewesen.

Da nach unsrer Ansicht der Bussen ein Wohnsitz des Grafen Gerold und seines Geschlechts gewesen, so ist die Ansicht keine gewagte, wenn wir annehmen, daß der Bussen auch die Wiege der edlen Schwäbin Hildegard gewesen, die Gerolds Schwester und Karls des Großen vielliebe Gemahlin war.

Hier also die Sage von der frommen Hildegard.

Von der frommen Kaiserin Hildegard.

Es geschah mit Ausgang des Jahres 776, daß Karl der Große sich zu einem neuen Feldzug rüstete, und er trat eines Morgens in das Gemach seiner Gattin, um ihr Lebewohl zu sagen. Liebe Hildegard! sprach er, rathe mir, wem ich in meiner Abwesenheit das

Reich anvertraue, und das beste Kleinod, so ich habe, Dich, meine Theuerste? Mein lieber Gemahl, antwortete Hildegard, wenn ich Euch rathen darf, so ist es Euer Stiefbruder Taland, den Ihr zum Reichsverweser setzet, er ist ein tugendhafter Mann, und mich befehlet Ihr dem, in dessen Hut Wittwen und Waisen stehen, denn ich werde auch eine Wittwe seyn, wenn Ihr von dannen seyd. Sie sagte diese Worte mit vielem Weinen. Wohl mochte sie gedenken, daß ihr Trauriges bevorstehe. Da schloß Karl seine Gattin in seine Arme und sprach mit thränendem Auge: ja Dem, in dessen Schutz wir alle stehen, will ich Dich anbefehlen.

Schon warteten Karls Mannen im Hofe der Burg; er bestieg schnell sein Roß, ehe sein Schmerz laut war, und ritt von dannen mit seinen Schaaren. Wohl mit schwerem Herzen, denn er ahnte, es würde indessen Trauriges geschehen. —

Wie ihm Hildegard gerathen hatte, so geschah es auch. Karl setzte mit Willen seiner Reichsstände seinen Stiefbruder Taland über das Reich, und übergab ihm seine Hildegard, daß er für alle ihre Angelegenheiten sorge. Ach, daß er gerade dem Ungerechten sein bestes Kleinod anvertraute! Kaum war Karl abgezogen, so trat der böse Mann mit seinen unreinen Begierden und Absichten hervor, die er schon lange im Herzen verborgen hatte. Jetzt hielt er es für gute Gelegenheit, als Karl abwesend war, daß er der frommen Hildegard seine bösen Wünsche vortrug. Wo habt Ihr Eure

Sinne? sprach Hildegard zu Taland, als er solches ihr vorbrachte, wisset Ihr nicht, daß ich die Gemahlin Eures Bruders bin? und so dieß auch nicht wäre, wie sollte ich die Treue brechen gegen den, dem ich die Treue am Altare schwur? Darauf achtete aber Taland nicht; je mehr sie ihn abwies, desto mehr drang er in sie, und am Ende forderte er das mit Drohen, was er Anfangs nur erbeten hatte. Das brachte die fromme Hildegard über die Maßen in Sorgen; sie gedachte ihrer schweren Ahnungen beim Abschied, wie sie jetzt in Erfüllung gingen, und wandte sich nun in ihrer Noth zu dem, der die Bedrängten nie verläßt, und ihnen hilft, oft wunderbarer Weise. Eines Tages, als sie gerade wieder von des bösen Mannes Anträgen bestürmt worden war, trat Rosine von Bodman, ihre Gespielin, die sie sich schon lange zur innigsten Freundin erkoren hatte, in ihr Gemach. Was ist Euch, theure Gebieterin? fragte diese, als sie die Kaiserin in Thränen zerfließen sah. Ach, meine Theure! erwiederte Hildegard, nur Gott kennt meinen Kummer; er mag mir helfen, Menschen können es nicht. So enthüllet doch, fuhr das Fräulein fort, mir Euren Kummer, Ihr wisset ja, daß Euer Kummer auch der meine ist, und vielleicht kann ich Euch Rath schaffen. Mit niedergeschlagenen Augen, denn sie schämte sich, es auszusprechen, erzählte nun Hildegard, was bisher sich zugetragen hatte.

Rosine hörte mit inniger Theilnahme, als Hildegard ihren Kummer erzählte — sie schwieg eine Zeit

lang, als Hildegard geendet, und begann, nachdem sie ein wenig nachgedacht hatte: Theuerste Gebieterin, ich will Euch einen Rath geben, der gut gemeint ist, und diesen befolget. Mit List müsset Ihr suchen des bösen Mannes los zu werden, denn Gewalt steht Euch keine zu Gebot. Ihr müsset suchen, ihn hinzuzuhalten, bis Euer Gemahl wiederkehret. Wie dieß möglich ist, darüber habe ich eben nachgedacht, und es bestehet darin: So der böse Mann wieder kehret mit seinen Anträgen, so müsset Ihr freundlich gegen ihn seyn, denn leicht könnte er über Euch in Zorn entbrennen, und das möchte Euch Böses zuziehen; Ihr sollt also zu ihm sprechen: „Ich wäre Euch schon längst zu Willen gewesen, aber ich scheue den Argwohn der bösen Welt. Darum gehet hin, und errichtet in einem entlegenen Walde ein Lustschlößlein, da will ich Euch dann aufsuchen, und es mag dann weder Euch noch mir Böses daraus erfolgen." Wenn er dieß gethan hat, dann will ich Euch schon einen weiteren Rath geben. — Hildegard dankte herzlich ihrer Freundin, daß sie ihr aus ihrer Noth helfen wollte mit Gottes Willen, und sie that also. Taland der Böse kam wieder; Hildegard sprach zu ihm, wie ihre Freundin ihr gerathen hatte, und Taland ging hocherfreut wieder von dannen, verhoffend, daß jetzt bald das Ziel seiner Wünsche erreicht wäre. Sogleich ließ er tief in einem entlegenen Walde ein Haus aufführen, das eher einem festen Thurme, als einem Lustschlößlein glich, und er ließ daran feste Thürme anbringen, die er verwahrte mit

starken Schlössern, denn er gedachte dort recht ungestört seine unrechten Absichten auszuführen. Bald kündete er der Kaiserin an, daß der Bau nach ihrem Willen vollendet sey, und nie mahnte sie an ihr Versprechen.

Nun, liebe Rosina, sprach Hildegard in der Stunde, als Taland sie wieder verlassen hatte, zu ihrer Freundin, nun rathe weiter, was ich anfangen soll, daß ich des Bösen los werde? — Das ist jetzt leicht zu rathen, antwortete Rosina, der Böse hat sich eine Schlinge bereitet, in die er jetzt selbst fallen muß. Ihr gehet mit ihm, — so rathe ich Euch — in das Schloß, so er hat erbauen lassen; nehmet dann den Schlüssel zur Hauptthüre, der Bösewicht möge zuerst hinein gehen, Ihr schließet dann zu, und lasset den schlauen Fuchs so lange in der Grube, bis Euer Gemahl kommt. Herauskommen mag er nicht, denn wie ich höre, ist das Schloß fest gebaut, und seine Riegel sind dauerhaft. — Hildegard that, was ihre Freundin ihr gerathen, und es geschah auch, wie sie gehofft hatte.

Taland der Ungetreue traute ihren Worten, und so wurde der Bösewicht in seiner Grube gefangen, die er selbst gegraben hatte. Hildegard folgte ihm in das Waldschloß: Taland ging voran in das Gemach so am stärksten verschlossen war, und Hildegard schloß hinter ihm die Thüre. Jetzt erst that sie ihm kund, was sie mit ihm vorhatte. Du sollst in dem Gemach bleiben, sprach sie, bis mein Gemahl wieder kehret, so mag ich verschont bleiben von Deinen bösen Wünschen;

was Du bedarfst, sollst Du haben, und nichts soll Dir abgehen, bis auf jene Zeit, daß mein Gemahl wieder kehret. Da redete auf einmal der böse Taland in einer andern Sprache: Lasset mich doch heraus, bat er, ich will Euch künftig mit Allem dem verschont lassen, das ich Euch zumuthete, ich will Euch zwei Eide schwören, daß ich es halten mag. Hildegard hörte nicht auf die Worte des Ungetreuen, verriegelte die Thüre fester und ging von dannen. Als sie nach Hause kam, dankte sie Gott inbrünstig, daß er sie auf solche Weise von dem bösen Manne befreit hatte.

Während dieß am königlichen Hofe geschah, hatte Karl seine Kriegsangelegenheiten schneller in Ordnung gebracht, als man gewähnt hatte, und er trat siegreich den Rückweg nach Aachen an. Kaum hörte Hildegard die freudige Botschaft, daß ihr Gemahl in wenigen Stunden ankommen würde, da eilte sie in das verborgene Waldschloß und befreite den bösen Taland aus seiner Gefangenschaft, in welcher er mehrere Wochen zugebracht hatte, ohne großes Aufsehen des Volkes, denn man wähnte ihn auf einer Lustreise.

Taland that gar freundlich gegen Hildegard, als sie die Thüre öffnete, und sprach mit heuchlerischem Blicke: es soll jetzt alles zwischen uns vergessen seyn, was geschehen ist — aber sein Herz gedachte nicht so, sondern er entbrannte voll Rachsucht, die er auch bald ausbrechen ließ. Als sein Bruder, der Kaiser anlangte, da war große Freude in der Stadt, zu allermeist bei Hildegard, deren Leid jetzt wieder in Freude und

Wonne verwandelt schien. Aber es sollte nicht lange so währen; sie konnte nur kurze Zeit das Glück des Wiedersehens genießen, und noch mehr des Bittern folgte.

Wenige Tage waren verflossen, so trat der ungetreue Mann vor seinen Bruder, und brachte allerlei böse Kunde über das bisherige Betragen Hildegardens: vor allem, sprach er, wollte sie mich auch zu Dingen verleiten, die ich nur dann erfüllen konnte, wenn ich Deine Ehre hätte in den Staub treten wollen. Siehe, sie hat ein Lustschloß im Walde bauen lassen, von dem nur ich weiß, auf daß sie mit ihren Buhlen ihrer Untreue ungestört fröhnen könnte.

Als der Kaiser diese verläumderischen Worte des ungetreuen Bruders hörte, da ward er im Innersten betrübt. So, sprach er weinend, das ist die Treue die mir die Falsche am Altare gelobte? ich will sie nimmer sehen, die Treulose. Gehe hin, mein Bruder, thue mit ihr, was Dir gefällt, daß sie nicht mehr vor mein Angesicht kommt, die Schlange. Das waren köstliche Worte für den Bösewicht. Sogleich sandte er seiner Knechte zween aus, die mußten in der Nacht die Kaiserin aus ihrem Gemache holen. — Was wollt ihr? sprach sie überrascht, als diese hereintraten, wo sie mit ihrer geliebten Freundin, Rosina von Bodman, schlief. Wir wollen das Gebot unsers Herrn erfüllen, sprachen diese mit roher Stimme. Wer ist denn euer Herr? fragte Hildegard zitternd. Unseres Kaisers Bruder: auf seinen Befehl, und der ist auch des

Kaisers Wille, sollen wir Euch von dannen führen, und das Weitere werdet Ihr sehen. Ach, du böser Mann, wie rachsüchtig bist du, ach, du betrogener Gemahl, daß du dem Rathe deines bösen Bruders folgst! seufzte Hildegard. — Wohl mochte Hildegard gedenken, daß der böse Taland sich durch Verläumdung an ihr zu rächen suche und der Kaiser seinen Worten glaube. — So lasset mich doch, bat Hildegard weinend, meinen Gemahl noch einmal sehen, und ihn fragen, warum mir solches geschehe? Die rohen Knechte hörten nicht auf ihr Wort. Da trat Rosina, die treue Maid von Bodman, hinzu und sprach: ich trenne mich nicht von meiner Gebieterin, führet mich auch mit ihr von dannen. Die Knechte wehrten ihr, aber Rosina ließ sich nicht abhalten, und folgte weinend der frommen Kaiserin. Stille führten sie die beiden Frauen durch den Burghof; da harrete schon ein Wagen, in den wurden sie gesetzt, zu beiden Seiten die Knechte, die sie bewachen mußten. Viele Stunden waren sie gefahren, da hielt der Wagen stille, und die beiden Frauen hörten das Brausen eines breiten Stromes. Es war der Rheinstrom, über den eine Brücke führte. Jetzt steiget ab, sprachen die Knechte, hier ist das Ziel eurer Reise. Die Frauen stiegen ab. Es war eine dunkle Nacht und nur wenige Sternlein erglänzten am Himmel, überall Todesstille, nur des Stromes Wogen unterbrachen durch ihre Bewegung die Stille. In diesem Strome, sprachen die Knechte zu Hildegarden, sollt Ihr Euer Grab finden — so ist der Wille unsers

Gebieters. Hildegard weinte, als sie diese Worte hörte. Hieß mein Gemahl, der Kaiser, euch solches an mir thun? fragte sie schluchzend. Ja, unser Gebieter hat es befohlen nach dem eignen Worte des Kaisers. Nun, seufzte Hildegard, wenn mein Gemahl es befohlen, dann müßt ihr sein Gebot erfüllen. Ich will nun gerne sterben. Als sie dieß gesagt hatte, nahm sie ihr Diadem von Gold und Edelstein von der Stirne und bot es ihrer Freundin dar. Nimm es, sprach sie weinend, und trag' es zum Andenken an Deine unglückliche Freundin. Da sey Gott für, antwortete schluchzend Rosina von Bodman, ich werde Euch nicht verlassen, dieweil ich Euch Treue geschworen bis ins Grab. Ach, meine Theure, bat Hildegard, folge mir nicht, Du hast ja keine Schuld an Allem, was sich bisher zugetragen. Es wird Dir Niemand Böses zufügen, kehr' mit diesen Männern und bringe meinem Gemahl die Kunde, daß ich unschuldig sterbe, daß alles Lüge sey, was sein Bruder über mich vorgebracht. Da antwortete Rosina von Bodman: redet mir nicht darein, theure Gebieterin, daß ich Euch verlassen sollte, und von Euch umkehre, wo Ihr sterbet, da will ich auch sterben und begraben seyn. Nun sprach Hildegard nichts weiter zu ihrer Freundin. Die Knechte nahmen jetzt die unglückliche Frau und führten sie an das Geländer der Brücke. Rosina hing sich an ihre Gebieterin und wollte sich nicht von ihr trennen lassen. Da rissen die Knechte das Fräulein von der Kaiserin, und stürzten diese über die Brücke in die Wogen des

brausenden Rheinstromes. Als Rosina ihre Gebieterin hinunterstürzen sah, da beugte sie sich über die Brücke und stürzte ihr nach. Die Knechte verließen den Ort, nachdem sie ihr Gebot erfüllt hatten, kehrten an den Hof zurück, und berichteten ihrem Gebieter, daß sie seinen Willen vollführt. Der freute sich dessen über die Maaßen, denn er wähnte, es sey seiner Rache ein Opfer geworden. Aber es war dem nicht so. Gottes Hand waltete über der unglücklichen Fürstin und der getreuen Jungfrau von Bodman. Das Fräulein holte im Sturze in das Wasser ihre Gebieterin ein, sie ergriff sie an ihrem Gewande und hielt sie fest, daß sie nicht untersank. Sie hielt sich lange über dem Wasser; denn in ihrer frühen Jugend, ehe sie an den Hof der Kaiserin kam, hatte sie manchmal in des Bodensees Fluthen unter der Burg ihres Vaters mit ihren Gespielinnen durch das Bad sich ergötzt, und hatte nach und nach im Schwimmen sich geübt; so geschah es, daß sie die Retterin der treuen Hildegard wurde. Sie brachte sie im Schwimmen an das entgegengesetzte Ufer. Dankend sank Hildegard ihrer Retterin in die Arme. Beide harrten nun, bis es Tag war, an der Brücke des Stromes. Sie machten sich jetzt auf, und gingen längs des Stromes; da fanden sie eine Fischerhütte. Der Fischer öffnete ihnen, und er und sein Weib stärkten die Ermatteten mit Speis und Trank. Mit dem Morgen ging der Fischer in die Stadt und brachte an den Hof des Herzogs, der daselbst wohnte, seine Fische. Da erzählte er unter anderem, wie am Mor=

gen zwei Frauen bei ihm angekommen wären, die ihm vornehmer Abkunft schienen. Sogleich sendete der Herzog in die Fischerhütte, und Hildegard mit ihrer Freundin wurde an den Hof abgeholt; der Herzog nahm beide mit aller Würde auf, aber Hildegard verschwieg, so sehr der Herzog auch in sie drang, ihre Abkunft, und alles, was ihr widerfahren war. Hildegard lebte eine ziemliche Zeit lang an dem Hofe des Herzogs mit ihrer geliebten Freundin Rosina von Bodman. Der Herzog ehrte beide wie Glieder seiner Familie, und bot allem auf, um den beiden Frauen ein angenehmes Leben zu bereiten. Besonders war der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit die schöne Hildegard; sie merkte dieß bald, und es war ihr eine schmerzliche Bemerkung, denn sie hatte bis auf diese Stunde ihren Gemahl noch nicht vergessen. Wirklich trat in kurzer Zeit der Herzog mit seiner Neigung an den Tag; er erklärte Hildegarden, daß er sie von Herzen liebe, und keine für würdiger fände, daß sie das Herzogthum mit ihm beherrschete. So gerne hätte Hildegard gestanden, daß sie schon Gemahlin eines Andern wäre, aber sie hatte bei sich das Gelübde gethan, keinem Menschen ihr trauriges Schicksal anzuvertrauen. Der Herzog drang in sie, daß sie sich erkläre. Da ging sie mit ihrer Rosina zu Rathe. Das Ergebniß der Berathung war, daß sie beide den Hof des Herzogs verließen. Wohl redete gegen diese Absicht die Dankbarkeit, die beide gegen den edlen Herzog hegten, da er bisher so viele Wohlthaten ihnen

erwiesen hatte, und es entstand ein harter Kampf im Herzen der treuen Hildegard. Das Gelübde, das sie sich gethan hatte, ihrem Gemahl ewig treu zu bleiben, ob er sie auch verstoßen hatte, siegte; und beide, Hildegard und Rosina, entflohen in der Nacht vom Hofe des Herzogs in Pilgerkleidern. Was sollten sie nun aber beginnen, wohin sollten sie fliehen? das war jetzt die Frage, welche die beiden Freundinnen auf ihrem Wege beschäftigte. Wir wollen auf die Burg meines Oheims, der am Bodensee hauset, sprach die treue Maid von Bodman. Ich folge Dir, erwiderte Hildegard, wohin Du gehest. Nach langem Erfragen erkundeten sie den Weg, der nach dem Bodensee führte. Ueber manche verlassene Ebene, manche Höhe wandelte der Fuß des Pilgerpaars, bis sie die ersehnten Ufer des Bodensees und die befreundete Burg Bodman erreichten. Wer lange Zeit von seiner Heimath ferne war, der kann sich vorstellen die Freude des Fräuleins von Bodman, als sie den Spiegel des Sees wieder zum erstenmal erblickte, an dessen Ufer sie in ihrer Kindheit lustwandelte und die Zinnen der Burg, in der sie geboren war. Alles was sie erblickte, schien ihr wieder herrlicher. Beide Pilger wurden von dem Ritter Hans von Bodman voll Gastfreundschaft aufgenommen. Wie hocherfreut war er, als er ein Glied seiner Familie in der Jungfrau erkannte, die neben Hildegard ging. Noch in jungen Jahren hatte Rosina die Burg verlassen, und jetzt war sie zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Auch hier verhehlte Hildegard

ihr trauriges Geschick, und nur ahnen konnte Hans von Bodman, was die fremde Frau auf seine Burg geführt. Bald betrachtete der Ritter von Bodman die treue Hildegard und seine Nichte als liebe Hausgenossen. Hildegard gewann den Aufenthalt an den schönen Ufern des Sees so lieb, daß sie wünschte, immer hier zu bleiben. Allein nicht nur, daß dieser Ort der Gegenstand ihrer wieder erwachenden Freude wurde — Hildegard wurde ein Segen für die ganze Umgegend. Schon von früher Jugend an hatte sie eine Freude an Pflanzen und Steinen gehabt, und ihre verborgenen Kräfte zu erforschen gesucht. Jetzt wandte sie diese Kunde an, um manchem Kranken, der zu ihr kam, ein heilsames Tränklein, oder eine wohlthuende Salbe zu bereiten. Dazu hatte sie auch die beste Gelegenheit, denn jene ganze Gegend, besonders das schöne Höhgau mit seinen Bergkegeln, vor allen der nahe Berg Twiel, brachte eine Menge heilsamer Kräuter hervor. Bald erschallte der Ruf der frommen Hildegard vom Bodensee bis in die fernsten Gegenden des Schwabenlandes, und Jedermann sprach von der frommen Frau und ihrer Heilkunde. Um diese Zeit machte Kaiser Karl eine Reise durch das Schwabenland. Bei ihm war sein Bruder Taland, der schon lange an einer unheilbaren Krankheit litt. Seit jener Zeit nemlich, als er die treue Hildegard ins Elend verstoßen hatte, hatte ihn der Aussatz befallen — es war wohl ein sichtbares Strafgericht, das Gott ob seiner Missethat über ihn verhängt hatte. Er reiste in

manche Lande, um sich heilen zu lassen, aber nirgends fand er Heilung Als er nun seinen Bruder durch Schwaben begleitete, da hörte er von der frommen Hildegard am Bodensee. Sogleich entschloß er sich, den Weg dahin zu machen.

Unterwegs hörte er, daß die fromme Frau seit längerer Zeit oft Konstanz besuche, um dort viele Kranke zu heilen, die in dieser schönen Stadt sich einfanden. Er zog mit seinem Bruder, der gerne auch einmal diese Stadt besuchte, gen Konstanz. Als Taland in Konstanz ankam, suchte er die Wohnung der Wunderthäterin auf. Man zeigte ihm dieselbe: es war eines der unansehnlichsten Häuslein der Stadt. Ehe er eintrat, kam ihm die treue Maid von Bodman entgegen und fragte nach seinem Begehren. Taland erkannte sie nicht, und sagte ihr, wer er sey und was er wolle. Rosina erzählte ihrer Gebieterin, daß Taland, der so groß Unglück über sie verhängt, ihrer Hülfe begehre. Die soll ihm werden, sprach Hildegard, und man sah ihr in ihrem liebevollen Blicke an, daß sie alles das Unrecht vergessen hatte, so er einst gegen sie verübt. Ich danke Gott, sprach sie, daß er mir Gelegenheit gibt, feurige Kohlen zu sammeln auf das Haupt meines Feindes. Gehe hin und sage es ihm, aber zuvor möge er hingehen in die Münsterkirche und seine Sünden bekennen: dann erst werde die Arznei helfen, welche sie ihm senden werde. Rosina ging hin und sprach zu Taland, wie ihr Hildegard befohlen hatte. Taland that nach dem Wort der Jungfrau:

jetzt sandte ihm Hildegard eine Arznei, und Taland war in kurzer Zeit genesen.

Das vernahm Kaiser Karl; sogleich sandte er nach der wunderthätigen Frau, denn er wünschte, sie kennen zu lernen. Da ließ ihm Hildegard sagen: sie würde wohl vor ihm erscheinen, aber sie habe das Gelübde gethan, nur im Hause des Herrn sich vor den Menschen zu zeigen. Mit dem frühen Morgen erschien der Kaiser, begleitet von seinem Bruder, dem wiedergenesenen, in dem Münster zu Konstanz. Verschleiert trat Hildegard vor ihren Gemahl, daß er sie nicht erkannte. Großmächtiger Kaiser, begann Hildegard mit verstellter Stimme, Ihr wollet wissen, wer ich sey — es sey Euch denn kund gethan, aber zuvor gebt mir das Versprechen, daß Ihr eine Bitte erfüllet, welche ich Euch dann vorlegen werde. Es ist eine Bitte, die Ihr nie bereuen werdet. Ich verspreche es Euch, wunderthätige Frau, gelobte der Kaiser. Da schlug sie den Schleier zurück, und seine verstoßene Gattin stand vor ihm. Können die Todten auferstehen? rief Taland, und er sank blaß nieder am Kirchenstuhle. Hildegard ist unschuldig! setzte er hinzu mit zitternder Stimme. Meine Hildegard unschuldig? rief Karl hocherfreut, und er schloß sie in seine Arme. Kannst Du mir verzeihen? sprach Karl. Ich verzeihe Euch, mein theurer Gemahl, aber Ihr müßt dem verzeihen, der sein Unrecht bereut hat, antwortete Hildegard. Ich wills um Deinetwillen. Da trat Rosina von Bodman hinzu, und alle drei dankten Gott für seine

wunderbare Führung. Karl und Hildegard lebten noch lange glücklich mit einander.

XXIV.

Kloster Marienberg.

Kloster Marienberg, Kloster Berg zur lieben Frauen, auch häufig blos Kloster zum Berg genannt, liegt sehr malerisch auf einem Felsen über der Lauchart, hat noch gut erhaltene Gebäude und eine kleine, aber schöne Kirche. Das Kloster, wozu noch mehrere Oekonomie-Gebäude, auch eine Mühle gehören, wurde im Jahr 1682 neu erbaut, hat also nichts alterthümlich Merkwürdiges mehr aufzuweisen. Auf der Anhöhe, da das Kloster zum Berg erbaut wurde, stand schon in alten Zeiten ein armseliges Beguinenhaus mit einer kleinen Kapelle, das Frauen vom Augustinerorden bewohnten. Dem Klösterlein gegenüber stand das Schloß Altenburg, welches dem Grafen Hugo von Montfort gehörte, und nun bis auf etliche Reste vom Burggraben verschwunden ist. Ein Unglück in der Familie des Grafen gab Veranlassung zur Gründung eines förmlichen Klosters. Hören wir darüber den noch vorhandenen Stiftungsbrief vom 6. April des Jahres 1265, in dem sich Graf Hugo von Montfort,

der Stifter also ausdrückt: „Wir hatten zwei Söhnlein, die aus unserem Schloß Altenburg an den Fluß hinab gingen, um zu baden; als sie sich gebadet, legten sie sich in einen Heuschuppen, der nicht weit vom Schloß entfernt, auf das Heu und schliefen sanft ein. Wie nun durch Zufall neues Heu im Schuppen aufgehäuft wurde, sind sie ohne Zweifel nach Gottes Willen erstickt. Nachdem wir mit großem Jammer und Herzeleid einige Wochen eifrige Nachsuchung nach unsern Söhnlein angestellt und sie nicht finden konnten, da haben wir den allmächtigen Gott und die Jungfrau Maria inständig angefleht, er möge uns solcher Gnade würdigen, daß, wo wir unsre Söhnlein lebendig oder todt finden würden, wir zu Ehren und Lob Gottes des Allmächtigen, auch der Gottesgebärerin, der Jungfrau Maria, zum ewigen Gedächtniß ein Kloster bauen wollen." Wirklich wurden die beiden Söhnlein mit Anfang des Frühlings unverwest unter dem Heu gefunden. Graf Hugo von Montfort, eingedenk seines Gelübdes, stiftete nun ein Kloster zu Lob des allmächtigen Gottes und seiner Mutter Maria, auch zu Ehren des h. Benedikts, und gab dazu das Eigenthum von Altenburg mit der Vogtei und allen Gütern, als Wiesen, Feldern, Waiden, Fischenzen und Wäldern, nebst einer Mühle; auch vergabte er noch fünf Pfund Hellerzins, Tübinger Münze, welche er mit seinen Miterben vom Orte Gamertingen zu beziehen hatte. Die eigentliche Uebergabe geschah durch die Hand des Grafen Wolfrad von Vöhringen. Das Andenken des Stifters

ist durch ein noch im Kloster aufgehängtes Gemälde verewigt. — Die neue Stiftung hatte gleich im ersten Jahre Widerwärtigkeiten zu erdulden. Neidische, bösgesinnte Menschen fielen in das Kloster ein und jagten die Priorin mit ihren Schwestern hinaus, die dabei alle ihre Habe verloren. Doch nicht lange dauerte das Exil der frommen Schwestern, denn im Jahr 1267 sammelte Bischof Eberhard von Constanz die Zerstreuten wieder, setzte sie wieder ein und nahm sie in seinen besondern Schutz.

Auch die Grafen von Wirtemberg machten sich um das Kloster verdient, denn laut einer Urkunde vom Jahr 1271 schenken und bestätigen die Grafen Ulrich und Eberhard von Wirtemberg, auf Bitte ihres Vetters Graf Wolfrad von Vöhringen, der Priorin und dem ganzen Convent zu Marienberg die Vogtei des Städtleins Brunnen, und all ihr Recht in dem Städtlein selbst, wie es ihnen schon ihr Vater Ulrich geschenkt hatte. Ferner bestätigt Graf Eberhard von Wirtemberg im Jahr 1288 die Schenkung seines ehemaligen Vasallen Swigger von Truchtelfingen, bestehend in einigen Gütern zu Truchtelfingen und Steinhülben.

Im Jahr 1281 wurde das Kloster vom Pabst Johann XXII. in Schutz genommen. Im Jahr 1293 übergab es der Bischof Rudolf von Constanz dem Abt und Convent Zwiefalten in Schutz und Schirm, und unterwarf es dessen Obrigkeit in leiblichen wie in geistlichen Dingen. In der Folge jedoch nahmen sich des leiblichen Schirms immer die Herren von Gamer=

tingen und Hettingen an, und der Abt von Zwiefalten war immer nur der geistliche Obere. Im Jahr 1523, als die Herren von Speth zu Gamertingen Kasten-, Schutz- und Schirmvögte des Klosters geworden waren, entstanden bald allerhand Mißhelligkeiten. Der Convent zu Marienberg kündigte ihnen den Schirm auf, erkannte aber später wieder die Herren von Speth als Schirmvögte an, und gab eine jährliche Schirmsfrucht. In der Folge machte sich das Kloster ganz und gar los, und war frei und unabhängig, ohne jedoch ein immatrikulirtes Reichskloster zu seyn. Im Jahr 1802 wurde Marienberg von Württemberg in Besitz genommen, aber es behielt seine Einrichtung. Man beließ die sieben Klosterfrauen, drei Schwestern und einen Beichtvater, um hier den Rest ihrer Tage zu verleben. Noch im Jahr 1838 war das Kloster von Nonnen bewohnt. Die Nonnen sind nunmehr sämmtlich abgegangen, und das Kloster hat eine andere schöne Bestimmung erhalten, wodurch es der Menschheit wohl nützlicher geworden ist, als in früheren Tagen. Der ehemalige rühmlich bekannte Arzt, Dr. Rösch zu Urach und der edle Pfarrer Geßler, nunmehr zu Grabenstetten, entwarfen den Plan zu einer Rettungsanstalt für körper- und geistesschwache Kinder, und erkannten dieses im gesunden Albthal liegende Kloster für ein taugliches Asyl zu einer Heilanstalt. Das Herzeleid trauernder Eltern gab dem Kloster Marienberg seine Entstehung — schon manchen trauernden Eltern ist hier ein Kind von Leiden genesen, und sie haben, wie

einst Graf Hugo und seine Gattin, für ihre wiedergefundenen Söhnlein so Gott Lob und Preis dargebracht für ihre Kinder, die ihnen der Helfer über alle Helfer von Neuem geschenkt, und haben dankbar ins Herz gegraben die Namen der edlen menschenfreundlichen Stifter der Anstalt.

Die Kinder von Altenburg.

Das Schloß Altenburg hatte eine herrliche Lage. Auf einer mäßigen Anhöhe reizend gelegen, beherrschte es stolz die nächste Umgebung und spiegelte sich in den krystallhellen Wellen der nahen Lauchart.

Graf Hugo von Montfort, der Besitzer dieser schönen Burg, hatte sich mit seinem trauten Weibe und zwei blühenden Knaben hieher zurück gezogen. Müde von dem Geräusche der Welt, gab es für ihn kein lieblicheres Ruheplätzchen, als Schloß Altenburg im stillen Albthale, und frohe Tage zogen von nun an über den Häuptern dieser glücklichen Familie hin. Der Eltern innigstes Bestreben ging dahin, ihre Kinder zu guten Menschen zu bilden und die jungen Herzen mit treuer Hand zu leiten. Diese schöne, heilige Sorge umfaßte ihr ganzes Wesen, und es war eine Freude, der Kinder fröhliches Gedeihen und der Eltern rührende Sorgfalt, sie vor Allem zu schützen, was der Seele oder dem Leib gefährlich hätte werden können, zu beobachten. Eines der liebsten Vergnügen der beiden Knaben in den Sommermonaten war das Baden in den kühlen,

klaren Fluthen des Flusses, welcher in der Nähe der Burg vorbeiströmte, und sie weilten besonders gerne in den Abendstunden in dem erfrischenden Elemente. Eines Tages kehrten sie nicht zurück; die Abendglocken waren längst verklungen und die Dämmierung hatte ihren Schleier über die Gegend gesenkt, als die besorgten Eltern selbst an's Ufer eilten, um die Lieblinge zu suchen. Das Wasser war nicht reißend und hatte keine besondere Tiefe; am Gestade fanden sich keine Kleider und so war das Ertrinken der Kinder nicht wahrscheinlich: dennoch zeigte sich keine Spur derselben und das ängstliche Rufen der armen Eltern blieb unbeantwortet. Der Vollmond beleuchtete in dieser Nacht eine Scene der Angst und des Schreckens. Alle Bewohner der Burg und der nächsten Umgebung vereinten sich, um die Verlornen zu suchen. In dem nahen Walde wurde das Wild vom Fackelschein und lautem Rufen aufgescheucht, kein Winkel blieb undurchsucht, aber kein Erfolg krönte das redliche Mühen. Gerührt von dem Jammer der verzweifelnden Mutter, setzte man die Nachforschungen noch den ganzen folgenden Tag fort, umsonst — die Kinder waren und blieben spurlos verschwunden. Keine Worte können den Schmerz des Herrn von Altenburg und dessen Gattin beschreiben, weil keine erfunden sind, dieses entsetzliche Weh zu malen. All ihr Glück, ihre süßen Hoffnungen waren zertreten und sie fanden eine trostlose Oede, wo früher Alles voll Leben und Sonnenschein gewesen war! In ihrem herbsten Schmerze beteten sie gläubig zu Gott

um Gnade und Erbarmen, und gelobten mit frommem Sinne, an der Stelle, wo immer sich die erste Spur von ihren Knaben zeigen würde, ein Kloster zu bauen. Der Herbst und ein endlos langer Winter waren verflossen, die ersten Schneeglöckchen erhoben schüchtern ihre Köpfchen, die Sonnenstrahlen vergoldeten mit neuer Pracht die entlaubten Bäume, als wollten sie die jungen Knospen zum frohen Leben wecken: aber kein Lichtstrahl hatte je das Dunkel erhellt, das über dem Schicksale der verlornen Kinder ruhte. Eines Tages gingen die Knechte aus einer Scheune, die der Burg gegenüber lag, Heu zu holen, welches im verflossenen Jahre dorthin gebracht und seither unberührt geblieben war. Dort in Mitte des Schobers fanden sie die zwei Leichen! — Da lagen die einst so blühenden, hoffnungsvollen Knaben, der Trost und die Freude der Eltern und all der wilde Schmerz derselben konnte sie nicht wecken! Die Knaben hatten wahrscheinlich nach dem Bade sich niedergelegt, um ein wenig zu schlafen, waren von den Knechten nicht bemerkt und mit Heu bedeckt worden, unter welchem sie erstickten. Dem Gelübde gemäß erbaute der Graf von Montfort an der Stelle der Scheune ein Kloster und gab ihm den Namen „Marienberg.“ Zwölf fromme Jungfrauen weihten hier ihr Leben dem Herrn, und die kleine Gemeinde blühte unter dem Schutze der Gesegneten unter den Weibern. Der treue Gott, auf den die unglücklichen Eltern in ihres Lebens herbstem Weh vertrauten, senkte in ihr Herz den Frieden, den die

Welt nicht geben kann und vereinte sie nach einem sanften Tode wieder mit Jenen, die sie hienieden am Meisten geliebt. Ihre Leichen ruhen nebst denen ihrer Kinder unter dem Hochaltare der Klosterkirche, deren fromme Stifter sie gewesen.

Lina Welcbil.

XXV.

Die Wurmlinger Kapelle
bei Tübingen.

Ganz abgesondert erhebt sich über den Dörfern Wurmlingen und Hirschau ein runder steiler Berg, auf dessen Spitze wunderlieblich eine Kapelle pranget, die uns an das schöne Lied unseres L. Uhlands mahnt:

> Droben stehet die Kapelle,
> Schauet still ins Thal hinab.

Gegen das Ammerthal hin ist der Berg weniger angebaut, gegen das Neckarthal, besonders Hirschau zu, ist er vom Fuß an beinahe bis zur Höhe mit Weinbergen bepflanzt. Der Weg, der uns an die Kapelle führt, zieht sich an letzterem hin und ist fast einer der steilsten, mag er auch manchmal ermüden, wir werden reichlich für unsere Mühe belohnt. Ist die Höhe er-

reicht, so treten wir durch das schwarze Thörchen rechts, das zu dem, die Kapelle umgebenden Friedhofe führt. Mit Recht hat eine neuere Hand auf dieses Thörchen die Mahnung zur Mildthätigkeit geschrieben, in früherer Zeit war es wohl nie nöthig gewesen. Das erste nun, was wir thun, ist, daß wir im Innern des Friedhofes die Runde um die Kapelle machen, um der herrlichen Aussicht zu genießen, die uns durch die Oeffnungen der altergrauen Mauer und über das alte zerfallene Gemäuer selbst hinaus zu Theil wird. Mit Einem Blicke übersehen wir das ganze Neckarthal von Rottenburg bis Derendingen, und noch einen großen Theil des Ammerthals. Am westlichen Fuße des Berges liegt Wurmlingen, am östlichen Hirschau. Längs dem Neckarthale liegt Rottenburg mit seinen Thürmen, und in seiner Nähe rechts der hohe Wartthurm, links die wenigen Reste der Weilerburg; an Rottenburg sich anschließend in einer schönen Reihe hinunter die Dörflein Kiebingen, Bühl, Kilchberg, Weilheim und Derendingen, (die Stadt Tübingen verbergen die östlichen Berge). Hinter diesen Dörflein zieht sich die bläuliche Albkette hin, an die noch der schwärzliche Streifen des Schwarzwalds stößt. Von der nördlichen Seite des Bergs erblicken wir zur Rechten den schön gelegenen Ammerhof, weiter links Jesingen, an das sich Pfäffingen und Poltringen anreihen. Freundlich winket vom nahen Berge herüber das anmuthige Schlößlein Roseck, und die Thurmspitze vom Dorfe Entringen meldet, daß nicht ferne von

ihm das brüderliche Schlößlein Hohen-Entringen sich erhebe, das von den nördlichen Bergen neidisch versteckt wird.

Die Kapelle, wie wir sie jetzt erblicken, zeigt uns wenig Merkwürdiges. Ein gewöhnliches einfaches Kirchlein, dessen Inneres an Unwichtigkeit dem Aeußern entspricht. Die Verzierungen bestehen hauptsächlich in unbedeutenden Votivgemäldchen aus neueren Zeiten; das einzig Merkwürdige ist im Innern des Kirchleins eine erneute Inschrift, die sich auf der gegen das Neckarthal gekehrten Seite des Kirchleins befindet, welche meldet, daß „hier ein Graf Anselmus von Calw aus dem 10. Jahrhundert begraben liege."

Im 16. Jahrhundert mußte diese Inschrift noch nicht vorhanden gewesen seyn, denn es erzählt M. Crusius, daß er im Jahr 1589 auf einem Spaziergange zur Wurmlinger Kapelle einen Grabstein in einer Mauervertiefung eingeschlossen (da wo jetzt die Inschrift steht) gefunden habe, aber ohne eine Inschrift; wobei der ihn in die Kapelle führende Geistliche die Vermuthung geäußert, daß sich die Inschrift auf der Kehrseite befinden möchte, was aber nur mit Wegheben des Steins gezeigt werden konnte. Er erwähnt noch einer Tafel, die dabei an der Mauer gehangen habe, mit den Worten: „Graf Anselm zu Calw, Stifter", und einem beigefügten Wappen, das einen rothen Löwen ohne Haare im weißen Felde vorstellte, der auf drei bläulichen Hügeln oder Felsen stand, eine bläuliche Krone auf dem Haupte trug, und seine ebenfalls bläuliche

Zunge herausstreckte. Dieß nur zum Beweis, daß die jetzige Inschrift, ob sie gleich neueren Ursprunges scheint, entweder erneut wurde, oder wenigstens auf einer älteren Ueberlieferung beruht. Daß übrigens das Grab eines Stifters sich wirklich auf der Kapelle schon in frühester Zeit befand, dieß bezeugt die später zu erwähnende Wurmlinger Stiftung, die diesem Anselm zugeschrieben wird.

Das Alterthümlich-Merkwürdigste am Aeußern der Kapelle möchte das unter ihr angebrachte Gewölbe seyn. Wir gelangen am besten zu demselben, wenn wir durch das linke Thörchen des Kirchhofs hinabsteigen. Der Eingang, durch den wir kommen, zeigt uns mehrere kleine Gewölbe, deren Bogen von niederen massiven Steinpfeilern gebildet werden; von diesen steigen wir ein wenig abwärts und treten in ein einfaches Gewölbe, das in einen gemauerten Gang ausläuft, der bis gegen die Mitte des Kirchleins unter dem Boden fortführt. Was die Bestimmung dieses unterirdischen Gewölbes früher war, ist ungewiß; wahrscheinlich ist es, daß in der frühesten Zeit hier ein Todtengewölbe war. Vielleicht wäre dieß als die Stelle anzusehen, an der der Graf Anselm von Calw laut jener Inschrift in der Kapelle begraben wurde. Die ganze Bauart des Gewölbes spricht für ein hohes Alterthum und könnte die Muthmaßung unterstützen. Wohl mochte dieses Gewölbe allein den Verwüstungen des 30jährigen Kriegs entgangen seyn, während die Kapelle selbst ein Opfer desselben wurde.

Die Kapelle hieß vor Zeiten die Kirche zum heiligen Remigius, und der Berg der Remigiberg. Der lateinische Name des Bergs ist mons vermicularis, eigentlich Wurmberg, von Lindwurm abgeleitet, wie schon das Wappen der Edlen von Wurmlingen zeigt. Neben dem Kirchlein war in früherer Zeit noch eine Wohnung für den Geistlichen, den das Kloster Kreuzlingen bei Constanz beordnete. Dieß führt uns auf das Verhältniß des Klosters Kreuzlingen zu der Wurmlinger Kapelle. Schon nach Urkunden von 1185 finden wir Kreuzlingen im Besitz mehrerer Gefälle dieser Gegend; diese soll der oben erwähnte Graf Anselm von Calw schon in frühester Zeit dem Kloster Kreuzlingen mit der von ihm gestifteten Kapelle auf dem Berg vermacht haben. Zur Beziehung dieser Gefälle nun und zum Versehen des Gottesdienstes auch für die Gegend, wurde von dem Kloster ein Geistlicher auf dem Berge angestellt. Daß wirklich schon frühe ein solches Verhältniß stattgefunden habe, läßt sich aus Folgendem beweisen. Im Jahr 1192 übernimmt Kaiser Heinrich VI. die Besitzungen des Klosters Kreuzlingen, und unter diesen auch die von Wurmlingen als Schirmvogt, indem sie schon früher sein Urgroßvater Welf besaß. 1213 kommt ein Abt Theodorich von Kreuzlingen als Plebanus (Geistlicher) in Wurmlingen vor. 1226 will ein Graf Albert von Rottenburg dem Kloster Kreuzlingen den von ihm an dessen Gütern in Wurmlingen zugefügten Schaden wieder ersetzen. Dieses Verhältniß betrifft natürlicher

Weise hauptsächlich die Kirche auf dem Berge und was von Besitzungen um den Berg selbst oder in der Markung des Dorfes Wurmlingen lag. Es dauerte bis in die neueren Zeiten fort; denn als während des 30jährigen Kriegs, der besonders auch diese Gegend sein Weh fühlen ließ, die Kapelle und die Pfarrwohnung niedergebrannt wurde, ward die Kapelle im Jahr 1682 wieder aufgebaut, 1685 eingeweiht und wieder von Kreuzlingen aus mit einem Geistlichen des Klosters besetzt. In der neuesten Zeit wurden die schon unter Oesterreich sequestirten Güter inkammerirt und vom Staate der Pfarrer ernannt. Bisher war die Kirche auf dem Berge auch die eigentliche Dorfkirche. Erst im Jahr 1820, als die auf dem Berge zu klein und baufällig wurde, baute man im Dorfe eine eigene. Der Zustand, in dem wir die Kapelle erblicken, ist gleichfalls ein Werk der neuesten Zeit; natürlich war es mehr eine Verbesserung des Einzelnen, als eigentliche Wiederherstellung des Ganzen. Die Stelle des im 30jährigen Kriege mit der Kapelle niedergebrannten Pfarrgebäudes auf dem Berge, das nimmer aufgebaut wurde, vertrat wahrscheinlich das jetzige Pfarrhaus im Dorfe, das schon früher als Kreuzlinger Pfleghof erbaut worden war.

Eine sinnige Sage, so wie eine höchst seltsame Stiftung knüpft sich an die Person des obengenannten Grafen Anselm von Calw, des ersten und edelsten Todten auf der Wurmlinger Kapelle.

Graf Anselm von Calw und die Wurmlinger Mahlzeit.

Graf Anselm zu Calw war ein frommer Mann, der es mit Allen redlich meinte und treu an seinem Worte hielt; für ihn gab es kein größeres Vergnügen, als frei, wie der Vogel in den Lüften, in der Welt herumzustreifen. Schon vor Jahren hatte er das heil. Land gesehen, St. Thomasland hatte er auch besucht, und dann in die Heimath zurückgekehrt, war er wieder von Land zu Land gefahren, denn er freute sich, die verschiedenen Charaktere, die mannigfaltigen Sitten und Gebräuche der Menschen kennen zu lernen. Um seiner Landfahrerlust vollkommen genügen zu können, hatte er auch keine Frau genommen, damit nichts im Stande wäre, ihn zurückzuhalten. So blieb er oft jahrelang von seiner Heimath weg, und kam er wieder nach Hause, so geschah es nur auf einige Wochen, um sein Haus zu bestellen und Anordnungen zu treffen, im Fall er nimmer in die Heimath kehren würde. Bereits hatte er ein hohes Alter erreicht, und da er keine Kräfte mehr hatte, in die Ferne zu fahren, so strich er durch die Wälder und Thäler seiner Grafschaft. Das ging so mehrere Jahre hin, bis endlich der Tod auch hier sich einfand. Ungerne verließ der Wanderlustige die Erde, um zur Ruhe einzugehen und unbeweglich zu liegen. Im Sterben vertheilte er seine ganze Habe unter seine Dienstleute, und machte denselben zur Pflicht, seine Leiche in einen Sarg, diesen

auf einen schwarzen Wagen zu legen, vor denselben vier schwarze Stiere zu spannen und solche ungehindert des Weges ziehen zu lassen. Wo sie aber halten würden, dort sollte eine Kapelle gebaut und in derselben der Graf begraben werden. Der letzte Wille des Todten wurde gewissenhaft befolgt. Ein langer Zug trauernder Diener folgte dem Wagen, bis die Stiere nach einem beschwerlichen Wege über Berge und durch Thäler auf einem hohen, steilen Berg hielten und sich dort gemächlich niederließen. Nun wurde der Sarg noch einmal geöffnet. Die Augen ganz offen, als wollte er noch einmal mit einem weiten Rundblicke Abschied von der Erde nehmen, lag der Todte in stiller Ruhe da, von der Abendröthe bestrahlt, daß er aussah, als rollte noch das Blut in seinen Adern, als wohne noch das Leben in seiner Brust. Jetzt wurde der Erde wieder gegeben, was ihr gehörte, während von fünf Dörfern in der Runde ein feierliches Grabgeläute erscholl. Der Sarg des Grafen wurde der Grundstein der Kapelle, die nunmehr über dem Grabe erbaut wurde, nach dem Willen des Stifters. In ihr verrichtete von nun an manch andächtiger Pilger sein Abendgebet. Nach und nach fingen die Bewohner der Umgegend an, ihre Todten auf den Berg zu bringen, so daß sich mit der Zeit um den Grafen eine kleine Schaar Abgeschiedener sammelte; und Graf Anselm von Calw war bald nicht mehr der Einzige, der diese freundliche Höhe bewohnte. — Während eine Inschrift seinen Namen in

der Kapelle verewigt hat, lebt sein Andenken in einer sonderbaren Stiftung fort, die wir in ihrer alten naiven Sprache hier folgen lassen.

„In das Kapitel Wurmlinger Berg gehört der Stadt Tübingen und Rottenburg, sammt deren umliegenden Flecken Priesterschaft, die ihren eigenen Dekan und Kammerer haben. Derselbe Kammerer soll alle Jahr, auf Montag nach Allerseelen Tag, mit einem oder zwei Dienern auf den Wurmlinger Berg gehn. Da soll er vor dem Thor des Kirchhofs, auf obgenanntem Berg, einen Wagen gut gespaltenen dürrens Holzes, das gerne brennt und nicht rauchet, und dazu einen Sack voll wohlgebrannter Kohlen finden. Darnach soll auch da seyn ein Wagen voll Heu, darauf soll eine haselbraune Gans sitzen, welche der Kammerer dem Fuhrmann, der das Heu hiehergeführt hat, schenken soll, zum Zeugniß, daß auf den morgenden Tag einem jeden Priester, so da anwesend seyn werde, eine eigene Gans vorgesetzt werden soll. Weiter soll da seyn ein wohlgemästeter dreijähriger Stier, deßgleichen drei gemästete Schweine, nämlich ein Milchferkelein, ein Jährling und ein Zweijährling, die sollen auch durch einen Mezger besichtigt werden, damit sie nicht finnig seyen. Ferner soll der Kammerer da finden dreierlei Bier, nämlich jähriges, zweijähriges und dreijähriges; dieweil aber das Bier in diesem Land und zu dieser Zeit bös zu bekommen ist, haben sich die Capitelsverwandte Priester mit dreierlei Wein, davon der eine Rappus (Roth), der andere alt, der dritte

neu, doch weiß seye, abthätigen lassen. Deßgleichen soll auch da seyn dreierlei Brod, nämlich Semmel-, Kern- und Roggenbrod, und je drei um einen Schilling gebacken werden. Auch soll da seyn ein geschickter Mezger und ein berühmter Koch, der alles Obgemeldete wohl wisse zuzurichten und zu kochen. Alsdann soll des Abts von Kreuzlingen Pfleger, so auf diesem Berg seine Wohnung hat, er seye eine geistliche oder weltliche Person, der Metzger und Koch, sammt allem andern Gesind, das zu dienen allda gebraucht wird, dem Kammerer einen Eid schwören, daß sie deren oben angezeigten Dinge nichts in keinem andern Weg verändern wollen, als wie er's sie bescheiden werde; darum soll ihm auch ein eigen beschlossenes Gemach, alle Dinge darinnen zu behalten, gegeben werden, und solches alles, wie oben geschrieben stehet, soll auf bestimmten Tag verrichtet werden. Morgens, das ist auf Dienstag nach Allerseelen, sollen der Dekan und alle Capitelherrn, sammt den Miethlingen oder Helfern beider Städte, Tübingen und Rottenburg, frühe auf den obgenannten Berg, es seye zu Roß oder zu Fuß, kommen und ihre Kutzkappen mitbringen, bei Straf eines Moden Dinkels, mit dem ein jeder, der zu spät kommt, bestraft wird. Bleibt er aber gar aus, wird er gleicher Gestalten gebüßet. Es kann auch ein jeder mitbringen seinen Meßner, oder sonst einen Schüler, derselbe soll seinem Pfarrherrn gleich gehalten werden. Und ob sichs begebe, daß einem Capitelherrn, wenn er unterwegs wäre, um auf den Berg zu ziehen, eine

oder mehrere ehrliche Personen bekämen, die mag er einladen, und also einen oder mehrere Gäste mit sich bringen, doch soll er solches, sobald er auf den Berg kommt, dem Kammerer anzeigen, damit man solche Gäste nach Ehre wisse zu halten. Man soll auch einem jeden, der ein Roß mit sich bringt, einen neuen Kübel und einen Vierling Haber darein dem Roß zum Futter geben, dazu auch einen Strick, das Roß daran zu binden, zustellen; solchen Kübel und Strick hat eines jeden Capitelherrn Meßner zum Gedächtniß die Nacht mit ihm heim zu nehmen. Wann nun die Capitelherren also am Morgen auf dem Berg zusammen kommen sind, sollen sie ihre Stiefel und Sporn ausziehen und die Kutzkappen anlegen, vor der Kirche auf obgedachtem Berg liegend, und bei des Stifters Grab ein Vigilien beten. Darnach soll der Dekan des Capitels ein Seelenamt singen und die Capitelherrn zu opfern gehen, auch mittlerweilen zum Theil etliche Messen lesen. Unter diesem Amt verkündet ein Priester dem Stifter sein Gemahl und Kinder, auch siehet der Kammerer mittlerweilen ein oder zweimal in die Küchen, ob das Feuer recht und ohne Rauch brenne. Nach dem Amt der Messe geht man wieder zu des Stifters Grab, singt ein Vesper Placebo sammt angehängten Colkecten. Dennoch stehet der Dekan in der Kirche vor dem Seel-Altar, und die Capitelherren, angethan mit ihren Kutzkappen, neben ihm nach der Reihe; da bedeckt er zween seiner Apstanten mit der Stola, alsdann verliest der Kammerer den

Willen des Stifters mit verständlicher Sprache, und erklärt alles, was darinnen nicht verständlich gesetzt wäre. Darauf müssen alle Capitelherren mit eingesenkten Fingern in das Plenarium einen Eid schwören, daß solche Stiftung, als bis anhero gehalten worden, daß sie auch solche Haltung von ihren vorfahrenden Capitelherrn, also je und allwege gehalten seye, allein das ausgeschlossen, daß man jetzo Wein für Bier zu trinken vorsetzt. Auf solches bittet der Kammerer die Capitelherrn, sammt allen so gegenwärtig sind, zu Gast, und weil sie sich um den Vorsitz zanken oder verlängern, geht er hinab gen Sulchen, welches unten am Berg liegt, und spannet daselbst auf dem Kirchhof des obgemeldeten gemetzelten Stiers Haut aus, so breit sie mag, und heißt die aussätzigen Leute, so sich allda, vermöge der Stiftung, versammelt haben, niedersitzen. Darnach kommt er wieder zu den Capitelherrn und Gästen, nimmt ein Semmelbrod, höhlet es aus und stellt es einem jeden vor, darein legt ein jeder Capitelherr einen Pfennig, aber ein Gast gibt was er will. Solches Geld trägt er zu den Armen, die auf dem Kirchhof um die Stierhaut sitzen, und theilets unter sie aus. Mittlerweilen trägt man vor dreierlei Brod, und setzet dreierlei Wein vor, je zweien und zweien zusammen, und alsdann spricht man das Benedicite. Darauf befiehlt der Kammerer dem Koch anzurichten. Also setzt man erstlich vor die drei Schweinsköpf geröstet, und nachdem man davon gegessen hat, hebt man die wieder auf, sammt Wein und Brod,

was auf dem Tisch ist und gibt es den Aussätzigen, die bei der Stiershaut sitzen. Darnach legt man wieder dreierlei Brod auf, und trägt auf ein Beyessen von der Gans, Fuß, Leber, Flügel, Magen und dergleichen, und wann man von solchem gegessen hat, hebt mans auf, sammt Wein und Brod und gibts, wie obgemeldet, armen Leuten. Darnach setzt man vor gesottene Hennen, Brüh und Fleisch, frisch Wein und Brod — was übrig bleibt, wird aufgehoben und armen Leuten mitgetheilt; also wird auch mit dem Pfeffer gehandelt. Darnach setzt man vor gesottene Fisch in einer wohlgewürzten Brüh, aber alsdann legt man nur zweierlei Brod, nämlich Semmel- und Kernenbrod, und schenkt ein dreierlei Wein, mit dem aufgehobenen aber wird es, wie obgemeldet, gehalten. Folgends wiederum frisch Wein und Brod vorgelegt, und je zwei und zweien Capitelherrn vorgesetzt, eine gebratene Gans, darinnen soll stecken ein gebratenes Huhn und in dem Huhn eine gebratene Wurst, damit aller guter Dinge drei seyen. Und von solchem mögen sie ihren Gästen, Meßnern, Schülern und Andern, so zugegen sind, etwas vorlegen; das übrige alles wie obgemeldet, soll mit Wein und Brod aufgehoben und den armen Leuten gegeben werden. Zuletzt setzt man vor Käß, Kuchen, Nuß, Trauben, Birn und dergleichen, und wann solches aufgehoben, gibt man das den armen Leuten, also, daß von dieser Mahlzeit nichts überbleibe, das nicht armen Leuten mitgetheilt werden solle. Ueber das soll man auch den armen Leuten kochen und vorsetzen

Brüh und Fleisch, auch einen Pfeffer, dazu jedem einen Becher mit Wein darsetzen. Wann nun also die Mahlzeit vollbracht, das Gratias gesprochen, und die Herren vom Tisch aufgestanden sind, gehen sie in die Kirch in den Chor und halten Rath, ob ihm mit dieser Mahlzeit, vermög der Stiftung, genugsam geschehen seye oder nicht, und so das mehrer wird, daß ihnen genugsam geschehen seye, auch sonsten der Stiftung gelebt worden, alsdann zählt der Decan den Abt von Kreuzlingen und sein Convent, als Verrichter dieser Stiftung, frei, ledig und los aller Forderungen und Ansprach, die man im Fall, wo Mangel vorhanden gewesen, an ihm oder dem Convent, mit oder ohne Recht haben möchte, in allweg. Darnach verliest man die Stiftung wieder öffentlich. Es mögen auch die Capitelherrn, wann es ihnen gelegen, eine Summe Geldes für diese Mahlzeit nehmen, doch soll den Armen an ihrer Gerechtigkeit kein Abbruch, wie oberzählt, damit geschehen. Und ob sichs begebe, daß diese Stiftung in einem oder mehr Punkten nicht gehalten würde, alsdann sollen alle Nutzungen und Einkommen des vorgemeldeten Berges dem Kloster Kreuzlingen entwendet, und wiederum zu dem ältesten Grafen zu Calw fallen; der solle alsdann zu einem Zeugniß einen Goldgulden, reitend auf einem Pferd und in dem Stegreif stehend, über den Kirchthurm des gemeldeten Wurmlinger Bergs auswerfen und schnellen, und soll darnach er und seine Erben solche Stiftung zu verrichten schuldig seyn. Am Abend gibt man dem Gesind Brüh und

Fleisch, und zehn Schilling zu dem Abschied, und darnach alles übrige, es sey gekocht oder ungekocht, den armen Leuten." —

Diese Stiftung ist noch Anno Christi 1530 gehalten worden. Nachher wurde sie in ein ordentliches Mittagsmahl, mit dem noch ein Geldgeschenk von 2 fl. 45 kr. verbunden war, verwandelt. Während der ersten Zeiten der Reformation fanden sich selbst evangelische Pfarrer dabei ein, was zu manchen Irrungen Anlaß gab, worauf sie dann wegblieben. Noch heut zu Tag wird durch die Pfarrer der Umgegend jährlich diese Stiftung mit Todtenvigil, Seelenämtern und Vesper am Dienstag nach der allgemeinen Kirchweihe im Oktober gehalten, und Jeder erhält für diese Mahlzeit 6 fl.

Dieß die bekannte Stiftung der Wurmlinger Mahlzeit, die offenbar in eine sehr frühe Zeit zu versetzen ist, wenn wir wirklich Graf Anselm von Calw für den Stifter halten, der jeden Falls zu den ältesten Ahnherrn des Calwer Grafenhauses gehört, wahrscheinlich einer der nächsten Nachkommen Erlafrieds und Ermefrieds von Calwe gewesen, und wohl im Jahr 938 gelebt haben kann, wie unsre alten wirtembergischen Chronisten annehmen. Wenn es in der Stiftung gegen den Schluß heißt, daß der älteste Herre von Calwe auf dem Pferde, im Stegreif stehend, einen Goldgulden über den Kirchthurm der Kapelle werfen soll, so bezieht sich das auf eine Zeit, da der Stamm der Grafen von Calwe noch nicht ausgestorben war.

Das war der Fall im J. 1219, da mit Gottfried von Calwe der alte Stamm der Calwer Grafen ausgegangen. Somit war im Anfang des 13. Jahrhunderts bereits die wahrscheinlich in lateinischer Sprache verfaßte Stiftungs-Urkunde vorhanden. Daß die Stiftung des Grafen Anselm schon in alter Zeit wirklich in Ausführung gekommen, bezeugen mehrere Urkunden, unter andern eine vom Jahr 1348, die ein gewisser Dekan Berthold zu Poltringen verfaßte. Der zu Folge sollte die Mahlzeit am Dienstag nach Allerseelentag gehalten werden.

Nun noch eine Sage, die der Verfasser während der unvergeßlich schönen Tage auf der Alma Eberhardina bei seinen Wanderungen auf die Wurmlinger Kapelle oft hat erzählen hören.

Der Alte vom Berge.

In jener drangsalvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges, da die ehrwürdige Wurmlinger Kapelle von rohen Händen niedergebrannt war, siedelte sich ein frommer Mann neben den Ruinen des Kirchleins an, den man nur den Vater Leonhard, oder den „Alten vom Berge" nannte. Er war hieher gekommen, um auf Gott geweihtem Boden in stiller Einsamkeit sein Leben Gott zu weihen. Niemand wußte, woher er kam, Niemand kannte seine früheren Schicksale, aber Alle liebten und segneten den guten Alten, dessen Rath und Beistand ihnen so oft aus mancher Noth geholfen.

Dichtes Waldgesträuch hatte die Ruinen der Kapelle überwachsen; an diese hatte er eine arme, kleine Wohnung angebaut, die nur dürftig mit dem Nöthigsten versehen war. Das Zeichen unseres Heiles, das Kreuz, war der einzige Schmuck der kahlen Wände. So arm aber auch die Umgebung des ehrwürdigen Vaters war, so reich an Liebe und innerem Frieden war sein Herz. Jahr um Jahr war ihm im Dienste Gottes und in treuer Sorge für das Wohl der Mitmenschen dahingeflossen; manch heilend Kräutchen, von ihm gespendet, hatte der weinenden Mutter ihren Liebling wiedergeschenkt, manch tröstend Wort hatte der jammernden Wittwe Vertrauen und Hoffnung in die Seele gegossen, und in allem Weh des Lebens kamen die Bewohner Wurmlingens zu Vater Leonhard. Keiner verließ die arme Clause ungetröstet, denn der Alte vom Berge lehrte sie voll kindlichen Vertrauens den thränenvollen Blick gläubig nach Oben zu wenden, wo Alles Liebe und Erbarmen ist.

Das Alter hatte seinen Silberschnee auf das Haupt des frommen Vaters gestreut, die einst kräftige Gestalt war nun gebückt, die zitternde Hand umklammerte den Stab, und nur selten mehr sah man Vater Leonhard vom Berge herabwallen. Die Saat der Liebe bleibt nie ohne Ernte — und als die Kräfte des Greises immer mehr schwanden, brauchte er nur sein Eselein, dem er längst neben seiner Clause eine Wohnung bereitet hatte, von seinem treuen Hündlein begleitet, hinab gen Wurmlingen zu schicken, und die Einwohner wetteiferten, dem

allverehrten Vater Liebesgaben zu senden und für alle seine Bedürfnisse zu sorgen. Tag um Tag kam denn die kleine Karavane den Berg herab, voraus lief das Hündchen, als wollte es sorglich den besten Weg suchen; ihm trabte das Eselein behutsam nach, und so kamen sie, von Jung und Alt begrüßt, ins Dorf, um es alsbald reich beladen wieder zu verlassen. Die Ankunft der Beiden war für Wurmlingen längst ein Ereigniß geworden, dem man mit Sicherheit entgegensah; um so mehr mußte es auffallen, als sie eines Tages nicht eintrafen. „Was soll das bedeuten?" „warum kommt Vater Leonhard's Eselein heute nicht?" solche Fragen gingen von Mund zu Mund, und schnell entschlossen sich einige Männer, nach der Ursache dieses Ausbleibens zu forschen. Auf dem ganzen Wege fanden sie keine Spur der beiden Thiere, und gelangten endlich zur Zelle des frommen Einsiedlers, wo sich ihnen die traurige Lösung des Räthsels bot. Zwischen einer Gruppe von hohen Gesträuchen stund ein kunstloses Crucifix, vor welchem Vater Leonhard lag, die eine Hand um das Kreuz geschlungen, während die andere sich am Boden stützte. Als sie näher traten, sahen sie sein mildes, greises Angesicht, aber die klaren, blauen Augen, die so oft ihnen Frieden zugelächelt, waren wie im Schlafe geschlossen. Ein langes, braunes Kleid hüllte die Gestalt ein. Tiefe Stille herrschte ringsum, kein Vogel wiegte sich in der reinen Herbstluft. Sie standen lange vor dem Liegenden und betrachteten ihn aufmerksam; da konnte es ihnen nicht

entgehen, daß er still und stumm, daß er ohne Athem war. Vater Leonhard war todt, noch im Tode hielt er das heilige Bild umschlungen! Im Anbau der Zelle fand man die beiden Gefährten des Einsiedlers liegen. Die Hand, welche sie so lange gefüttert hatte, war erstarrt, und so waren die treuen Thiere, die ihren Herrn nicht verlassen wollten, verschmachtet. Tief ergriffen berathschlagten die Männer von Wurmlingen, was nun zu thun sey, und fanden nichts Besseres, als die Leiche einstweilen in die Hütte des Einsiedlers zu tragen, bis man sie in geweihte Erde beisetzen könne. Sie thaten es, sprachen die Todtengebete und gingen stille fort, um die traurige Kunde gen Wurmlingen zu bringen. Wer Vater Leonhard früher gewesen, wurde niemals ergründet.

Lina Welebil.

XXVI.

Ruine Geyersburg

bei Hall.

Auf einer südlichen Anhöhe über dem linken Ufer des Kochers, zwischen Gelbingen und Obermünkheim, ragt ganz nahe beim Lindenhof (Lindenau in alten Zeiten, von dem sich schon im Jahr 1275 ein Ritter Walth.r von Lindenawe genannt) die malerische Ruine

der Geyersburg. Die ganze Ruine besteht nur noch aus einem uralten achteckigten gebrochenen Thurme, an dem noch viele Fenster und Lucken sichtbar sind. Unten am Thurme ist eine große Oeffnung und ein Theil des Bogens über dem Eingange, der immer mehr zerfällt und sich erweitert. Da nirgends in der Umgebung des Thurms Reste von Mauerwerk sichtbar sind, auch über dem ehemaligen Eingang an den Seiten des Thurms mehrere Fensterlucken über einander sichtbar sind, so möchte man fast glauben, daß dieser Thurm das Hauptgebäude gewesen, in dem die Wohnung des Besitzers angebracht war. Wir wissen ja, wie sich im Mittelalter oft ganze Familien mit vielen Kindern mit einem einzigen Saale und etlichen Nebengelassen begnügten, denn in der guten alten Zeit lebte und wohnte man viel einfacher, als jetzt. Vielleicht stand auch auf dem obersten Stockwerk des Thurms, auf dessen Trümmern nunmehr schlanke Tannen emporwachsen, eine hölzerne Wohnung, wie wir sie besonders auf den alten Burgen der Schweiz finden. Wenn ein solcher Burgthurm von einem Graben mit einer Zugbrücke umgeben war, so war er hinlänglich befestigt, und konnte leicht gegen den ersten Angriff eines feindseligen Nachbars aushalten, bis Entsatz aus der nahen Stadt herbeikam.

Wenn wir von den wenigsten Burgen wissen, wer ihre Erbauer gewesen, so wissen wir es genau von der Geyersburg, wenn auch nicht Tag und Jahr der Erbauung angegeben ist. Der alte zuverläßige Haller Chronist Johann Herold berichtet uns in seiner

Chronica von der Stadt Hall (herausg. v. Ottmar Schönhuth, Hall 1855) S. 19 also: „Geierßburg hat ein Wittfraw, ein geboren Geyerin, die aber einen Veldner gehabt, zwischen Gelbingen und Münkhen, gleich bei Newenburg am Kocher ober, vf einem Berg, in einer Theurung ein klein Steinhauß umbgraben, gemauert vnd gebawet, vnd irem gebornen Namen nach Geyerßburg genannt. Von diesem Steinhauß vnd schloß ihr Wohner, ihr Söhn vnd Nachkommen die Geyer genannt sein worden." Woher diese Geyerin stammte, die wir als die Erbauerin der Geyersburg kennen, wissen wir nicht. Im Jahr 1361 erscheint ein Dietrich Geyer in einer Urkunde neben mehreren Rittern und Edlen aus der Umgegend, aber sein Wohnsitz ist nicht genannt; es könnte aber möglicher Weise einer vom Geschlecht der Geyer von Gibelstatt im Gau seyn, deren Burg noch jetzt in jenem Dorfe in Trümmern zu sehen. Nach unsrem Berichterstatter hatte sie zum Gemahl einen gewissen Veldner. Dieser Veldner gehörte einem Geschlecht an, das ursprünglich in Gailenkirchen seinen Sitz hatte, und einen Conrad Veldener (um 1298) als seinen Ahnherrn zählte. Die Veldener, welche einen Fisch im Wappen führten, zogen frühzeitig nach Hall, wo sie bürgerlich wurden und im sogenannten Veldenersthurm wohnten. Der Stammvater dieser Haller Veldner ist wieder ein Conrad Veldner, dessen Wittwe Guta vom Jahr 1333—45 häufig in Haller Urkunden erscheint, und hauptsächlich durch Erbauung der sogenannten Veldnerin-Kapelle ihres Namens Ge-

dächtniß verewigte. Sie hinterließ drei Söhne: Heinrich, Conrad und Hans. Der letztere ist wohl jener Hans Veldner, der im Jahr 1345 vorkommt und wohl mit jener Geyerin vermählt war, welche die Burg baute, und sie den Grafen von Hohenlohe zu Lehen auftrug. Wahrscheinlich ihr Sohn gleichen Namens nannte sich zum ersten Male „Gyr". Im Jahr 1383 stiften Johannes von Stetten, Ritter, Peter und Wilhelm von Stetten, Hans Veldener, Gyr genannt, und Hans von Stetten, der jüngere, Bürger zu Hall, um ihres Seelenheils willen, den Altar in dem Chor in der Kapelle auf St. Michels Kirchhof, welche der Veldnerin Kapelle heißt, für den Kaplan gewisse Gülten von Häusern zu Hall (Hans Veldners bei der Brucken) u. s. w. Im Jahr 1386 wird Hans Veldner, genannt Gyr, gemeinschaftlich mit Götz von Stetten belehnt mit dessen Theil an Kocherstetten. Er und seine Nachkommen führten in ihrem Wappen einen weißen Fisch in einem gelben Strich, überzwerch in einem rothen Feld, und einen rothen überstülpten Heidenhuth, oben mit einem schwarzen Federbusch, sonst vom Ende zu beiden Seiten von Fischen und Farben wie die Schilde. — Schon mit Anfang des 15. Jahrhunderts war die Geyersburg nicht mehr im Besitz der Veldner, genannt Gyr, denn schon im Jahr 1403 werden dem Hans Veldner alle seine Besitzungen von der Stadt Hall ausgelöst und im Jahr 1406 von ihr an Rudolf von Münkheim übergeben. Hierunter waren auch die Hohenloh'schen Lehen Veldners, mit welchen im Jahr

1408 der genannte Rudolf von Münkhen, Ulrich von Gailenkirchen, und Conrad von Thalheim, alle drei Bürger zu Hall, von Graf Albrecht von Hohenlohe belehnt wurden. Insbesondere befanden sich darunter Geyersburg, das Haus und Hofraith mit seiner Zugehörde, auch der Hof zu Lindenau und die Kelter daselbst, wie das Alles dem Geyer gewesen ist. Dieses Mannslehen erhielt im Jahr 1414 Rudolf von Münkheim allein, nachdem Graf Albrecht im Jahr 1408 auch ihm allein, im Jahr 1430 aber Graf Kraft sowohl dem jüngern Rudolf, als des älteren Söhnen, Enderlin und Egelin das Burgstadel zu Obermünkheim, das Gütlein davon, die Kelter, Fischwasser, viele Weinberge, Gülten und Güter zu Ober- und Untermünkheim nebst den Keltern in den Gaisbergen verliehen hatte. Im Jahr 1453 verlieh dieses Mannslehen Graf Kraft von Hohenlohe dem genannten Endris von Münkheim, welchen Graf Albrecht im Jahr 1473 noch den Hof zu Michelfeld beifügte. Im Jahr 1484 wird Ulrich von Münkheim damit belehnt, nach dessen Tod im Jahr 1507 das ganze Lehen der Lehenschaft heimfiel. Im Jahr 146... (eine Zahl fehlt) machen Hans und Sebastian von Stetten, genannt die Veldner, auf die heimgefallenen Lehen eines Hans Geyers zu Hall Ansprüche. Derselbe hätte also, nach dem er die Geyersburg verlassen, wieder zu Hall gewohnt, wo er auch verstorben. Wir halten für seinen Sohn jenen Hans Veldner, genannt Geyer, der im Jahr 1473 erscheint und keinen Antheil mehr an der Geyersburg hatte. —

Ob die Geyersburg im letztgenannten Jahr bereits zerstört gewesen, darüber haben wir keinen urkundlichen Bericht. Der Sage nach wurde sie von den Hallern gebrochen, weil die auf der Burg Räuberei getrieben. — Hören wir zuerst die Geschichte von der Erbauung der Geyersburg, wie sie sich zur schönen Sage gestaltet hat.

Die Gründung der Geyersburg.

Frau Bertha, aus dem Geschlechte der Haller Edlen, genannt die Geyer, fühlte sich nach dem Tode ihres, in der Blüthe seines Lebens hingeschiedenen Gatten, Hans Veldner, nicht mehr heimisch in der lauten geräuschvollen Stadt Hall, wo sie die wenigen glücklichen Jahre ihrer Ehe verlebt hatte. Sie entschloß sich, geleitet von einer heißen Sehnsucht nach Ruhe und Stille, und nach wohlerwogener Wahl, ein kleines Schlößlein, fern vom bunten Getriebe der Welt, zu erbauen, um allmählig ihr wundes Herz am Busen der treuen Mutter Natur zu heilen und ihren Schmerz ungestört in ihren Schooß auszuweinen. Sie traf mit kräftigem Geist alle Anstalten, bald den Bau zu beginnen, nicht ahnend, welche Hindernisse sich dagegen aufthürmen würden. Die Herren in Hall, sich berufend auf einen vom römischen Kaiser ihnen verliehenen Freiheitsbrief, kraft dessen sie ermächtigt waren, jeden Bau einer neuen Veste im Umkreis einer Meile um die Stadt zu verwehren, widersetzten sich ihrem Willen, und verboten ihr geradezu, das bereits Angefangene weiter zu fördern.

Aber Frau Bertha Veldnerin hatte den Gedanken mit zu großer Vorliebe im Herzen bewahrt, sich über dem stillen friedlichen Thale anzusiedeln, als ihn so wohlfeilen Kaufs wieder abzugeben.

Sie wandte sich in ihrer Verlegenheit an einen Freund ihres seligen Gatten, den Schenken von Limpurg, dessen kräftiger Vermittlung es gelang, ihr die Erlaubniß zum Bau zu erwirken, welche ihr jedoch nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt ertheilt wurde, daß der Stadt Hall nie und unter keinerlei Vorwand das Oeffnungsrecht auf der von ihr erbauten Veste verweigert werden dürfe, worüber eine Urkunde verfaßt, und sowohl von den Herren des Raths in der Stadt Hall, als von der Wittwe Veldner und dem Schenken von Limpurg als Zeugen unterschrieben und besiegelt wurde.

Rasch und freudig begann nun die Arbeit des Baues. Kaum wurde es kund, als von nahe und ferne viele durch die damals herrschende Theurung dem bittersten Mangel ausgesetzte Arme herbeieilten, der Frau Veldnerin für Nahrung und Obdach die thätigen, Arbeit gewohnten Hände zum Dienste zu bieten. Unweit dem Platze, auf welchem das Schlößchen emporsteigen sollte, lagen verschüttet und vermoost die Trümmer einer großen Burg in wilden Massen über einander; ein weites Feld wuchernder Nesseln und Dornen bezeichneten ihre Gränzen; aber ihr Name war verklungen in den Tagen der Vergangenheit und Niemand wußte, wer einst hier gehauset. Aber reichlich lieferten diese

Reste die Bedürfnisse des Baus, und aus den schön und zierlich behauenen Steinen athmete der Geist einer kräftigen Periode der Kunst.

Ein munteres, reges Treiben belebte jetzt die einsame Gegend. Täglich besuchte Frau Bertha die Stätte des Baues, spornte mit Ernst und freundlicher Rede den Eifer der Arbeiter, um des Schlößleins Zinne bald lustig emporsteigen zu sehen. Ein schönes Vorahnen hob ihr die tiefbewegte Brust; aus dicht verhüllter Zukunft dämmerten ihr frohe, sonnenhelle Tage herauf, und mit Ungeduld sah sie dem Tage entgegen, der sie in ihr kleines stilles Eigenthum einführen sollte. Und als das Schlößlein nun dastand in wohnlicher Zierde, und die Abendsonne seinen Schatten malte im kleinen Wellengekräusel des Kochers, die fertigen Arbeiter, am Fuße des Berges gelagert, mit trübem Blick hinauf sahen, und darüber hinweg in ihre, wieder dem Mangel preisgegebene Zukunft, und manche Thräne banger Erwartung sich in dem grünen Rasen barg, da trat, von tiefem Mitleid bewegt, die Herrin zu dem Baumeister und gebot ihm, keinen Arbeiter zu entlassen, ehe denn er den Tag ihres Einzugs im neuen Eigenthum festlich mit ihr gefeiert habe, und der Schaffner erhielt Befehl, Allen wie bisher Speise und Trank zu reichen.

Ein heiterer Tag ging über Bertha auf, den Pfad zu erhellen, der sie mit ihrem einzigen Kinde, einem holden Knaben, einführte in ihr ersehntes, freundliches Asyl. Mit lautem Jubel begrüßte sie das ganze Chor

der Meister und Gesellen, angeführt von dem Baumeister, und geleitet von den Vielen, denen die milde Hand der Herrin Brod und Unterhalt gespendet hatte. Mit dankbaren Thränen und Segenswünschen weihten sie des Schlößleins Pforte, und als Frau Bertha den Fuß auf die Schwelle setzte, ertönte lautes Freudengeschrei der Menge von Neugier getriebenen Beschauer, und Glückwünsche wirbelten im bunten Gewirre durch einander; mit Blumen und Eichengezweig fand sie alle Gemächer zierlich geschmückt, und der Geist des Friedens und der Ruhe wehete ihr heilverkündend entgegen. Reichlich spendete sie nochmals Speise und Trank, reichte mit eigener Hand und freundlich dankenden Worten jedem seinen Lohn, und entließ am Abend alle, die nicht zu ihrem kleinen Haushalt gehörten.

Nach einigen Tagen entbot sie den Schenken von Limpurg, die Ritter von Sulburg und von Münkheim, Herrn Berler von Dullau, Schultheißen der Stadt Hall, die Herrn von Teuwer und von Michelfeld und den Edlen von Enslingen, zu einem Mittagsmahl; und als sie nach dem Essen noch fröhlich beim Becher verweilten, mit Erzählung manch lustigen Schwanks aus der fröhlichen Jugendzeit sich die Zeit kürzend, trat, sich sittig verneigend, Frau Bertha zu ihnen und begann also:

„Vergönnt, ihr edlen Ritter und Herren, mir ein geneigtes Gehör und lasset euch mein Anliegen in Demuth vortragen. Ihr wisset allzuwohl, wie höchlich

Noth einer einsamen Wittwe ein kräftiger Schutz thut, darum wollet ihr, Herr Schenk, mir und meinem Waislein noch fürder ein treuer Schutzherr und Verfechter unserer Rechte seyn. Da ich aber nicht weiß, obwohl ich noch jung an Jahren und gesunden Leibes bin, wenn mein letztes Stündlein schlägt, so habe ich in Gott und unter dem Schutze seiner Heiligen einen Entschluß gefaßt, und bin gewillet, dieses mein Schlößlein, so ich frei aus eigenen Mitteln und ohne eines Menschen Zuschuß erbauet, meinem einzigen Söhnlein Edelbert zu verschreiben, welches ihm, so ich früh versterben und ihn unmündig verlassen sollte, leichtlich von der Stadt Hall, als welche sich dem Bau stark widersetzet, streitig gemacht und entrissen werden könnte, so habe ich deßhalb dem Schultheißen Herrn Berler von Dullau, und den andern ehrsamen Rittern und Herren die Bitte vorzutragen mich erkühnet, mit eueres Namens Unterschrift und adeligem Insiegel die Urkunde zu beglaubigen und zu festen, und meinem Söhnlein so sein Erbe zu sichern. Da ich aber die letzte Sprosse des Stammes der Geyer bin, so ist mein Begehr, daß mein Name sich auf spätere Geschlechter durch meinen Sohn vererbe, und er fürder „Edelbert Veldner der Geyer," das Schlößlein aber für alle Zeiten die Geyersburg heißen soll. Sämmtliche Herren fanden keine Ursache, der Wittwe ihr Verlangen zu verweigern. Es wurde alles rechtskräftig aufgesetzt, unterschrieben und besiegelt, und von Stund an das Schlößlein die Geyersburg, sowie das junge Herrlein Veldner der

Geyer genannt. — Nur eine schöne, heilige Sorge umfaßte von nun an das ganze Wesen und Leben der Burgfrau, die Erziehung ihres Kindes. Schon in Hall ward er einem vielerprobten Lehrer vertraut. Zarte Liebesbande, wie die Natur sie um Vater und Sohn schlingt, hatte bereits beide, Lehrer und Zögling, so einzig und fest verbunden, daß Herr Johannes Mühlheimer alles bisher Gewohnte und Liebgewonnene verließ und mit dem Knaben und seiner Mutter hinaufzog ins stille einsame Schlößlein über dem anmuthigen Thale.

Zu gut kannte Meister Johannes die Bestimmung eines Knaben, dem edles Blut die Adern schwellt, als daß er für hinreichend halten konnte, seinen Zögling blos in den schönen genußreichen Künsten des Friedens heranzubilden. Edelbert mußte einst auch das Schwert zu führen wissen, sollte sich zum Ritter hinaufkämpfen, sollte nach der Sitte der Zeit auf blutbedeckter Bahn sich Größe und Macht erringen, darum übte er den Knaben oft im Waffenspiele, tummelte sich mit ihm auf bäumendem Rosse im weiten Felde umher, und machte ihm auf diese Weise eine Biegsamkeit und sichere Fertigkeit eigen, deren wohlthätige Folge sich in seinem späteren Leben oft bewährte. So gerne und freudig aber Edelbert diesen Vorspielen einer ernsten Zukunft sich hingab, so zog doch eine innere Mahnung ihn unwiderstehlich in's Reich der Töne. Jeder Klang, kaum berührten Saiten entschwebt, weckte in seiner Brust mächtig der Harmonie verwandte Töne, und in hoher Begeisterung erbebten alle die zarten Saiten des

reinen jugendlichen Herzens. Herr Johannes, selbst Meister auf der Laute, hob durch seinen Unterricht noch höher des Knaben Streben, und bald war er so weit, nicht mehr hinter der geflügelten Hand des Meisters zurück zu bleiben.

So schwanden Jahre dahin, und Edelbert in kräftiger Blüthe hoch herangewachsen, hatte sein sechszehntes Jahr beschlossen. Kleine Ausflüge an der Seite des Meisters zu den Herren der Nachbarschaft, die der Sängerkunst hold, ihn freundlich willkommen hießen, hatten ihn vor der gewöhnlichen Schüchternheit in der Einsamkeit aufgewachsener Jünglinge bewahrt, und ihm edlen Anstand und feine Sitten eigen gemacht; und mit holder Freude sah die Mutter das verjüngte Bild ihres so früh verlorenen Gatten.

Einst als der Schenke von Limpurg seinem Sohn vor dem versammelten Adel der Stadt, so wie vieler seiner Freunde und Bundesgenossen, die Ritterwürde ertheilen wollte und sie alle mit Frauen und Töchtern auf einen Tag auf seine Veste einlud, konnte Frau Bertha um der vielen Verpflichtungen willen, die sie dem Schenken schuldete, es nicht verweigern, seiner freundlichen Mahnung mit ihrem Sohne gehorchen, so wenig so ein Festgelage ihr Genuß bieten konnte. Sie ritt, eine der letzten, an Edelberts Seite, der in anmuthiger Tracht der Sänger sie begleitete, in das Burgthor ein. — „Gott grüß Euch, edle Frau!" rief ihr der biedere Schenke entgegen, und hob sie von ihrem Rößlein, „darf ich doch traun! nichts Geringeres

beginnen, als meinen Sohn wehrhaft zu machen. Soll ich euch einmal hier oben auf meinem Neste begrüßen? Nun seid mir willkommen! — Und auch Ihr mein schmucker Junker, kommt ja geschmückt wie ein recht erprobter Sangesheld. — Ja, ja, singt nur jetzt noch recht fröhlich und guten Muths. — Werdet zeitig genug verstummen, wenn Ihr einmal beim Schwerttanz den Reihen führt.“ — Damit gesellte er beide der versammelten großen Gesellschaft zu, und machte sofort Anstalt, die feierliche Ceremonie, deren Zeugen die Gäste sein sollten, vorzunehmen. Nach deren Beendigung vereinte laute Lust und Fröhlichkeit die Herren und Frauen an reich besetzten Tafeln. Lustig kreisten die Becher voll perlenden Weins die Runde von Mund zu Mund, und Scherz, Jubel und lautes Gelächter schwirrten in wirrem Getöse durcheinander.

An einer der Tafeln hatte sich zwischen zwei jungen Rittern, Kunzen von Kransberg und Walther von Hohenthüren, ein Streit entsponnen und ungezähmte Kampfeslust, gesteigert durch den Geist des Weins, entschied, daß ein ernster Gang das Recht an's Licht bringen sollte. Hinaus auf die Ebene ritten trotzig und stolz die Kämpfer. — Viele sammt einer Menge des Trosses folgten stürmend ihnen nach, mit gespannter Erwartung welchem der Sieg werde, und in manch neuem Zwiespalt äusserten sich die getheilten Meinungen der Zuschauer. Doch in kurzer Frist tönte lauter Jubelruf dem Sieger, Kunzen von Kransberg. Im Triumphe führte ihn die Menge wieder in die Veste,

aber Walther von Hohenthüren, der gewaltige Prahler, schlich sich heimlich und hinkend davon.

Aus aller Munde tönte Freudenruf und Lob Herrn Kunzen entgegen, als er wieder in den Hof trat. Jetzt griff Edelbert im schönen Hochgefühl eines verwandten adeligen Sinnes mit geflügelter Hand in seine Saiten, und ein Lied voll deutscher Kraft entströmte des begeisterten Sängers Lippen. Verstummt war jeder Laut, alles lauschte dem herrlichen Gesang, wie er aus der Tiefe eines bewegten Gemüths heraufschwebte, alles, was sich dort entfaltete, in Bild und Wort zu gestalten. Er hatte geendet. Still in sich versenkt entbebten nur einzelne Töne den kaum berührten Saiten, wie ein mächtiges Verbrausen der stürmenden Gefühle seiner Brust, und das laute Lob, ihm von allen Seiten gezollt, vermochte nicht, ihn seiner Begeisterung zu entrücken. Da flüsterte, wie das flüchtige Vorüberwehen eines Zephyrs, eine melodische Stimme in sein Ohr: Habt Dank, edler Sänger, habt Dank! Schnell sich wendend, sah er zwei weibliche Gestalten vor ihm hinschweben. Rasch folgte er ihnen und fragte den Ersten, der ihm in den Weg kam, wer die beiden Frauenbilder wären. Der Gefragte nannte ihm die rosenwangige, üppig aufgeblühte Jungfrau Bertha, des Haaken von Wöllstein Tochter, und das Mädchen an ihrem Arme, Emma von Steinwang. Am Fuße des Berges, der die Veste Limpurg trug, wohnte in einem kleinen Schlößlein Raimund, ihr Vater, ein biederherziger frommer Greis.

Wohl war Edelbert noch sehr jung, und noch kein Flaum am Kinn kündete den künftigen Bart; und doch sagte eine leise, innere Stimme, daß hier etwas Höheres, Heiligeres, als das gewöhnliche Anerkennen der Tapferkeit des Siegers, sich in des Fräuleins flüchtigem Lobe aussprach. Er trat in ihre Nähe, griff zarte, schmeichelnde Töne in seine Laute und sang der Schönheit Preis, der Liebe Glück aus einem vollen, reichen Herzen, gehoben durch die Weihe der Kunst. Hocherglüht senkte Bertha den Blick tief zur Erde. Sie verstand des Gesanges Sinn, und bebte vor dem Gedanken, ihr Geheimniß verrathen zu haben. Aber mit frommen Taubenaugen sah Emma, ihre Gefährtin, dem Sänger frei und offen in's Gesicht, als wollte sie den Lippen die Worte des Sängers entschlüpfen sehen, und wunderbar — als müsse er die Kniee beugen — war es dem Jüngling um's Herz, wie er ihr in die klaren, frommen Himmelsaugen blickte.

Noch hatte er nicht geendet, als ein junger, zierlich aufgestuzter Herr — es war Giselbert von Buchhorn und erst stolz und übermüthig von einer Ritterfahrt nach Frankreich zurückgekehrt — höhnisch zu ihm trat und mit einer widerlich hohlen Stimme sagte: „Was möcht ihr junger Fant mit dem Milchkinn Euch erkühnen, dem holden Fräulein etwas vorzuliebeln? Mir gebt die Laute und ihr sollt euch baß der Weisen verwundern, die ihr aus deutschem Munde wohl nie so hören möget.“ — Dann wollte er mit kecker Hand die Laute dem Jüngling entwinden. Zornesglut flog über Edelberts Ant=

litz; „die Laute ist mein, Herr," rief er trotzig, „und weder Eure Hand, noch eure Stimme soll meiner Saiten reiner Klang verunehren." Damit warf er sein Saitenspiel über die Schulter und schritt unwilligen Trittes über den Hof hin.

Eine laute rauschende Musik rief nun die Tänzer zum Reihen. In vielfach verschlungenen Kreisen wirbelte die muntere, lebensfrohe Jugend dahin, und frei von jedem Zügel entfaltete laute Lust und Fröhlichkeit die rosigen Schwingen. Die älteren Herren und Frauen kosten noch beim Becher in geselliger Einheit, und beschauten mit manch holder Erinnerung aus den Tagen ihrer wonnereichen Jugend das bunte Treiben der Fröhlichen. Auch Frau Bertha Veldnerin weidete sich an den vielfach gestalteten Wendungen der Tanzenden, unter denen harmlos und lustig sich auch ihr Sohn tummelte, als mit besonderem Ernste im Gesichte der Schenke von Limpurg, sich an ihre Seite setzend, also begann: „Noch selten that es Noth, Euch, wie Ihr mir das Recht hiezu einst verliehet, mit gutem Rath zu Handen zu seyn, wo Ihr solchen bedürfet; Ihr selbst, eine kluge Frau, wisset Euch zu berathen, doch mahnt es mich schon lang, mit Euch einmal zu verkehren ob eurem Sohn. Wohl weiß ich, daß mein Zuspruch Euch nicht sonderlich erfreulich seyn wird, doch gilt es eures Kindes Heil, edle Frau! So möget Ihr das Böse hinnehmen um des Guten willen. Es ist wohl eine ergötzliche und liebliche Kunst, so mit dem Saitenspiel Ohr und Herz zu erfreuen, finde ich doch selbst

Gefallen daran, und mag es gar leiden, daß Euer junger Herr der Kunst Meister wird, aber seht, der Junker wird zu weibisch bei Euch, Frau Bertha! — Will er seinem Namen Ehre machen, reicht er nicht aus mit dem Sing und Sang; er muß hinaus in die Welt, unter Männern ein Mann werden, und im rechten Ernst das Waffenspiel erlernen. Da wäre denn mein Rath, ihn irgend einem rechtlichen und tapfern Herrn zur Zucht anzuvertrauen, und so es Euch nicht entgegen wäre, wollt ich wohl selbst in ein Paar Tagen gegen Waldenburg reiten, mit dem Grafen von Hohenloh deßhalb Zwiesprach zu halten, und will er den Junker zum Edelknaben annehmen, so geleite ich ihn, so es euch lieb ist, selbst dahin. Ja, ich kann Euch nicht helfen, Frau Bertha," fuhr der Schenke fort, als, statt der Antwort, die Wittwe schmerzlich zu weinen anfing, „Ihr nehmt es Euch jetzt gar leid, werdet mirs aber einst danken; ich meyn' es gut mit Euch, wenn ich gleich mit rauher Hand Euer weiches Herz verwunde. Besinnt Euch darüber: — Könnt mir wohl in ein paar Tagen erst Eure Meinung sagen, wenn Ihr wollt."

Damit stund er auf, um wegzugehen, aber Frau Veldnerin hatte sich gefaßt und sagte, indem sie ihre Thränen trocknete: „Ich kenne Eure Fürsorge und Huld, Herr Schenke! und ich bin Euch höchlich zum Danke verpflichtet darob, aber möget es mir einsamer Wittwe jedoch nicht verargen, wenn ich den einzigen Sohn mit Schmerzen hinziehen sehe, obwohl zu seinem Nutzen und Frommen. Meyn' ich doch, all meine Freude und

Friede ziehe mit ihm hinaus aus meinem Schlößlein. Doch stelle ich Alles Eurem weisen Rath und Willen anheim. Waltet nach Eurem Gefallen, wie es Euch gut und recht dünkt. Gott und seine Heiligen werden mit ihm seyn!" „Nun ja, so ist's klug," entgegnete zufrieden der Schenke. „Waldenburg ist ja nicht fern von Euch und Edelbert mag Euch wohl des Jahres ein paar mal heimsuchen." Er rief hierauf dem Jüngling und machte ihm seinen Willen kund, den dieser mit freudigem Beifall vernahm.

Der Graf von Hohenloh, dem der Schenke von Limpurg, seinem Versprechen zu Folge, die Wünsche der Frau Veldner in Einklang mit seinem eigenen kündete, war willig und bereit, sie zu gewähren, und nach wenigen Wochen zog Edelbert Veldner an der Seite des Schenken als Edelknabe auf Waldenburg ein.

Eine neue Welt erschloß sich hier seinem Auge; Manches sprach ihn wundersam, Manches erfreulich in des Grafen großem Haushalt an, aber schwer gewöhnte er sich an den rauhen, derben Ton der zahlreichen Dienerschaft. Wohl fügt ein ernster, fester Wille sich überall der Nothwendigkeit eisernem Gebot. So auch Edelbert. Er gewöhnte sich allmählig an die neue Weise. Der Graf gewann den bescheidenen, fügsamen Jüngling lieb, und auch er hing mit ehrfurchtsvoller Liebe und Treue an seinem Herrn und Besitzer. — So waren vier Jahre und etwas darüber hingeeilt, und Freudenthränen aus den Augen der treuen Mutter begrüßten den Jüngling, so oft er auf der Geyersburg einsprach.

Wohl dankte sie es jetzt dem Freunde, daß er einst mit rauher Hand in ihre schönsten Freuden gegriffen und den einzigen Liebling aus ihren Armen hinaus in's Leben geführt hatte. Gereifter an Geist und Körper stand er jetzt in hoher Anmuth und edler Haltung vor ihr, und die Saat des weisen Johannes hatte sich zu kräftiger Blüthe entfaltet. Seine stille Jugend, fester Muth, Bescheidenheit und Treue hatten ihm das besondere Vertrauen seines Herrn erworben, weßhalb er ihn nicht nur jedesmal als Leibknappe begleiten mußte, sondern auch oft in besonders wichtigen oder geheimen Geschäften von ihm verschickt wurde. Klugheit leitete dabei immer seine Schritte, er beschickte verschwiegen und sorgsam das ihm Aufgetragene und gewann sich mit jedem Tage mehr das Vertrauen des Grafen von Hohenloh, seines Herrn. — Einst, an einem trüben Novembertage, kehrte er im Geleite eines Knechts von einer kleinen Reise zurück. Schon fieng es allmählig an zu dunkeln, als ihm das Brausen eines Pferdes, so wie Hufschläge das Nahen mehrerer Reiter verrieth. Doch ehe sich der Gestalten Umrisse aus dem Nebel entwickelten, vernahm Edelbert die Worte, rauh und unwillig gesprochen: „Schweigt einmal mit euren unnützen Klagen. Ist es doch Eure und Eures Vaters Schuld! — Warum habt Ihr — — —.“ Der Sprechende schwieg, wie er die Entgegenkommenden bemerkte, und diese sahen acht bis neun Pferde vorüberziehen, ohne erspähen zu können, wer sie leite; aber in Edelbert erregte die Stimme, die so rauh und ver=

weisend gesprochen, eine widrige Erinnerung. Schon einmal hatten diese Töne ihn unsanft berührt. Sie riefen etwas längst Verklungenes wieder ins Leben zurück, ohne daß er mit sich in's Klare kam, was es seyn möchte, was wie eine halb verwischte Schrift ernst und bedeutungsvoll in seiner Seele lag. Sinnend ritt er vorwärts, bog bei Dullau rechts ab nach der Stadt Hall, von wo er beschlossen hatte, noch zur trauten Mutter zu gelangen, und unter ihrem schirmenden Dache heimathlich zu übernachten. Schon war, als er die Stadt erreichte, die Nacht herabgesunken. Er hielt an einer Herberge, sich das verspätete Vesperbrod reichen zu lassen, trat in die Schenke, und hatte eben sich behaglich am warmen Ofen gesetzt, als ein starkes, ungestümmes Klopfen an den niedrigen verschlossenen Fensterladen seine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Bote, der nach dem jungen Herrn Kurt von Steinwang, oder vielmehr seiner Wohnung fragte und mit wenigen grauenhaften Worten erzählte, daß diesen Nachmittag der Pfarrherr von Mainhardt mit seinem Meßner und einem Sakristan heimkehrte von einem Kranken, dem er am Morgen die Himmelsspeise im heil. Sterb-Sacrament gereicht und auf dem Wege im Wald unter mehreren erschlagenen Knechten einen ritterlichen Herrn in seinem Blute liegend gefunden habe. Der schnell nach Mainhardt um Hilfe geschickte Meßner kehrte bald nach der Schreckensstätte zurück. Der Pfarrherr hatte unterdessen mit Sorgfalt die Gefallenen untersucht, nur noch in einem der Knechte

glimmte matt ein Funke des Lebens. Der Ritter hatte aus vielen Wunden seinen Lebensquell verströmt, und sein ehrwürdiges Greisenhaupt im Tode geneigt. Man brachte sie alle gen Mainhardt, wo nach einigen Stunden der Knecht sich so weit erholte, um zu sagen: daß der erschlagene Ritter Herr Raimund von Steinwang sey, der seine Tochter Emma nach Kloster Lichtenstern geleiten wollte, und bat, einen Boten seinem jungen Herrn zu senden, damit er schleunig der Räuber Spur verfolge und das Fräulein rette. Edelbert eilte selbst mit dem Boten fort zu Herrn Kurt, den er in einer großen Bestürzung fand. Eben war seines Vaters Pferd schnaubend und blutbefleckt mit zwei andern ledigen Rossen heimgekommen, und hatte Jammer und Schrecken verbreitet. — Schon waren Pferde gesattelt und Herr Kurt im Begriff aufzusitzen, als Edelbert mit dem Boten eintrat, um ihm das Schrecklichste zu verkünden. Schmerz und Wuth zerrissen mit wilder Gewalt des jungen Mannes Brust. Er sandte die gräßlichsten Schwüre hinauf in den trüben Nachthimmel, nicht zu rasten, bis er des Vaters edles Blut an dem Thäter gerächt und die Schwester gerettet habe. Mit Mühe konnte Edelbert dem von Schmerz Zerrütteten eine Antwort auf die Frage abgewinnen, ob er auf irgend Jemand seinen Verdacht zu leiten Ursache habe? Und als ihm dieser Giselbert von Buchhorn nannte, dem seine Schwester ihre Hand versagt, und seinen Nachstellungen zu entgehen, sich unter den Schutz der Frau Aebtissin Kunigunde, Gräfin von Limpurg,

im Kloster Lichtenstern stellen wollte, da zuckte es ihm wie ein Strahl vom Himmel durch die Seele. Der Ton der heute im Vorüberziehen der Reiter vernommenen Rede hatte schon einmal ihn unsanft berührt, als bei dem Feste auf Limpurg Buchhorn ihm höhnend begegnete, und klar wie der Tag war ihm die Gewißheit, daß Buchhorn der Ehrlose mit seinem Raube an ihm vorbei auf seine Veste gezogen sey. Er eilte nach Hall zurück, bestieg sein Pferd, um auf der Höhe mit Kurt zusammenzutreffen. Schon harrte Kurt seiner und mit verhängtem Zügel gings fort nach Mainhardt.

Mit heißen Thränen sank dieser an der Leiche seines Vaters nieder. Wenig, sehr wenig war es, was der todtschwache, verwundete Knecht noch berichten konnte. Aus seinen kaum vernehmbaren Worten wurde so viel gewiß: „Als sie eine Strecke im Walde geritten waren, sprengte ein Ritter mit geschlossenem Visir nebst acht bis neun Knechten auf sie zu, ergriff des Fräuleins Pferd beim Zügel und jagte mit ihr dem Dickicht zu, wohin einer ihrer Geleitsknechte nachjagte. Sein Herr, von der überlegenen Zahl angefallen, habe sich vertheidigt; er aber, von einem Kolbenschlag gleich bewußtlos zu Boden gestreckt, wußte nicht weiter, wie alles geendet, erfuhr erst bei seinem Erwachen aus der tödtlichen Ohnmacht seines Herrn schmähliches Ende, und entschlief nun nach wenigen Stunden zum ewigen Frieden.

Ueber der Leiche des Ritters gelobte Edelbert seinem Sohne treuen Beistand, in dem gewissen Vertrauen, daß Graf Hohenloh ihm mit einem Häuflein tapferer

Männer zuzueilen nicht versagen werde. — Sobald die Todten der Erde übergeben waren, kehrte Kurt von Steinwang zurück, und bot seine Freunde und Waffengenossen auf, mit ihm dem Räuber und Mörder zu Leibe zu gehen. Er forderte, nach Sitte und Brauch, das geraubte Fräulein zurückzugeben, oder gewärtig zu seyn, daß Waffengewalt sie ihm entreiße. Buchhorn aber gab höhnend zur Antwort: „Wenn sie die Hochzeitsfackeln leuchten sehen vom Schlosse, würden sie ihm willkommene Gäste seyn."

Fünfzehn reisige Knechte vertraute der Graf Hohenloh Edelberts Führung. Den nächsten Morgen sollte der Zug nach Buchhorn unternommen werden, und tief in der Nacht saßen die Herren noch beim Becher, ihre Plane besprechend, als ein wildes Geschrei: „die Veste Buchhorn stehe in Flammen," sie aufschreckte. In fliegender Hast eutellten Kurt mit Edelbert und den Reisigen dahin. Wie leicht konnte Emma, vielleicht eingekerkert, im Schrecken vergessen, ein Raub der Flammen werden! Wie leicht von einem Räuber zu einem seiner Verbündeten geflüchtet und für sie verloren seyn! Ihr zu Hülfe, war jetzt die Losung und wie auf dem Fittig der Windsbraut flogen die Reiter durch die Nacht hin. Schon war ein Theil des Gebäudes eingestürzt. Eifrig suchten die ihm zur Vertheidigung von seinen Bundesgenossen geliehenen Knechte das Uebrige zu retten. Ungehindert drang Kurt mit den Seinen ein, mit lautem Angstruf rannten sie suchend umher, hieher, dorthin, überall in alle Gemächer.

Ihrer Gewalt wichen Schlösser und Riegel, öffneten sich Keller und Gewölbe. Umsonst! nirgends eine Spur von Emma, kein Laut, keine Antwort. Auch der Ritter ließ sich nicht sehen. Der Gedanke, daß er mit dem Fräulein entflohen, um sie anderwärts in Verwahrung zu bringen, machte es nothwendig, Knechte auf alle Wege auszusenden, um die Flüchtlinge einzuholen, falls es ihnen gelungen wäre, zu entkommen.

Trüb und düster dämmerte der Tag herauf. Auch Kurt verließ mit Edelbert die Brandstätte, um in der Gegend nach dem Fräulein und dem Räuber zu spähen, als ein Knecht mit der Kunde auf sie zueilte: das Fräulein sey da; einer von den mit dem seligen Herrn ausgerittenen Knechten habe sie wohlbehalten zurückgebracht.

Seit jenem Tage, als bei dem Feste auf Limpurg dem noch an das Knabenalter gränzenden Jüngling das Herz vor Emmas reinem Himmelsauge in hoher Andacht aufging, hatte er das Mädchen nicht mehr gesehen.

Es war ihm wunderbar wohl und weh zu Muthe, als er jetzt dem Schlößlein nahte, in vollendeter, jugendlicher Schöne, wie die junge, in zarter Farbenpracht aufgeblühte Rose; aber unter heißen Schmerzensthränen trat dem Kommenden die Jungfrau entgegen. Hier hatte sie erst den ganzen Umfang des Unglücks kennen gelernt. In freudiger Eile war sie dem leitenden Knechte aus Buchhorns Raubneste gefolgt, nicht ahnend, welche schwere Schuld er mit ihrer Rettung

zu sühnen wähne. Hier hoffte sie dem Greisenvater in die Arme zu sinken und ihm mit Liebe und kindlicher Pflege die Tage der Angst um sie zu vergüten. Erschüttert von ihrem namenlosen Schmerze bat der Knecht sie um geheimes Gehör, warf mit bittern Reuethränen sich zu ihren Füßen und bekannte, daß er es sey, der sie verrathen und dem Ritter Buchhorn, in dessen geheimem Solde er schon längst stehe, in die Hände gespielt habe. Mehrere Versuche, es zu thun, waren mißlungen, hatten des Vaters Aufmerksamkeit erregt und ihn bewogen, sie nach Lichtenstern zu bringen. Durch den niedrigen Verräther ward dem Ritter der Tag der Reise genannt und das Bubenstück ausgeführt. Mit heiligen Schwüren betheuerte der Verworfene zwar, daß er zur unerläßlichen Bedingung gemacht habe, seines Herrn zu schonen, aber dessen gewaltige Gegenwehr erbitterte seine Gegner so sehr, daß sie, das eigene Leben zu gewinnen, achtlos sich vertheidigten und so sank der Greis, ein Opfer väterlicher Liebe, ins Grab. Dem Fräulein wurde ein Reitermantel umgeworfen, das schöne jungfräuliche Haupt in eine Sturmhaube versteckt. Im sichern Hinterhalte harrten sie, bis die Knechte sich wieder zu ihnen fanden. Ungefährdet erreichten sie Buchhorn, wo der Verräther über das Ende des blutigen Kampfes unterrichtet, gequält von Gewissensangst und Reue, nicht Ruhe noch Rast fand; empört über Verweigerung seines Sündenlohns, beschloß er, durch des Fräuleins Rettung sich an dem Ritter zu rächen. Sorgfältig erspähte er des Fräuleins

Gemach, legte in der Nacht in dessen Nähe in einer Vorrathskammer Feuer an, und als bei seinem Ausbruch Angst und Schrecken jede andere Sorge besiegte, Lärm und Getümmel allgemein wurde, stemmte er sich mit Manneskraft an die Thüre. Willig folgte das Fräulein dem Wohlbekannten auf Nebenwegen zur väterlichen Wohnung, wo Trauer und Weheklagen ihr entgegen tönte. Gerührt von des Knechtes Reue, versprach sie ihm zum Lohne ihrer Rettung die Verzeihung ihres Bruders zu erwirken; er aber, ahnend, daß hier die Gnade der Gerechtigkeit weichen müsse, entfloh, ehe der junge Herr zurückkam, belastet mit der Schwere eines bösen Gewissens, und kehrte nie wieder.

Unruhig schritt Herr Kurt im Gemache auf und ab; aber nur für heute wähnte er den Frevler seiner Rache entgangen. Feierlich erneute er den Schwur, nicht zu rasten, bis er aus seiner Hand den Lohn des Bubenstücks empfangen habe. — Doch der Herr spricht: die Rache ist mein; noch am Abend desselbigen Tages erhielt Kurt die Kunde, daß, nachdem die Flamme bewältigt, man den Ritter Giselbert in dem Gemach, worin das Fräulein verwahrt gewesen, gefunden habe, wahrscheinlich wollte er sie retten und erstickte im Rauche, ehe des Rächers Hand ihn fand.

Noch blickte Emmas blaues Auge so fromm, so rein, wie einst, aber nimmer so unbefangen weilte es auf Edelberts Antlitz, und hohes Glutroth flog, begegneten sich ihre Blicke, über die zarten jungfräulichen Wangen. Wohl verstand Edelbert diese stummen Zei=

chen, aber zu sehr ehrte er des Mädchens stille Trauer um den geliebten Vater, als daß er jetzt es wagen mochte, ihr seine Gefühle zu bekennen. Sinnig und ernst kehrte er wieder heim mit seinem Häuflein, sein gutes Schwert hatte dießmal nicht die Scheide verlassen, und kein Hochgefühl tapferer Waffenthat hob ihm die Brust. Tief verschlossen in verschwiegener Brust, was so schön, so beseligend sie hob, strebte er, sich bald des Ritterthums würdig zu machen. Und als nach Jahresfrist der Graf Hohenloh selbst ihm des Kreuzes Zeichen mit blankem Schwert über die Schulter schrieb, säumte er nicht länger, der ergrauten Mutter die liebliche Tochter zuzuführen.

An der Seite der schönen Emma floß sein Leben im reichen Genusse häuslicher Freuden still und geräuschlos, wie der Fluß unter dem Schlößlein dahin. In kräftigen Sprossen blühte das Geschlecht der Geyer fort, und so lange der Sohn deutsche Treue und Biederkeit mit dem Erbe des Vaters empfing, mit edler Sorge diese wieder in die Herzen seiner Kinder legte, wich das Glück nicht aus dem der Liebe und Gottesfurcht geheiligten Familienkreise; als aber Gier nach fremdem Gut und wilder Rachedurst das Herz des letzten Bewohners der Burg erfüllte, floh die fromme Freude und das stille Glück der Häuslichkeit aus der Veste, bis sie bei einem nächtlichen Ueberfall in Brand gesteckt wurde und der Burgherr im Kampfe mit den ihm Nachsetzenden sein Leben verlor, worüber wir nachfolgend das Nähere erfahren.

Die warnende Ahnfrau der Geyersburg.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als schon die meisten Adelsgeschlechter des Kochergaues ihre Burgen verlassen und sich in der bei ihren reichen Salzquellen herrlich aufblühenden Reichsstadt Hall eingebürgert hatten, hauste Kunz Veldner, genannt der Geyer, ein wilder Rittersmann und einem der mächtigen sogenannten Siebenburgen-Geschlechter angehörend, auf seiner, nur eine halbe Stunde unterhalb der Stadt, am linken Kocherufer sich erhebenden Burg Geyersburg. Er zog es vor, hier oben auf heiterer Höhe seinem eigenen Willen zu leben, als drinnen in der eingeengten Thalstadt im dumpfen Veldner-Thurme, der einstigen Burg seiner Ahnen, oder in einem der ihm erblich zugefallenen fünf Steinenhäuser auf dem Fischmarkte zu wohnen. Das freie Ritterwesen da aussen, die ernste Fehde, die lustige Jagd, das fröhliche Zusammenseyn mit Nachbarn beim traulichen Humpen und — wann er Abends von dem Treiben des Tages heimkehrte — die frohen Stunden im Kreise seiner lieben Hausfrau und seiner Kinder, waren ihm weit anziehender, als der Aufenthalt in der durch Uneinigkeiten in feindliche Parteien gespaltenen, wildaufgeregten Stadt. Frau Agnes, Kunzens Gemahlin, stand mit emsiger Thätigkeit ihrem Hauswesen selber vor, unterrichtete das weibliche Hausgesinde im Spinnen und Wollewеben, und leitete mit kluger Ein-

sicht die Geschäfte der nicht unbeträchtlichen Maierei in der freundlichen Lindenau hinter der Burg, welche den Bewohnern den nöthigen Unterhalt lieferte. Sie und ihre beiden Kinder, Fräulein Adelheid, eine kräftig heranblühende Jungfrau und ganz das schöne Ebenbild ihrer Mutter, und Junker Dietrich, ein wilder Knabe, lebten während der häufigen Abwesenheit Kunzens unter dem Schutze des ergrauten Ritters Hans Veldner, ihres Schwieger- und Großvaters, des ältesten Rathsherrn von Hall, der den Rest seiner Tage auf der Geyersburg, im Kreise der Seinigen, zu verleben beschlossen hatte; allein anders war es im Rathe des Höchsten beschlossen.

Es war an einem schönen Sommerabende des Jahres 1432 — Ritter Kunz war schon vor einigen Tagen mit einem Häuflein Reisiger zu einer Vehde gegen den Ritter von Bebenburg, die dieser mit dem Abt von Comberg hatte, ausgeritten — da saßen auf der Geyersburg der alte Hans Veldner, Walther Senft von Sulbürg und Hans von Stetten beim traulichen Becher beisammen und unterhielten sich in ernsten und scherzhaften Gesprächen mit einander. Die Weltbegebenheiten lieferten zwar Stoff genug zu ernster Unterhaltung, aber aus Rücksicht für die ängstliche Frau Agnes, die sich mit dem Spinnrocken zu den Herren hingesetzt hatte und nebst Adelheid für deren mangellose Bewirthung besorgt war, wurde das Gespräch immer wieder auf scherzhafte Gegenstände gewendet. Frau Agnes äußerte jedesmal die innigste Freude, wenn

der ergraute, lebensmüde Schwäher, von den Uebrigen zum Frohsinne gestimmt, zuweilen den Schleier lüftete, der seine vorübergegangene Lebenszeit von der düstern Gegenwart trennte und aus dem mannigfaltigen Vorrathe seiner Erlebnisse einige der launigsten Scenen aushob und sie mit dem Feuer eines Jünglings der Gesellschaft preis gab. Eben hatte der Alte wieder so ein lustiges Mährchen aus der Vorzeit geendet und die Andern ihm lachend den Dank zugetrunken, als ein Nothzeichen des Thurmwächters plötzlich die Aufmerksamkeit Aller erregte. Sie sprangen hastig an das Fenster, von dem sich eine weite Aussicht in das schöne Kocherthal darbot. „Was gibts?" riefen Veldner und Ritter Senft zugleich in den Burghof hinaus, wo sie den alten Knappen Kurt eben im Zwiegespräche mit dem Thurmwart begriffen sahen. — „Von der Lugebene sprangen zwei Ritter gegen die Fährte des Kochers herunter; drei andere traben eilends jenseits auf der Straße gen Münkheim." — „Habt ihr das Feldzeichen wahrgenommen?" — „Es scheint uns die Farbe der Münkheimer zu seyn; — jetzt geht's durch den Kocher, der Eine eilt voraus — hu! wie das jagt." Da glaubte Ritter Senft vom Fenster aus auch noch wahrzunehmen, daß der Zurückbleibende den Rappen Egmunds von Münkheim unter sich habe; bald aber erkannte er Egmunden selbst, der über die Lindenau gegen die Burg heraufjagte. Alle waren jetzt von dem Gedanken ergriffen, es müsse dem Ritter Kunz ein großes Unglück zugestoßen sein, weil er nicht

mit seinem Lieblinge Egmund, mit dem er doch zugleich ausgeritten war, auch wieder zurückkehrte. Aber keiner der Männer wagte sich auszusprechen, und die ängstliche Agnes sank, ihrer Sinne nicht mehr mächtig und mit dem Ausrufe: „o Gott, mein Gemahl ist erschlagen!“ auf den Stuhl zurück. „Tröstet euch, liebe Mutter“ — rief die hilfreich herbeigeeilte Adelheid — „glaubt nur so Etwas nicht; solch ein großes Unglück würde unsere fromme Ahnfrau Bertha, die Erbauerin dieser Burg, die ja um ihrer vielen guten Werke willen vom Himmel die Gnade erlangt hat, die ihren Nachkommen drohenden Unglücksfälle jedesmal durch sichtbare Warnungszeichen anzudeuten, nicht unvorbereitet über uns ergehen lassen.“

Diesen Trostworten der sanften Jungfrau nickten die Männer freudigen Beifall zu, und gerade wollte Hans Veldner sie ausführlicher bestätigen, als Kurt einen Knappen zur Thüre hereinschob, dessen heitere Miene keinen Trauerboten ankündigte. Er wandte sich gegen Frau Agnes, und meldete in bescheidenem Tone, daß Herr Egmund von Münkheim unter Entbietung seines freundlichen Grußes, um die Erlaubniß bäte, aufwarten zu dürfen. Er wurde willkommen geheißen, und kaum hatte der freundliche Knappe einige Fragen beantwortet, so verkündigte ein Hufschlag auf der Zugbrücke und Lärm im Burghofe des Ritters Ankunft. Ehe noch der alte Veldner die Wendeltreppe erreichte, um den Ankommenden zu bewillkommen, kam ihm schon Egmund oben entgegen und trat, Jeden freund-

lich grüßend und Frau Agnesen und Adelheid nach Rittersitte die Hand drückend, in das Gemach. Alle blickten mit gespannter Erwartung auf den jungen Ritter, um aus seinem Munde die Bestätigung oder Richtigkeit ihrer schrecklichen Ahnung zu vernehmen. Aber indem er das sammetne, mit schwarzen Büschen verzierte Barret abnahm, öffnete sich sein kurzer Mantel, und Agnes und Adelheid gewahrten sogleich mit Schrecken, daß er den linken Arm mit starkem Verband in der Feldbinde trug. „Edle Frau" — sprach Egmund lächelnd — „erschreckt nicht ob der geringen Verwundung, die ich als Denkmal der Freundschaft höchlich achte; betrachtet sie vielmehr als eine Euch günstige Schickung, denn ohne sie möchte vielleicht Euerem Hause Leid erwachsen und ich jetzt nicht so glücklich seyn, Euch die tröstliche Kunde von der heute noch erfolgenden Rückkehr Eures Gemahls zu überbringen." — „Um aller Heiligen willen" — rief Agnes voll Angst — „eröffnet mir doch ohne Rückhalt, Herr Egmund, was deuten Euere Worte? warum kehrt mein Gemahl nicht mit Euch zurück? sicherlich ist ihm ein großes Unglück zugestoßen." — „Ihr wißt, edle Frau" — erwiederte Egmund — „daß Ritter Kunz immer nur in den vordersten Reihen zu reiten pflegt und beim ersten Anrennen sein Wesen dem Feinde kühn beurkundet: so geschah es auch bei der dießmaligen Fehde. Der Feind wurde geworfen, aber beim Nacheilen gerieth Euer Gemahl in einen Hinterhalt und holte sich einige Wunden, die uns Anfangs Sorge

machten, bei näherer Besichtigung jedoch sich nicht als gefährlich zeigten. Burkhard von Eltershofen bot uns bei unserer Rückkehr gestern Nachtherberge an und ließ nicht zu, daß Kunz heute früh mit uns fortreite, sondern begehrte, er solle noch der Ruhe pflegen. Conrad von Gailenkirchen wird ihn heute noch hieher geleiten. Euer Gemahl ersuchte mich, meinen Heimritt über die Geyersburg zu machen und Euch Kunde von ihm zu bringen, und ich gebe Euch mit meinem Ritterwort die Versicherung, daß er außer Gefahr ist. Unter Eurer sorglichen Pflege wird er binnen kurzer Zeit wieder vollständig genesen." — „Herzlichen Dank für diese Versicherung, Herr Egmund" — sagte Veldner, ihm die Hand drückend — „laßt es Euch nun gefallen, bei uns niederzusitzen und einen Labetrunk anzunehmen. Adelheid! — seht doch, wie das Mägdlein so verschüchtert dasteht — eile, und kredenze dem Ritter den Willkomm!" Mit einem theilnehmenden Seitenblicke auf den verwundeten Ritter holte Adelheid einen silbernen Pokal aus dem Kasten, füllte ihn mit einem alten, köstlichen Sorgenbrecher und sagte, indem sie ihn Egmunden darbot, mit schüchterner Stimme: „Herr Ritter, ich bringe Euch den freundschaftlichen Willkomm, und Gott schenke Euch zu unserem Troste und unserer Freude recht baldige Gesundheit!" — „Ich danke Euch, edles Fräulein, für Euern freundlichen Wunsch, der nur deßhalb bald in Erfüllung gehen möge, damit ich fortan mich ganz Euern Diensten zu widmen in den Stand gesetzt werde" — entgegnete

Egmund, indem er mit feurigen Blicken den Pokal aus den zitternden Händen der holden Jungfrau empfing: — „Edle Frau, auf die glückliche Rückkehr Eures Gemahls! Auf Euer Wohl, ihr lieben Herren und Freunde!" Alle riefen ihm Dank zu, und Veldner bat ihn jetzt um einen kurzen Bericht über den Hergang des Streites.

Eben wollte Egmund von Münkheim seine Erzählung beginnen, als vom Thurme herab der Ruf des Wächters ertönte: „Sie kommen, sie kommen!" und das auf der Mauerbrüstung lauernde Burggesinde ein lautes Freudengeschrei erhob. Denn hinter der Burgebene wurden flatternde Fähnlein und schimmernde Lanzenspitzen sichtbar; allmählig zeigten sich die Reiter und Rosse des Vorderzuges auf der Höhe; die Knappen schwenkten ihre Pickelhauben und blanken Schwerdter über den Köpfen, freundlich gegen die Burg hinauf grüßend, und schlugen sie an einander, daß es weithin über das Thal klirrend scholl. Das frohe Getümmel hatte die Tafelrunde rasch in die Fenster gezogen und Agnes starrte voll Freude und Bangigkeit, voll Hoffnung und Angst, dem langsam von der Höhe herabwallenden Zuge entgegen. Aber als sie zwischen den Reitern und Fußknechten einen bedeckten Wagen gewahrte, da durchbebten sie Schauer und Schrecken und eine Thränenfluth entstürzte den zitternden Wimpern des jammernden Weibes. „Tröstet Euch doch, Frau Tochter!" — rief Veldner, von Mitleid ergriffen — „schauet nur hinüber, sie ziehen ja nicht mit gesenkten

Waffen noch verhüllten Fähnlein und Büschen daher, seht nur, der Wind spielt freundlich mit den freien Fähnlein, hoch wallen die Helmbüsche und strack erheben sich die flimmernden Spitzen der Lanzen in die Lüfte; wahrlich, Alles keine Zeichen der Trauer. Aber — fügte er wohlbedächtig hinzu — laßt uns nun über den Empfang übereinkommen, mich dünkt, nach Herrn Egmunds Bericht vertrage sich ein lärmender Willkomm nicht mit Kunzens Kopfwunden, deßhalb" — „wollen wir uns stracks aus dem Staub machen" — nahm Walther Senft die Rede auf — „wir könnten uns doch nicht enthalten, ihm Rede abzugewinnen und lästig zu fallen." Schnell nahmen die Freunde Abschied, eilten hinab, schwangen sich auf die Rosse und trabten über die Lindenau den steinigen Weg am Kocher hinab gegen Obermünkheim.

Indessen der Wagen mit dem Geleite gemächlich und in aller Stille herauf zog, sprengte Konrad von Gailenkirchen voraus und gerade über die Zugbrücke, als die weinende Agnes mit Adelheid aus dem Thurme trat, um den Zug im Burghof zu empfangen. Nach kurzer, herzlicher Begrüßung fragte die immer noch in Angst schwebende Agnes, sowie Adelheid und der alte Veldner den Angekommenen sogleich nach Kunzens Befinden und erhielten die beruhigendste Auskunft darüber. Als aber der von Gailenkirchen den nähern Hergang der Sache erzählte und von dem Verluste der Hand sprach, den Ritter Egmund bei Kunzens Rettung erlitten hatte, da erschracken Agnes und Adelheid auf

das Heftigste und „es ist nicht möglich!“ — stotterte letztere erblassend — „er saß ja erst noch vor wenigen Augenblicken bei uns, sprach nur von einer leichten Verwundung und verrieth nicht den geringsten Schmerz. Nein, es ist nicht möglich!“ — „In Eurer Gegenwart, schönes Mühmchen“ — versicherte Konrad lächelnd — „wird Ritter Egmund freilich nicht über Schmerzen klagen, sie kämen denn von innen; indeß kann ich Euch selbst keinen Eid dafür schwören, daß dem wirklich so sey, wie ich gesagt habe; es ging nur so ein Gerede herum, als ihm die Wunden ausgewaschen wurden. Indeß laßt uns das Wichtigere nicht vergessen. Euch, Frau Agnes, wollt ich zuvörderst bitten, bei der Ankunft Eures Gemahls keine unnöthigen Klagen laut werden zu lassen; es ist ja keine Gefahr vorhanden, darum wäre das Beste, Ihr begebet Euch hinauf, bis wir ihn in sein Gemach gebracht und für die Pflege seiner Wunden das Nöthige besorgt haben.“ — „Ihr habt Recht, Ritter Konrad“ — fiel der alte Veldner ein; — „kommt Weiber, geleitet mich hinauf. Seht, schon beugt dorten der Zug um die Ecke des Waldes heranwärts. In der Trinkstube, Herr Vetter, sehen wir Euch und Euere Gesellen wieder!“ — „Wie Ihr es für gut findet, meine Herren“ — seufzte Agnes, warf noch einen traurigen Blick durch das Thor und ging mit Hans und Adelheid hinein. Jetzt rollte hohl und langsam der Wagen über die Zugbrücke.

Geraume Zeit war seit diesen Vorfällen verflossen, die Verwundeten waren durch sorgsame Pflege wieder

völlig genesen und Adelheid, die sich dem tapfern Egmund von Münkheim ob seiner bewährten Verdienste um den Vater, und wegen seiner Beharrlichkeit in der Minne höchlich verpflichtet fühlte, hatte diese doppelte Schuld getreulich mit ihrer Hand abgetragen und war ihm, als seine liebe Hausfrau, hinunter in das reizend gelegene Wasserschloß nach Münkheim gefolgt, wo sie an seiner Seite, ungefährdet von den Stürmen umher, schon mehrere Monden im wonnigen Lenze des ehelichen Glückes lebte. Mutter Agnes aber theilte ihre Zeit zwischen den Pflichten auf der Geyersburg und den erholenden Besuchen bei Adelheid, und nicht selten lustwandelte auch der alte Veldner an ihrer Seite hinunter zu den glücklichen Enkeln, verweilte dort den Tag über und kehrte vergnügten Geistes Abends wieder zurück.

So schlich Allen der Winter und ein Theil des Frühjahres 1433 wie ein lieblicher Traum schnell dahin, als an einem trüben, stürmischen Apriltag Ritter Kunz hinabritt, um seinen Schwiegersohn Egmund zu einer Gasterei auf die Burg Conrads von Enslingen abzuholen. Auch den alten Hans Veldner auf der Geyersburg hatten mehrere Freunde an diesem Abend heimgesucht, und sie saßen nach gewohnter Weise in traulicher Auswechselung der neuesten Zeitereignisse beim labenden Becher. Hans von Stetten, der alte treue Freund, und Frau Agnesens nächster Verwandter, ein Herr des Rathes der Stadt Hall und seiner reichen Erfahrungen wegen schon mehrmals in wichti-

gen Angelegenheiten an das Hoflager des Kaisers Sigismund abgeordnet, unterhielt die aufmerksamen Zuhörer über die bedeutendsten Vorfälle in der Stadt, endete aber unter bedenklichem Kopfschütteln damit, daß er in dem Verkehre der Gegenpartei und ihrem öftern heimlichen Zusammentreten, sowie aus noch verschiedenen anderen Andeutungen irgend einen neuen böslichen Anschlag muthmaße. Doch ließ er sich nicht weiter heraus, um der ängstlichen Frau Muhme Agnes keine Veranlassung zur Traurigkeit zu geben und leitete die Unterhaltung auf andere Gegenstände über. Erst am späten Abende machten die Freunde Anstalt zum Aufbruche. Draußen aber strömte der Regen in Fluthen herab und der Sturm sauste um die Mauern der Burg; deßhalb bot ihnen die sorgliche Hausfrau gastliche Nachtherberge an, sie aber wendeten es ab, nahmen freundlich dankend Abschied und trabten von dannen. Noch war Ritter Kunz beim Einbruche der Dunkelheit nicht zurückgekehrt, und da Veldner vermuthete, er möchte, wie er öfter that, bei seinen Kindern in Münkheim übernachten, befahl er die Zugbrücke aufzuziehen und die gewöhnlichen Sicherheitsvorkehrungen zu beobachten. Indessen wüthete der Sturm immer stärker, die Fenster klirrten von dem anprasselnden Regen, der Wetterhahn knarrte unheimlich vom Thurme herab und das Toben des Kochers und das Ungestümm des Eichwaldes hinter der Burg schreckten Frau Agnes aus ihrem Schlummer empor. Eben verkündeten ferne Glockenschläge die Mitternachtsstunde, als der schauer=

liche Nothruf des Thurmwarts herabtönte. Agnes stürzte mit der Lampe in das Gemach ihres Schwiegervaters, der sich bereits vom Lager erhoben hatte, um Kunde über das schreckliche Getümmel einzuziehen, denn auch vom Burghof herauf schallte das Jammergeschrei des Gesindes, mit dem durchdringlichen Geheul der Hunde. Einen nächtlichen Ueberfall ahnend, den die stürmische Nacht begünstigen konnte, stieß er mit kräftiger Faust den Laden zurück, aber — krampfhaft sich an dem Flügel des geöffneten Fensters erhaltend, starrte er in jählinger, schrecklicher Ueberraschung lautlos hinaus, und Agnes, betäubt von der blendenden Erscheinung, die sich ihren Blicken darbot, sank an seiner Seite mit dem Hilferuf: „Jesus Maria!" besinnungslos zu Boden. Eine Gestalt, wie die der Ahnfrau Bertha, schwebte in hellem Lichtglanze an der Burgmauer vorüber gegen den Eichwald und zerrann dort im bläulichen Schimmer. Lange schon war die Erscheinung verschwunden, als Agnes mit Hilfe Veldners und einer Dienerin sich wieder erholte. Alle Bewohner der Geyersburg versammelten sich um die geliebte Gebieterin und stimmten in ihren Erzählungen überein, daß die Gestalt völlig dem Bilde jener freundlichen Edelfrau, das im Prunkgemache hänge, geglichen, ihre harmvollen Blicke gegen die Stadt gerichtet und, mit den Händen ringend, dahin gedeutet habe. Die unnennbare Furcht der guten Frau wollte in der warnenden Ahnfrau ein ihrem Gemahl drohendes Unglück erkennen und flehte jammernd die Umstehenden um eilige

Hilfe an. Der alte Ritter aber vermuthete einen erneuerten Aufruhr in der Stadt und große Gefahr für seine Freunde, und befahl daher dem Schloßvogt, sogleich zwei Reisige aufsitzen zu lassen, um Kunz und Egmund von der seltsamen Begebenheit auf der Geyersburg schleunig zu benachrichtigen. Auch in Hall wurden am gleichen Tage, bald nach Mitternacht, die Einwohner durch ein reges Leben und Treiben auf den Straßen aus der Ruhe geschreckt. Gewappnete Schaaren durchstreiften die Gassen, forderten einander die Losung ab, ertheilten und erhielten Befehle, berichteten sich gegenseitig über den Erfund ihrer Streife und tobten mitunter in grimmigen Worten gegen den nächtlichen Sturm, der mit Steinen und Ziegelstücken ihre Pickelhauben und Harnische gar unsanft begrüßte. Die schweren Ketten an den Aus- und Eingängen der Straßen wurden rasselnd aus den Globen gehoben und quer über dieselben ausgespannt, und an alle Wachen der Thore und Auslässe ergingen strenge Befehle, Niemanden weder ein- noch auszulassen. Die Bürger wollten in diesen geheimnißvollen nächtlichen Anstalten einen Gottesgerichtskampf auf den grauenden Morgen muthmaßen, denn jedesmal wurden solche Vorsichts- und Sicherheitsvorkehrungen gegen den störenden Zudrang des Volkes getroffen. Einzeln schlichen sich Richter und Räthe, in schwarze Mäntel gehüllt, durch die grause Nacht in das von Söldnern stark umstellte, alte und finstere Rathhaus, aus dem um die dritte Morgenstunde ein Abgeordneter des Raths

mit einem Haufen Gewappneter trat und eilends dem Veldnerthurme in der Schuppach zuschritt, in welchem der erst vor wenigen Stunden von der Geyersburg zurückgekehrte Hans von Stetten mit seinem einzigen Junker wohnte. Nach oft wiederholten starken Schlägen an dem wohlverwahrten starken Thore des Thurmes entriegelte endlich ein Knecht auf Befehl seines Gebieters — welcher, durch den Lärm geweckt, herabgeeilt war und dem Einlaß Begehrenden, der ihm wichtige Nachrichten zu hinterbringen vorgab, an der Stimme und als einen seiner Partei erkannt hatte — die kleine Einlaßpforte. Aber mit diesem drang unaufhaltsam auch die Schaar hinein und umzingelte jählings den alten Ritter. Dem über diesen schmählichen Verrath höchst Ueberraschten eröffnete nun der Abgeordnete in unfreundlichen, kurzen Worten den Befehl, alsogleich vor dem bereits versammelten Gerichte zu erscheinen, um über einen wichtigen Vorfall Rede zu stehen. Nicht achtend der bitteren Schmähreden, Vorwürfe und Einwendungen gegen das gewaltsame Verfahren, beharrte der Verräther mit Ungestümm, auf schleuniger Folgeleistung, wendete des Alten Begehr, seinen Sohn als Begleiter und Beistand mitzunehmen, als nicht zuläßig ab und gab Einigen seines Gefolges den Befehl, den Junker bis zu abgemachter Sache streng zu bewachen und besonders wohl darauf zu sehen, daß weder er, noch einer der Hausgenossen durch den geheimen Ausgang entrinne, der durch das Gewölbe des zunächst mit der Stadtmauer verbundenen

Thurmes hinaus in's Freie führe; denn das alte Geschlecht der Veldner hatte schon in der Vorzeit, nebst mehreren anderen Freiheiten, auch das Vorrecht einer eigenen Oeffnung aus der Stadt erlangt. Hans von Stetten, sich keines Frevels, keiner Schuld bewußt, ergab sich endlich den wiederholten Aufforderungen des Abgeordneten, ließ sich seinen Mantel reichen und — gewarnt, nicht durch Hilferufen den gewissen Tod herbeizuführen — folgte er lautlos seinem Führer nach.

Aus den meisten Häusern schimmerte schwaches Lampenlicht auf die engen Gassen herab und verrieth die Wachsamkeit der Bürger, deren Viele in der Stille sich wappneten, um nöthigenfalls gleich bei der Hand zu seyn. Die Beherzteren schlichen aus ihren Wohnungen, um bei den Herumwandelnden und Nachbarn Kundschaft über die nächtliche Unruhe einzuziehen; aber die Anführer der Schaaren riethen den Neugierigen, sich, nach eines ehrbaren Rathes Willen und Begehr, in ihre Häuser zurückzuziehen und allda ruhig und still des Weiteren zu harren; denn er, der für die Sicherheit und Ruhe seiner lieben Bürger in alle Wege wache und sorge, sey gerade jetzt versammelt, um über ein schweres Verbrechen zu richten und dadurch großes Unheil von der Republik abzuwenden. — —

Mehr als vier Jahrhunderte trennen uns jetzt von dem in jener Nacht über Hans von Stetten hereingebrochenen, furchtbaren Verhängnisse. Das Blutgericht wurde nicht, wie in früheren Zeiten, öffentlich, sondern ganz geheim bei verschlossenen Thüren gehalten, und

es bleibt uns daher auch der Gang dieser Verhandlungen in Dunkel gehüllt. Aber nach der Uebereinstimmung mehrerer bewährter Chroniken wurde Hans von Stetten fälschlich einer hochverrätherischen Handlung bezüchtigt, die aber der Angeklagte als schändliche Verläumdung erklärte und sich erbot, sie vor einem vollen, nicht aber vor einem unvollständigen, einseitigen Gerichte zu widerlegen und seine Unschuld völlig darzuthun; denn das Gericht war nur von seinen Gegnern besetzt und es fehlten fünf der ältesten Richter. Aber, ohne darauf zu achten, wurde die Untersuchung fortgesetzt und ihm mehrere Zeugen seiner verbrecherischen That gegenüber gestellt. Nach kurzer Verhandlung war das Blutgericht beendigt. Hans von Stetten wurde für schuldig erklärt, ihm das Todesurtheil angekündigt, und er alsogleich einer Rotte von Söldnern zur Abführung und Vollstreckung desselben übergeben. Unter fortwährender Betheuerung seiner Unschuld trat der, durch sein Mißgeschick gänzlich entmuthigte, zitternde Greis aus der Rathsstube. Noch konnte er nicht an die Möglichkeit eines so unerhört grausamen Verfahrens glauben, sondern hielt es für eine schreckende Prüfung der Todesangst, und darum bat er im Herabschreiten flehentlich, seinen Sohn oder Einen seines Geschlechtes zu beschicken, um unter deren Beistand noch einmal Rede zu stehen. Sie aber schleppten ihn befohlenermaßen eilend und schweigend in gepreßter Mitte hinab vor das Rathhaus in einen dichten Kreis von Speeren, allwo sie ihn dem Nach-

richter überantworteten, und mit dem grauenden Morgen fiel das greise Haupt des edeln Mannes als Opfer eines rachesüchtigen Weibes, der Städtemeisterin Gutta Heimberger. Dieses Weib verfolgte den von Stetten schon seit lange, wegen verschiedener Ursachen, mit unversöhnlichem Hasse. Ein zufälliger Vorfall in der Sanct Jakobskirche gab ihr endlich willkommenen Anlaß, ihre Rache zu befriedigen. Eines Sonntags, als die Städtemeisterin gerade zum Tische des Herrn gehen wollte, hatte der von Stetten das Mißgeschick, ihr auf den Mantel zu treten und darüber zu stolpern. Um nun nicht zu fallen, haschte er nach der Schnur einer über ihr hängenden Lampe und verursachte dadurch, daß sich das Oel über den kostbaren Schleier der Frau Städtemeisterin ausschüttete. In höchster Entrüstung und mit racheerfülltem Herzen enteilte sie der heiligen Stätte und setzte in aller Eile die Triebräder ihres höllischen Machwerkes in Bewegung. Hans von Stetten wurde auf ihre alleinige Veranlassung eines todeswürdigen Verbrechens schimpflich angeklagt, und ein Zusammenwirken für ihn mißlicher Umstände vermochte den größten Theil der Richter, ihn in Folge der raschen Untersuchung für schuldig zu erkennen.

Der Blutakt war vollbracht, und wegen der schnellen nächtlichen Vollziehung ohne Störung der Gegenpartei vorbeigegangen. Mit den ersten Strahlen der Morgensonne wurden die Thore der Vorstädte geöffnet und die Wachen von den Thürmen und Mauerumgängen,

mit Ausnahme weniger Posten, in die noch verschlossen gehaltene innere Stadt zurückgezogen, um sie als nöthige Verstärkung gegen die möglicherweise jetzt erst ausbrechenden Unruhen verwenden zu können. Nachdem die barschen Feuerbüchsen- und Armbrust-Schützen abgezogen waren, wagten sich die Bewohner der Gelbinger Vorstadt allmälig aus ihren Häusern, um sich unter einander über die Veranlassung des nächtlichen Tumults zu befragen, und als sie so längs der Gasse hinauf, in neugierige Häuflein zusammengedrängt, sich ihre Muthmaßungen mittheilten, da sprengten von der Münkheimer Straße herauf durchs äußerste Thor sechs Ritter auf brausenden Hengsten, gefolgt von Knappen und Knechten, und bahnten sich kühn ihren Weg durch die Volksmenge. Den raschen Lauf ihrer Rosse endlich hemmend, mühten sie sich im Hinreiten hie und dort, Aufschluß über das seltsame Regen und Treiben einzuziehen, doch die selbst unkundigen Bürger vermochten den eifrig Nachforschenden keine Auskunft zu geben. Aber bei der St. Josen-Kapelle schmetterten jetzt plötzlich Trompeten, und ein Herold auf stattlichem Rosse hielt inmitten eines Volkshaufens, dem eben die Ritter sich naheten, und verkündigte der aufmerksam horchenden Menge mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Daß ein edler Rath des h. römischen Reichs freier Stadt Hall, stets wachsam für das Wohl seiner guten und getreuen Bürger und Insaßen, solchen hiemit öffentlich kund und zu wissen thue, wie er sich, obwohl schweren Herzens, gemüßigt gefunden, gegen einen

Hochverräther mit aller Strenge der Gesetze zu verfahren. Hans von Stetten, Mitglied des Raths, habe sich ruchlos unterwunden, seine Burg Sanzenbach, innerhalb der Gränzen des freien Gebietes der Stadt Hall, an eine fremde Herrschaft, nämlich an den Grafen von Wirtemberg, zu verkaufen, und zwar, wider sein Gelübde und Eid, und ohne Vorwissen und Bewilligung eines edlen Raths, und seie deßhalb angeklagt und überwiesen von dem gesammten Gericht einstimmig nach Recht und Gesetz zum Tod verurtheilt und demnach heute, ihme zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum abscheulichen Exempel, durch den Nachrichter vor dem Rathhaus vom Leben zum Tode gebracht worden, und versehe sich ein edler Rath — —"

„Gottes Donner über das giftige Lügengezücht!" — brüllte Ritter Kunz dem Herold, ihn unterbrechend, fürchterlich entgegen — „melde Deinem blutgierigen Rathe, daß ich Kunz Veldner, der Geyer von Geyersburg, ihn der frechesten Lügen bezüchtige, ihm ob seinem schändlichen Verfahren an meinem Ohm hiemit feindlich absage und, wo und wie ich kann, auf allen Wegen zu Schaden sein werde, es sei bei Tag oder Nacht, offen oder heimlich, mit Mord, Brand und Raub" — er konnte nicht enden, denn es erhob sich ein allgemeines Geschrei, als der Herold in höchster Entrüstung sein Gefolge und die Bürger im Namen kaiserlicher Majestät um Hilfe anrief, den zwiefachen Frevler, der es wage, sein geheiligtes Amt anzutasten und einen ehrbaren Rath zu beschimpfen, auf der

Stelle als Aufrührer und Landfriedensbrecher in gefängliche Haft zu bringen. Aber geschützt von den rüstigen Kämpen, die, gleich ihm, mit Blitzesschnelle die Rosse herumgeworfen und in gehöriger Ferne sich gleich vortheilhaft zum Angriff und Vertheidigung aufgestellt hatten, als auch abgeschreckt durch die gebieterische Stimme Egmunds von Münkheim, der die Bürger warnte, sich nicht in diese Irrung zu mischen, die er ohne Schwerdtstreich und Blutvergießen beizulegen gemeint sey, verlief sich das Volk, und der Herold, aller Unterstützung baar, jagte zürnend mit seiner Schaar in die Stadt zurück. Aber auch die Ritter erachteten es für gerathen, sich zurückzuziehen, und es gelang ihnen, den bis zum Wahnsinn aufgereizten Ritter Kunz, der sogleich nachjagen und in der wild gährenden, von fremden Söldnern geschützten Stadt die Fehde eröffnen wollte, zum Abzuge zu bewegen. In Gelbingen hielten sie Rath, und es wurde beschlossen, daß Egmund von Münkheim und Konrad von Gailenkirchen nach Hall zurückkehren, über die an ihrem Verwandten verübte Blutthat Rechenschaft verlangen und sich mit den Vornehmsten ihrer Partei des Weitern berathen sollten. Walther Senft, Heinrich Keck und Volf von Roßdorf aber nahmen den racheschnaubenden Kunz ins Geleite und kehrten mit ihm auf seine Burg zurück.

Bereits war es Abend geworden und noch immer warteten die Bewohner der Geyersburg und die daselbst versammelten Freunde vergebens auf die Entwickelung der schrecklichen Begebenheit. Während Frau

Agnes droben im Frauengemach in den Armen ihrer von Münkheim schleunig herbeigeeilten Tochter Adelheid lag, die sich erfolglos bemühte, der tief erschütterten Mutter tröstenden Balsam in das kummererfüllte Herz zu träufeln, saßen die Ritter unten in der Trinkstube, ihre anfänglich laute, in Aeußerung der verschiedensten Ansichten sich kundgebende Unterhaltung war allmählig einer, nur von kurzen, barschen Worten und Flüchen unterbrochenen Stille gewichen und nur darüber waren Alle einig, daß das dem Hans von Stetten Schuld gegebene Verbrechen eine teuflische, zu seinem Untergange geschmiedete Erfindung sey. In scheinbarer Theilnahmslosigkeit saß Ritter Kunz, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, an der Tafel, und nur ein einzigesmal entfuhr ihm in der Ueberwallung seines Innern eine schreckliche Drohung, die er mit Hinunterstürzen eines vollen Humpen und dessen lautem Niederstoßen auf den Tisch besiegelte. Der alte Hans Veldner dagegen, der in dem schrecklichen Ende seines Freundes deutlich genug eine vorher nicht geahnete Ueberlegenheit seiner Gegner erkannte, die ihre Unthat in gesetzliche Formen einzuhüllen wußten, wogegen sich im jetzigen Augenblicke Nichts unternehmen ließ, sah mit Bangigkeit die unheilvollen Folgen voraus, die diese Begebenheit durch vorschnelle Einmischung und thätliches Verfahren seiner Partei nothwendig bringen mußte. Eben sann er über die wirksamsten Gegenmittel gegen die drohende Gefahr nach, und wie er den starren, unbeugsamen Willen seines Sohnes zu besonnenem

Handeln hinleiten könnte, als der Thurmwart die Ankunft mehrerer Reiter anmeldete, die auch bald darauf in feierlicher Stille in die Burg einzogen. Unter ernster Begrüßung traten Egmund und Conrad von Gailenkirchen mit noch mehreren befreundeten Kämpen in die Stube, und indem ersterer sich gegen Hans Veldner wandte und dessen Hand ergriff, sprach er mit gedämpfter, doch fester Stimme: „Wir kommen oben von seiner Ruhestätte auf St. Jakobs Friedhof; diese Hand, die in der Eurigen ruht, drückte vor wenigen Stunden noch die kalte Rechte des hingemordeten wackern Gesellen, und ich theile Euch mit diesem Drucke sein letztes Lebewohl hienieden mit. Gott tröste seine Seele!" — „Und verdamme seine Henker!" — brüllte Kunz, vor Zorn bleich, dagegen. „Fandet Ihr ihn schuldig?" — fragte nach eingetretener Stille Hans Veldner mit einem schweren Athemzuge, als befürchte er eine Bejahung. „So wenig Ihr ein neugeborenes Kind einer Sünde zeihen möget, so wenig ist Hans von Stetten des Frevels schuldig, wegen dessen er angeklagt und enthauptet wurde," — entgegnete bitter Conrad von Gailenkirchen — „unsere strengsten Nachforschungen vermochten nicht, eine Schuld gegen ihn aufzufinden; die Knechte und Leibeigenen der Burg Sanzenbach stehen nach wie vor unverändert in Diensten und Pflichten; ja, selbst mehrere von denen, die zu unsern Gegnern gehören, haben ihre entschiedene Mißbilligung über diese Frevelthat zu erkennen gegeben und die Stimme des Volks hat sich bei der Beerdigung des Gemordeten

laut genug ausgesprochen. Deßwegen sind wir fest entschlossen, durch den gelehrten Licentiaten der Rechte, Herrn Hans Mangolt, eine Klage vor des Kaisers Majestät zu bringen und um unverweilte Untersuchung und strenge Bestrafung zu bitten, und wir hoffen, daß auch Ihr, Herr Veldner, und die übrigen hier anwesenden Ritter und Freunde, Euch zu gemeinschaftlichem Handeln mit uns vereinigen werdet.“ Unter allgemeinem Beifalle wurde die getroffene Anordnung genehmigt; nur Kunz, dem dieses friedliche und langsame Vorgehen im höchsten Grade mißfiel, beharrte trotzig auf seiner schon ausgesprochenen Erklärung öffentlicher Absagung, und weder die Vorstellungen seines Vaters, noch der Freunde dringende Bitten vermochten seinen Starrsinn zu brechen. Unwillig über den Unbeugsamen, wandten sie sich von ihm ab und überließen es dem erfahrenen Alten, bei günstiger Weile seinen Sohn zu gemäßigteren Gesinnungen hinzuleiten. Aber eben so wenig, wie den Freunden, gelang es dem Vater, den harten Sinn Kunzens zu brechen; in vermessenem Tone und unter den schrecklichsten Betheuerungen schwur dieser, daß er von nun an als abgesagter Feind des Raths von Hall handeln werde, und indem er das Gemach und die Burg verließ und in dem hinter derselben liegenden Fichtenwalde verschwand, entzog er sich allen ferneren Einreden.

Von nun an war der Friede und das häusliche Glück von der Geyersburg entwichen. Kunz, seinem Schwure getreu, suchte und fand leicht Veranlassung,

sich mit den Feinden der Stadt in nah und fern zu verbinden und namentlich den Mitgliedern des Raths allen möglichen Schaden zuzufügen. Nicht das Bitten und Jammern seiner guten Hausfrau Agnes, nicht die Vorstellungen des Vaters und der Freunde fanden in der racheerfüllten Brust des Ritters ferner Gehör. Mord, Brand und Beschädigung des Eigenthums seiner verhaßten Gegner bezeichneten seine Ausritte, auf allen Wegen lagerte er mit seinen Genossen und wußte geraume Zeit den Gegenanstalten der Haller gewandt auszuweichen und dieselben sogar zu ihrem eigenen Nachtheil zu wenden. Höchst entrüstet über das Treiben seines Sohnes, dem er nicht mehr zu steuern im Stande war, hatte sich der alte Veldner in die Stadt zurückgezogen, um nicht in das voraussichtliche Unglück seines Hauses mit hineingestürzt zu werden und zugleich seine Habe für die Enkel zu retten; selbst Frau Agnes gab den Vorstellungen Egmunds und Adelheids endlich nach, und zog zu ihren Kindern in das Wasserschloß Münkheim hinab: denn schon schritt der Rath von Hall mit Einziehung aller dem Geyersburger gehörigen Güter, deren man habhaft werden konnte, voran und hatte bereits einen peinlichen Prozeß bei dem kaiserlichen Hofgerichte zu Rotweil eingeleitet, der nothwendig eine Achtserklärung gegen den Landfriedenbrecher zur Folge haben mußte.

Eines Tages, in derselben Abendstunde, als Kunz und seine wilden Gesellen, mit schwerem Raube gepackt, eben auf die Geyersburg zurückkehrten, ritt auch unter

starkem Geleite ein Bote vom Hofgericht zu Rotweil in die Thore Hall's ein, und überbrachte die Urkunde der Achterklärung gegen Ritter Kunz von der Geyersburg und seine Helfershelfer. Auch rückte in derselben Nacht noch der Waldbot, dem von kaiserlicher Majestät die Aufsicht über die Wegelagerer und die Vollziehung der Acht übertragen war, mit einem Haufen Reiter und Bogenschützen in die Stadt. Aber fast um dieselbe Stunde schlich auch ein Kundschafter zum Weilerthor hinaus und nahm seinen Weg längs dem Kocherflusse hinab, um in aller Eile Nachricht von diesen Vorgängen auf die Geyersburg zu bringen. Schon war es beinahe Mitternacht, als er auf dem schmalen Fußpfad im Vogelholz an die Stelle gelangte, wo der Fluß in weitem Bogen sich um den Neuberg herumkrümmt und er die hell erleuchtete, nicht mehr weit entfernte Burg erblickte. Von hier setzte er nun seinen Weg auf der Steige gegen Sülz hinauf fort, und schlich oben auf beschwerlichem Pfade zwischen wildem Gestrüppe und Steingerölle durch den nur ihm und wenigen Getreuen bekannten, geheimen Einlaß der innern Umfriedung der Burg zu. Hier oben aber herrschte in diesen nächtlichen Stunden die gräulichste Wirthschaft. Unten im Burghof und in der geräumigen Tenne über dem Gewölbe des Thurms, wo früher Frau Agnesens Häuslichkeit waltete, der aber nun zum Kerker unglücklicher Gefangener umgeschaffen worden war, lagerte bei Fackelschein das Burggesinde mit den

fremden Knappen und Knechten, soffen wacker drauf los und erzählten sich grauenhafte Mähren und vollbrachte Bubenstücke: oben im Prunkgemache aber thaten sich Kunz und seine Gesellen in dem erst heute aufgefangenen alten Rheinweine, der den Herren des Raths zu Hall von Heilbronn herauf zugesendet worden war, so lange gütlich, bis der Geist in den Köpfen der wilden Zecher schrecklich zu spucken begann und feuersprühende Blitze ihren Augen entfuhren. Als sie so in unsinnigem Toben hinschwelgten, einander ihre eigenen vollführten Frevelthaten zubrüllten und dann in muthwilligen Scherzen und Schmähreden auch über die Ahnherrn herfielen, deren Bilder von den Wänden ernst auf dieses ganze Unwesen herabblickten, und als sie eben den Tugenden der frommen Ahnfrau Bertha, unter Beifallnicken des ausgearteten Enkels, mit grimmigem Lachen Hohn zu sprechen wagten, da drang des Wächters brüllender Nothruf in ihre Ohren und bewirkte plötzliche Stille in der Trinkstube und im Burghofe. Alle eilten an die Fenster und gewahrten im vollesten Lichtglanze schwebend (diese plötzliche Erscheinung hatte den Ruf des Wächters veranlaßt) — die Gestalt der beleidigten Ahnfrau Bertha. Nahe dem Fenster, aus welchem Kunz hinausstarrte, schwebte die Warnerin, unverwandt die Blicke auf den gefallenen Nachkommen gerichtet und mit drohenden Fingern gen Himmel deutend, bis sie allmählig den Blicken des Erschrockenen wieder entschwand. Kunz

sank auf den Steinsitz in der Fenstervertiefung nieder, senkte erschüttert das Haupt in beide Hände und harrte, gleich seinen Gesellen, eine Weile unbeweglich und lautlos; endlich richtete er sich empor und rief mit wuthentbrannten Blicken auf die Anwesenden diesen zu: „Wehe über Euch! wehe über mich! mein Stündlein naht! Helfe mir Der, an den sie mich wies!“ — „Wie, Kunz?“ — schrie Konrad von Thalheim — „Ihr wagt es, uns, die wir Euch auf Eueren dringlichen Aufruf gegen die Mörder Hansens von Stetten Hilfe und Beistand geleistet haben, Vorwürfe zu machen? verflucht sey Euere Rede!“ „Das Wehe komme über Dich allein, Undankbarer!“ — stimmte Claus von Buchhorn mit ein, und griff nach Helm und Schwerdt — „verdammt sey Deine Ahnfrau mit sammt ihren Zauberstücklein!“ Schnell erhob sich der ergrimmte Geyer von seinem Sitze, um diese Unbilden auf der Stelle thätlich zu rügen, da trat Konrad von Enslingen beschwichtigend dazwischen mit den Worten: „Haltet ein ihr Freunde und lieben Gesellen! wie mögt Ihr gleich so aufbrausen über ein Wort, das Angst und Gewissen dem Herzen erpreßte? laßt uns einig bleiben, dieß thut uns jetzt vor Allem Noth!“ — Bei der plötzlichen Stille, die diese Rede bewirkt hatte, wurde ein von bekannten Zeichen begleitetes Pochen von dem geheimen Einlasse herauf gehört. Kunz eilte sogleich aus dem Gemache und befahl drohend den Knechten, die sich bei der schrecklichen Erscheinung der Ahnfrau in den Thurm geflüchtet, die Thüre verrammelt

und in der lärmenden Unterhaltung das Pochen nicht gehört hatten, das Pförtchen zu öffnen. Einige der Beherztesten gingen hinaus, dem Befehle zu gehorchen und bald darauf wurde ein Knecht Hans Veldners in das Gemach eingeführt. Stark angegriffen durch seinen schleunigen Marsch von Hall her, sowie durch die überraschende Erscheinung von der Burg herab, die auch er gesehen hatte, sprach er mit ängstlicher Stimme zu Kunz: „Gerne möchte ich Euch, gestrenger Herr, einen freundlichen Gruß bringen, aber da“ — indem er Kunzen ein Brieflein überreichte — „der Inhalt wird Euch belehren, daß Euch von Stund an keine freundliche Begrüßung mehr vergönnt ist.“ Rasch entsiegelte der Ritter das Blatt, das nur die wenigen Worte enthielt: „Kunz, Du bist sammt Deinen Gesellen geächtet, fliehe eilends; nach Mitternacht brechen drei starke Haufen gegen die Geyersburg auf, um Dich zu fangen und das Nest zu zerstören. Es ist das die letzte Bitte Deines Vaters. Der barmherzige Gott geleite Dich.“ — Verzweiflung, Wuth und Gewissensbisse tobten in Kunzens Brust; er ließ den Brief fallen, ballte krampfhaft die Faust und schrie unter gewaltigen Schlägen auf den Tisch, daß die Humpen zusammenklirrten: „Hölle und Verdammniß den Mördern! Fluch über mich! o Vater! o Weib! o Kinder! Gott erbarme sich unser!“ Mit diesen Worten stürzte er ermattet auf den Sitz zurück. Auch Kunzens Unglücksgenossen standen lange, wie vom Donner gerührt, ob der entsetzlichen Nachricht da. Der

Abgesandte ermahnte sie aber, dem Inhalte des Briefes ohne Aufschub nachzukommen, da der Morgen bald anbrechen, mit dem Ave-Marialäuten die Burg unfehlbar umzingelt seyn werde und dann an kein Entkommen mehr zu denken sey. Damit entfernte er sich „weil er" — wie er noch hinzufügte — „keine weitere Gemeinschaft mehr mit Geächteten haben wolle, die dem Menschen nur Fluch und Verderben bringe."

Nachdem die Betroffenen sich von ihrem ersten Schrecken in Etwas erholt hatten, gingen sie mit einander zu Rathe und beschlossen, die Burg anzuzünden und auf verschiedenen Wegen Rettung durch die Flucht zu suchen. Kunz wurde während der Anstalten hiezu von den Furien der Hölle gequält; er war der Letzte, der das Haus seiner Väter, den Aufenthalt seines dereinstigen Glückes, verließ. Noch unter der Thüre wandte er sich um, nahm feuchten Auges Abschied von den erzürnten Ahnen, glaubte in dem lächelnden Antlitze der frommen Bertha die Versicherung der Verzeihung zu lesen, zog dann rasselnd die schwere Thüre hinter sich zu und wankte dem voranleuchtenden Knechte die Treppe hinunter nach. Durch die schauerliche Stille im Burghofe, die nur durch das Wiehern der Rosse und die Befehle der Ritter unterbrochen wurde, tönte von Münkheim herauf das Glöcklein zum Ave-Maria und zu gleicher Zeit schmetterten Trompetenstöße oben von der Waldspitze herein, die sich bald nachher hart vor dem Thore der Burg wiederholten. Eilig hatte der größere Theil der Ritter und

Knechte den Umgang der Mauern erstiegen, um das Begehren der Angekommenen zu vernehmen. Nach dem dritten Zeichen rief ein Herold die Achtserklärung über Kunz Veldner, den Geyer von Geyersburg, und seine Gesellen aus, und als er feierlich mit schrecklichen Worten endete: „Daß diese von Kaiserlicher Majestät und dem Reiche offenbar Geächteten fürbaß mit ihren Leibern für vogelfrei erklärt und ihre Habe und Güter ohne Gnade der Confiscation verfallen seien, und Niemand ihnen Aufenthalt, Atzung, Trunk, Hilfe oder Trost, weder heimlich noch öffentlich angedeihen lassen dürfe, ohne in die nach des Reiches Rechten bestimmten Strafen zu verfallen" — da verließen die Knechte und das übrige Burggesinde mit Jammergeschrei die Mauern und begehrten mit Ungestüm die Oeffnung des Thors, um in aller Eile von dannen zu ziehen. Alle Versuche der Ritter, sie zu einem gemeinschaftlichen Ausfalle gegen die feindlichen Haufen zu bewegen, waren fruchtlos; die Zugbrücke mußte herabgelassen werden, die Reisigen und Fußknechte stürmten hinaus und verbanden sich theils geradezu mit den feindlichen Haufen, theils suchten sie sich auf Schleichwegen durchzuwinden, oder bis zu abgemachter Sache im Walddickicht zu verbergen. — Die Geächteten, sechs an der Zahl, nebst zwei treugebliebenen Knappen, gelobten sich männlichen Beistand bis in den Tod und trabten dann zwischen dem Wald und Burggarten hin. Schon graute der Morgen, als sie auf einen Haufen Fußknechte stießen; doch diese

wichen ins Dickicht zurück und verkündeten den auf freiem Felde lauernden Reisigen die Flucht der Geächteten. Der Kampf begann, lange hielt das verzweifelte Häuflein der Aechter Stand, Wunden wurden geschlagen und empfangen; bald aber waren die Wenigen von allen Seiten gänzlich umzingelt, wie prasselnder Hagel fielen sausende Schwerdter auf Kunz und seine Unglücksgefährten ein; — noch eine kurze Weile und kein Schwerdt zischte mehr, Todtenstille trat ein, denn Kunz lag sammt seinen Gesellen geschlachtet auf dem Stoppelfelde unweit des Burggartens. Noch viele Jahre nachher bezeichneten einige Steinkreuze die Stätte, wo die Raubritter der Geyersburg getödtet wurden.

Indeß waren die Fußknechte des Waldboten, dem die Vollziehung der kaiserlichen Acht oblag, in die verlassene Burg eingedrungen, schafften alle Habe heraus, befreiten die Gefangenen, und bald sah man aus dem Thurme eine hochlodernde Flamme emporsteigen, der kurz nachher — unter dem Jubelgeschrei des lauernden Volkes, das sich auf dem jenseitigen Bergrücken, wo einst die schöne Burg der reichen Erlacher stand, versammelt hatte — das dumpfe Gekrache des einstürzenden Dachstuhles und der Gemächer folgte.

Nicht lange nach diesen Begebenheiten wurde der alte Hans Veldner zu seinen Vätern versammelt, und mit ihm starb der Name der Veldner und Geyer im Kochergau aus. Junker Dietrich, der, ehe noch sein Vater

dem Mißgeschick verfiel, zu Verwandten nach Franken geschickt wurde, soll sein Geschlecht dort fortgepflanzt haben. Auch Agnes erlag vor der Zeit dem Kummer, und das Geschlecht derer von Münkheim — der Nachkommen Geyers von-seiner Tochter Adelheid — erlosch im Jahr 1505 mit Ulrich von Münkheim, dem reichen Ritter und großen Wohlthäter der Armen, der zu Hall bei St. Michael mit Schild und Helm beigesetzt wurde.

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

Die

Burgen,

Klöster, Kirchen und Kapellen

Württembergs

und der

Preußisch-Hohenzollern'schen Landestheile

mit ihren

Geschichten, Sagen und Mährchen.

Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller

dargestellt von

Ottmar F. H. Schönhuth.

Zweiter Band.

Stuttgart, 1860.

Verlag von Eduard Fischhaber.

I.

Hohentwiel.

Beinahe aus der Mitte des mit allen Reizen der Natur geschmückten Höhgau's, wo mehrere vulkanische Bergkegel aus dem Bodensatze alter Fluth aufsteigen, erhebt sich ein hoher steiler Fels, genannt der Hohentwieler Berg, der die Ruinen der gewaltigsten Burg des Schwabenlandes auf seiner Stirne trägt. Die Höhe des Bergs beträgt 2174 Pariser Fuß.

Wenn man die Hälfte des Bergs erstiegen hat, gelangt man auf den Maierhof der ehemaligen Veste. Dieser besteht aus dem Gasthaus und dem eigentlichen Hof, wo sich noch das Pfarrhaus sammt dem Betsaale befindet. Im Gasthof, wo man gute und billige Bewirthung findet, löst man für 12 kr. eine Karte, wenn man das Belvedere auf der Höhe besteigen will. Von der schönen Linde beim Gasthaus schreitet man auf einer gepflasterten Heerstraße aufwärts, an dem Kirchhof vorbei, der noch einige alte Grabdenkmale enthält, sowie an jener steilen Felswand, in der wir die schönsten Natrolithe finden. In weniger als einer Viertelstunde gelangt man an den ersten Ein=

gang der ehemaligen Veste. In früherer Zeit befand sich hier das Haupt-Portal, auf dem Widerholds Wappen, sammt einem Denkstein mit folgender Inschrift angebracht war:

> Durch Gottes Gnad vnd Heldentrew
> Dis vöste Hauß hier stehet new;
> Der feind hats zwar fünfmal geschreckt,
> Doch hat der Herr zum Schutz erweckt
> Den Widerholt, der fünfzehn Jar
> Dasselb beschüzt in feindts gefahr.

Dieser Eingang eröffnete einen unter Bastionen hinlaufenden Gang, der sich nach etwa dreißig Schritten innerhalb der Schanzen öffnete, und zum ersten nun zerstörten Thorhause führte. Er war die wichtigste Passage zur Burg, und mußte deßwegen fester als irgend ein Theil derselben verwahrt werden. In geringer Entfernung davon befand sich ein zweites Thorhaus — es wurde zerstört bis auf das Thor, welches in jetziger Zeit den Haupteingang in die Veste bildet. Sind wir durch dieses Portal getreten, so befinden wir uns im sogenannten Vorhof, welcher bis zu der ersten, über die Felsen führenden Zugbrücke, auch die untere Vestung hieß. In dieser standen die Offizierswohnungen, die Kaserne, die Kellerei, die Apotheke, das Wirthshaus und noch mehrere Gebäude, die wir nur noch in Trümmern erblicken. Drei Brücken, ehemals Zugbrücken, führen über jähe Felsen

zur oberen Vestung. Tritt man bei der zweiten Brücke linker Hand hinüber, so befindet man sich auf einer noch ziemlich gut erhaltenen Schanze (Friedrichs=bastion), die den steilsten Theil der Burg deckte. Von hier aus blicken wir über einen senkrechten Felsen von wohl 400 Fuß Höhe hinab und haben eine der schönsten Aussichten vor uns: die Burgen Staufen, Stoffeln, Mägdberg, Höwen 2c. liegen in lieblicher Gruppirung vor dem Blicke. Wir schreiten noch über eine Brücke, und stehen vor dem oberen Eingang in die Vestung (Porte et pont du Gouvernement) mit den dazu gehörigen Gebäuden. Diese Gebäude bildeten die Wohnung des Commandanten. Auf dem noch wohlerhaltenen Portale stand bis auf die neueste Zeit das in Metall gegossene Bild Widerholds, des treuen Commandanten von Hohentwiel. Sind wir durch das Portal getreten, so gelangen wir bald zu dem ersten wichtigen Gebäude der Vestung. Oben auf demselben ist noch das Stück eines alten Säulenknaufs sichtbar, es zieht sich in einem Halbkreis um die südliche Seite der Burg. Der Name „Klosterbau," den das Gebäude noch vor seiner Zerstörung trug, weist darauf hin, daß hier das ehemalige Kloster stand. Wirklich haben sich auch noch bedeutende Reste des alten Kreuzgangs erhalten, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man durch die von oben sichtbare Oeffnung mühsam hindurchdringen will. Nachdem das Kloster abgegangen war, wurde das Gebäude theils zur Kaserne, theils für die Schule

sowie für Lehrer und Pfarrer verwendet. An den Klosterbau, nur durch wenige Schritte getrennt, schloß sich die von Widerhold erbaute Kanzlei und der sogenannte Neubau an. Gerade gegenüber dem Klosterbau stehen noch die vier Wände der Kirche, welche Widerhold mitten in den Stürmen des Kriegs erbaute. Der sich daran anlehnende Thurm hat in neuester Zeit eine schöne Bedeutung erhalten, indem ein Belvedere auf seiner Zinne errichtet worden. Der für seinen Wohnsitz und die schöne Natur begeisterte Pfarrer Sigel gab die erste Anregung dazu, und Eduard Keller, der Verfasser des lieblichen Büchleins „Hohentwiel und seine Umgebung," unterstützte den schönen Plan. Der Bau der Warte wurde auf Actien begonnen, und am 7. Mai 1846 konnte sie zum ersten Male bestiegen werden. Hier oben in einem geräumigen Gemach, wo man von der Mühe des Bergsteigens bequem ausruhen kann, ist jetzt Widerholds Bild aufgestellt, denn wohl wäre es auf seinem früheren Postamente vor Vandalen neuerer Zeit oder gar Dieben nicht lange sicher gewesen. Auf einer eichenen Treppe gelangt man durch eine Fallthüre oben hinaus. Eine Plateform, etwa 300 Q.=F. haltend, der Boden mit Sturz beschlagen, eingefaßt von einer steinernen Brüstung, empfängt die Besucher. „Zu den Füßen rings um den Thurm reihen sich die riesigen Schattengestalten der alten Burg, hoch hinein schaut man zu den obdachlosen Gemächern der fürstlichen Burg, und der Raum der alten Kirche ist

zum schwindelnden Abgrund geworden, aus welchem Gesträuch und Gestein heraufschaut. Aber über diese dunkle Ruinenstadt hin schweifen die Blicke in einem der großartigsten und lieblichsten Rundgemälde." Wenden wir zuerst den Blick nach Norden, so liegt vor uns der schöne Kranz der Höhgauer Ritterburgen. Die äußerste ist Neuhöwen; von hier schweift das Auge hinüber bis zu dem Thaleinschnitt, der den Horizont bildet, und erkennt man rechts die Dreifaltigkeits-Kapelle bei Spaichingen — also zehn Stunden gerade aus. Weiterhin gegen Nordosten ist die Gegend weniger interessant — ein ziemlich hoher Bergrücken bildet den Horizont. Im Vordergrund das Städtlein Aach mit seinem alterthümlichen Burgthurm, die Waldburg Langenstein mit ihren Umgebungen und die etwas entferntere Nellenburg — weiter herwärts die Ruinen der Hornburg. Gegen Osten liegt der Untersee vor uns. Aus seiner Mitte steigt wie ein Feenland die Insel Reichenau auf. Ueber dieser Insel ragt die Stadt Constanz mit ihrem majestätischen Dome hervor, hinter Constanz erscheint das Becken des Obersees eigentlich nur als ein breiter Silberstreifen. Die fernsten Punkte sind die Klause bei Bregenz und die beiden Thürme von Friedrichshafen. Wie von einem Rahmen ist der See von den Schneebergen Tirols umschlossen, mit denen die große Bergreihe beginnt, auf welcher jetzt das Auge vor Allem ruht. Zunächst und zu jeder Zeit sichtbar ist der riesige Säntis;

die ihn umgebenden Churfürsten, worunter „Schild" und „Speer" besonders ausgezeichnet sind, schließen das Appenzeller Gebirge. An sie reihen sich die „Glarner Alpen." Wie ein langer Sarg blickt der mächtige Glärnisch nicht fern von seinem noch höheren Nachbar, dem Tödi herüber. Vor allem imposant stellt sich das Berner Hochland dar. Zwei bekannte Berge — der Rigi und sein höherer Nachbar, der Pilatus — bestimmen seine Lage. Zwischen diesen heraus blicken die mächtigen Eisriesen, links das himmelhohe Finsteraarhorn, rechts der Eiger, der Mönch und die Jungfrau. Noch einige weniger wichtige Berge machen den Uebergang zu den Savoyer Gebirgen, unter denen in weiter Ferne die Vorberge des Montblanc sichtbar sind. Die Schneeberge enden und das Juragebirg mit seinen wunderbar gestalteten Bergformen blickt uns entgegen. Die höchste derselben — es ist der Bergrücken mit einem tiefen Einschnitt — bezeichnet den Weißenstein. Wenn wir von dem einen Ende der Gebirge bis zum andern, den Tiroler Alpen bis zum Jura, eine Linie zögen, so wäre es wohl eine Ausdehnung von 80 — 90 Stunden, die das Auge auf einmal überschaut. Der Vordergrund gegen Südwest ist am wenigsten interessant. Außer Schloß Herblingen und weiterhin dem Lägernberg sammt der Burg Regensberg, deren Wartthurm hoch hervorragt, ist kein lieblicher Punkt, auf dem das Auge ruhen könnte. Gegen Norden erhebt sich am Horizont der Feldberg,

Belchen und Blauen, welche man durch die beiden Wäldchen des Stoffelberges hindurch erblickt. Alles, was wir bisher beschrieben, erkennt man mit dem bloßen Auge. Bedient man sich noch des hier oben aufgestellten Frauenhofer'schen Tubus, so wird das Auge wohl noch mehrere wichtige Punkte entdecken, die wir nicht angegeben — wir werden noch an 100 Orte, Städtchen, Dörfer, Weiler und Höfe unterscheiden können, die man von hier aus übersieht. Jeder Wanderer, der Hohentwiel besucht, wird voll Bewunderung gestehen müssen, daß nichts fehlt, was zu einer schönen Aussicht gehört, denn Bäche, Wiesen, Fruchtfelder, Weinberge, Wälder, Seen, Hügel, Gebirge und Schneeberge, Burgen, Dörfer, Städte und Weiler — Alles vereinigt sich, um ein Gemälde zu bilden, das mit allem Recht den schönsten Panoramen an die Seite gesetzt zu werden verdient.

Wir steigen nach dem Genuß all des Herrlichen wieder von der Warte herab und durchwandern die übrigen Ruinen der Veste. Wenige Schritte vom Thurme etwas aufwärts, und wir befinden uns vor der sogenannten fürstlichen Burg. Sie bildet ein Gebäude mit drei Flügeln, das die nördlich laufende Mauer zu einem Viereck verbindet. Die Burg hatte nur zwei Thürme, einen runden linker Hand, vom Portal an gerechnet, einen eckigten auf der Seite, wo die kleine Ausgangspforte der Burg sich befindet. Der erstere zur Linken des Portals war in früherer Zeit der Hauptthurm und ist seiner Bauart nach zu

urtheilen, der älteste Theil des Schlosses, wahrscheinlich noch der einzige Ueberrest jener Burg, auf deren Grundmauern Herzog Christoph von Württemberg im Jahr 1554 das jetzige Schloß erbaute. Im Flügel, welcher sich der See zukehrt, war der Rittersaal nebst der Küche und einigen kleineren Gelassen; über diesen im oberen Stockwerk befinden sich die durch ihre Gefangenen berühmt gewordenen Gemächer: die Kerker eines deutschen Patrioten J. J. Moser, des preußischen Werboffiziers Louis v. Knobelsdorf, der dreißig Jahre hier oben saß, und des unglücklichen Obersten Rieger, in dessen Kerkerloch weder Sonne noch Mond schien. Unter der fürstlichen Burg dehnen sich lange, meist in Felsen gehauene Gewölbe, welche theils zu Kellern, theils zu Magazinen verwendet wurden. In einem dieser Gewölbe soll ein Oelfaß gelegen haben, über dem eine große Lampe hing. Es war nach der Sage das Oelfaß sammt der ewigen Lampe im ehemaligen Kloster der Hadewig.

Noch ist ein Bauwerk zu besuchen übrig, das zu den wichtigsten gehörte, es ist das sogenannte Rondel, auf der westlichen Seite der Veste. Durch ein kleines Portal steigt man auf einer Leiter in die Tiefe und befindet sich im obern Theil der Bastion, deren Oeffnung man für einen ausgemauerten Ziehbrunnen halten könnte. In dieser Oeffnung erblickt man eine ziemlich zerstörte Treppe, auf der man behutsam in das Innere des Rondels hinabsteigt. Man steht nun in einem meist aus Backsteinen aufgeführ-

ten Gewölbe. Das Ganze hat die Gestalt einer kleinen Citadelle, in der ringsum Schießscharten mit Kanonen angebracht waren. Durch eine der Fensteröffnungen sieht man über die jähe, senkrechte Felswand hinab. Herzog Christoph erbaute dieses Rondel, wohl um diese wenig verwahrte Seite der Burg besser zu decken. — Von dieser Stelle der Vestung aus, wo der Fels beinahe 250 Fuß hoch abfällt, soll in den Zeiten Widerholds ein junger Hirsch, den derselbe im Burgzwinger hielt, herabgesprungen seyn, denn er sah das Vieh austreiben, unter dem er auferzogen worden war. Trotz des gewaltigen Sprunges nahm er keinen Schaden, nur rührte er sich Anfangs nicht, als aber die Wache herbeilief, sprang er wieder auf und war frisch und gesund wie zuvor.

Nachdem wir die Ruinen der Burg nach ihren interessantesten Partien betrachtet, setzen wir uns nicht ferne vom Rondel auf dem Bänkchen gegen den See hin, und lassen das Wichtigste aus der Chronik der ehemaligen Veste vor unserem Geiste vorübergehen.

Hohentwiel ist unstreitig eine der ältesten Burgen des Schwabenlandes, und wie mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, römischen Ursprungs. Dafür spricht sein uralter Name duellum, duellium, so wie seine Lage, nicht ferne vom Rhein, in der Nähe des noch in bedeutenden Spuren vorhandenen römischen Castells. Freilich finden wir in Hohentwiels jetzigen Resten nicht die kleinsten Spuren mehr aus jener Zeit — die

Stürme, welche im Laufe von Jahrhunderten über die Felsenburg wehten, haben sie alle verwischt.

Ein tragisches Gemälde eröffnet die eigentliche Geschichte der Burg: der Kampf der beiden Kammerboten Erchanger und Berthold mit Salomo, Bischof zu Constanz und Abt zu St. Gallen.

Mit Pipins von Heristall Thronbesteigung war das alte Herzogthum Allemannien abgegangen. An seine Stelle trat das Amt der Kammerboten. Diese hatten an des Königs Statt die Angelegenheiten in den Provinzen des Landes zu besorgen, besonders aber war ihnen die Verwaltung der Krondomänen aufgetragen. Seine Kammerboten waren die beiden Brüder Erchanger und Berthold. Der größte Theil des Thurgaus und Oberschwabens standen unter ihrer Leitung. Ihre eigenen Besitzungen lagen meistentheils im Höhgau und am Bodensee, wo ihr Hauptsitz die alte Burg Bodmann, und neben vielen andern Twiel ihr Besitzthum war.

Als die Ungarn im Jahr 912 ins Land fielen, da waren diese Brüder es, die sich allein ihres bedrängten Vaterlandes annahmen, denn Hülfe war von Außen kaum zu erwarten. „Saget euren Führern, antworteten sie den Abgesandten der wilden Horden, mögen sie immer kommen mit Heeresmacht, wir haben Eisen und Schwerter und fünf Finger an der Hand, um Feinden, wie sich's gebühret, zu begegnen." Sie verbanden sich mit Herzog Arnulf von Baiern, zogen dem Feindesheer entgegen, und hieben sie am

Innflusse beinahe gänzlich zusammen. Siegreich zogen sie nun zurück in ihre Lande, und ihre Macht nahm zu von Tag zu Tag, daß sie nach und nach eher als Herzoge, denn als Kammerboten herrschten. Ihnen gegenüber erhub sich ein Nebenbuhler, Salomo III., Bischof von Konstanz, ein Mann von hohen Geistesgaben, der über Niedere wie über gekrönte Häupter mit der Macht des Geistes herrschte. Schon früher hatte er den Neid der Kammerboten erweckt, denn er hatte die seitherigen Könige Arnulf und Konrad sich so gewonnen, daß sie Schenkungen auf Schenkungen häuften, die sie ihm und seinem Kloster zukommen ließen; und dieß in den letzten Zeiten durch Konrad meistens zum Schaden der Kammerboten. Ihr Groll, der sich schon zu Arnulfs Zeiten ausgesprochen hatte in einem Ueberfall Salomo's, der ihnen aber mißlungen war, suchte zum zweiten Mal einen Ausbruch und fand ihn auch.

Eines Tages zogen die beiden Brüder in Begleitung ihres Neffen Luitfried, eines jähzornigen und kriegsfreudigen Jünglings, aus der Burg Stammheim, einer der königlichen Domänen. Gerade fügte es sich, daß Salomo desselben Wegs kam. Nach kurzem Gruße begann der Bischof seine Klage über die Unbill, welche von der Burg Stammheim aus von den Leuten der Kammerboten gegen ihn verübt worden war. Die Brüder schienen wenig darauf zu hören. Da erinnerte sie der Bischof an jenen Tag, wo er für sie bei König Arnulf Gnade erbeten, als sie wegen ih-

res Ueberfalls zur Strafe gezogen werden sollten. Alsbald rief Luitfried, der Schwestersohn der Beiden, ein sehr vermessener Jüngling: so rühmt sich der heillose Mönch noch des Unrechts, das um seinetwillen Euch angethan worden, und ihr Ohme wollet ihn leben lassen? Mit diesen Worten zog er das Schwert, und hätte den Bischof gewiß ermordet, wenn er nicht von seinen Oheimen gehalten worden wäre. Doch als er mit dem Pferde schnell umlenken wollte, um dem Verderben zu entgehen, fielen die Herrn ihm in die Zügel und ergriffen ihn. Einer von des Bischofs Begleitern wollte dem das Schwert ziehenden Luitfried selbst mit gezücktem Stahle begegnen, er wurde aber von den Speeren der ihn umringenden Mannen der Kammerboten durchbohrt und kam um. Nun wurde der Bischof in eine nahe Herberge geführt; dort hieß man ihn absteigen und niedersitzen, während seine Feinde auf die Seite gingen, um sich zu berathen, was sie über ihn beschließen wollten. Er aber, vertrauend auf seinen Herrn, betete unaufhörlich zu seinem Patron, dem heil. Gallus. Luitfried rieth, daß man ihm die Augen aussteche, oder die Rechte abhaue. Der erfahrenere Theil der Mannen aber verlangt durchaus, daß man nicht weiter gegen den Gesalbten des Herrn wüthe, und hält es für's Beste, daß man ihn unangetastet lasse. Endlich kam bei den Herren der Beschluß zu Stande, daß man den Bischof gen Dietpoldsburg bringe, wo Bertha, Erchangers Gemahlin, sich aufhielt, denn sie sprachen:

da sie sonst eine strenge Frau ist, so mag sie am Besten zu solchem Werke zu gebrauchen seyn; auch meinten sie, weil sie aus Liebe für ihren Gemahl schon oft dem Bischof Böses gewünscht hätte, möchte sie selbst eine Art und Weise ersinnen, wie er bald aus dem Wege geräumt würde. Während die Herren mit ihrem Gefangenen der Dietpoldsburg zuziehen, fällt demselben die schlechte Mähre unter dem Leibe zu Boden. Als die Wächter der Burg die kommende Schaar sahen, laufen sie herbei, um zu schauen, was da käme. Herr Berthold, der sie erblickte, rief jetzt dem zu Fuß gehenden Bischof zu: beug dich vor diesen, du Verdammter Gottes, und küß ihre Füße, auf daß sie dir Gnade erflehen. Nun wurde Salomo den Söldnern übergeben, ihn an Ort und Stelle zu bringen, und ein Bote an Bertha gesendet, der ihr das Geschehene melden sollte. Als aber die edle Frau hörte, was vorgefallen war, schlug sie an ihre Brust und sprach: das ist der Tag, so unserer Ehre vor Gott und Menschen ein Ende machen wird. Alsbald rüstete sie die Kapelle und den Altar und bereitete Teppiche und Gewande in dem Gaden. Sie heißt einige Geistliche, welche eben anwesend waren, mit dem Evangelienbuch dem Bischof entgegen gehen. Sie selbst begibt sich vor das Thor, um den Bischof zu empfahen; sie nimmt ihn bei der Hand und bittet ihn weinend, er möge sie des Friedenskusses würdigen. Dann läßt sie so schnell als möglich ein Bad bereiten, darin sich der müde Herr vom Staub und Schweiß

reinigen möge. Das Alles, meinen die Krieger, geschähe von Frau Bertha nur zum Scheine. Auch der Bischof, sich jetzt wohl fühlend, befürchtet doch Unheil, als das Gaden vor ihm und den beiden anwesenden Priestern geschlossen wird. Doch hätte er, wie er sich später selbst ausgesprochen, die Nacht in Ruhe hinbringen können, wenn ihm nur der Klang der Trommeten und der Ruf der Burgwächter keine Unbehaglichkeit verursacht hätte. Am Morgen besuchte Frau Bertha, begleitet von einer Magd, den hohen Gast und verhieß ihm Frieden und baldige Rückkehr zu den Seinigen; sie labte ihn mit Erfrischungen, indem sie sich selbst von ihrer Magd, dem Bischofe aber von den Priestern vorlegen läßt.

Indessen hatten sich die Kammerboten auf den Berg Twiel (Hohentwiel) begeben; sie führten dorthin von überall her Lebensmittel zusammen, und suchten die Burg bei Tag und Nacht noch mehr zu verschanzen; doch hielten sie sich mit den Ihrigen, die sie für die treuesten achteten, geheim, und verbargen sich bei Nacht in den waidereichen Wäldern (in der Nähe der Burg). In der dritten Nacht auf die an dem Bischof verübte Bosheit, erhielt Siegfried, der Neffe Salomos, Kunde davon; alsbald sammelte er seine Verwandten (Magen) und die Vasallen des Bischofs, so viel es die kurze Zeit erlaubte, und überfiel die Kammerboten Morgens früh in einem Walde, während sie noch schliefen. Da erwachen sie aus dem Schlafe mit dem geringen Gefolge, sie

richten ihre Waffen der Unmacht gegen die mit Helm und Panzer gerüsteten, aber trotz ihres tapfern Widerstandes werden sie alle drei lebendig ergriffen, ihrer Waffen beraubt, und gefesselt davon geführt. Sogleich laufen Boten voran, welche der edlen Bertha und den Bewohnern der Burg melden mußten: wenn sie den Gesalbten des Herrn nicht losgäben, so würden die drei Herren an drei Seiten der Burg an den Galgen gehängt werden, um an der Sonne zu braten. Als die Burgmänner das hörten, hielten sie es Anfangs für Täuschung; erst, als sie Gewißheit von der Sache erhielten, zogen sie aus der Burg. Nur der Bischof mit seinen Geistlichen blieb zurück, und neben ihm Frau Bertha weinend und schluchzend sammt ihren Dienerinnen. In der vergangenen Nacht nämlich hatte Frau Bertha durch einen Boten ihres Gemahls Kunde erhalten, daß der Bischof von Dietpoldsburg nach Twiel, oder, was sie noch mehr befürchtete, zum Tode geführt werden sollte; darum hatte sie alsbald mit dem hohen Gefangenen Zwiesprache gehalten und ihn heimlich durch ein verborgenes Pförtlein aus seiner Haft entlassen. Nun nahm der Bischof die edle Frau bei der Hand, sie ihres Schutzes versichernd, und ging mit ihr den Seinigen entgegen; wie diese den Bischof vor dem Thore der Burg erblickten, begrüßten sie ihn mit dem jauchzenden Gesange: Heil Herro, Heil Lieber u. s. w. Außer diesen ließ aber der Bischof Niemanden in die Burg eintreten, aus Sorge für die Erhaltung der

Haabe der Frau Bertha und ihrer Begleiterinnen. Auf dem ganzen Wege nämlich hatte sich ein unzähliger Haufe von Bewaffneten an die Schaar Siegfrieds angeschlossen.

Frau Bertha wünschte ihren Gatten zu sprechen; als er auf eine Stunde allein zu ihr geführt wurde, umschlang sie ihn, und ließ sich kaum mehr von ihm trennen, der selbst Thränen vergoß; ihr aber strömte vor Weinen Blut aus der Nase. Selbst die Feinde rührte solch ein schneller Glückswechsel. Als der Gefesselte vor dem Bischof niederfiel und um Verzeihung bat, sprach dieser: so viel an mir ist verzeihe ich dir; er nahm ihn aus der Hand der erbitterten Wächter und begleitete ihn mit Segenswünschen. Mit seinem Neffen und dessen Gefolge unterhandelte er, daß Frau Bertha ehrenvoll und mit gesicherter Haabe zu den Ihrigen zurückgebracht würde. Da sie auf der Burg noch übernachteten, so befahl er alle Haabe Bertha's seinen Getreuen zur Bewahrung, und ließ sie dann ihr nachbringen; beim Abschied lud er Frau Bertha ein, ihn zu Konstanz zu besuchen, damit sie, wenn die Sache eine bessere Wendung genommen, sich in froherer Lage überzeugen könnte, ob er seines Wortes eingedenk wäre. Nun kehrte Bischof Salomo, ein anderer Petrus, von tapfern Männern errettet, mit ehrenvoller Begleitung gen Konstanz zurück. Allda ward er mit großem Frohlocken der von überall herzuströmenden Menge aufgenommen.

Die drei Missethäter aber wurden nach Twiel abgeführt, wo sie für eine öffentliche Untersuchung aufbehalten werden sollten. Während sie dahin gebracht wurden, hatten sich die meisten ihrer Getreuen zu den Waffen versammelt, um ihre Herren den Händen ihrer Führer zu entreißen, wenn es möglich würde. Das aber wurde von den Vasallen der Abteien und des Bisthums, sowie von den Verwandten des Gott Gesalbten verhindert, indem sie sie mit einer starken Schaar umzingelten.

König Konrad, der sich dazumal in Frankenland aufhielt, erhielt Kunde von dem Ereigniß; reitende Boten waren Tag und Nacht gezogen, während der Bischof gefangen war und wieder befreit wurde. Man erzählt, daß der König, der gerade früh erwacht war, aus dem Bette aufgesprungen sey, und kaum seine königliche Fassung behalten habe, als er durch die Boten von der Geschichte in Kenntniß gesetzt wurde: erst durch die Boten der nachfolgenden sey sein Gemüth einiger Maaßen wieder beruhigt worden. Als sich der König wieder gefaßt hatte, fragte er nach dem Befinden des zuvor gefangenen und nun wieder befreiten Bischofs. So viel wissen wir, Herr und König, antworteten die Sendlinge, daß der Mißhandelte sich noch übel befindet; denn wenn er glaubte, er könnte bald selbst erscheinen, so hätte er es gewiß durch uns Euch melden lassen. Als der König das hörte, trat er bei Seite und

weinte: er konnte die hervorbrechenden Thränen nimmer zurückhalten. Alsbald hielt er einen geheimen Rath; dann schrieb er einen Reichstag nach Mainz aus: auf diesem wurden die drei Missethäter verdammt, in die Acht erklärt und ihre Güter eingezogen. Bald darauf wurden sie wirklich zum Tode verurtheilt und alle Andern, welche an dem so schweren Verbrechen Theil genommen, als Feinde in die Acht erklärt.

Mit Uebereinstimmung der schwäbischen Landesherren wurde darauf Burkhard, der edelste und tugendreichste seines Volks, zum ersten Herzog der Allemannen gewählt. Dem wurden auch die eingezogenen Güter der Verurtheilten als Lehen übertragen, ausgenommen das Zubringen Bertha's, welches ihr, weil sie ihrem Gemahl nicht beigestimmt hatte, ausdrücklich ausgeschieden wurde. Als Herzog Burkhard die Verurtheilten auf einige Tage in Gewahrsam erhielt, bat der Bischof denselben um Aufschub des Urtheils, bis er es bei dem König dahin brächte, daß ihnen nur Verbannung zuerkannt würde. Aber das häufige Anliegen des Bischofs wirkte bei dem Könige nur dahin, daß er Befehl zu ihrer Hinrichtung gab, welche den 21. Jan. 917 bei Adingen (Oettingen im Rieß) vollzogen wurde. Hochbetrübt über ihren Tod ließ der Bischof denen, welchen er im Leben, so viel er vermochte, Verzeihung hatte angedeihen lassen, solche auch im Tode widerfahren: er gestattete ihnen ein Begräbniß bei der Kirche.

Von nun an blieb Hohentwiel bei der Burkhard'schen

Herzogsfamilie. Nach Burkhard I. Tod kam Herzog Hermann, ein Franke, ins Herzogthum. Er vermählte sich mit Burkhards hinterlassener Wittwe Reginlinde, und erhielt auf diese Weise Ansprüche auf Twiel. Er erwählte die hohe Felsenburg zu seinem Aufenthalt und wirkte von hier aus segensreich auf das ihm zur Heimath gewordene Schwabenland. Hermann starb im Jahr 948 nach einer folgereichen Regierung und ward in der Reichenau begraben. Luitpold, sein Schwiegersohn, folgte ihm nur auf kurze Zeit, und das Herzogthum ging jetzt wieder auf einen Sohn Burkhards, desselben Namens, über. Dieser vermählte sich mit Hadewig, der geistreichen Tochter Herzog Heinrichs von Baiern und Nichte König Otto's. Unter Herzog Burkhard, besonders aber unter seiner Gattin Hadewig, begann für die Felsenburg Hohentwiel eine der glänzendsten Zeiten. Der Geschichtschreiber Ekkehard der Jüngere, Mönch von St. Gallen, im 11. Jahrhundert, derselbe, welchem wir den ausführlichen Bericht über Erchanger und Berthold verdanken, hat über die Zeit der Hadewig viel Schönes berichtet, das wie eine Sage lautet, aber doch das Gepräge der Thatsache an sich trägt. Wir geben die Darstellung der schönen Geschichte mit seinen eigenen Worten.

Hadewig, Tochter König Heinrichs von Baiern, nach dem Tode ihres Gemahls Herzog Burkhard II. (973) verwittwete Herzogin von Allemannien, ja sogar Reichsverweserin, hatte auf der herrlich gelegenen

Felsenburg Hohentwiel ihren Wohnsitz, und war, dieweil sie eine schöne, aber sehr strenge Frau war, in allen Landen gefürchtet.

Als Kind schon mit dem griechischen Kaiser Constantius VI., genannt Porphyrogenitus, verlobt, ward sie durch seine Eunuchen, die er zu diesem Zweck absandte, in den griechischen Wissenschaften unterrichtet. Als aber ein Maler (Eunuche), um das Bild der Jungfrau seinem Herrn zu fertigen, sie genau anschaute und recht ähnlich malen wollte, so verdrehte Hadewig Mund und Augen, denn die Heirath war ihr zuwider. Also störrischer Weise den Griechen verschmähend, trat sie, nachdem sie sich auch den lateinischen Wissenschaften gewidmet hatte, die reich Begabte, in eine Verbindung mit Herzog Burkhard. In Kurzem starb der schon Bejahrte, und hinterließ sie, als eine noch keusche Jungfrau, mit reicher Mitgift und einem Herzogthume.

Als Wittwe kam sie einst in das Kloster St. Gallen, um zu beten; der dermalige Abt Burkhard nahm sie freundlich auf, zumal da sie seine Nichte war, und wollte sie mit Geschenken beehren. Da wollte sie keine andere Gabe annehmen, als daß er ihr den Mönchen Ekkehard auf einige Zeit als Lehrer gen Twiel mitgeben möchte. Da er Pförtner war, so hatte sie sich schon zuvor geheim mit ihm besprochen, ob er wollte.

Wohl erlaubte es der Abt ungern, und Ekkehards Oheim mißrieth es sogar; aber dem ungeachtet setzte

es Ekkehard durch, was man so schön von ihm verlangt hatte.

Als der sehnlich Erwartete am bestimmten Tage auf Twiel ankam, nahm ihn Hadewig freundlicher als er nur hoffen konnte, auf, und führte ihn mit eigener Hand in ein Gemach, das an das ihrige stieß. Dahin kam sie nun bei Tag und bei Nacht in Begleitung einer Magd, um mit ihm zu lesen, aber immer bei geöffneten Thüren, so daß, wenn es auch Jemanden eingefallen wäre, etwas Zweideutiges darüber zu sagen, keine Ursache vorhanden gewesen wäre.

Häufig fanden dort Diener, Vasallen und sogar Fürsten Beide im Lesen oder in Berathung begriffen. Oft erbitterte Hadewig durch ihren strengen und harten Sinn den Mönch so sehr, daß er manchmal lieber wieder in seinem Kloster, als bei ihr sein mochte. Ja sie ließ ihm einmal das Obergewand abziehen, und ihn zu seiner großen Demüthigung auf dem Lager peitschen; kaum gestattete sie es ihm nach langem Flehen, daß er nicht kahl geschoren wurde.

Dagegen, wenn er an Festtagen, oder wenn es ihm sonst beliebte, auf Besuch nach Hause ging, so war es merkwürdig, wie große Gaben sie für ihn auf Schiffen gen Steinach voranschickte, und immer hatte sie etwas Neues in Bereitschaft, was sie vermöge ihres gar sinnigen Geistes hatte bereiten lassen, entweder für ihren lieben Lehrer zum Gebrauche, oder für die Mönche von St. Gallen zum Geschenke. Unter diesen

war außer den seidenen Mänteln, Kaputzen und Stolen, jene Alba, auf der die Hochzeit der Philologie in Gold gestickt ist; außerdem eine Dalmatika nebst fein gearbeiteten Ohrenringen, was sie nachher, als Abt Immo ein von ihr gewünschtes Antiphonarium ihr verweigerte, in ihrer wetterwendischen Laune wieder zurück verlangte.

Um diese Zeit öffneten sich, wie es immer der Fall ist, neidische Mäuler gegen die Mönche zu St. Gallen, als ob sie nur nach Willkür lebten. Daß ich Andres übergehe — sagt der Berichterstatter Ekkehard — und nur berühre, was uns angeht. Es stand der Reichenau ein Abt aus der Mitte der Brüder, Namens Rudimann, vor. Dieser herrschte tyrannisch über die Seinigen, und da er fremdes Leder zu gerben nicht verstand, aber wohl Riemen daraus zu schneiden, so streute er auch bösartige Gerede gegen die Mönche von St. Gallen aus, wohin er immer nur konnte. Es waren damals zu St. Gallen außer dem genannten Ekkehard und den vielen Jüngeren, so die Väter erzogen hatten, Ekkehard ein tüchtiger Mann, Gerhard, Notker und Chonibard von Altha, später Abt Waldo II. Diese alle versammelten sich auf Befehl ihres Abts und ließen durch den Vermittler Ekkehard den Rudimann brüderlich bitten, er möchte doch seine Zunge mäßigen. Dessen achtete Jener nicht viel: doch behandelte er den Boten aus Ehrfurcht gegen seine Person und Scheue vor der Herzogin, zu welcher er damals ging, auf würdige Weise. Durch seine kluge

Beredtsamkeit überführte Ekkehard bei der Verhandlung den gegen alles widersetzlichen Menschen oft (seines Unrechts), aber vergebens. Er ging nun, bewogen durch des Abts Drohworte, heimlich in sein Kloster zurück, und schickte einen Freund auf den Berg, welcher der Herzogin das Hinderniß seiner Rückkunft melden mußte: die Sendung Rudimanns wies er zurück.

Aber Rudimann, welcher wähnte, daß Ekkehard zu der Herzogin abgegangen wäre, bestieg ein Pferd, und ritt gen St. Gallen. Heimlich schlich er in das Kloster, um verstohlener Weise zu beobachten, ob etwas einer Schuld Aehnliches ihm in den Weg käme. Er ging um das ihm wohlbekannte Kloster herum, und speculirte überall. Als er aber Nichts nach seinem Wunsche fand, so stieg er von der Kirche aus in das Dorment, nahte sich leise dem Aufenthaltsort der Brüder und setzte sich verborgen hin.

Da steht Ekkehard von seinem Lager auf, und wie er ein auf Alles achtender Mann war, folgt er ihm, ohne daß er ihn noch kennt. Er wundert sich, als er auf einen einzelnen Mann stößt, und denkt: wer wohl von den Brüdern bei Nacht noch einen so ungewohnten Weg gehen möchte. Jener nämlich saß im Dämmerschein des Lichts aus der Küche. Ekkehard blieb eine Zeit lang stehen, und merkte bald am Schnarchen, welches dem Rudimann eigen war, daß es dieser wäre. Alsbald befahl er einem der Brüder, die brennende Leuchte des Abts zu holen, trug sie

vor Rudimann hin, legte Stroh auf den Boden und stellte sich in die Ferne. Wie gewöhnlich traten nun die Brüder hinzu; die wunderten sich, wem er die Leuchte hingestellt hätte. Durch Winken brachte sie Ekkehard dazu, daß sie sich still verhielten. Der Abt, dem man nämlich allein eine Leuchte vorzutragen pflegte, war nicht anwesend.

Als endlich Rudimann nach langem Warten, nicht wissend, was er thun sollte, aufstand, so nahm Ekkehard die Laterne und ging ihm auf dem Wege voran, woher, wie er wußte, Rudimann gekommen war. Wie sie an den Eingang der Kirche kamen, da wo die Zuhörer sitzen, ermahnte ihn Ekkehard leise, er möchte Platz nehmen, bis er ihn dem Dekan und seinem Oheim gemeldet hätte, damit auch sie den hohen werthen Gast kennen lernten. Indessen hatte sich, siehe da! noch ein Theil der Brüder, besonders der Jüngern, genaht, von der Neuigkeit der Sache herbeigetrieben. Einer von diesen, als er sah, was es war, holte aus der Conventstube eine Peitsche, lief schreiend auf Rudimann los, und hätte dem saubern Gaste Hiebe gegeben, wenn nicht die Besonneneren seinen zum Hieb erhobenen Arm gehalten hätten. Als Rudimann sich also in der Enge sah, sprach er: wenn ich entfliehen könnte, beste Jungen, wahrlich ich würde mich davon machen; nun aber ich, ich mag wollen oder nicht, in Euren Händen bin, so ziemt es Euch wohl, milder mit mir zu verfahren und auch Euren Dekan, sowie die übrigen Brüder zu erwarten.

Endlich nach kurzer Berathung kam der Dekan Ekkehard nebst den Vätern herzu. Ziemlich heftig ließ sich Notker der Arzt, genannt Pfefferkorn, gegen ihn aus: zu deinem Unheil, rief er, bist du, schlauester der Menschen, im Suchen, welche du verschlingst, in die Hände der Brüder gefallen, die du wie ein zweiter Satan verklagst.

Rudimann, erschreckt durch die Worte eines solchen Mannes, entgegnete, wohl wissend wie frommen Gemüths der Dekan war: siehe zu, allerklügster Vater, daß du dich nicht durch die Ränke deines Namensbruders zu einer entehrenden Handlung verleiten lässest, die dich hernach gereuen möchte. Endlich fiel er sogar nieder und sprach: ich begehre von Allen Verzeihung, dann will ich, mit euch versöhnt, künftighin mich solcher Dinge enthalten. Die vernünftigeren Gemüther rührte die traurige Lage eines solchen Mannes, aber andere, wie es geschieht, murmelten anders.

Als endlich durch Ekkehards Vermittlung die Väter besänftigt und alle versöhnt waren, kam Rudimann unter seiner Begleitung wieder zu den Seinigen zurück, wie sie ihn erwarteten, und machte sich nun davon, indem er nur Angenehmes vor den Seinigen berichtete. Auch bat er Ekkehard dringend, er möchte, wann er wieder gen Twiel gehe, ihn ja nicht umgehen. Den Brüdern aber verhieß er durch ihn zwei Fässer Wein, die er auch bald darauf auf einem Schiffe gen Steinach sandte.

Abt Burkhard (zu St. Gallen), der den Lärmen

außen gehört hatte, bedauerte gar sehr, als er zur Stelle erschien, daß Rudimann so frei und sicher abgezogen war, und brachte eine Klage über den unerhörten Vorfall an den Bischof.

Bald nach dieser Geschichte zog Ekkehard wieder nach Twiel, begleitet von dem Diaconus Ekkehard, seinem Namensbruder, und dem Knaben Burkhard, der späterhin Abt wurde. Er kehrte bei Rudimann auf der Reichenau ein, wie sie früher verabredet hatten. Der Schlaukopf bot unter den Gesprächen allen seinen Künsten auf, er fand ihn aber sich gewachsen. Als Ekkehard eilte, um nicht zu spät vor der strengen Frau Hadewig zu erscheinen, beschenkte ihn Rudimann mit einem schönen Pferde.

Während Ekkehard dieses mit einem Theil seiner Begleitung voranschicken wollte, hielt ihn der Witzling ein wenig auf unter heitern Worten und traulichen Stichelreden; und als er ihn unter Umarmung und Küssen entließ, raunte der Lispler ihm noch ins Ohr: Glückseliger, der du eine so schöne Schülerin in der Grammatik zu unterrichten hast! Auf dieß erwiederte ihm Ekkehard lachend, wie wenn er ihm gerne Beifall gebe, ins Ohr: sowie auch du, heiliger Herr, der du die schöne Nonne Kotelinde, deine liebe Schülerin, in der Dialectik unterrichtet hast. Und schneller als das Wort, wandte er sich ab, während Rudimann noch etwas entgegen lispeln wollte; er bestieg sein Pferd und ritt unwillig davon. Als aber Otker, ein Bruder und Vasall des Abts, sah,

wie Ekkehard davon zog, so sprach er: mein Herr, mir däuchts, du hast dieses Pferd gar verloren. Indem verbeugten sich jene zwei Brüder (Burkhard und Ekkehard), von denen wir oben gesagt, und nahmen Urlaub von dem Abt. Der wandte sich von ihnen ab und sprach zu Otker: möchtest du nicht schnell hinter Ekkehard her Leute schicken, welche mir das Roß zurückbrächten? Nein, erwiederte Otker, denn der kommt jetzt mit den Seinigen zu einer Frau, wo ich es nicht wagen möchte, einem der Meinigen zu befehlen, daß sie Etwas von ihm anrühren. Jene beide bestiegen nun ihre Pferde und zogen bescheidentlich hinter dem Lehrer her. Wie sie den Berg hinanstiegen, begegneten sie der Herzogin, wie sie in die Vesper ging. Als sie sie begrüßt hatte — die Sache mit Rudimann war schon vor ihre Ohren gekommen — sprach sie: du bist ja, mein Lehrer, wie ich höre, ein recht braver Laternenträger dem Wolfe gewesen, der in den Schafstall drang. Ekkehard lachte und sprach: beim Leben Hadewigs (so pflegte er zu schwören), wenn einer der Ungeschickten dem Einschleicher in St. Gallen die Rippen eingeschlagen hätte, ich hätte ihn nicht kurirt.

Als Hadewig am andern Tag mit der Morgendämmerung, wie man pflegt, nach ihrer Art die Klosterregel vollbracht hatte, was sie selbst höchst pünktlich übte (denn damals schon hatte sie angefangen, ein Kloster auf dem Berge zu stiften), kam sie des Lesens wegen zu ihrem Lehrer. Nachdem sie sich

niedergelassen hatte, fragte sie unter anderem: wozu jener Knabe gekommen wäre, den Ekkehard mit sich gebracht hätte. Wegen des Griechischen, meine Herrin, antwortete Ekkehard: damit er von deinem Munde Etwas rauben könne, habe ich den Gelbschnabel zu dir gebracht. Der Knabe, schön von Gestalt und sehr fertig im Versemachen, trug nun sein Anliegen also vor:

Esse velim Graecus, cum vix sim Domna Latinus.

(Herrin, ein Griech' möcht' ich seyn, obgleich ich kaum ein Lateiner.)

Das ergötzte die Herzogin, dieweil sie eine Liebhaberin von neuen Sachen war, so sehr, daß sie den Knaben zu sich zog und küßte. Sie setzte ihn sogar näher zu sich auf ihren Fußschemel und verlangte neugierig von ihm, daß er ihr noch mehr Verse aus dem Stegreif mache. Der Knabe sah sie und den Lehrer an und trug, ungewohnt solchen Kusses, Folgendes vor:

Non possum prorsus dignos componere versus,
Num nimis expavi Duce me libante suavi.

(Nimmer bin ich im Stand, recht würdige Verse zu machen,
Mich hat zu sehr erschreckt der Kuß, von der Herrin empfangen.)

Gegen ihre gewohnte Strenge lachte jetzt Hadewig hoch auf; sie wandte sich sodann, stellte den Knaben

vor sich hin und lehrte ihn ein Lied singen, das sie ins Griechische übersetzt hatte:

Maria et flumina etc.
Lobet den Herren, ihr Meere und Flüsse,
Lobsinget den Herrn, ihr Quellen, Hallelujah!

Häufig rief Hadewig nachher den Knaben zu sich, wenn sie Zeit hatte, und lehrte ihn Griechisch, sobald sie Stegreifverse von ihm herausgebracht hatte. Sie liebte ihn ganz besonders; endlich, als er wegging, beschenkte sie ihn sogar mit einem Horatius und einigen andern Büchern, welche noch heutigen Tags die Bibliothek zu St. Gallen besitzt.

Ekkehard der Jüngere begab sich darauf, wie er gewohnt war, mit dem Knaben zu einigen andern Kapellanen der Herzogin, um sie zu unterrichten, dieweil sie durchaus nicht leiden wollte, daß sie an ihrem Hofe müßig gingen. Auch dieser Ekkehard war ein gelehrter Mann.

Ekkehard und Hadewig aber blieben, wie gewöhnlich, allein beim Lesen zurück. Virgilius war unter der Hand und gerade jene Stelle:

Timeo Danaos et dona ferentes
(Danäer fürcht' ich, auch wenn sie Geschenke bringen.)

Diese Stelle, meine Gebieterin, bemerkte Ekkehard, hatte ich mir gestern zu merken. Er erzählte ihr nun, wie ihn der Abt von der Au eingeladen und mit einem Pferde beschenkt habe, wie er jedoch, wäh-

rend er schenkte, von seinen Stichelreden nicht abgelassen, die letzten beiderseits in die Ohren geraunten Witze verschwieg er.

Ich möchte, sprach Hadewig darauf, die ganze Tragödie, welche sich kürzlich zwischen euch ereignet, von Anfang an hören, weil ich nicht weiß, ob ich sie recht gehört habe. Uebrigens wundere ich mich, daß zwei Klöster meines Herzogthums mich verachten und unter sich solche Mißhelligkeiten wechseln, während ich, die Reichsverweserin, doch so nahe sitze. Ja wenn anders mir meine Räthe nicht abrathen, werde ich den Schuldigen billig zu strafen wissen, wenn ich ihn auffinde.

Ekkehard entgegnete: meine Herrin, es wäre ungetreu von mir, wenn ich, der ich nächst meinem Oheim hauptsächlich die Versöhnung veranlaßte, dir nach dem Friedenskusse etwas als Klage vorbringen würde, weil ich es nicht anders wenden kann. Ob mich gleich jener Mensch, dessen Wesen du ja selbst kennest, gestern mit manchen verblümten Stichelreden gereizt hat, zudem daß er mir noch Geschenke gegeben — so ist es doch nicht meine Sache, solchen mit Männern geschlossenen Frieden zu brechen; ja ich will Allem aufbieten, mit ihm, wie er selbst wünscht, im Frieden auszukommen.

Der Herzogin gefiel das verständige Betragen und die Redlichkeit ihres Lehrers; doch schrieb sie nachher wegen dieser und anderer Angelegenheiten ins Dorf Wahlwies einen Landtag aus, und befahl dem Bischof

und den Aebten, dabei zu erscheinen. Rudimann aber, der vermuthete, Ekkehard möchte jene ins Ohr geraunten Worte der Herzogin geoffenbaret haben, war im Herzen erschrocken, und richtete durch einen gewissen fremden Schlaukopf einen Brief an Ekkehard auf dem Berge. Die Worte des Briefs waren, um die Freundschaft gegenseitig anzuknüpfen, folgende:

„Es sollte mich wundern, wenn mein in Allem so kluger Freund jene jüngst in's Ohr geraunten Witze seiner Frau Herzogin gemeldet hätte.“ Durch den nämlichen Boten erwiderte Ekkehard unter Anderem Folgendes:

Noch nie stand ich bei meiner Allerschönsten in solchem Zutrauen, daß ich es gewagt hätte, ihren strengen Ohren Solches mitzutheilen.

Befreit endlich von der bangen Furcht vor dem, was ihn so sehr beängstigt hatte, wandte sich Rudimann nach sieben Tagen durch Boten an den damaligen Bischof Gaminold. Ob ihm gleich dieser wegen des Kloster-Schleichens selbst auffäßig war, so beschwichtigte er ihn doch durch seine Geschenke. Rudimann brachte es so weit, daß sich der Bischof selbst mit zween Fürsprechern zu der Herzogin begab. Bischof Gaminold erklärte vor ihr, daß er (seiner Seits) dem Abt erlassen habe, was er gegen ihn gefehlt. Da sagten die Anwälte: wenn Rudimann von dem Bischof losgesprochen ist, so ermangelt er mit Unrecht eurer Gnade, beste Herzogin. Ihnen entgegnete Hadewig: St. Gallen ist ein Ort, mit Reichsfreiheit be-

gabt, und steht unter meiner Herrschaft, es genießt daher ein Sicherheits=Privilegium, das ich ihm, so lang ich kann, gegen Jenen behaupten werde, der ein wahrhafter Tyrann unter dem Namen eines Abts ist. Also werde ihm eine Strafe angesetzt, weil er in diese Sicherheit einschritt; und weil Ihr, mein Bischof, für ihn gekommen seid, so soll er, wie es das Recht verlangt, solche Buße an's Kloster St. Gallen entrichten. Da es, wenn ein Laie den andern beeinträchtigt, in meinem Rechte steht, ihn von meinen Grafen nach dem Recht strafen zu lassen, wie vielmehr wird ein tyrannischer Abt, wenn er einen andern Abt bei Nacht überfällt, der unter königlicher Freiheit steht, vor mir einem königlichen Urtheil sich unterziehen müssen. Jedoch weil so wichtige Männer, wie ihr seid, für den Verbrecher gegen das königliche Ansehen sprechen, so weiß ich kaum, was mir jetzt geziemt, in Abwesenheit des Königs zu antworten.

Endlich kam es nach mehreren Verhandlungen, als die Herzogin ihre Räthe, und unter diesen auch den Ekkehard zu Rathe gezogen hatte; kaum dahin, daß sich Rudimann wegen des unter Mönchen noch nie erhörten Einfalls mit unsrem Abt in Gegenwart der Ihrigen, welche sie dazu erlesen, versöhnen, und am bestimmten Tage vor dem Thore Twiels 100 Pfunde niederlegen mußte. Dann erst sollte er wieder ihre Gnade haben. Am bestimmten Tage wurden 50 Pfund des Bischofs wegen dem Abt zurückgeschickt; das Uebrige ließ Hadewig einziehen.

Nach diesen Zeiten — so lautet der Bericht unseres Chronisten im Auszuge — scheint der Aufenthalt auf Twiel für Ekkeharden immer mehr seine Reize verloren zu haben. Mit Willen seiner Herrin verließ er Twiel und begab sich an den Hof des Königs Otto, wo er durch Hadewigs Empfehlung die Stelle eines Lehrers und Erziehers des königlichen Prinzen erhielt. Von da aus wirkte er immer noch mit bedeutendem Einfluß auf die Angelegenheiten des Klosters St. Gallen. Auch in der Ferne bewahrte Hadewig ihrem theuren Lehrer ein freundliches Wohlwollen, und gab davon sprechende Beweise. Als sie nemlich ihr Gut Sahspach dem Kloster St. Gallen vermachen sollte, da versprach sie, es zu thun, wenn ihr lieber Ekkehard, so lang er lebe, Verwalter dieses Guts werden würde. Als einige gegen Ekkehard Neidischgesinnte im Kloster zu dieser Bedingung sich nicht recht verstehen wollten, brach Hadewig die Unterhandlung ab, und aus der Schenkung wurde Nichts. Ekkehard starb im Jahr 990. Er war ein Mann von seltenen Geistesgaben. Solche Männer gibt es keine mehr, oder nur selten, sagt der genannte Chronist Ekkehard von ihm. Er war so schönen Angesichts, daß man, wie von Moses erzählt wird, nicht ohne Scheue ihn anblicken konnte. Daher sagte Einer von ihm: Keinem ist je die Benediktiner Capuze besser gestanden. Er war schlank von Gestalt, einem Helden gleich, kräftig gebaut, von blitzenden Augen. An Weisheit und Beredtsamkeit, besonders an klugem Sinne stand er Keinem seiner

Zeit nach. In seinem blühenden Alter trachtete er mehr nach Ruhm, wie es bei einem solchen Manne nicht anders seyn konnte, als nach Demuth: nachher aber nicht so, weil Zucht, mit welcher Hochmuth nie etwas gemein hat, an ihm sehenswerth war. Er war ein glücklicher, aber strenger Lehrer; seine Zöglinge hielt er besonders zum Schreiben und Zeichnen an. In diesen beiden Fächern war er selbst sehr mächtig, besonders im Zeichnen der goldnen Anfangsbuchstaben, wie man es noch sieht an den Versen einer gewölbten Decke zu St. Gallen, in die er die Buchstaben mit dem Messer eingeschnitten hatte. Hohe und Niedere unterrichtete er in den Wissenschaften, und bildete sie theils für St. Gallen, theils für andere Orte. Mehrere derselben sah er später als Bischöfe. Auf einem Reichstag zu Mainz standen sechs seiner ehemaligen Schüler, damals Bischöfe, vor ihm auf und begrüßten ihn als Lehrer. Der Erzbischof Willigis von Mainz winkte ihm heran, gab ihm einen Kuß und sprach: mein würdiger Sohn, du wirst dereinst neben Jenen auf dem Stuhle sitzen. Ekkehard wollte zu seinen Füßen, aber Willigis hob ihn sanft auf.

Die edle Herzogin Hadewig folgte nach wenigen Jahren ihrem geliebten Lehrer auf Hohentwiel im Tode. In den letzten Jahren ihres Lebens wird ihr Name wenig mehr in öffentlichen Angelegenheiten genannt. Ihre Hauptsorge wandte sie auf Angelegenheiten, welche das ewige Wohl angehen. Noch mit

ihrem Gemahl Burkhard war sie Wiederherstellerin des in Zerfall gerathenen Klosters auf Twiel geworden, und wies demselben zum Unterhalt der Mönche viele Güter und andere Bedürfnisse im Ueberflusse an. Der erste Abt dieses Klosters, das dem heil. Georg geweiht war, soll ein frommer Mann, Namens Waldfred, gewesen seyn; der zweite hieß Rehwing, der dritte Dietrich, der vierte Starkolphin, der fünfte Reginger, der sechste Meningosus, der siebente Trudewing. Einer, Namens Watzemann, soll ein Freund des genannten Ekkehard gewesen seyn. — Nicht minder mildthätig zeigte sich Hadewig gegen das Kloster Petershausen, das in ihren Tagen (993) gegründet wurde, indem sie ihm ein Gut Ephoidorf nebst vielen Zugehörden in der Baar übergeben. Hadewig starb im August des Jahrs 994.

Nach ihrem Tod fiel Twiel an König Otto III., der mehrere Mal auf der herrlichen Felsenburg sich aufgehalten. Von Otto kam es an seinen Nachfolger König Heinrich II., der wegen Hadewig, seines Großvaters Nichte, Erbansprüche darauf machte. In dieser Eigenschaft verlegte er das Kloster zu Twiel in die Stadt Stein am Rhein, denn den Mönchen war das mühsame Bergsteigen zu beschwerlich geworden. Die Burg Twiel, von der die Geschichte eine Zeitlang schweigt, wurde wahrscheinlich wieder Herzogssitz. Im Jahr 1073 finden wir sie im Besitz Rudolfs von Schwaben, des Gegenkönigs. Während er im Norden kämpfte, saß seine Gemahlin Adelheid in Kummer und Noth auf

der Burg Twiel, wo sie wahrscheinlich auch starb. Von Rudolf kam Twiel an seinen Schwiegersohn Herzog Berthold von Zähringen. Unter ihm wurde die Burg wohl zum ersten Mal erobert. Der Herzog suchte mit seinen Vasallen den Feind seines Schwiegervaters, Abt Ulrich von St. Gallen, mit Krieg heim. Da gab er den Besuch zurück, und nahm auf diesem Zuge auch die Veste Twiel weg, aber nicht mit offener Gewalt, sondern durch heimlichen Verrath der Burgmänner. Er mußte sie aber bald wieder zurückgeben. Im Jahr 1094 kam es zwischen Herzog Friedrich dem Staufer und Berthold von Zähringen zu einem Vertrage, in Folge dessen das alte Herzogthum Allemannien getheilt wurde. Friedrich behielt das eigentliche Schwabenland, aber Berthold bekam nur den westlichen Theil Allemanniens. Bei dieser Theilung fiel Twiel zu Friedrichs Antheil; es blieb von nun an mit dem schwäbischen Herzogthum eine Besitzung der Staufer. Noch vor dieser Zeit treten Edle auf, die sich von Twiel nennen, aber es waren zuverläßig nur Staufische Burgmänner. Diesem Geschlechte gehörte jener Heinrich von Twiel an, der im Jahr 1086 nur auf kurze Zeit Abt von St. Gallen wurde. Dann erscheinen im Jahr 1135 in Urkunden Eberhard und Adilbero von Twiel, und im Jahr 1267 ein Junker Ulrich von Klingen, genannt von Twiel. Noch vor Erlöschen des Staufischen Hauses kam Twiel als ein dem Reich heimgefallenes Schwabenlehen an die Edlen von Klingenberg,

vielleicht zuerst an den ebengenannten Ulrich von Klingen, denn die von Klingen und Klingenberg haben ihr gemeinsames Stammhaus zu Altenklingen im Thurgau. Im Jahr 1315 galt ein Hans von Klingenberg, Herr zu Twiel, für den stärksten Ritter im Höhgau. Wahrscheinlich war er es, der im Jahr 1330 in einer Fehde, da die Rottweiler vor Twiel zogen, im Treffen blieb. Im Jahr 1351 brach zwischen Graf Eberhard von Wirtemberg und den Grafen Albrecht und Rudolf von Hohenberg eine Fehde aus. Der Graf fiel in das Höhgau ein, und nahm Hohentwiel, sowie Hohenklingen sammt Stein und Schaffhausen ein. Im Jahr 1396 erscheint ein Hans von Klingenberg, Ritter und seßhaft zu Twiel. Ums Jahr 1464 saßen auf Twiel fünf Brüder von Klingenberg, Eberhard, Caspar, Heinrich, Albrecht und Wolfgang. Unter ihnen wurde Hohentwiel und die Umgegend der Schauplatz einer der blutigsten Fehden. Auf der einen Seite standen die Grafen von Wirtemberg und der Jörgenschild, auf der andern Seite die Gebrüder von Klingenberg und Hans von Rechberg. Letzterer, zuvor treuer Diener und Rath Graf Ulrichs von Wirtemberg, dann schnöd von ihm zurückgesetzt, unternahm in Verbindung mit denen von Klingenberg Feindseligkeiten gegen die Grafen von Wirtemberg. Nach Andern ging der Handel von Seiten der Klingenberger an. Diese kündeten den Brüdern Johann, Eberhard und Georg von Werdenberg Fehde an, weil ihr Genosse Conrad Rauber

behauptete, er sei von denen von Werdenberg mißhandelt worden. An die Klingenberger schloß sich ihr Nachbar Hans v. Rechberg an. Da Johann von Werdenberg damals Hauptmann des Jörgenschilds war, so nahm sich dieser der Sache an. So waren die Klingenberger von drei mächtigen Feinden auf einmal angegriffen, und sahen sich genöthigt, Hülfe von Schweizern an sich zu ziehen. Die Fehde wurde immer heftiger, bis sich Herzog Sigismund von Oesterreich nebst Constanz und Zürich ins Mittel schlug, und im Jahr 1465 zwischen beiden Partheien einen Vergleich zu Stande brachten. Die Gebrüder von Klingenberg mußten den Grafen von Wirtemberg und dem Jörgenschild Abtrag thun. Seit jener Fehde der fünf Brüder auf Hohentwiel wird der Name der Klingenberger auf Hohentwiel lange nicht mehr genannt. Erst mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts kommen sie wieder in der Geschichte vor, aber nicht auf die rühmlichste Weise. Sie erscheinen in der Verbindung der Schnapphähne und Heckenreiter auf Hohenkrähen und Friedingen, mit denen sie eine förmliche Räuberbande bilden, denn an 150 Köpfe stark lagern sie an den Straßen, und machen sie so unsicher, daß Niemand mehr sicher handeln und wandeln kann, bis der ritterliche Georg von Frondsberg, Namens des schwäbischen Bundes, im Jahr 1512 die Burg Krähen belagert und das Krähennest ausnimmt. Da mußten auch die Klingenberger auf Hohentwiel einziehen, aber sie waren so tief herabgekommen, daß

sie keinen rechten Halt mehr auf Hohentwiel hatten, das sie Armuthshalber nicht einmal mehr im gehörigen Stand erhalten konnten. Um dieselbe Zeit verlieh Albrecht von Klingenberg das Oeffnungsrecht für seinen Antheil an der Burg, an Oesterreich, sein Vetter Hans Heinrich aber öffnete seinen Theil an Hohentwiel dem Herzog Ulrich von Wirtemberg, in dessen Dienste er trat. In Folge dieser Oeffnungsrechts=Verleihungen erlangte sowohl Oesterreich als Wirtemberg gewisser Maßen ein Anrecht auf das Schloß Hohentwiel, was späterhin die Veranlassung mancher Irrungen zwischen Oesterreich und Wirtemberg Hohentwiels halber geworden. Im Jahr 1519 erfuhr Herzog Ulrich, der aus seinem Lande Vertriebene, daß Hans Heinrich von Klingenberg, der Hauptbesitzer von Hohentwiel, nicht abgeneigt wäre, ihm seine Burg ganz und gar einzuräumen. Sogleich ergriff er die Gelegenheit und ließ mit dem Besitzer der Burg unterhandeln. Den 23. Mai 1521 schloß Herzog Ulrich mit Hans Heinrich von Klingenberg wegen Twiel unter folgenden Bedingungen einen Vertrag: „mit der Besitznahme von Hohentwiel erlegt der Herzog dem von Klingenberg 1000 fl., nach zwei Jahren fällt die Veste wieder an den von Klingenberg, und der Herzog erlegt 5000 fl., wofür er die Oeffnung sich vorbehält; geht aber die Veste verloren, so hat der Herzog dem von Klingenberg und seinen Erben 20,000 fl. zu erlegen. Neben noch andern Bedingungen wurde beigefügt, daß der Herzog die

Veste nie gegen die Eidgenossen gebrauchen dürfe, und daß den Städten Augsburg und Schaffhausen das Oeffnungsrecht verbleibe." Kaum war dieser Vertrag abgeschlossen, so erhielt der Herzog Nachricht, daß er nicht gut von der Umgegend aufgenommen wäre, und man darnach trachte, die Veste wieder aus seiner Hand zu bringen. Auf dieß hin legte der Herzog seine Dienstleute Marx und Friedrich Stumpf von Schweinsberg mit einiger Besatzung in das Schloß und ließ es mit allem Nöthigen versehen, ja etlicher Maßen wieder neu bauen, denn seine Besitzer hatten es ganz und gar in Abgang kommen lassen. Das Betragen der beiden wirtembergischen Hauptleute erregte bald Beschwerden von Seiten der Eidgenossen, doch der Herzog beschwichtigte sie leicht wieder. Der größte Dorn im Auge aber war die Besitznahme Hohentwiels durch Herzog Ulrich den Königischen und Bündischen. Letztere rüsteten sich sogar zu einem Zug nach Hohentwiel, um sich den gefährlichen Nachbar vom Halse zu schaffen. Jedoch das Vorhaben zerschlug sich durch Vermittlung der Eidgenossen. Dafür wurde auf einer Tagsatzung zu Zürch beschlossen, im Einverständniß mit den Bündischen dem Herzog in Güte wieder die Veste aus der Hand zu spielen. Auf einen Antrag von Seiten der Eidgenossen zeigte sich der Herzog nicht abgeneigt dafür, zuvor aber bat er sich, wichtiger Geschäfte halber, einige Monate Bedenkzeit aus, was ihm auch gewährt wurde. Diese Zeit wußte Herzog Ulrich gut zu benützen. Während

er sich in Mömpelgard zur Wiedereroberung seines Landes rüstete, ließ er in der Gegend von Hohentwiel, meistens mit Schweizergeld, Schweizer Söldlinge werben, und die Veste mit Munition und Lebensmitteln aufs Beste versogen. Am Ende des Oktobers 1524 hatte der Herzog bereits 500 Mann zu Roß und zu Fuß auf Hohentwiel beieinander. Auf diese Nachricht rschrack nicht wenig die österreichische Regierung zu Stuttgart; jetzt hielt man es schon für gewiß, daß Herzog Ulrich mit den aufrührerischen Bauren gemeinschaftliche Sache machen würde, denn die auf der Veste hatten mit den bei Hilzingen versammelten Baurenrotten eine lange Unterredung gehalten. Diese hatte aber keinen andern Zweck gehabt, als sich zu erkundigen, was der Auflauf bedeute. In diesem Schrecken wußten die Herren zu Stuttgart zu keinem andern Mittel zu greifen, als zu einem schlechten. Sie machten den Grafen Rudolf von Sulz und Jörgen von Frondsberg, die sich damals in der Gegend aufhielten, den Antrag: „dem Herzog auf seinem Wege von Mömpelgard gen Twiel aufzupassen und ihn nieder zu werfen, dieweil sie verhofften, daß dadurch viel Unkosten gespart und sonst viel Unruh verhütet werden möchte.“ Aber der gemeine Vorschlag wurde von den biderben Rittern nicht angenommen, ebenso wenig von dem Erzherzog Ferdinand zu Inspruck, der edel genug erklärte, daß er in solchen Vorschlag nimmermehr willigen werde. Ein wiederholter Vorschlag wurde gleichfalls zurückgewiesen. Das einzige,

was Ferdinand gegen den Herzog Ulrich unternahm, war, daß er die Eidgenossen bat, zu verhüten, daß demselben nicht gestattet würde, sein Geschütz von Basel gen Twiel zu führen. Sonst aber traf er alle Anstalten, um sich gegen das Eindringen des Herzogs in seine Erblande sicher zu stellen. Während dieser Zeit hielt sich Ulrich bald zu Twiel, bald in der Schweiz auf, wo sich, trotz des von einer Tagsatzung zu Luzern ausgegangenen Verbots, viele Eidgenossen unter seiner Fahne versammelten. Im Februar 1525 versammelte er zu Schaffhausen Alle um sich, die er bisher geworben hatte. Sofort zog er der Veste Hohentwiel zu. Als er am Fuße des Bergs zu Hilzingen ankam, zählte er seine ganze Schaar, und diese bestand aus 600 Mann Fußvolk und 200 Reitern. Er ließ sein grobes Geschütz von der Veste herunterführen, und nun begann der Zug zur Eroberung seines Landes. Doch so glücklich die Vorbereitungen waren, so unglücklich war der Erfolg. Ueber Rottweil mußte der Herzog wieder seinen Rückzug antreten, denn seine Schweizer-Miethlinge hatten ihn treuloser Weise verlassen. Hohentwiel war jetzt sein einziger Zufluchtsort unter seinen gescheiterten Hoffnungen, und er hielt sich von Zeit zu Zeit daselbst auf, bis er endlich mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen im Jahr 1534 wieder in den Besitz seiner Stammlande kam, um deren Wiedergewinnung er Allem aufgeboten hatte. Vier Jahre darauf kam Herzog Ulrich nach manchen Streitigkeiten mit Oester-

reich in den völligen Besitz von Hohentwiel. Den 24. Mai des Jahrs 1538 verkaufte Hans Caspar von Klingenberg, Sohn des früheren Besitzers Hans Heinrich von Klingenberg, der sich beim ersten Vertrag einen lebenslänglichen Sitz auf der Veste ausbedungen hatte, „sein Schloß Hohentwiel im Höhgäu gelegen, mit allem seinem Begriff, Zwängen, Bännen und Zugehörden, als weit die daselbs reichen, auch die Oberkeiten, Herrlichkeiten, Gerechtigkeiten, wie er und seine Voreltern sie hergebracht und inngehabt haben u. s. w., an Herzog Ulrichen von Wirtemberg um 12,000 fl. in Münz, je 15 Batzen für den Gulden gerechnet, gemeiner Landswährung." Der Verkäufer selbst, sowie dessen Vater Hans Heinrich von Klingenberg, dann seine Tochter Rosina von Klingenberg und ihr Gemahl Joachim Brümsi besiegelten den Vertrag.

Seit jenem wurde Hohentwiel selten mehr von Herzog Ulrich besucht. Erst im Jahr 1546 sah er es wieder — im Unglück. Als er nemlich nach dem unglücklichen Ausgang des schmalkadischen Krieges sein Land abermals mit dem Rücken ansehen mußte, eilte er seinem lieben Hohentwiel wieder zu, als seinem sichern Zufluchtsort. Dießmal wurde er von den Eidgenossen nicht gern gesehen. Die Stadt Schaffhausen erlaubte ihm nicht mehr, als daß er in einer offenen Herberge, aber ja in keinem Miethhaus Aufenthalt nehmen dürfe. Hier von Hohentwiel herab mußte er wieder mit Schmerz ansehen, wie fremde Hand in

seinem Erbe schaltete; auf Hohentwiel unterschrieb er mit schwerem Herzen den mit harten Bedingungen verknüpften Hohentwieler Vertrag. Nach einem Aufenthalt von drei Wochen verließ er, den seine Feinde den Mann von Twiel genannt, den geliebten Zufluchtsort, und sah die Veste von nun an nimmermehr. Vier Jahre darauf schloß der merkwürdigste der wirtembergischen Herzoge auf dem Schloß zu Tübingen seine thatenreiche und mühselige Laufbahn. — Auch sein Nachfolger Herzog Christoph hielt Hohentwiel in hohen Ehren und wendete ihm seine Aufmerksamkeit zu. Als derselbe, bekanntlich ein Liebhaber vom Bauen, mehrere Schlösser seines Landes besser einrichten und befestigen ließ, verwendete er auch eine ansehnliche Summe Geldes auf das Bauwesen zu Hohentwiel. Die sogenannte fürstliche Burg ist der Hauptbau, den Herzog Christoph wohl für sich, zum Zweck eines jeweiligen Aufenthalts, aufführen ließ. Auch hinterließ er der Veste ein schönes Andenken. Es war ein großer silberner Becher von ungefähr drei Schoppen, auf dessen Deckel ein Mann stand, der einen großen Stein auf der Achsel trug. Wahrscheinlich sollte diese Figur den Herzog selbst vorstellen, wie er diesen Stein auf höchst eigenen Schultern auf die Veste trug, zu Folge der noch bis auf die späteste Zeit beobachteten Gewohnheit, daß ein Jeder, der in die Burg eingelassen werden wollte, einen Stein hinauf tragen mußte, dafür aber am Thor einen guten Trunk bekam. Der genannte Becher wurde gewöhn=

lich an den Geburtstagen der Herzoge auf das Wohl des ganzen Fürstenhauses geleert. Er befindet sich dermalen in den Händen des Generals Widerhold, der ihn von seinem Pathen, dem seligen König Friedrich zum Geschenk erhielt. — Wie es auf der von Herzog Christoph neugebauten Veste Hohentwiel am Schluß des 16. Jahrhunderts ausgesehen, darüber geben wir einen naiven Bericht des bekannten Heinrich Schickard von Herrenberg, der den Herzog Friedrich von Wirtemberg im Jahr 1599 auf einer Reise nach Italien begleitete, und auch Hohentwiel besuchte. „Den 13. April nach dem alten Calender reisten wir früh von Stokach hinweg, erreichten in vier Stunden Hohentwiel, Ihrer F. G. Vestung; daselbsten wurden Ihre F. G. von Dero Dienern und Unterthanen mit großen Freuden empfangen und aufgenommen. Dieß fürstlich, ja königlich Haus, ligt im Hegow, nit weit vom Bodensee, in einem lustigen und an Wein und Korn fruchtbaren Lands gelegen hoch ist über die Maßen fest. Es ist sich zu verwundern, wie der sehr harte Fels, ledig und allein, in so übergroßer Höhe im Feld auffsteigt, da so nahe dabei kein einiger Berg, der ihm möchte Schaden bringen, also daß er weder mit Steigen, Schießen oder Untergraben, durchaus nicht kann gewältigt werden; ist das Schloß nicht nur mit vielen schönen fürstlichen Zimmern und nothwendigen Gemachen, wie auch guter Cisternen und Schöpfbrunnen, deßgleichen mit Keller und Stallungen, sondern auch mit Basteyen, Wällen und starken

Wehren zum Ueberfluß versehen, welches jedoch ohne Noth geachtet werden möchte, angesehen, daß von Natur dieser Platz dermaßen befestiget, daß sich darob zu verwundern. Wann auch schon weder Wäll, Bollwerk noch Basteyen, sondern nur allein die Thor und Fallbrücken dahin gebauet wären, würde es vor eines mächtigen Feindes Gewalt wohl sicher seyn; daher auch Etliche nicht unbillig sagen, daß sich eines solchen Hauses (wann es auf der Ungerischen Gränze gelegen wäre) die ganze Christenheit zu erfreuen hätte. Beneben wird an diesem Berg erbaut Korn, auch trefflich guter rother und weißer Wein, welches der wälsch Doktor vom Willkomm wohl erfahren. Nicht weniger ist bei dieser Vestung an gutem Bau- und Brennholz gar kein Mangel. — Nach eingenommener Mahlzeit spazierten Ihro F. G. in die Zeughäuser, Rüstkammern, auch auf die Wäll und Basteyen hin und wieder, gaben auch dem Hauptmann und Zeugwart Befehl, alsobald das grob Geschütz aus den Zeughäusern auf die Wäll, Bollwerk und Basteyen hin und wieder zu führen und zu laden. Folgenden Tags früh geschah mit dem groben Geschütz ein Freuden-Schuß, da dann Ihro F. G. selber viel groß und kleine Stück in das Feld nach Bäumen und Andrem gerichtet, deßgleichen hat auch gethan der Hauptmann, Keller, Leutenant, Zeugwart, wie auch viel Soldaten aus der Guardi. Dieses Schießen währet bis Essenszeit, also daß auf denselbigen Tag alles grob Geschütz, so in der Vestung

gestanden, mit großem Krachen, daß auch das Land darum verhallet, abgeschossen worden. — Nach vollendeter Mahlzeit verließen wir die Vestung Hohen Twiel und zogen bis gegen Schaffhausen anderthalb Meil, blieben allda über Nacht.“ Etliche dreißig Jahre später trat an die Stelle des Freuden- und Ehrenschießens ein ernsteres Schießen. Mit dem dreißigjährigen Kriege eröffnet sich wieder der Schauplatz der Geschichte auf Hohentwiel, nachdem die Veste lange keine Rolle mehr gespielt hatte. Im Jahr 1632, als Herzog Julius Friedrich die Vormundschaft über Wirtemberg führte, saß der tapfere Lösch als Hauptmann (Commandant) auf Hohentwiel. Als ein ebenbürtiger Vorgänger Conrad Widerholds suchte Lösch von seiner Felsenburg aus in der Verwirrung des Kriegs seinen Nutzen zu ziehen. Was von festen Plätzen in der Nähe von Hohentwiel war, deren suchte er habhaft zu werden. Das konnte Oesterreich, von dem die meisten dieser Vesten Lehen waren, nicht gleichgültig ansehen. Es folgte bald ein Beschwerde-Schreiben an den Herzog von Wirtemberg. Dieser antwortete: daß die versprochene nachbarliche Freundschaft von Seiten Oesterreichs nicht besser gehandhabt worden wäre, indem er nur beschwerliche Einquartierungen und Durchzüge habe erdulden müssen. Wegen Einnahme der Schlösser rechtfertigte sich Hauptmann Lösch also: er habe also gethan, um den Schweden in dieser Gegend ihre Unternehmungen zu erleichtern, mit denen er sich auf von Oben ergangenen Befehl

in ein gutes Verhältniß gestellt habe. — Von jetzt an aber hatte Lösch Ursache, sich in Acht zu nehmen, denn es rückten Oesterreichische Truppen vom Bodensee herauf gegen Freiburg und Breisach. — Was bisher auf Hohentwiel vorging, war nur das Vorspiel zur folgenden merkwürdigen Zeit, in der sich die Veste in ihrer höchsten kriegerischen Bedeutung zeigte — unter ihrem muthvollen Vertheidiger Conrad Widerhold, der nunmehr die Hauptrolle am See und im südlichen Schwaben übernommen.

Conrad Widerhold ward zu Ziegenhein in Hessen den 20. April 1598 von ehrbaren Eltern geboren. Schon früh trieb ihn die Neigung zum Krieg; schon in seinem siebzehenten Jahre diente er als gemeiner Reiter bei dem Grafen von Solms, später trat er in die Dienste der Stadt Bremen, wo er sich der Ingenieur-Kunst widmete. Von da aus besuchte er die Küsten von Frankreich, England, Portugal, Spanien, Barbarei, Italien, Corfu und Venedig. Nachdem er sich in letzterer Stadt zwei Jahre aufgehalten, kehrte er wieder nach Deutschland zurück. Herzog Friedrich nahm ihn in seine Dienste. Von der Stelle eines Trill- (Exercier-) Meisters, stieg er nach drei Jahren zum Rang eines Hauptmanns und endlich Majors empor. Nachdem er sich in dieser Würde bei der Ausführung einiger militärischer Unternehmungen, wie bei der Belagerung der Städte Villingen und Schramberg, sowie als Commandant der Veste Hornberg im Jahr 1633 durch Kenntnisse und Tapferkeit,

auch Treue gegen seinen Fürsten vortheilhaft ausgezeichnet hatte, so hielt ihn Herzog Eberhard für würdig, ihn über Größeres zu setzen. Als der Erfolg der Nördlinger Schlacht, den 27. Aug. 1634, für die Protestanten so unglücklich ausfiel, da war das Weh des verhängnißvollen Krieges in vollem Maaß über das unglückliche Land hereingebrochen. Die feindlichen Armeen drangen ohne Widerstand in das offene Wirtemberg ein, und dieses wurde nun der Tummelplatz roher und mordgewöhnter Horden. Herzog Eberhard flüchtete sich nach Straßburg. Auf die Vesten seines Landes konnte er allein noch zählen, daß sie dem Feinde Stand halten würden. Auf Hohentwiel richtete der Herzog jetzt sein Hauptaugenmerk. Diese Veste war noch die einzige, auf die er seine Hoffnung setzte, wie einst sein Ahnherr und Unglücksbruder Herzog Ulrich, darum wollte er dieses Kleinod einem Manne anvertrauen, auf den er sich verlassen konnte. Welchen treueren konnte er finden, als den Conrad Widerhold? Den 13. Juni 1634 übernahm er das Commando über Hohentwiel. Das erste, was Widerhold beim Antritt seines neuen Amtes that, war, daß er, so lange er noch Ruhe hatte, die Veste in den besten Vertheidigungszustand setzte, besonders aber für hinlängliche Speisung und Munition sorgte. Von seinem Fürsten, der selbst Mangel litt, konnte er keine Unterstützung hoffen; was anders war ihm also übrig, als zu Streifzügen in der Umgegend Zuflucht zu nehmen, und diese glückten meistens. So geschah es, daß er

in Kurzem das ihm anvertraute Haus reichlich ausgestattet hatte. Doch gerade dieß mußte desto schneller Gefahr für die Veste herbeiführen. Um Widerholds Feindseligkeiten Einhalt zu thun, erschien zuerst, im Jahr 1635, der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Ossa vor Hohentwiel. Voran schickte dieser gütliche Unterhandlungen, doch, als Widerhold nicht darauf einging, umzog er die Veste. Das erste war, daß er die Mühle zu Singen zerstörte, deren sich die Hohentwieler bisher bedienten. Dafür ließ Widerhold jetzt Hand- und Windmühlen auf der Veste erbauen. Diese Blockade verwandelte der bald auf Ossa folgende Obrist v. Vitzthumb von Eckstatt in eine förmliche Belagerung, und lag einige Monate vor Hohentwiel, ohne einen Sturm zu wagen. Da brach auf der Veste eine Pest aus. Viele Gemeine und Offiziere wurden ihr Opfer. Unter letzteren war auch der bisherige Prediger hinweggerafft worden. An seine Stelle schickte der Herzog einen noch sehr jungen Magister, Johann Eberhard Pauli, indem er zugleich an Widerhold die Weisung ergehen ließ: „er möchte mit diesem Pfarrer Geduld tragen, weil man bei diesen betrübten Umständen keine Wahl habe: er möchte ihm freundlich zusprechen, anfänglich ihn mit vielem Predigen verschonen, zu Zeiten auch nur eine Predigt aus der Postillen ablesen lassen, und ihm seiner Vorfahren Bücher einhändigen.“ Nur mit Mühe konnte dieser Prediger durch die Belagerer hindurch auf die Veste gebracht werden. In dieser Zeit

wagte Obrist v. Vitzthumb einen Sturm auf die Veste. Schon war er bis in den Vorhof gedrungen, da fiel Widerhold mit nicht mehr denn 12 Reitern aus derselben, schlug die andringenden Feinde zurück, zerstörte ihre Schanzen und führte 10 Gefangene auf die Veste. Als Vitzthumb sah, daß er wenig Fortschritte machte, so schritt er zu einem Waffenstillstand, indem er versprach, Hohentwiel unangefochten zu lassen, wenn Widerhold seine Feindseligkeiten einstellen würde. Dann zog er ab, nachdem er über ein halbes Jahr umsonst um die Dame gebuhlt hatte. Die Zeit der Ruhe benützte Widerhold auf die zweckmäßigste Weise. Er verbesserte die Vestungswerke, führte zum Theil neue auf, und versah Hohentwiel auf allerlei Weise. Noch nicht war ein Jahr verflossen, als Oesterreich stracks gegen die Bedingungen des Waffenstillstandes schon wieder mit förmlichen Ansprüchen auf Hohentwiel auftrat. In einem kaiserlichen Bescheid vom Jahr 1636 war die gänzliche Räumung der Veste unter den ersten Bedingungen. Das setzte den Herzog Eberhard in große Besorgniß. Den 21. Mai 1637 ließ er an Widerhold die Weisung ergehen: er habe sich im Geringsten nicht zur Abtretung Hohentwiels verstanden; noch fügte er bei: wenn Schreiben oder Befehle von ihm an ihn gelangen sollten, so solle er solchen keinen Glauben zustellen, wenn sie auch mit dem fürstlichen Sigill und Unterschrift bewährt wären, es sei denn, daß solche von Wort zu Wort von dem Herzog selbst geschrieben und

mit gewissen Zeichen versehen wären. Zugleich ermahnte er ihn, dieses Haus gegen Männiglich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Während der Herzog diese Weisung an Widerhold ergehen ließ, ließ er sich doch von Oesterreich einschüchtern, das nicht aufhörte, seine Forderung wegen Hohentwiel zu wiederholen. Eberhard versuchte alles Mögliche, um Oesterreich zufrieden zu stellen. Wirklich sollte es jetzt zu einer Abtretung Hohentwiels kommen, und sollte diese also vor sich gehen, daß Widerhold und die Besatzung freien Abzug hätte, und all Hab und Gut abgeführt werden dürfe. Durch ein Zeitungsblatt erfuhr Widerhold, daß Hohentwiel an Oesterreich übergeben werden sollte. Dem gedachte er nun mit aller Macht vorzubeugen. Widerhold wollte lieber in Jedes Andern Besitz die Veste wissen, als in der Hand der Oesterreicher. Ohne Vorwissen seines Herzogs ließ er sich in Verhandlung mit dem großen Herzog Bernhard von Weimar ein, weil er wußte, daß dieser nach der Veste trachtete. Den 11. Novbr. 1637 kam zwischen Beiden folgender Vertrag zu Stande: die Veste besitzen Sachsen und Wirtemberger gemeinschaftlich; zur Unterhaltung der Besatzung erhält Widerhold von Herzog Bernhard 20,000 Rthlr.; dagegen darf der Herzog schalten und walten über die Veste und Besatzung. — Weder Herzog Eberhard von Wirtemberg noch der Kaiser hatte die geringste Kenntniß von diesem Vertrag. Erst als österreichische und wirtembergische Bevollmächtigte auf Hohentwiel

kamen, um die Abtretung der Veste an Oesterreich zu vollführen, da erklärte Widerhold frei heraus, daß er durch den Vertrag mit Herzog Bernhard der Krone Schweden ebenso viel verpflichtet sei, als dem Hause Wirtemberg, doch habe er sich vorgesetzt, einzig und allein dem angebornen Erbherrn die Veste aufzubehalten. Von nun an fing Widerhold sein altes Wesen wieder an, er brandschatzte die ganze Seegegend. Keiner Vorstellung von einer Uebergabe der Veste wollte er mehr Gehör geben. Er wollte die Ehre haben, seinem Herrn als treuer Diener die Veste als keusche Jungfrau zurückzugeben. Dieses Widerstreben seines Commandanten setzte den Herzog in nicht geringe Betrübniß. Er beklagte sich selbst bei dem Kaiser über Widerholds Untreue, wie er es nannte. Er ließ eine Bittschrift an den Kaiser gelangen, worin er ihn dringend bat, er möchte ihn die Hartnäckigkeit seines Commandanten nicht entgelten lassen. Im Jahr 1639 war der große Bernhard selbst auf der Veste, um die Werke in Augenschein zu nehmen — es war sein letzter Besuch auf Hohentwiel, denn am 7. Juli des Jahres starb er, der größte Held seiner Zeit nach Gustav Adolf, nicht ohne Verdacht, daß er Gift bekommen. Kaum war diese Nachricht verbreitet, so hielt schon wieder der Kaiser dem Herzog dringend vor, er solle den Widerhold zur Uebergabe Hohentwiels bestimmen. Da ließ Eberhard drei Befehle nach einander an ihn ergehen; Widerhold antwortete nicht nach des Herzogs Wunsch. Im

August 1639 schlug der kaiserliche General-Feldmarschall Huyn von Gelern im Städtchen Engen sein Lager auf, um gegen Hohentwiel zu operiren. Zuerst suchte er durch schriftliche Unterhandlung mit Widerhold fertig zu werden. Aber Widerhold ging nicht darauf ein; er antwortete wie ein Mann, und erklärte, er wolle das ihm anvertraute Haus bis aufs Aeußerste vertheidigen. Diese Erklärung gab dem Feldmarschall das Signal zum Angriff. Zuvor nur strenglich belagert, wurde Hohentwiel jetzt förmlich beschossen: es wurden 37 Granaten und Ernstkugeln gegen die Veste geworfen, aber es schadete nur wenig. Man suchte sie durch Minen zu sprengen, aber auch das war vergebens. Doch drangen die Feinde bis in den Vorhof der Veste, der nur durch Pallisaden befestigt war. Widerhold trieb sie wieder zurück. Bei diesem Ausfall verrichtete eine Jungfrau Wunder der Tapferkeit. Sie nahm einem feindlichen Corporal, der sie verwundete, sein Gewehr ab, und brachte es auf die Veste. Noch im Jahr 1784 zeigte man zu Hohentwiel eine Partisane, auf deren einer Seite ein Soldat in den Schaft eingeschnitten war, mit den Reimen:

Horch Bruder mein! was ich dir sag,
So mir geschehen diesen Tag.
Als ich vermeynt etwas zu bringen
Von Hohentwiel, thät mir's mißlingen,
Dann mir ein' Jungfrau unverzagt
Mein Gwehr mit Spott und Schand abjagt.

Auf der andern Seite war eine Jungfrau eingeschnitten mit der Umschrift:

Als man zahlt 1639 Jahr,
In ein'm Ausfall, sag' ich fürwahr,
Ein' Jungfrau von 18 Jahr,
Margaretha sie genennet war,
Mit einem Kayserlichen Corporal rang,
Und ihm dieß kurze Gwehr abnahm.
Und wenn er ihr nicht wär entloffen,
Hätt sie mit seinem Gwehr sein Herz troffen,
Und wär schier gangen, wie man liest
Von Holofern ein schön Geschicht,
Dem Judith sein Haupt abgeschlagen
Mit seinem Gwehr, wie die Schrift thut sagen.
Den 29. August ist es geschehen
Im Jahr, wie man kan oben sehen.

Diese Belagerung dauerte bis zum 8. November. Während derselben versuchte Herzog Eberhard durch nochmaligen Befehl seinen Commandanten zur Uebergabe der Veste zu bewegen. Widerhold dachte: keine Antwort ist auch eine Antwort — und er beantwortete keines der Schreiben. Ein drittes ging nun vom Herzog ab, und ein eigenhändiges Postscriptum des Inhalts war beigefügt: „wo du Widerhold uns noch mit Trewen meinest, wirst du diesem Befelch Volge leisten, und deine Trew, Ehr' und Namen zu retten, dich mit befolner Lieferung des Hauses nicht

länger aufhalten, sondern eines endlichen gegen uns erklären." Widerhold ließ sich nicht bewegen und erklärte, daß er dieß ihm anvertraute Haus dem ganzen Fürstenhaus Wirtemberg zum Nachtheil nnmöglich an den Kaiser überlassen könnte. — Als der Feldmarschall v. Gelern sah, daß weder Worte noch Waffen bei Widerhold Etwas ausrichteten, so zog er mit einem Theil seiner Armee von der Veste weg. Obrist Holz und Neumark hielten sie ferner umschlossen. Diese versuchten wieder mit Miniren ihr Glück, und ließen zu dem Ende acht Bergknappen dahin bringen, die aber keine Lust für die gefährliche Arbeit bezeugten. Während dieser Zeit machte Widerhold die Bemerkung, wie sich die Feinde den Tag über einer unten am Berg liegenden Kelter als eines Wachthauses bedienten, und dabei ein starkes Feuer unterhielten, des Nachts aber sich zurückzogen. Da ließ er an dieser Stelle in der Nacht eine Granate eingraben. Als die Feinde wieder erschienen und ein Feuer anmachten, da entzündete sich die Granate und sprengte die Kelter sammt einer großen Zahl von Feinden in die Luft. Bald zogen die Belagerer mit einem Verlust von 1500 Mann von der Veste. Auch Obrist Truckmüller, der jetzt vor die Veste rückte, zog nach einer kurz dauernden Cernirung derselben im Jan. 1640 wieder ab. Jetzt bekam Widerhold Zeit, seine Felsenburg aufs Neue mit Proviant zu versehen. — Nach sieben Monaten wurde Hohentwiel aufs Neue attaquirt. Frederico Enriquez, ein spani=

scher Edelmann am Hof der Erzherzogin Claudia von Oesterreich, erbot sich, einen neuen Versuch auf Hohentwiel zu machen. Mit 7000 Mann zog er im Septbr. vor die Veste. Voran schickte der Spanier ein höfliches Schreiben, aber Widerhold antwortete dem feinen Höfling mit lakonischer Kürze: „er würde wie bisher seine Pflicht thun in Vertheidigung des ihm anvertrauten Kleinods.“ Nun schlug der Spanier bei dem nahen Schloß Staufen sein Lager auf und hielt nur mit 150 Mann und 80 Pferden die Veste bloquirt. Indessen war der Weimaraner Obrist Rosa den Hohentwielern zum Entsatz herbeigeeilt. Dieser überfiel die feindliche Vorwacht und hieb sie nieder. In der Nacht ließ Widerhold sechs Granaten mit Feuerschlössern, die durch verborgene Schnüre aufgezogen werden konnten, in den Weg eingraben. Als die Feinde den Weg kamen, ließ er an den Granaten ziehen, sie gingen zwar zu frühe los, und verfehlten ihre Wirkung, doch brachten sie eine Verwirrung unter die Feinde. Widerhold und Rosa benützten diese, griffen den Feind an, hieben gegen 50 Mann nieder und machten fünf Offiziere und 60 Gemeine zu Gefangenen. Den andern Tag machten sie einen Angriff auf den Posten bei Staufen. Dieser flüchtete sich in die Burg, die Widerhold im Sturm eroberte. Die Feinde mußten sich auf Gnad und Ungnade ergeben. Auf dieß zog sich die Hauptarmee der Feinde, die bedeutend geschmolzen war, zurück, und die Belagerung durch den prahlerischen Spanier hatte ein

Ende. Nachdem Abzug der Feinde fand Widerhold Zeit, eine neue Unternehmung zu machen. Er hatte gehört, daß zu Balingen 20,000 Thaler feindliches Contributionsgeld liege. Den 19. Jan. 1641 machte er sich in der Stille auf und zog Balingen zu. Er kam frühe bei der Stadt an, und legte sich mit seinen Soldaten in ein Teich (Vertiefung). Ehe der Tag anbrach, standen schon einige seiner Leute, theils als Zimmerleute, theils als Träger verkleidet vor dem Thor und begehrten Einlaß. Da nimmt Einer derselben seinen Bündel mit Nüssen vom Rücken, um den Thorhütern davon zu spenden, er läßt sie aber haufenweise, wie aus Versehen herausfallen, und als die Hüter darnach haschen, wirft er einige Handgranaten darunter, die sich schnell entzünden. Das war ein Signal für Widerhold, der jetzt schnell herbeieilt, das Thor mit einer Petarde sprengt und in wenig Augenblicken mitten in der Stadt, und bald im Besitz der 20,000 Thaler ist. Auf dem Rückmarsch über Tuttlingen nahm sich Widerhold noch Zeit, bei dem Wagner Fueß zu Gevatter zu stehen. Aber mit dem Sommer desselben Jahres erschien für Hohentwiel wieder eine herbe Zeit. Am 25. Juli erschien der Churbairische Obrist von Neuneck vor der Veste. Ihm folgte am 9. Oktbr. der General-Feldzeugmeister Graf von Sparre. Dieser hatte sich hoch und theuer vermessen, er wolle innerhalb dreier Monate der Veste habhaft werden. Auch er schlug zuerst den Weg der Unterhandlung ein, aber Widerhold wollte Nichts

von Uebergabe wissen. Da griff Sparre die Veste mit Ernst an: er beschoß sie vom 17. Okt. an so heftig, daß man das Feuer etliche Meilen weit sehen konnte. Am 20. Okt. waren die Feinde bereits im Besitz des Vorhofs, aber Widerhold trieb sie mit großem Verlust wieder zurück. Durch seine Ausfälle und andere listige Anschläge sahen die Feinde stets ihre Absichten wieder vereitelt. Einmal ließ er in die Erbsen= und Rübenäcker um die Veste mit Bändern gezierte Hüte stecken, an welche Feuerschlösser gebunden waren; wenn nun die Feinde neugierig daran zogen, so wurden sie von den Selbstgeschoßen erlegt. Ein ander Mal legte er in die Gebüsche um den Berg Soldaten mit Piquen und Augeln; mit diesen rißen sie die auf Kundschaft ziehenden Feinde von den Pferden und brachten sie gefangen auf Hohentwiel. So wird wenigstens von Zeitgenossen Widerholds berichtet, wogegen der neueste und beste Historiograph Hohentwiels, Herr General von M a r= t e n s, diese so wie die früher angeführten Kriegs= listen und sonderbaren Anschläge Widerholds stark bezweifelt. — Sparre litt von Tag zu Tag mehr Schaden an Leuten, ungerechnet die häufigen Weg= läufer. Da schritt er zur Unterminirung der Veste. Mit unsäglicher Mühe ließ er den Felsen durchbohren und Pulver zum Sprengen einlegen, doch an den ungeheuren und harten Felsenmassen wollte dieß nicht viel ausrichten, denn Widerhold setzte von oben mit Feuer und Dampf zu. Endlich entschloß sich Sparre,

die Belagerung aufzuheben. Schon machte er alle Anstalt dazu, da wurde er von den aus ihren Besatzungen im Elsaß gezogenen Schwedischen Völkern noch im Lager überfallen, und eine ungeheure Beute an Munition u. dgl. fiel in Widerholds Hände, der durch einen Ausfall die Ueberrumplung seines Feindes sich zu Nutzen machte. Von jetzt an lebte Widerhold unangefochten auf seiner Felsenveste und bereicherte sich mit Brandschatzen aus der ganzen Umgegend. Constanz, Ueberlingen, die Klöster Salmansweil, Petershausen, Weissenau und andre Orte, mußten ihm bedeutende Contributionen entrichten; besonders bedrängte er die nahe Stadt Radolfszell, die der kaiserliche Obrist von Grandmont besetzt hielt. Aber auch in die Ferne zog er auf Beute aus, oder ließ seine Leute Streifzüge machen. So eroberten diese die steile Felsenveste Wildenstein an der Donau mit List, während die Besatzung in eine nahe Kirche gegangen war. Widerhold plünderte in eigener Person das Kloster Blaubeuren und brachte seinen Abt gefangen nach Hohentwiel. Im Anfang des Jahres 1643 überfiel er um Mitternacht die Stadt Ueberlingen, wo nur 12 bis 15 Mann unter den Waffen waren. Die Hohentwieler zogen, nachdem sie die Thore mit Petarden gesprengt hatten, in Reih' und Glied in die Stadt ein, und so — berichtet Widerhold — ward dieser alten Jungfrauen das Ehrenkränzlein abgezogen. Eine reiche Beute an Geschützen, Getreide und Wein führte Widerhold auf Hohentwiel;

eine Orgel, die er für seine auf der Veste neuerbaute Kirche bestimmte, lieferte ihm das Franziskanerkloster, welches er von Plünderung verschont hatte. Um diesem Unwesen zu steuern, das Widerhold von seinem Felsenneſt aus übte, übernahm jetzt der Churfürst von Baiern einen Zug vor die Veste. Die schwäbischen Stände sollten das Geld dazu hergeben, und so mußte auch der arme Herzog Eberhard zur Blockirung seiner eigenen Veste 3000 fl. herschießen. Im Mai 1644 zogen die Baiern vor Hohentwiel; sie schlugen von allen Seiten Schanzen auf, aber dabei blieb es. Widerhold bekam endlich Langeweile und machte Ausfälle. Das verleitete nach und nach den Feinden die Belagerung. Doch, um nicht so schimpflich abzuziehen, knüpften die Feinde zuvor noch Verhandlungen an. Widerhold sollte die Veste an den Herzog abtreten und die Besatzung auf 50 Mann herabsetzen; er dürfte Commandant bleiben, jedoch sollte er einen Neben-Commandanten bekommen und von nun an neutral bleiben. Man bot ihm große Geldsummen und Beförderung, wenn er in diese Punkte willige, aber Widerhold schenkte den Anträgen kein Gehör, sondern antwortete kurz und bündig: „er begehre seinem Herrn getreu zu dienen, welches auch Andre thun sollen; wie man in seines Herrn Land hause, so plage er dieser Feinde Orte ebenmäßig, wie er könne.“ So zerschlugen sich vor der Hand die Verhandlungen, bis sie durch ein neues, kühnes Wagstück Widerholds wieder angeregt wurden. Er nahm auf

einem Streifzug 40 für Venedig angeworbene Reiter gefangen, und brachte diese und 70 gesattelte Pferde auf die Veste. Bei Gelegenheit der Forderung, diese Gefangenen wieder in Freiheit zu setzen, brachte man die frühere Verhandlung wieder auf die Bahn. Man erklärte ihm: „daß man wirklich gemeint sei, dem Herzog selbst die Vestung wieder zu Handen zu stellen und es auch gar leichtlich dahin gerichtet werden könnte, daß man dem Herzog nicht nur die ihm entzogenen oberen Aemter zu Unterhaltung der Vestung, sondern auch in seinem Maaß das ganze Land wieder abträte." Diese Erklärung scheint den zuvor so hartnäckigen Widerhold nachgiebiger gestimmt zu haben. Er erklärte, seiner Seits in das Verlangte zu willigen, wenn dem regierenden Herzog Eberhard und seinem Bruder Friedrich das ganze Herzogthum abgetreten, die Streitigkeiten zwischen Oesterreich und Wirtemberg abgethan, und alle kaiserliche und bairische Truppen aus dem Lande abgeführt würden. Zu diesen Bedingungen setzte Widerhold noch einige ihn selbst betreffende Punkte. Kaum war Herzog Eberhard von dieser Willensmeinung Widerholds durch ihn selbst in Kenntniß gesetzt, so erschien schon ein bairischer Gesandter bei ihm, der auf die Beschleunigung der Verhandlung drang, und ihn bestimmte, einen Abgeordneten nach Hohentwiel zu senden. Bald darauf erschienen die beiden Wirtembergischen Räthe Anton von Lüzelberg und Dr. Johann Friedrich Jäger mit dem churbairischen General-Commissair Bartholomäus

Schäffler auf Hohentwiel, um von ihm eine nähere Erklärung zu vernehmen. Den 21. Mai 1644 kam endlich zwischen Widerhold und den Obengenannten ein Vergleich zu Stande, dessen Hauptinhalt war: „Widerhold übergibt dem Herzog die Vestung, daß sie auf ewige Zeiten dem Haus Wirtemberg bleibe, ohne daß Oesterreich je eine Ansprache daran zu machen hat, und verspricht zugleich, alle Feindseligkeiten einzustellen. Widerhold und seine Besatzung sollen gänzliche Verzeihung erhalten. So die Vestung belagert würde, müsse der Kaiser oder Churfürst ohne Kostenansprache sie entsetzen, dem Herzog aber soll es frei stehen, die Commandantenstelle zu übertragen, wem er wolle." Während der Verhandlung war Waffenstillstand; die feindlichen Generale ritten mit einander und Widerhold gab ein stattliches Mahl. Aber auf den Vergleich folgte von feindlicher Seite keine Ratification. Die Bedingungen convenirten nicht, denn sie vereitelten ja die ränkevollen Absichten der Oesterreicher und Baiern, die Widerhold durchschaut hatte. Die Blockirung der Veste begann von Neuem, sie dauerte aber nicht lange. Zur selben Zeit drängten die Weimaraner Truppen von Freiburg die Baiern über den Schwarzwald zurück. Aus Feigheit zogen nun auch die vor Hohentwiel liegenden Baiern ab, und ließen ihr ganzes Lager zurück. Da der Vergleich von Seiten der Oesterreicher und Baiern so schlecht gehandhabt worden war, so fand sich Widerhold auch berechtigt, da fort zu machen, wo er es

gelassen hatte; er machte einen Streifzug an den Bodensee und bis nach Memmingen. Im Juni 1645 ging ihm aber auch ein Unglücksstern auf, denn sein Keller Stockmaier, gebürtig von Sindelfingen, wurde mit einem Beutel von 1000 Dukaten Contributionsgeld aufgefangen. Das wurmte dem Widerhold; er saß alsbald auf, und zog brandschatzend durch die Seegegend bis Kloster Weingarten, wo er sich den Abt als Geißel für seinen Keller holte. Beide wurden später gegenseitig ranzionirt, der Keller um 200 Dukaten, der Abt aber um 4000 Reichsthaler, denn ein solcher Reichsprälat war doch kostbarer, als ein Keller. Im Januar 1646 nahm Widerhold ohne Widerstand die Insel Reichenau und alle Seeschiffe weg. Gerade war der See gefroren, aber er thaute auf, während Widerhold noch operirte. Da erlitt er großen Schaden an Leuten, die ertranken, er selbst rettete nur durch Schnelligkeit sein Leben. Im Februar überrumpelte er noch die Stadt Sulz und im Mai nahm er den Dillingern Pferde, Vieh und Bürger weg. So war er bald, wie der alte Überall und Nirgends, bald da, bald dort, bald am See, bald im Schwarzwald, bald in Oberschwaben. Endlich scheint er doch auch dieses Treibens selbst müde geworden zu seyn. Vielleicht wurde er auch von seinem Herzog, bei dem sich der Kaiser wiederholt über Widerhold beschwert hatte, bestimmt, seine Feindseligkeiten einzustellen, die er eigentlich nur fortgesetzt hatte, um dem

Kaiser Trotz zu bieten, der seinem geliebten Herrn das Leben so sauer gemacht hatte.

Wenn wir fragen, wie Widerhold es bisher hatte wagen können, sich einer so großen Macht, wie Oesterreich und Baiern war, so keck entgegen zu stellen, so finden wir den Grund davon am natürlichsten in der Verbindung, in welche er seit dem Vertrag mit dem großen Bernhard mit der Krone Schweden getreten war. Somit war er auch mit Frankreich in Verbindung getreten, denn Herzog Bernhard und sein Nachfolger General Erlach standen ja mit ihren Truppen eigentlich unter der Krone Frankreich. Unter Erlachs Oberkommando hatte sich Widerhold gestellt, auf diese Weise hatte er gleichsam sich und seine Veste in die Hände Frankreichs übergeben, und so hatte er bisher in Frankreich einen kräftigen Hintermann. Daher kamen aber auch die Ansprüche, welche Frankreich in den nun bald sich anknüpfenden Friedensverhandlungen zu Osnabrück wegen Hohentwiel darlegte. Doch waren sie immerhin noch billiger und bescheidener, als die, welche Haus Oesterreich rege machte. Ihm war Hohentwiel seit langen Zeiten ein Dorn im Auge gewesen, daher verlangte es jetzt sogar die Schleifung der Veste. Indessen hatte es Herzog Eberhard durch seine Gesandten bei den zu Osnabrück des Friedens wegen versammelten Ständen zuwege gebracht, daß auch Hohentwiel unter die sogenannten Restituenda aufgenommen würde. Frankreich gab sich willig darein, und entsagte allen An=

sprüchen auf Hohentwiel. Doch kam während dieser Zeit noch Manches dazwischen, was die Uebergabe der Veste verzögerte. Endlich mit dem Jahr 1650 kam es dahin, daß Hohentwiel von Frankreich abgetreten wurde. Den 22. Juni wurde der mit Frankreich abgeschlossene Vergleich unterschrieben, und Obrist Widerhold erhielt sofort die Vollmacht, Hohentwiel an den Herzog abzutreten. Am 4. Juli übergab nun Widerhold, der bisher ruhig und still dem unruhigen Treiben in seiner Nähe zugesehen hatte, sein anvertrautes Kleinod an den rechtmäßigen Besitzer als eine noch keusche Jungfrau. Da dieser Tag für das Haus Wirtemberg ein so wichtiger war, denn erst jetzt war der langersehnte Friede dem ganzen Lande zu Theil geworden, so ließ Herzog Eberhard auf den 11. Aug. 1650 ein Dankfest anstellen, und goldene und silberne Medaillen und kleine sogenannte Friedenspfennige prägen. — Fünfzehen Jahre hatte Widerhold das ihm anvertraute Haus mit seltener Treue und Mannheit vertheidigt, — der Denkstein, dessen Innschrift wir bereits oben angegeben, hat seine Heldenthätigkeit in wenigen Worten zusammengefaßt — auch für die Ausstattung und den Bau der Veste hat er Viel gethan: mitten im Getümmel des Kriegs im Jahr 1639 erbaute er dem Herrn zu Ehren ein stattliches Gotteshaus; ferner erbaute er das neue Gasthaus, in dem die Canzlei, sowie Widerholds Rüstkammer sich befand, auch das Zeug- und Kugelhaus, welches mit Waffen und Munition angefüllt war, und das sogenannte

neue Portal wurden unter ihm aufgeführt. So konnte er mit Recht von sich sagen, als er die Veste verließ, er habe seinem geliebten Herrn und Fürstenhaus ein wohlerbautes Haus übergeben. Das anerkannte auch der Herzog voll Dankbarkeit, denn er belehnte den treuen Diener und heldenmüthigen Mann mit den Rittergütern Neidlingen, Randegg und Ochsenwangen, und übertrug ihm als Ehren- und Ruhe-Dienst die Stelle eines Obervogts zu Kirchheim u. T. und eines Inspektors zu Neidlingen. Allda lebte er noch 16 Jahre mit seiner Gattin Anna Hermegard, geb. Burkhartschin von Helgoland; letztere starb im Jahr 1666, er folgte ihr ein Jahr darauf, den 13. Juni 1667, im Tode nach. Eine Stiftung von 15000 fl. „für die studierende Jugend, die Kirche und Schule, dero treue Diener und andere arme Leute zu Kirchheim, so wie mehrere Stiftungen zu Hohentwiel verewigen sein Andenken." (Ein Mehreres zum Ehrengedächtniß des Helden und Christen, enthält das Büchlein: „Conrad Widerhold, der treue Commandant von Hohentwiel, nach seinem Wesen und Leben" von Ottmar Schönhuth 1844.)

Seit dem Jahr 1650 ist die Geschichte von Hohentwiel von keiner großen Bedeutung mehr. Im Jahr 1671 kamen bei einer Versammlung Oesterreichischer und Wirtembergischer Abgeordneter im Höhgau, in Streitigkeiten wegen der Grafschaft Nellenburg, von Seiten Oesterreichs wieder Ansprüche auf die Bahn. Es kam jedoch zu keiner Verhandlung von Folgen.

Als die Herren einander Besuche machten, bewirtheten die Wirtembergischen Abgeordneten auf Hohentwiel ihre Gäste bis in die Nacht mit gutem Zuspruch, so daß sie nebst ihrem ganzen Gefolge nicht wenig die Trefflichkeit des so beliebten Hohentwieler Trunks bei sich verspürten. Dieser gute Trunk scheint auch die Unterhandlung wegen Hohentwiel so niedergeschlagen zu haben, daß man sie auf Weiteres verschoben. Im März des Jahrs 1672 hielten Herzog Eberhard, der Markgraf von Baden und der Erbprinz von Anspach auf Hohentwiel eine Zusammenkunft, wie überhaupt die Veste von Mitgliedern des Fürstenhauses manchmal besucht wurde. Mit dem J. 1703 sollte Hohentwiels Ruhm noch einmal bewährt werden. Als im spanischen Successionskriege die französische Armee sich mit der churbairischen bei Tuttlingen vereinigte, da machten letztere einen Versuch auf die Veste, die damals noch mit einer gehörigen Besatzung und allem Nöthigen bestens versehen war. Die Feinde mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Nach dieser Zeit erhielt Hohentwiel noch eine Bedeutsamkeit, aber nur eine traurige, dadurch, daß sie der Aufbewahrungsort für Gefangene geworden. Wir nennen unter diesen den preußischen Werbeoffizier von Knobelsdorf, der in seinen blühenden Jahren die Veste betrat und als Mann mit grauen Haaren sie verlassen. Ferner war einer dieser Unglücklichen der würtembergische Obrist Rieger, der vier schreckliche Jahre auf Hohentwiel zubringen mußte. Sein Kerker war ein unterirdisches Loch, in das man

ihm die Kost von oben hinunter haspelte und das nie gereinigt wurde; da hatte er weder Stuhl noch Tisch, man erlaubte ihm nicht einmal einen Nachtstuhl, so daß er im Staub und Gestank beinahe zu Grunde ging. Die Winternächte mußte er in schrecklicher Finsterniß verseufzen; Bart und Hauptbaare wurden ihm nicht geschoren, so daß er wie ein Wilder aussah, nur die Bibel war ihm als Trost gelassen. Der dritte und wichtigste Gefangene, dessen Jammergemach man jetzt noch in den oberen Ruinen der fürstlichen Burg zeigt, war der würtemberg'sche Universalgelehrte und Landschaftsconsulent Johann Jakob Moser. Den 12. Juli 1759 kam er als ein unschuldig Gefangener auf Hohentwiel. Er wurde in ein Zimmer eingesperrt, daraus er in vier Jahren nicht kommen sollte. Er durfte weder in die Kirche gehen, noch war es einem Prediger erlaubt, ihn zu besuchen, noch ihm auch bei anscheinendem Lebensende das heil. Mahl zu reichen. Da man seine gewandte Feder fürchtete, so wurde ihm weder Papier, Tinte und Feder, noch ein andres Buch, als die Bibel, Steinhofers Predigtbuch und ein Gesangbuch gestattet. Um seine Gedanken aufzubewahren, benützte er das gefärbte Papier, das er während seiner Gliederkrankheit mit Arzneien bekommen hatte. Mit einer Stecknadel stach er seine Liederverse hinein; später schrieb er mit der Spitze seiner Schuhschnallen und einem Löffelstiel, ja sogar mit der Lichtputze und Scheere auf die weißen Stellen in seinen Büchern, und als diese voll waren, auf

die weiße Wand seiner Stube und Kammer. Auf solche Weise schrieb oder kritzelte er vielmehr über tausend geistliche Lieder ein. Den 25. Septbr. 1764 wurde er dieser seiner Haft auf der hohen Schule zu Hohentwiel entlassen, die ihm eine Leidens- und Kreuzesschule geworden war. Der merkwürdige Mann,

ein rechter Christ und Patriot,
der Wahrheit treu bis in den Tod,
die er mit Wandel, Wort und That
bekannt und kühn vertheidigt hat, —

starb zu Stuttgart den 30. Septbr. 1784 als Greis von 84 Jahren. (S. das Büchlein: „J. J. Moser, der unschuldige Gefangene auf Hohentwiel und seine geistlichen Lieder," herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth 1854.)

Obgleich die Veste Hohentwiel um diese Zeit und nachher so ziemlich ihre militärische Bedeutung verloren hatte, so wurde sie dennoch von dem Fürstenhause nie ganz vernachlässigt. Der Herzog besuchte sie einigemale und nahm Einsicht von ihrem Zustande. Ja es verweilten einmal sogar zwei wirtembergische Prinzen einige Zeit auf derselben. Mit Munition und Proviant war Hohentwiel zu jeder Zeit so gut versehen, daß es eine jahrelange Belagerung hätte aushalten können; Mehl und Fleisch war von vielen Jahren her aufgehäuft; Pulver die Menge lag in den beiden Pulverthürmen, dem Löwen und Drachen. Fünfundzwanzig Kanonen nebst andern Geschützen

waren auf der Veste aufgestellt. Der Erhaltung der Geschütze freilich wurde während der friedlichen Zeiten weniger Aufmerksamkeit geschenkt. Am meisten war die Veste vernachläßigt mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, einer Zeit, wo sie wohl ihren alten Ruf wieder hätte bewähren können. Die Kanäle der Cisterne auf der obern Veste, woher einzig das Wasser zu erhalten war, waren verfallen, die Kanonen in ganz schlechtem Zustande und größtentheils von Eisen — fast alle ohne Lafetten, der Vorrath an gutem Pulver war gering; überhaupt waren weder von Außen noch von Innen Vorkehrungen getroffen worden, um einer vorkommenden Belagerung begegnen zu können. Kommandant der Veste war der bejahrte General Bilfinger. Durch einen geheimen Befehl vom Herzog war ihm Obrist Wolf, ohne sein Wissen, so an die Seite gesetzt, daß Bilfinger nur Schatten-Kommandant, Wolf aber das Faktotum mit eigener Verantwortlichkeit für das Kommando sein, und in Kriegsfällen nach Umständen nur für sich zu handeln ermächtigt sein sollte. Beide Männer waren mehr im Besitz militärischer Kenntnisse, als daß sie Muth und Entschlossenheit hatten, sie anzuwenden. Die übrigen Offiziere waren an Leib und Geist invalid. Die ganze Garnison bestand aus 108 Mann, einschließlich alle Offiziere und Spielleute. Die Kanonier-Kompagnie bestand aus dem Hauptmann von Tundersfeld, einem 78jährigen Korporal Namens Ade, dem Forstknecht Johann Theurer, der von dem Gewerbe und

Beruf Nichts wußte, und aus noch etlichen solcher Kunstmänner. Von dieser Garnison waren über die Hälfte Sechsziger und Siebenziger, über zwei Drittheile verheirathet, ohne alle Disciplin — ohne Kenntniß im Dienst, und ein großer Theil hatte wegen schlechter Aufführung in der Gegend alle Achtung verloren. So stand es auf Hohentwiel am 1. Mai 1800, als die Franzosen vor der Veste erschienen.

Schon am frühen Morgen — so lautet der von einem Augen- und Ohrenzeugen aus der Gegend verfaßte, von mehreren Anderen aber unterschriebene und besiegelte Bericht — vernahm man in der ganzen Gegend von Hohentwiel, daß die Franzosen über den Rhein gegangen wären. Noch früher hörten zwar die Hohentwieler die Kanonade von der Gegend des Uebergangs her. Aber erst zu der Zeit, da die unter dem Berg liegenden Gemeinden aufgeschreckt wurden, witterten sie Gefahr, und der Kommandant schickte einen Offizier zu dem im Dorfe Singen kommandirenden General, Fürst Joseph von Lothringen, herab, und ließ anfragen, wie die Sachen ständen, und insbesondere, wie sich Hohentwiel zu benehmen habe. Der Fürst verhehlte den Uebergang nicht; auf die weitere Frage gab er zur Antwort, daß er wegen der Vestung keine Befehle habe, und sohin Nichts anzuordnen finde. Diese Antwort setzte in Hohentwiel alles in Bewegung. Man ordnete in Eile an, was man konnte; flüchtete auf die obere Vestung und

gab sich alles Ansehen, als wollte man sich zur Wehr setzen und sich halten. Allein blitzschnell rückten die Franzosen von Stein und Schaffhausen vor, und ehe es in Hohentwiel bemerkbar war, umkletterten sie schon, den Ziegen gleich, den Berg, besetzten den Maierhof und kamen ungehindert bis an das Thor der unteren Vestung. Dieß geschah gegen 11 Uhr, und eine Stunde später ließ der französische General Vandamme, der den Vortrab des rechten Flügels führte, die Vestung durch seinen Adjutanten zur Uebergabe auffordern. Jetzt wurde in der größten Bestürzung Kriegsrath gehalten. Man konnte zu keinem Beschlusse kommen, und äußerte gegen den Adjutanten nur so viel, daß die Antwort schriftlich erfolgen werde. Diese wurde offen durch den Hauptmann von Rieger nach Singen gebracht, und dem Adjutanten über die Mittagstafel übergeben. Er las sie flüchtig durch, und am Ende fragte er, wie weit Stuttgart von hier entfernt sei? Man sagte es ihm, und man konnte aus dieser Frage schließen, daß der Vestungs-Kommandant darauf antrage, eine Anfrage in Stuttgart beim Herzog zu machen. Was der Adjutant erwiederte, bestärkte diese Vermuthung; denn er sagte hierauf: dieser Antrag würde zu lange aufhalten. Daher nahm er den Hauptmann v. Rieger zum General Lecourbe ins Lager, welches ein Büchsenschuß vom Orte entfernt war. General Lecourbe wies die Sache ganz von sich und an den General Vandamme. Dieser erklärte sodann, daß er dem

Kommandanten zwei Stunden Bedenkzeit gestatte, ob er gegen billige Kapitulation die Vestung übergeben oder Gewalt abwarten wolle. Sobald Rieger diese Aeußerung auf die Vestung überbracht hatte, wurde berathen, was nunmehr zu thun sei. Das Resultat fiel dahinaus: daß man unterhandeln, aber vorzüglich darauf bestehen müsse, daß die Vestung nicht geschleift würde. Bilfinger sträubte sich gegen diesen Entschluß, unterschrieb aber doch in der Folge die Uebereinkunft. Der einzige Titular-Hauptmann von Reizenstein blieb standhaft dabei, man solle an keine Uebergabe denken, sondern den Platz bis auf den letzten Mann vertheidigen; er unterschrieb auch nie, weßhalb er bald durch den Herzog zum wirklichen Hauptmann befördert wurde, da hingegen die übrigen Offiziere alle kassirt, und wie bekannt, zum Theil sehr hart bestraft wurden. In Folge dieser Uebereinkunft kamen Obrist Wolf und Hauptmann Graf Zuggato in das französische Lager. Hier wurden die weiteren Punkte der Kapitulation verabredet, und General Vandamme gab alle Hoffnung, daß die Vestung nicht geschleift werden solle. Uebrigens kam man darin überein, daß die untere Vestung den Franzosen eingeräumt, später die Kapitulation näher bestimmt und gegen einander ausgewechselt werden sollte. Um 5 Uhr Abends zogen also die Franzosen in die untere Vestung — und nach 7 Uhr meldeten sich die zwei obengenannten Offiziere, in Begleitung des Auditors Märklin, bei dem General Vandamme,

um die Kapitulation ins Reine zu bringen. Sie wurde Nachts 11 Uhr im Pfarrhof, weil in der Obervogtei, wo Vandamme sich einquartiert hatte, kein Platz war, zu Stande gebracht und unterschrieben. Die Punkte derselben sind bekannt, aber schrecklich war für Wolf der Beisatz, daß General Vandamme sich blos bei dem französischen Gouvernement verwenden wolle, um die Vestung unzerstört zu erhalten. Wolf konnte bald einsehen, wie er getäuscht worden sei, und deßhalb sein Schicksal ahnen. Er äußerte des andern Tages: er sehe voraus, daß er verloren sei. In der gewissen Voraussetzung, der Vestung sowohl an sich, als auch der Garnison, durch freien Abzug mit ihrem Bischen Eigenthum, und der Gegend durch Abwendung der Verheerung, in welche sie durch eine längere Blockade versetzt worden wäre, eine Wohlthat zu erweisen, habe er in die Kapitulation eingewilligt, bei dem Herzog aber Gnade und Zufriedenheit gehofft, daß er unter den obwaltenden Umständen wenig Bedacht genommen habe, die Vestung in ihrem Wesen zu erhalten, allein der unbestimmte Zusatz in der Kapitulation, wegen Schleifung derselben, werde sein Verderben vollenden. Er sah richtig der unglückliche Mann, aber zu spät. Er war Vater seiner Garnison, ein Menschenfreund und in der ganzen Gegend beliebt. Wie hart mußte er büßen, daß er zu wenig Soldat und nicht an seinem Platz gewesen; aber seinem Fürsten war er treu und ergeben. In Folge der Kapitulation wurden die

Franzosen Meister der ganzen Vestung, und sie zogen den 2. Mai, früh gegen 11 Uhr, ein, nachdem die Garnison mit Wehr und Waffen, die sie aber außer dem Thore ablegen mußten, ausgezogen war. Traurig war der Anblick dieser unter freiem Himmel wohnenden Menschen, bemitleidenswerth ihr Loos, indem sie jetzt von den Franzosen das Brod betteln mußten, und zur Fortbringung ihrer Effecten und Kinder ihnen von Seite des Herzogs alle Hülfe und Unterstützung abgeschlagen worden war. Die unter dem Berg liegende Ortschaft Singen nahm sich der Unglücklichen thätig an, und wendete an 1000 Thaler daran, ohne je dafür Ersatz zu erhalten. — Wie die Franzosen in der so leicht gewonnenen Vestung mit dem, was sie darin fanden, schalteten, läßt sich wohl denken. Bis der Befehl zur Zerstörung der Vestung ankam, besetzten sie dieselbe mit einer Kompagnie Infanterie, unter dem Kommando des Bataillon-Chefs Laurent. Die Zerstörung begann den 17. Oktober 1800 und endete am 31. März 1801. Im Anfang mußten die umliegenden Dörfer 300 Mann zu diesem Geschäft stellen und später 500. Die Franzosen stellten eine Kompagnie Mineurs, die nicht nur die Vestungswerke, sondern sogar einige der Felsen mit Pulver sprengten, um überall traurige Zeichen zu hinterlassen, daß Franzosen da gewesen. Zum Mitwirken wurden gezogen: Ueberlingen, Blomberg, Hüfingen, Radolphzell, Landschaft Nellenburg, Amt Reichenau und Oeningen, Tuttlingen, Möringen, die

Reichs-Ritterschaft Engen mit Bezirk, Mainau, Blumenfeld, Thengen, Hilzingen und Singen. Sogar aus dem fernen Amt Balingen sollen zu diesem Zweck Leute requirirt worden seyn. Kostspielig waren die gezwungenen Arbeiten, weil sie sich sehr in die Länge zogen. Man würde zwar in zwei Monaten dem Geschäft ein Ende gemacht haben, wenn es nicht mehr darum zu thun gewesen wäre, Eisen, Kupfer und Holz zu gewinnen, welche sämmtlich verkauft wurden, und wovon der Gewinn den französischen Aufsehern der Zerstörung in den Sack schlüpfte, welche auch absichtlich die Arbeit nicht sehr beschleunigten, um desto länger im Sold zu stehen.

So fiel Hohentwiel, die weitgepriesene Veste, 262 Jahre, nachdem sie an Württemberg gekommen war, 166 Jahre, nachdem der treue Widerhold die Vertheidigung übernommen hatte. — Seit der schmachvollen Uebergabe der Veste ist Hohentwiels Name aus der Geschichte verschwunden, jedoch ist sie noch immer ein Gegenstand der Aufmerksamkeit unseres erlauchten Fürstenhauses. Seitdem hat ein Aufseher die Sorge darüber, um die Trümmer vor vandalischen Händen neuerer Zeit zu bewahren. Von Zeit zu Zeit wird zur Erhaltung des Einzelnen noch manche schöne Summe ausgegeben.

Der unter der Veste liegende Hof ist in die Hand dreier Pächter gegeben; für diese und für eine ganze Gemeinde von 40 Seelen (den dazu gehörenden Bruderhof mitgerechnet) ist ein Geistlicher angestellt,

welcher zugleich die Schule besorgt. So lebt Widerholds Andenken noch im Segen fort; die Kirche, die er stiftete, ist an den Fuß des Berges verpflanzt — auf der Burg selbst aber ist seit dem Jahre 1838 sein in Metall gegossenes Bild aufgestellt, welches uns an den theuren Mann erinnert, der nicht nur als Held auf diesem Berge sich unsterblichen Ruhm erwarb, sondern auch den Grundstein dazu legte, daß jetzt noch das Wort der evangelischen Wahrheit daselbst verkündigt wird.

Der so sagenreichen Geschichte Hohentwiels fügen wir noch eine Geschichte bei, die ein fleißiger Sammler schwäbischer Sagen, der edle Dichter Rudolf Magenau, uns überliefert hat.

Herr Reinhold von Hohentwiel.

Die Edelfrau von Hohentwiel hatte seit fünf Jahren ihren Gatten, der zwei Jahre nach ihrer Vermählung in's gelobte Land gezogen, und nicht mehr zurückgekehrt war, mit zahllosen heißgeweinten Thränen betrauert. Doch der tiefste Schmerz verliert seinen Stachel, der reichste Thränenquell versiegt, wenn die Zeit ihre lindernde Hand auf das Herz des Menschen legt und seine heißen Schläge besänftiget. So auch hier. Die schöne Edelfrau lebte einsam auf ihrem Schlosse, mit weiblicher Arbeit beschäftiget, und verließ dasselbe nur, um in den Hütten der Armuth als Tröstungsengel zu erscheinen. Von Zeit zu Zeit

besuchte sie ein Freund ihres Mannes, ein junger und schöner Ritter, für den manches Frauenherz in verborgener Liebe schlug, und dessen Namen jede Lippe pries. Seine Besuche auf Hohentwiel wurden häufiger, die freundschaftliche Theilnahme löste sich auf in feurige Liebe von seiner Seite, in stille Ergebenheit von Seite der Burgfrau. Was tief im Herzen lebt und athmet, das kann nicht lange hinter dem Schlosse der Lippen verborgen bleiben, es bricht sich Bahn und tritt hinaus in das geschäftige Leben, wo es Wurzeln schlägt, zum reichen Blüthenbaume wird, und oft die schönsten Früchte trägt. Gedachte auch die junge Wittwe noch sehr oft ihres Gatten in inniger Liebe, sehnte sie sich auch zurück in die früheren schönen Stunden ihrer kurzen Ehe, so konnte sie doch hoffen, mit dem Jugendfreunde desselben ein nicht minder glückliches Leben zu führen, dem zwar die Blüthenfrische der ersten Liebe abgestreift war, das aber an Erfahrung reicher, an stillem, ruhigem Glück nicht ärmer sein würde.

Das schöne Paar saß auf der Zinne von Hohentwiel und blickte hinaus in die reiche blühende Ebene, auf die waldbedeckten Hügel, die von der scheidenden Sonne mit dunkelm Roth beleuchtet waren. Nachläßig ruhte die Laute in der Hand der Edelfrau, die vor einigen Minuten ein Minnelied mit ihrer glockenhellen Stimme gesungen hatte und mit dem Geiste des Liedes Zwiesprache zu halten schien. Ein leichter Schleier schwärmerischer Sehnsucht hatte sich über ihre

holden Züge verbreitet, und sinnend haftete ihr Auge auf den Zügen ihres künftigen Gatten, als wollte sie ihre Zukunft in den Blicken desselben lesen.

Da erschien ein Pilger an der Zugbrücke des Schlosses und begehrte Einlaß, der ihm auch sogleich gewährt wurde, denn noch niemals ging ein Wanderer unerquickt, ein Armer unbeschenkt oder ungetröstet den Berg wieder herab. Der Pilger aber schien tief bewegt, er verschmähte Speise und Trank und verlangte nur, die Herrin zu sprechen. Auf der Zinne angelangt, konnte er kaum die Thränen zurückhalten, und seine Rede, Anfangs unsicher und schwankend, fand erst später einen ruhigen Gang. Er gab vor, den Burgherrn gekannt zu haben, schilderte mit Feuer und Beredtsamkeit die harten Kämpfe, welche dieser gegen die Sarazenen gekämpft, wie er umringt, verwundet und nach langer verzweifelter Gegenwehr endlich gefangen wurde. Ein hartes trauriges Loos traf nun den Armen, der in finsterer Kerkernacht langsam genas, und kaum genesen, schwere Arbeiten verrichten mußte. Dem schönen Auge der Edelfrau entsanken Thränen des aufrichtigsten Schmerzes bei der Kunde von dem Leiden ihres Gemahles. Der Pilger aber fuhr in seiner Erzählung fort, wie die Qualen des Geistes und Körpers sich vereinigten, den Leidenden immer näher an den offenen Rand des Grabes zu führen, wie der Erliegende seinem Unglücksgefährten den Trauring gab, denselben als letztes Pfand ehelicher Liebe und Zärtlichkeit zu überreichen.

Nachdem diese den einfachen Goldreifen geküßt und lange betrachtet hatte, steckte sie ihn an den Finger und sagte, sie wolle sich neuerdings als Frau betrachten, ihrem Mann auch im Tode noch die Treue bewahren, und die neue bevorstehende Verbindung nicht eingehen. — Umsonst waren die Bitten des Ritters, umsonst die Betheurungen seiner Liebe; das edle Weib blieb standhaft bei dem ausgesprochenen Vorsatze.

Da warf der Pilger das entstellende graue Haar und den grauen Bart weg, und Herr Reinhold stand in vollendeter Mannesschönheit vor der geliebten Gattin, die mit einem lauten Schrei halb ohnmächtig an seine Brust stürzte. Herr Reinhold von Hohentwiel hatte, nachdem ihn seine zweite Krankheit beinahe getödtet, endlich Gelegenheit zur Flucht gefunden, und war nun in Liebe und Hoffnung zu seiner theuren Frau heimgekehrt. Das selige Paar stand umschlungen in heißer Liebe, und Minuten vergingen, ehe sich die zwei des anwesenden Freundes erinnerten. Der stand da mit Thränen in den Augen, Freude in den Zügen; er umarmte seinen Freund, reichte dessen Hausfrau mit einem innigen, wehmüthigen Blicke die Hand, und verließ schweigend das Schloß.

Nach einem Jahre kehrte er wieder zurück, nachdem seine Leidenschaft sich gekühlt, seine Liebe sich in innige Freundschaft aufgelöst hatte.

Nun erst war das Glück der Eheleute vollkommen, da sie auch den Freund wieder in ihrer Mitte hatten.

Die Heldenjungfrau von Hohentwiel.

Es war ein lieblicher Abend am Ende des Julius=Monats des Jahres 1639, da saß unter der Linde im Hof der Veste Hohentwiel eine Heldengestalt in den besten Mannesjahren. Seine hohe Stirne mit Furchen durchzogen zeigte, daß er zu den Männern gehörte, welche in der Welt schon manches erfahren; das dunkle feurige Augenpaar harmonirte gar wohl mit dem pechschwarzen Haare, das oben gescheitelt in langen Locken ihm bis auf die Schultern wallte. Es war der Oberst Konrad Widerhold, seit sechs Jahren wohlbestallter Kommandant der Veste Hohentwiel. Gerade pflegte er einiger Rast unter der Linde, denn soeben hatte er Kriegsübungen mit seiner Mannschaft geendigt. Schon seit zwei Jahren hatte sich die Veste noch der Ruhe eines Waffenstillstandes zu erfreuen, den der kaiserliche Oberst Vizthumb nothgedrungen mit Widerhold geschlossen hatte. Während dieser Zeit übte Widerhold jeden Nachmittag in eigener Person seine Soldaten. Kein Kriegsheld seiner Zeit that es ihm zuvor in der Kunst, Soldaten=Gewehre recht und zierlich zu gebrauchen, die Piquen zu fällen, Fahnen zu schwingen, Compagnien und Regimenter in schöne Ordnung zu stellen, und in der Fecht= und Bau=Kunst. Dieß alles waren Gegenstände, die Widerhold seinen Untergebenen beizubringen suchte. Darum war ihm aber auch die Ruhe unter der Linde

so willkommen; wenn die Uebungen vorüber waren, da überließ er sich dann ganz ungestört dem Nachdenken über die wichtigen Ereignisse, die seit 20 Jahren über Deutschland hingegangen, die an seiner Veste gestreift, und sie zum Theil selbst betroffen hatten. Solchen Gedanken hatte Widerhold auch dießmal sich überlassen; man konnte es leicht schließen aus seiner nachdenklichen Stellung, denn er hatte sein Haupt auf den Arm gestützt, und ernst und nachdenklich war seine Miene. Auf einmal ward er gestört in seiner Ruhe, mit hastigen Schritten nahte ihm ein junger Offizier, verbeugte sich tief und überreichte ihm ein Schreiben. Hastig erbrach es Widerhold, er hatte kaum einige Zeilen gelesen, so wurde sein Gesicht mit Blässe überzogen und das Papier zitterte unter seinen Händen; er sank zurück an den Stamm der Linde und verhüllte schmerzvoll sein Gesicht. So bist du denn auch dahin, du edler Bernhard, seufzte Widerhold, und Thränen rollten über seine Wangen; so bist du denn auch dahin, du letzter Kämpfer für unsern theuren Glauben, im Laufe deiner Siege, in deinen blühendsten Jahren. Aber nicht bist du gefallen auf dem Feld der Ehre, wie dein edler Waffenfreund, der theure Glaubensheld Gustav Adolph, du bist ein Opfer deiner heuchlerischen Freunde geworden. Wer hätte das geglaubt, als du, wackerster der deutschen Männer, noch vor kurzer Zeit in diesen Mauern wandeltest, Jedem, der dich erblickte, zur Freude und zur Bewunderung. — Es war die Nach=

richt vom Tode des großen Herzogs Bernhard von Weimar, die Widerhold soeben mit Schmerzen vernahm. Herzog Bernhard starb zu Neuburg den 18. Juli mitten in seiner Heldenthätigkeit, und nicht ohne Grund war in dem Schreiben die Vermuthung ausgesprochen, daß er Gift bekommen, wahrscheinlich durch des französischen Cardinals von Richelieu Hand. Am Arm des gleichfalls betrübten jungen Offiziers, der ihm das Schreiben überbracht hatte, kehrte Widerhold in seine Wohnung zurück und ließ seinem Schmerze freien Lauf. Der junge Offizier hatte kaum das Gemach, auf das er den Kommandanten begleitete, betreten, da hörte er seinen Namen rufen; eine liebliche Mädchenstimme sprach hinter ihm: Herr Kapitän, nur ein Wort! was ist denn dem Herrn Kommandanten begegnet, daß er so bleich und traurig blickt? Ach! erwiederte der Offizier, er hat eine für uns alle böse Zeitung bekommen, ein wackerer Verfechter unseres Glaubens, der Herzog Bernhard von Weimar, ist Todes verschieden. Gott seye seiner armen Seele gnädig! sprach das Mädchen mit ernster Miene. Nicht wahr, weil er ein Kezer war, fügte der junge Offizier bei, aber jezt stehet es übel mit uns, der wackeren Helden sind wenige mehr. Ach! was möget Ihr so sprechen, entgegnete das Mädchen, lebt nicht noch unser Herr Kommandant? und Ihr — Ihr seid doch auch etwas Rechtes. Das Mädchen hatte kaum ausgesprochen, da erschallte die zürnende Stimme einer Dame aus dem Nebengemach, es war

Frau Hermegard, die Ehegattin Widerholds. Böse Schwätzerin, sprach sie, geh in die Stube, was brauchst du dich mit Männern zu unterhalten, um deine Neugier zu befriedigen, bleib sitzen an deinem Geschäft, daß nicht der Tag wieder unnütz vorüber geht, bist ohnedieß heute so spät aufgestanden. Hermegard ging nach dieser kurzen Predigt wieder in ihr Gemach zurück, Margarethe verabschiedete sich ein wenig verlegen und trippelte in die Stube, aus der sie gekommen war. Heute nach dem Essen an der Linde Mehreres! rief sie halblaut im Gehen noch dem jungen Manne zu, und verschwand. Der Offizier, den wir eben anführten, war der Schwede Gustav Schönhelm, Kapitän der Reiterschwadron, welche Herzog Bernhard nach seinem Vertrage, den er mit Widerhold wegen Hohentwiel geschlossen hatte, auf die Veste legte. Er war einer von jenen Reitern gewesen, welche sich in der Schlacht bei Lützen über des großen Königs Leiche warfen, als sich der Kaiserliche Oberst Max Pikkolomini derselben bemächtigen wollte. Seitdem war er Zeuge aller Kriegsthaten des großen Bernhards, und schwang sich durch Manneskraft bis zu dieser Stelle. Bei all' dem war er kaum noch aus den Jahren des Jünglings getreten. Wie sein inneres Wesen dem eines werdenden Königshelden glich, so war auch sein Aeußeres einem Helden gleich. Schlank und kräftig war sein Körperbau, lange blonde Locken, die in Ringeln bis auf seine Schultern wallten, sowie das blaue hellglänzende Augenpaar,

zeigten den Jüngling von ächt germanischem Stamme, ein Stutzbärtchen über dem lieblichen Munde und ein Knebelbärtchen am schön geformten Kinn, den Kriegsmann aus dem 30jährigen Kriege. War es demnach ein Wunder, daß Margarethchen, mit blonden Locken und blauen Augen, das Pflegtöchterlein des Herrn Kommandanten, sich zu dem jungen Manne so innig hingezogen fühlte, daß sie so gern ans Fenster trat, wenn der blonde Schweden-Offizier, angethan mit dem enganliegenden Goller, über dem ein breiter Kragen mit Brüßlerspitzen lag, umschlungen von einer kostbaren Schärpe, und auf dem Haupt einen Hut mit schwankenden Federn auf seinem schäumenden Schimmel, an der Spitze seiner Reiterschwadron auf der Parade erschien.

Wie konnte man es aber dem lieben Mädchen verargen, wenn sie so gerne jede Gelegenheit erhaschte, wo sie ein Wörtlein mit ihm sprechen konnte. Auch er war ihr nicht abhold, nur Schade, daß verschiedener Glaube sie äußerlich trennte, da doch ihre Herzen einander so nahe waren. Margaretha war Katholikin. Ein wunderbares Schicksal hatte sie auf Hohentwiel unter Protestanten geführt. Bis in ihr 12. Jahr war sie in dem unter der Veste gelegenen Dorfe Singen von schlichten Bauersleuten erzogen. Da geschah es einmal, daß Widerhold in einer Zeit, als die Veste noch nicht von Feinden gefährdet war, einen Besuch im Dorfe machte. Zufällig begegnete ihm das Mädchen auf der Straße. Beim ersten Anblick

überraschte ihn die edle Gesichtsbildung des Kindes, er fragte nach seiner Wohnung, und erfuhr von denen, die ihm das Mägdlein als seine Eltern vorzeigte, daß es nicht ihr eigenes Kind wäre, sondern, daß sie es noch als Kind in den Windeln vor ihrem Hause gefunden. Aus Menschenpflicht hätten sie sich seiner angenommen, und bei ihrer Armuth und der nicht unbedeutenden Anzahl ihrer eigenen Kinder, hätten sie es redlich und ehrlich aufgezogen. Der menschenfreundliche Widerhold machte sogleich den Pflegeltern den Vorschlag: ob sie ihm das Kind zur weiteren Erziehung anvertrauen möchten? Man gab es ihm nach langem Bitten, denn man kannte den edlen Sinn des Mannes in der ganzen Gegend; nur der Pfarrer des Dorfes widerstrebte, daß dieses Kind unter Leute anderer Confession kommen sollte. Doch ließ er es zuletzt geschehen, als ihm das Mägdlein hoch und theuer versprach, seinem Glauben treu zu bleiben und jeden Sonntag getreu die Kirche zu Singen zu besuchen. So kam Margaretha auf Hohentwiel und wuchs heran zur blühenden Jungfrau von 18 Jahren, unter der Aufsicht eines liebenden Pflegvaters, des Kommandanten Widerhold und seiner Gattin Hermegard, die wohl minder freundlichen Gemüthes war, denn ihr Eheherr, aber doch eine Frau von anerkannt rechtschaffenem Sinn. Das mußte freilich Margaretha oft erfahren, wie so strenge und oft gar wunderlich Frau Hermegard war, aber darum war sie doch ihrer Pflegmutter von ganzem Herzen

zugethan. Erst heute hörte sie es, als sie mit dem jungen Kapitän sprach; obwohl sie sich heute eine Rüge von ihrer Pflegmutter zugezogen hatte, war ihr doch die Erlaubniß geworden, den Abend unter der Linde zuzubringen. Ungewöhnlich hatte sich dießmal eine kleine Gesellschaft unter der Linde versammelt, doch sie fand ja den, der ihr der wertheste war. Kapitän Schönhelm hatte sich schon vor einer Stunde hieher begeben. Ihr habt heute lang auf Euch warten lassen, begann er zu Margarethen, die sich bald in seine Nähe gesetzt hatte — vielleicht hat Frau Hermegard den zweiten Theil ihrer Predigt abgehandelt? Er sprach dieß etwas schelmisch lächelnd. O nein, entgegnete Margaretha, meine liebe Pflegmutter weiß, daß kein zweiter Theil nöthig ist. Weil, fiel Schönhelm ihr ins Wort, bei Euch der erste Theil schon fruchtet. Aber es ist auch kein Wunder, daß sie schmähte, hat ja die strenge Katholikin mit einem Kezer gesprochen, sprach Margaretha. Gegen den Ihr aber hoffentlich nicht so feindselig gesinnt sein werdet, wie es leider in diesen betrübten Zeiten ist, sezte halb fragend Schönhelm hinzu. Das ist eine Frage, die ihr euch selbst beantworten könnet. Aber erzählet mir doch etwas Näheres über die Trauerbotschaft, die mein Herr Pflegvater erhielt, bat Margaretha mit freundlicher Stimme den Kapitän. Erlaßt mir die Erzählung von dem Tode des großen Bernhards, seufzte Schönhelm, sie würde mir nur den Abend verbittern. Gewiß, forschte Margaretha,

hat sein Tod Vermuthungen nach sich gezogen, die den Protestanten eben so wenig Ehre bringen, wie eures großen Helden Gustav Adolf's Tod. Auch über dessen Tod könnet ihr mir gewiß das Beste berichten, man sagt so Mancherlei. Ihr waret ja, so viel ich höre, um ihn, als er um seinen Glauben das letztemal focht. Ja wohl, sagte Schönhelm, als er für seinen Glauben focht, wie noch Keiner.

Ich will Euch erzählen, werthe Jungfrau, auf daß Ihr erkennen möget, wie der Glaube dem Menschen Kraft verleihet, auch sein Theuerstes, das Leben hinzuopfern. Ich will erzählen von dem theuren Helden, ob auch die Erinnerung mir noch so schmerzlich ist, von der Schlacht bei Lützen, wo er so ruhmvollen Tod fand. Es sind jetzt neun Jahre verflossen seit jenem denkwürdigen Tage, als der Held auf deutschem Boden landete. Ich begleitete ihn als gemeiner Reiter zu dem heiligen Werke, mit voller Lust des Herzens. Nie werd' ich vergessen den Augenblick, als wir landeten auf der Insel Rügen. Es war gerade in diesem Monat, da kniete der große König nieder und betete, und das ganze Heer mit ihm; so kräftig hatte ich noch nie gebetet. Wie aber das Beginnen des frommen Königs war, so war auch sein Enden. Von Sieg zu Sieg ward mir das Glück, den Helden zu begleiten, aber auch zu seinem Tode in der Entscheidungsschlacht bei Lützen. Es war zwei Jahre nach unserer Landung, am 16. November des Jahres 1632, als wir bei Lützen zur Schlacht gegen Wallen=

stein auszogen. Ein dicker Nebel bedeckte noch das Gefilde, hell und feierlich erklang auf unserer Seite des theuren Mannes Lutheri Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“, dazwischen Trompeten- und Paukenschall, und nach diesem das Lied: „Es woll' uns Gott genädig sein“.

Unser König warf sich nieder auf seine Kniee und betete mit ganzer Seele um Sieg für die gerechte Sache, und Jeder von dem Heere stimmte mit ein. Der Nebel fing an, sich zu zerstreuen; da schwang sich Gustav Adolf auf sein Pferd; freudig wie die Sonne, die jetzt herniederblickte, saß er auf dem Rosse. Er stellte sich an den rechten Flügel, den linken führte sein Genosse Herzog Bernhard von Weimar, der ihm jetzt auch gefolget im Tode, und nun rief er, das Heer durchreitend: Nun wollen wir dran! Das walt der liebe Gott — Jesu! Jesu! hilf mir streiten zu deines Namens Ehr! Als man ihm einen Harnisch bot, sprach er: „Gott ist mein Harnisch!“ Mit dem Rufe: Gott mit uns! stürzten wir in's Treffen. Ein mörderisches Gefecht begann. Der Vortheil war zuerst auf unserer Seite, aber Pappenheim kam mit seinen Reitern, und der rechte Flügel wankte, der König eilte dem Bedrängten zu Hülfe, aber er sprengte zu weit voran. Ich mit wenigen andern folgte ihm, denn ich hatte ihn bisher nicht verlassen. Da traf den Wackeren ein Schuß in den Arm, daß er beinahe vom Pferde sank. Der König ist erschossen! riefen die Unsern. Gustav Adolf

wandte sich und rief laut: es ist nichts, folget mir! da bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott, mein Gott!“ sank er vom Pferde. Er fiel in meine Arme. So starb der edle König den Märtyrertod für den Glauben. Schönhelm endete. Thränen, die reichlich über seine Wangen rollten, unterbrachen seine Worte. Auch Margarethens blaue Augen standen voll Thränen, sie konnte sie nicht mehr zurückhalten.

Das ist die Wahrheit, fügte Schönhelm nach einer Pause seiner Erzählung bei, und nicht, wie unsere Feinde lügen, daß ihn eines Verräthers Kugel von unserer Seite getroffen. Was ich mit den Augen gesehen, das bezeuge ich auch, so wahr mir Gott helfe. Glücklicher Mann, sprach Margaretha, daß ihr einem solchen Helden zur Seite stehen durftet, im Kampf und im Sterben, es muß ein seliges Gefühl sein. Aber, Herr Kapitän, so gerne ich länger zuhören möchte, ich muß nach Hause, sehet! wir sind die letzten unter der Linde. Zudem muß ich heute noch Manches ordnen, weil morgen Sonntag ist und ich gerne in die Kirche gen Singen gehen möchte. Margaretha, sprach der Kapitän, ist Euch nicht unsere Kirche näher? Glauben wir nicht Alle an Einen Gott? Ist nicht Ein Gott und Eine Liebe? — Er ergriff Margarethens Hand, hielt sie lange in der seinigen, während sie gar nicht widerstrebte, und wandte sich aber, um ihre Thränen zu verbergen, die von Neuem hervorbrachen. Ich kann nicht anders,

ich darf nicht anders, antwortete die Jungfrau bedeutungsvoll; sie sagte: Gute Nacht! und ging nach Hause.

Es war einige Tage nachher — da trat Kapitän Schönhelm in das Gemach des Kommandanten. Mein Herr Obrist, sprach er, indem er ihm einen Brief überreichte, ich bring euch wieder böse Nachricht zum Nachtisch. Soeben kommt ein Bote von Engen mit diesem Schreiben. Kaiserliche Völker haben sich am ganzen Bodensee zusammengezogen, zu Engen liegt schon der General Feldmarschall und Obrist Gottfried Huyn von Gelern, er läßt euch seinen Gruß melden. Das hab ich mir gedacht, entgegnete Widerhold, ohne von der Botschaft überrascht zu werden. Das sind die Früchte von unsers großen Bernhards Tod. Weil der Adler todt ist, so sind die Vögel wieder Meister. Er erbrach langsam den Brief, ein zweiter war eingeschlossen. Den Inhalt kenne ich, rief Widerhold während des Lesens, ich brauche ihn nicht zu durchlesen. Der Herr Feldmarschall will meine Veste, weil sie durch Bernhards Verscheiden keinen Herrn mehr habe. Er will sie durch Schmeichelworte, statt mit dem Schwert; nein, so bin ichs nicht gewohnt! Aber es scheint, er habe einen Fürsprecher beigelegt. Ach! der ist von Stuttgart, er hat den rechten Weg genommen und durch die rechte Hand. Und von dem Herzog, ja ich sehe sein Postscript und von eigener Hand. Er las: „Wofern du Widerhold Uns noch mit Treuen meinest, wirst du diesem Befehl Folge

leisten, und deine Treu', Ehr' und Namen zu retten, dich mit befohlener Lieferung dieses Hauses nicht länger aufhalten, sondern eines endlichen gegen uns erklären." So, so, rief Widerhold, als er gelesen, das ist also eure Handlungsweise, wenn ihr euch Mühe ersparen wollt, ihr nichtswürdigen Feinde. Den Schwachen treibet ihr in die Enge, daß er ja sagen muß zu eurer Bosheit, daß er euch die Hand bieten muß, um eure bösen Pläne durchzuführen. Nein, nimmermehr, es soll euch nicht gelingen. Ach! so weit ist es gekommen mit dem erlauchten Haus der Wirtemberger, daß sein Fürst ein Spielball ist in der Hand seiner Feinde, daß er tanzen muß nach ihrer Pfeife. Nein, mein schwacher Fürst, mein unglücklicher Gebieter, ich folge dir nicht, ich kann dir nicht folgen, wenn ich meine Treue, meine Ehr' und Namen retten will! Ich kann das Haus nicht den Feinden übergeben, auf dem dein Unglücks-Bruder, dein Ahnherr Ulrich, einzige Zuflucht fand in seiner Noth, ich muß treu handeln an deinem Hause, daß nicht du selbst und die Nachwelt meiner Untreue fluche! Ich will nicht weichen, mit Gottes Hülfe, ich will dir eine reine Jungfrau wieder geben, wenn der Vater im Himmel deine Noth wendet! Ich will meinen letzten Tropfen Blut vergießen für dieß Haus. Auch ich, sprach Schönhelm, der die dargebotene Rechte Widerholds ergriffen und an seine Brust drückte, auch ich will aushalten, so wahr mir Gott helfe! führ es zum Leben oder zum Sterben.

Margaretha, die sich eben im Nebengemach befand, hörte das letzte Wort, und Schauder bebte durch ihre Glieder, denn sie wußte, daß die Schweden Wort halten. — Nun mein Sohn, sprach Widerhold, will ich auch dem Feld-Marschall antworten, aber diese Antwort soll er nicht an's Fenster stecken. Er setzte sich und schrieb einen kurzen Brief, den er dem Kapitän übergab. Und die Antwort auf des Herzogs Brief? fragte Schönhelm. Die ist in der Feder geblieben, mein Sohn! Keine Antwort ist auch eine Antwort, entgegnete bedeutungsvoll Widerhold. Schönhelm ging, in wenigen Stunden war der Brief an Ort und Stelle.

Bald zeigte sich, was der Innhalt von Widerholds Brief gewesen war. Noch am nemlichen Tage zog Gottfried Huyn von Gelern mit seinem Heere gegen die Veste. Er lagerte sich in der Nähe der kleinen Burg Staufen. Doch wegen der Sonntagsfeier begann er noch nicht gegen die Veste zu agiren. Das vernahm bald Widerhold, und er befahl seinen Untergebenen, sich bereit zu halten, denn es müßte ein harter Strauß werden; das ließen ihnen seine trotzigen Worte ahnen, welche er dem Schreiben an Gottfried Huyn von Gelern hatte einfließen lassen. Daß wieder eine ernste Zeit für die Veste beginne, das zeigte sich am Abend des heutigen Tages. Gerade an Sonntagen war der Platz unter der Linde der besuchteste; selten fehlten Herr Widerhold und Frau Hermegard; aber dießmal hatte sich Niemand einge-

funden, außer Gustav Schönhelm. Auch Margaretha stellte sich ein.

Das hätte ich kaum erwartet, euch hier zu finden, war ihr erstes Wort, als sie den Kapitän erblickte, es kommen jetzt wieder traurige Tage. Für die Frauen, aber nicht für die Männer — entgegnete Schönhelm — wir greifen jetzt wieder zu unserem Berufe. Gerade deßwegen bin ich heute noch einmal erschienen, wer weiß, ob wir wieder hier zusammenkommen! Dießmal mags hart gehen unserer Veste, ein wackerer Kriegsheld hat sich unten gelagert. Jetzt mag es künftig euch schwer werden, Margaretha, eurer Gewohnheit zu folgen, die Kirche in Singen zu besuchen. Da wäre nicht nöthig gewesen, die Veste zu umschließen, versetzte das Mädchen. Seid ihr endlich andern Sinnes geworden, Margaretha? — Andern und doch noch des Gleichen — sie sagte dieß mit Bedeutung. Habt ihr gelernt, auch uns Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen? sprach Schönhelm. Das ist schon lange geschehen — ach nur zu viel, versetzte Margaretha — sie schlug verlegen die Augen nieder — und doch kann ich nie, nie im Leben Eine der Eurigen — Haltet ein, Margaretha, unterbrach sie Schönhelm — er faßte ihre Hand und drückte sie krampfhaft an seine Brust — soll es ewig beim Worte bleiben, ein Gott, eine Liebe — wird es nie bei uns seine rechte Bedeutung erhalten, ein Gott? Eine Liebe ist es schon, lispelte Margaretha und senkte ihr Haupt an Schönhelms Brust, er schlang seine Arme feurig um sie, und hielt sie lange fest

umschlungen. — Glaube meiner Kirche, ich habe dich verläugnet, rief Margaretha auf einmal wie aus einem Traum erwachend, ich bin ein Kind der Verdammniß: sie riß sich heftig aus Schönhelms Armen und eilte von hinnen.

Es war der 6. August des Jahres 1639, als Gottfried von Gelern, der kaiserliche General-Feldmarschall, die Belagerung der Veste im eigentlichen Sinne begann. Von diesem Tage bis zum 12. August wurden, nach Widerholds eigenem Bericht, 37 Granaten und Ernstkugeln gegen die Veste geworfen. Doch ihre Wirkung entsprach nicht den Wünschen der Belagerer. Widerhold antwortete in gleichem Tone. Seine Munition war in gutem Zustand, seine Musketiere gut geübt. Er selbst stand an ihrer Spitze, nicht nur als Kommandant, sondern persönlich thätig. Es war ein schrecklich Feuerwerk, das Belagerer und Belagerte einander anzündeten. Auf weite Meilen leuchtete die Gegend von den Granaten, die hin und her schlugen, wenn die Nacht über der Gegend lag. Die feindlichen Granaten schadeten wenig, denn Widerhold hatte schon die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um sie meistens unschädlich zu machen. Die Dächer der Veste waren so eingerichtet, daß sie mit geringer Mühe konnten herniedergelassen werden, wenn ihnen Schaden durch Beschießung drohte. Nur ein Mal richtete eine Granate bedeutenden Schaden an; sie fiel auf das schöne Rondel, welches noch in seinen Trümmern zeigt, was es gewesen, schlug die

Thüre auf, und zertrümmerte den größten Theil der herrlich gebauten Wendeltreppe. Sonst aber war der Schaden auf der Veste unbedeutend. Das merkten bald die Belagerer mit dem größten Mißmuthe. Der kaiserliche Feldmarschall schritt jetzt zu einem andern Mittel. Er ließ nahe bei der Veste Minen graben, um sie in die Luft zu sprengen. Auch dieß fruchtete wenig, denn Widerhold sprach ihnen von oben her mit seinen Musketieren so kräftig zu, daß die Arbeiter bald ihre Arbeit einstellten. So war nach und nach der größte Theil des Monats unter fruchtlosen Versuchen der Belagerer dahingegangen, sie konnten sich nicht des geringsten Vortheils rühmen, den sie seit dem ersten Tag der Belagerung erlangt hatten. Das letzte Mittel sollte jetzt versucht werden, und es hätte dieses beinahe zum Ziel ihrer Wünsche geführt. Man wußte auf Seiten der Feinde, daß die auf der Veste lange Zeit in Thätigkeit Gehaltenen sich nach und nach mehr der Ruhe bei Nacht überließen, als es in den ersten Tagen der Belagerung gewesen war. Vorsichtig hatte Widerhold bei alle dem seine Wachen ausgestellt, aber gerade diese Vorposten waren es, welche den Tag über auch in Anspruch genommen worden waren; das Nachtwachen war für Manchen eine schwere Aufgabe geworden. Oft hatte der Schwedenkapitän, dem Widerhold die Aufsicht anvertraute, unten am Vorhofe in der Wachtsamkeit der Soldaten Manches vermißt; dafür war er Aug' und Ohr, als ob ihm die ganze Vestung

zu bewachen obläge. Ach, wenn auch die bedrängte Veste sein Auge wach gehalten hätte, seine Nächte waren schlaflos, seit jenem verhängnißvollen Abend, als sich Margaretha aus seinen Armen riß. Doch die Natur verlangte auch von ihm ihren Tribut. Es war die Nacht des 29. Augusts. Der Kapitän legte sich nach vielen Tagen der Mühe zum ersten Male wieder auf sein Kriegslager. Noch nicht war die eilfte Stunde der Nacht angebrochen, da drang von dem Vorhof der Burg herauf Waffengeklirr vor seine Ohren. Er sprang auf, in einem Nu hatte er seine Waffen ergriffen. Die Feinde! die Feinde! war das erste Wort, das er vernahm, als er aus seinem Gemache trat. Eine Wache eilte ihm entgegen. Zu den Waffen, zu den Waffen, Kameraden! so schallte jetzt die Stimme des Kapitäns durch die Lagerstätte, wo seine Mannen lagen. In wenigen Augenblicken waren sie gerüstet. Ihre Rosse, in denen ihre Kraft lag, mußten sie zurück lassen.

An der Spitze seiner Schwadron rückte er zum ersten Portale; da stand schon Widerhold in gleichem Beginnen. Bleibet, Herr Kommandant! rief Schönhelm, sichert die obere Veste, euer Haupt ist uns theuer. Laßt uns in den Vorhof hinab. Mit Mühe ließ sich Widerhold zurückhalten. Der Kapitän stürzte mit seiner Schwadron den Feinden entgegen, die schon den Vorhof in Brand gesteckt hatten. Zur glücklichen Stunde noch war Schönhelm dem Feinde entgegen gekommen, in wenigen Augenblicken wäre

der Feind am oberen Thore gestanden. Muthig erklangen die Pallasche in der Hand der Weimaraner Reiter: wie bei Löwen, die lange eingesperrt nun hervorbrechen aus ihrem Kerker, so war ihr Muth. Sie drängten die Feinde zurück, aber neue Schaaren der Feinde drangen durch den Vorhof. Nicht auf die Ueberzahl achtend, hieb Schönhelm ein, und wo sein Pallasch sauste, da gab es eine Lücke. Er drang immer tiefer in die Feindesschaar, denn sein Herz war mit Muth und Rache erfüllt. — Wir verlassen die Helden auf ihrem Kampfplatz und gehen auf die Burg zurück. Widerhold besetzte das Thor, aber auch alle übrigen Seiten der Veste, die leicht während des Kampfes im Vorhofe hätten erstiegen werden können. Wie gerne wäre er hinunter in den Vorhof, sein Herz schlug dem Kampf entgegen, aber die obere Burg mußte gedeckt sein. Wachet und betet! rief er seinen Männern zu, das ist das Einzige, das wir thun können, da wir hier im Kampfe unserer Brüder unthätig zusehen müssen. Laßt uns zu Dem uns wenden, der da spricht, ich will euch in keiner Noth verlassen, und wenn auch Tausende der Feinde euch umgeben. Er entblößte sein Haupt und kniete nieder auf dem Hofe der Veste. Alle, die um ihn waren, mit ihm. „Herr der Heerschaaren, errette uns von der Noth, die unsere Feinde über uns verhängen, errette dieß Haus von ihren Händen, ach es ist ja noch das Einzige, was unser unglücklicher Fürst noch sein nennen kann von all seinem Erbe,

das ihm geraubet ist. Laß deine Gotteskraft mächtig werden in den Schwachen, und stärke ihren Arm im Kampfe für die gerechte Sache.“ Amen. So betete Widerhold. Es war ein feierlicher Anblick in der Stunde der Mitternacht, die Krieger auf den Knieen mit entblößtem Haupte, ihren Kommandanten in der Mitte und der sternbesäete Himmel über ihnen. Eine Schreckensbotschaft riß sie aus dieser frommen Stellung. Ein Weimaraner Reiter stürzte in ihre Mitte: Hülfe! die Unsern sind übermannt, unser Kapitän — er hatte noch nicht ausgesprochen, da trat eine weibliche Gestalt in weißem Gewande aus des Kommandanten Haus, es war Margaretha. Ein schrecklicher Lärm hatte sie aus dem Schlafe geweckt, sie war ans Fenster getreten, das gegen den Vorhof sich kehrte, sie hörte Waffengeklirr, sah eine hohe Flamme aus dem Vorhofe aufsteigen.

Was gibt es? rief sie — sie hörte den Weimaraner Reiter, der eben die Worte sprach: unser Kapitän, unser Kapitän ist umringt, helfet, rettet! Noch nicht hatte der Reiter geendet, da ergriff Margaretha den Degen eines neben ihr stehenden Kriegers, und wie ein leichtfüßiges Reh rannte sie den Berg hinab. Sie kam noch zur rechten Stunde. Schönhelm war umringt von einer dichten Schaar seiner Feinde, die Seinigen waren größtentheils gefallen, er focht den letzten Kampf. Furchtbar blitzte noch sein Degen, er blutete schon aus vielen Wunden. Ein feindlicher Cornet drang auf ihn ein; schon zückte er seine

Partisane gegen Schönhelms Brust; halt! rief eine weibliche Stimme hinter ihm; wie ein Wesen aus höheren Regionen stand sie zwischen ihm und Schönhelm. Sie fing den Stoß auf in ihre eigene Brust, aber in des Feindes Herz haftete ihr Degen, den sie kräftig schwang. Der feindliche Cornet stürzte zu ihren Füßen nieder, sie entwindete ihm mit zitternder Linken seine Partisane. Ein Geist! riefen die feindlichen Soldaten — ihre Gewehre sanken ihnen aus ihren Händen, und sie wandten zur Flucht den Rücken. Nur zwei standen auf dem Kampfplatze, als Widerhold mit seiner Hülfe herbeieilte, Margaretha und Gustav. Gustav an Margarethens Brust gelehnt, sie hatte mit einem Arm ihn umschlungen, in dem andern hielt sie die erbeutete Partisane. Ein Gott! rief Schönhelm in Margarethens Armen, und Eine Liebe! sprach Margaretha. Es waren die letzten Worte, die beide Liebende im Erdenleben sprachen. Widerhold und seine Krieger schlossen einen Kreis um die beiden Leichname. „Dank dir, Vater im Himmel, daß du uns errettet von unsern Feinden. Dank dir, der du ein Gott und eine Liebe bist.“ So betete Widerhold und alle Krieger mit ihm, und Thränen rollten über ihre Wangen. Mit dem folgenden Tage hob Gottfried von Gelern die Belagerung auf, und zog ab von der Veste.

II.

Die Herrgottskirche
bei Creglingen.

Nicht ferne von der alten Tauberstadt Creglingen, in dem romantischen Seitenthale, das der sogenannte Herrgottsbach bildet, steht die uralte Herrgottskirche. Sie hat zwar längst ihre Bedeutung als Wallfahrtskirche verloren, aber noch heut zu Tage wallen von Nah und Ferne Hunderte dahin, um ihren Marienaltar, eines der schönsten alten Sculpturwerke in deutschen Landen, zu bewundern. Von fern erscheint uns dieselbe als eine gewöhnliche, etwas größere Kapelle mit einer Mauer umfangen. Erst in der Nähe angekommen, sehen wir, wie sie auch in Hinsicht auf Bauart eine der interessantesten Kirchen im Taubergrunde ist, und es ist wohl der Mühe werth, daß man auch ihr Aeußeres so genau als möglich beschreibe. Treten wir in den die Kirche umgebenden Friedhof ein, so empfangen uns schöne Grabdenkmale aus neuerer Zeit, über welche Thränenweiden ihre Aeste breiten. Drei sind besonders schön gearbeitet — die für Creglingen so wohlthätig wirkende Familie Dreher hat sie ihren geliebten Todten errichtet. An ihnen vorbei gelangen wir zum ersten Portal der Kirche. Dasselbe hat einen reich verzierten Giebel — drei

schön durchbrochene Bogen stehen über einander, die noch so gut erhalten sind, daß man glaubt, der Meißel des Steinhauers habe sie eben erst verlassen. Die Westfronte der Kirche ist mit einer durchbrochenen Fensterrose, die Giebelspitze mit einem Glockenerker geziert. Die südliche Pforte gegen Münster hin ist in derselben Art gefertigt, wie die nördliche gegen Creglingen. Der Chor der Kirche hat fünf Strebepfeiler, deren Giebel mit wunderlichen, sehr kunstreich gearbeiteten Figuren geziert sind. Auf dem ersten Pfeiler erblicken wir ganz oben Gott den Vater — unten steht ein Hund, der den Fuß zum Pißen aufhebt. Der zweite Pfeiler zeigt oben einen Engel, der auf der Geige spielt; unterhalb steht ein Steinhauer mit aufgehobenem Hammer, gegen den ein Hund die rechte Pfote erhebt. Auf dem mittleren Pfeiler ist zu oberst ein schöner Kopf mit einer Binde abgebildet; in der Mitte ein Adler, der einem Kopf die Krallen in den Mund schlägt, und zu unterst ein Wolf, welcher ein eingewickeltes Kind im Maul hält und auf einem Thiere mit Menschenantlitz und geringeltem Schwanze steht. Den vierten Pfeiler ziert ein Engel mit einem aufgeschlagenen Buche; in der Mitte sind zwei Affen, die mit einander spielen, unten steht eine Art Leopard. Auf dem fünften Pfeiler gegen Münster hin sehen wir einen Engel, der eine Krone in den Händen hält und das Hohenlohe'sche Wappen krönt, auf dessen beiden Seiten Engel als Schildhalter stehen. Was die Figuren auf

allen diesen Pfeilern bedeuten, wissen wir nicht zu erklären. Einige, wie z. B. der Hund in so gar natürlicher Stellung, sind wohl ein Ausfluß des derben Volkswitzes jener Zeit, der sich auch von kirchlichen Gebäuden nicht ferne hielt; andre, wie z. B. der Wolf mit dem Kind im Maul, könnten sich auch auf etwas Geschehenes beziehen, das auf solche Weise dem Andenken der Nachwelt aufbehalten wurde. Außer diesen Pfeilern ist bemerkenswerth das achtstockigte Thürmchen, welches auf der Südseite der Kirche in der Ecke vom Chor und Schiff sich erhebt. Es hat drei Stockwerke mit gothischen Fensteröffnungen. In der obersten Oeffnung erblicken wir drei, mit großer Kunst gearbeitete Köpfe — in der Mitte das Haupt Jesu, zu dessen beiden Seiten die Köpfe Johannes des Apostels, sowie Johannes des Täufers, auf welch letzterem wir den Ausdruck des Schmerzes wahrnehmen. Oben hat das Thürmchen ein zierlich durchbrochenes Geländer, mit vier hervorragenden Thierfiguren, welche die Füße gegen die Gallerie stemmen; sie dienen zur Wasserleitung. Das Gesims der Gallerie bildet einen Kranz von Laubwerk. Eine Wendeltreppe von 60 Staffeln führt auf das Thürmchen, das in frühester Zeit als Kanzel gedient haben soll, von wo aus der Ablaß verkündigt wurde. Der Sage zu Folge, die freilich nicht verbürgt werden kann, hielt der berüchtigte Dominikaner Tezel auf dieser Kanzel vor der versammelten Menge, welche die Kirche nicht fassen konnte, seine erfolgreichen Ablaßpredigten.

Nachdem wir das Aeußere der Kirche betrachtet, betreten wir ihr Inneres, wo wir das herrlichste Kunstdenkmal alter Zeit treffen, welches im Frankenland zu finden ist. Doch wenden wir uns nicht gleich diesem zu, sondern fangen mit Betrachtung anderer Alterthümer der Kirche an, um bei dem Schönsten recht lange zu verweilen. Der Chor, den wir zuerst betrachten, gehört noch in die schönste Zeit der gothischen Architectur. Das Gewölbe über dem Choraltar hat sechs Rippen mit einem Schlußstein, auf dem zwei Figuren sichtbar sind. Da, wo die zwei Gewölbe des Chors sich theilen, sehen wir zu beiden Seiten dreischaftige Säulen mit alten Kapitälen, vier ähnliche stehen hinter dem Altar einander gegenüber, so daß im Ganzen sechs Säulen sich im Chor befinden. Sie sind sämmtlich kunstreich gearbeitet, besonders was ihre Kapitäle anbelangt, und so alterthümlichen Styls, daß man sie eher die Uebergangsperiode vom byzantischen in den gothischen Styl, als in das 14. Jahrhundert verweisen möchte. An der Wand hinter dem Altar ist ein gothisches Sakramenthäuschen, mit zwei schönen steinernen Figuren, die Muttergottes und den Heiland vorstellend, und demselben gegenüber, gleichfalls an der Wand, ist noch eine Nische mit schöner gothischer Verzierung angebracht; oben daran ist ein Kopf mit langen Haaren, wohl die schönste Bildhauerarbeit im Innern der Kirche. Ueber dem Eingang in die Sakristei ist eine hölzerne Tafel mit einem Bilde ohne Werth; desto schöner ist

das oben ragende Gesims, welches mit den beiden kunstreichen Säulen zu den Seiten des Eingangs eine liebliche Verzierung desselben bildet. Die Sakristei hat ein Deckengewölbe und eine steinerne Altarstufe. Auf der südlichen Wand des Chors befindet sich ein großes Fresko-Gemälde, das den heil. Christoph darstellt, wie er durch die Fluth watet, den Heiland der Welt auf der Schulter. Zu den Füßen der an 30 Fuß hohen Figur kniet ein Ritter mit seiner Hausfrau, in der Tracht des 16. Jahrhunderts. Die Unterschrift ist durch Feuchtigkeit der Wand sehr unleserlich geworden, so wie auch das Bild ziemlich verblichen ist. Der Hochaltar im Chor hat am Tische schön durchbrochene Steinarbeit, und an der Staffel, sowie im Schrein und auf seinen Flügelthüren, Bilder, die auf keinen Fall einer Zeit der gesunkenen Kunst angehören, wie der sonst kundige Beschreiber (im evang. Kirchenblatt vom Jahr 1845. Nro. 35.) behauptet. Wer den Altar nicht blos en passant, sondern mit Muße betrachtet, wird sich eines Bessern überzeugen. Das in Holz geschnitzte Hauptbild stellt den Gekreuzigten dar; sein Antlitz voll Ausdruck zeigt mehr den schon vollendeten, als den noch leidenden Welterlöser; zu beiden Seiten schweben Engelein mit Kelchen. Neben dem Heiland hängen die Schächer; auf ihrem Antlitz liegt der Ausdruck des tiefsten Schmerzens. Zunächst dem Kreuze steht Maria Magdalena mit klagender Geberde, und dabei der Jünger Johannes, welcher die Mutter des Herrn tröstet.

Außer ihnen erblicken wir nahe beim Kreuz noch vier männliche Figuren. Eine derselben, ein Krieger, dem die Lanze aus der Hand gebrochen ist, sieht hinauf an's Kreuz; ein Anderer mit spöttischem Gesicht, eine Spitzkappe auf dem Kopf und ein Buch in der Linken, schaut auf den Kriegsknecht. Noch steht dabei ein Dritter mit einer Mütze auf dem Kopf — er ist ernst und nachdenklich. Unter diesen Figuren in der Predella (Altaruntersatz) sind drei Brustbilder — links Christophorus, rechts Andreas mit Kreuz und Buch, in der Mitte die heil. Anna mit Maria und Christuskind. Letztere Bilder sämmtlich sind ohne Kunstwerth. Desto wichtiger sind die altdeutschen Gemälde an den Flügelthüren des Schreins. Sie sind sämmtlich auf Goldgrund, zwar etwas hart ausgeführt, aber ausdrucksvoll. Es sind im Ganzen vier Darstellungen. Oben zur Rechten kniet Jesus in Gethsemane, die Jünger in einiger Entfernung von ihm sind in Schlaf versunken. Unten im zweiten Bild erblicken wir den Heiland, wie er das Kreuz trägt; vor ihm geht ein Krieger in weißer Tracht, hinter ihm Veronika mit dem Schweißtuch und noch eine andere weibliche Figur. Im Hintergrunde schöne Perspective. Im Linken oben die Grablegung des Heilands: Vier Frauen umgeben das Grab — eine legt mit schmerzvollem Blicke ihren Arm um den Verblichenen, die zweite faßt seine Linke, eine dritte hat die Hände zum Gebet gefaltet; ihnen gegenüber Maria Magdalena, welche das Tuch vorhält und weint. Zu den Füßen des Heilands er=

blicken wir den Joseph von Arimathia. Das vierte Bild zeigt den aus dem Grab Erstandenen mit der Siegesfahne in der Hand, umgeben von Kriegsknechten. Oben zwei, welche eben aus dem Schlaf erwachen; der zur Rechten schlägt seine Helmkappe auf, und will noch nicht recht glauben, was er sieht, der zur Linken zeigt eine nachdenkliche Miene. Ganz unten zwei andere, welche noch schlafen: der eine mit einem Turban hat die Linke unter den Kopf gestützt, in der Rechten ruht die Armbrust, der andere mit einer spitzigen Mütze hält eine Streitart; über dem Auferstandenen schwebt ein Engel. Im Hintergrund sehen wir die Stadt Jerusalem. Alle diese Gemälde sind mehr oder weniger verdorben, doch möchte es leicht möglich sein, sie wieder herzustellen. Auch die Kehrseiten der Flügelthüren waren übermalt, aber leider! sind sie so verdorben, daß man kaum mehr die Spur von Gemälden darauf erkennen kann. Vom Hochaltar richten wir den Blick zu den mit Glasmalereien reich gezierten Fenstern. Das reichste ist das mittlere Fenster hinter dem Altar. Ganz oben gegen die Fensterrose hin ein Christuskopf, weiter unten zwei Frauen in alter Tracht einander gegenüber. In der Mitte des Fensters, Christus am Kreuz, über dem Kreuz eine reiche gothische Verzierung — der Grund des Mittelbildes ist blau. — Zur Rechten des Gekreuzigten steht Maria, der ein Schwert durch die Seele dringt, unter ihr ein Geistlicher und ein Ritter im Ringkragen; darüber hin geht ein Schriftzettel. Zur

Linken erblicken wir eine weibliche Figur, unter ihr zwei Figuren, die hinter einander mit gefalteten Händen knien. Die größere stellt wohl die Stifterin dar, und stände vielleicht in Beziehung zu dem gegenüber befindlichen Ritter; die kleinere im rothen Mantel gleicht einem Chorknaben. Die Fenster zur Linken haben keine Gemälde mehr — sie sind schmählicher Weise ausgebrochen; in den beiden zur Rechten haben sich noch einige Bilder erhalten. Im ersten sehen wir den heil. Christoph, ferner eine knieende Figur im weißen Mantel; über der Letzteren zieht sich ein Schriftzettel, unten liegt ein Wappen. Oben am Fenster ist noch eine Figur in Roth, sie hat die Hand um eine Art von Kreuz gelegt. Das zweite Fenster zur Rechten enthält das Wappen von Weinsberg. — Ehe wir das Chor verlassen, betrachten wir noch die Chorstühle zu beiden Seiten, welche mit reichem flach gehaltenem Schnitzwerk verziert sind, wie wir es auch an der Thüre zur Sakristei und zur äußern Kanzel finden. Zwischen den Chorstühlen und auch an denselben angeklebt, finden wir eine Menge von gedruckten Ablaßzetteln, wovon viele sehr alt sein mögen. Einzelne haben gute Holzschnitte, und wir machen besonders auf einen solchen aufmerksam, der an der rechten Wand des Chors angebracht ist. Wir sehen darauf den heil. Sebastian, wie er mit Pfeilen durchbohrt wird; einer seiner Peiniger zieht mit einer Maschine (im Nibelungenlied Antwerk genannt) seine Armbrust auf. — Das

herrlichste Denkmal alter Kunst steht im Schiff der Kirche: es ist der sogenannte Marienaltar, dem die Herrgottskirche es zu verdanken hat, daß sie in neuerer Zeit von Freunden alter Kunst aus der Nähe und Ferne so zahlreich besucht wird. Der Altar steht beinahe mitten im Schiff der Kirche, und scheint schon seit der frühesten Zeit hier gestanden zu haben, ob es gleich eine sehr unpassende Stelle ist, da von keiner Seite ein Licht auf das kostbare Altarbild fällt.

Der Marienaltar aus Lindenholz geschnitzt, ungefähr 27 Schuh hoch, 12 Schuh breit, das heißt mit völlig geöffneten Flügelthüren, deren jede 3 Schuh breit und 12 Schuh hoch ist, stehend auf einem einfachen, massiven steinernen Postamente, als Ein Ganzes mit dem durchbrochenen Altartische, zu welchem fünf Stufen führen, vornen von drei Seiten von einer 5 Schuh hohen Holzvergitterung mit beweglichen Thüren umgeben, stellt in verschiedenen wohlgeordneten Gruppen folgende Scenen dar: Auf der rechten Flügelthüre des Altars unten die Verkündigung Mariä, oben der Besuch der Maria bei ihrer Freundin Elisabeth; auf der linken Flügelthüre oben die Geburt Jesu im Stalle zu Bethlehem, unten die Reinigung Mariä.

In der Mitte des Altars in Figuren vom größten Maaßstab die Himmelfahrt Mariä; unter dieser, in drei Gevierten mit Figuren vom kleinsten Maaßstab,

rechts die drei Könige aus Morgenland, links der Jesusknabe im Tempel unter den Lehrern. In der Mitte dieses Untersatzes befinden sich zwei schwebende Engel mit ausgebreiteten Flügeln, die gegen einander schauen, und ein Tuch halten — was für eines? darüber sind verschiedene Meinungen. Ueber dem Hauptbilde des Altars, unterbrochen durch eine Art Auffatz von schönen Ornamenten, sehen wir in Figuren von gleicher Größe wie die in den Altarflügeln, die Krönung der Maria. Ueber diesen abermals herrliche Ornamente, dann Christus der Auferstandene mit der Siegesfahne. — So viel, um nur eine kleine Andeutung von dem Herrlichen zu geben, was der Marienaltar dem Beschauer beut. Eine ausführliche, von Kunstsinn und Gefühl zeugende Beschreibung gab Herr Stadtschultheiß Dreher von Creglingen schon vor vielen Jahren; wir verweisen auf dieselbige, wie sie auch in dem Büchlein „Creglingen und seine Umgebungen“ herausg. von Ottmar Schönhuth (1846) wörtlich zu finden ist.

Ueber den artistischen Werth des Sculpturwerkes hat schon längst das Künstler- und Kunstkenner-Urtheil entschieden. Das beste Zeugniß über den hohen Kunstwerth des Altars hat der württemb. Alterthums-Verein abgelegt. In das erste prachtvoll ausgestattete Vereinsheft ist eine Abbildung des Gesammtbilds, sowie eines Details aufgenommen worden. Das erstere ist nach einer genaueren Zeichnung des Herrn G. C. Wilders aus Nürnberg lithographirt, das andere, der

sogenannte englische Gruß, ist von unserem kurz verstorbenen Malermeister Dr. Fellner an Ort und Stelle aufgenommen und fast in Größe des Originals übergetragen worden. Erst jetzt, wenn man beide Abbildungen mit Fleiß betrachtet, wird man sich recht bewußt, welchen kostbaren Schatz die Herrgottskirche in diesem Altare besitzt. Wunderbar ist es, daß sich von diesem herrlichen Kunstdenkmal weder mündliche, noch schriftliche Ueberlieferung in Beziehung auf seine Entstehung, seine Verfertiger und Stifter, sowie seine Aufstellung an diesem Orte erhalten hat. Nur eine höchst sinnvolle Sage geht im Munde des Volkes, welche wohl einer bedeutungsvollen Figur am Altar ihre Entstehung zu verdanken hat. Ein Schäfer lag einsam auf dem Felde heiliger Betrachtung ob, und faßte den Entschluß, Gottes Namen durch die Stiftung eines Altars zu verherrlichen. Da er sehr arm war, so unterzog er sich selbst der Ausführung, und siehe da! durch Gottes Beistand gelang sie ihm herrlich. Der in der Predella auf der Bank sitzende Mann mit einer Kappe auf dem Kopfe, einem Buch auf den Knieen, an den sich Maria wendet, soll der Künstler des Werks selber, und das Schnitzmesser in der (nun abgebrochenen) rechten Hand, das Wahrzeichen des Altars gewesen sein. Auf ähnliche Weise ist in den kunstreichen Chorstühlen zu Blaubeuren Georg Sürlin ihr Verfertiger, und zu Straßburg auf dem Münster zu oberst an einem Pfeiler des Thurms Erwin von Steinbach abgebildet. Nur als

kleine Figürchen, und an Orten, wo man sie kaum bemerkt, pflegten die Meister deutscher Vorzeit ihr Bild der Nachwelt zu verewigen. Der Vergessenheit, in welche das unschätzbare Werk von Creglingen seit der Reformation verfallen war, hat endlich unsere Zeit ein Ende gemacht. Das Hauptverdienst hiebei gebührt dem genannten Herrn Dreher, dermalen Ortsvorstand der Stadt Creglingen. Als er im Jahr 1832 Stiftungspfleger wurde, fand er den Altar gänzlich überdeckt von Inschriften, Todtenkronen und vertrockneten Sträußen, die man seit langer Zeit bei Begräbnissen als Andenken daselbst aufzuhängen pflegte. Er ließ diese Dinge wegnehmen, und der Altar zeigte sich, gewiß in Folge der Bedeckung durch jene Gegenstände, beinahe vollständig erhalten. Sodann wurden die Figuren abgenommen, von Schmutz gereinigt und neu geölt; bei dieser Gelegenheit konnten die Figuren in nächster Nähe und in ihrer seltenen Vortrefflichkeit beschaut werden. Der Ruhm des Kunstwerks verbreitete sich schnell überall hin; es wurden von verschiedenen Seiten bedeutende Summen geboten, aber immer vergebens, da die Stadt Creglingen ihr Kleinod wohl zu schätzen weiß. Es gereicht der Stadt und ihrem geistlichen und weltlichen Vorstand zur Ehre, sich dasselbe und in demselben ihren Ruhm erhalten zu haben. Seither ist zur Erhaltung des seltenen Denkmals durch Veranstaltung des eifrigen Alterthumsfreunds noch mehr geschehen. Durch die flache Holzdecke der Kirche, welche nur vom Dache beschützt

ist, konnte bisher der Regen herabträufeln und den Altar von oben her beschädigen. Ueber diese Holzdecke ist nun noch eine Decke gezogen, und so ist nicht nur dieser Altar, sondern Alles, was in der Kirche Werth hat, vor fernerem Verderben gesichert. Ferner sind auf der südlichen und nördlichen Seitenwand der Kirche noch zwei Fensteröffnungen angebracht worden, wodurch der Altar, sowie die ganze Kirche bessere Beleuchtung erhalten hat. Noch wäre zu wünschen, daß man einen Künstler auffände, der schon Proben seiner Fertigkeit in gothischer Schnitzarbeit abgelegt hätte, und tüchtig wäre, manches Fehlende am Altar im Geist der alten Kunst zu ergänzen. Wir trauen es dem genannten Gönner und Schützer des herrlichen Denkmals zu, daß er auch diesen Wunsch der Alterthumsfreunde in Erfüllung bringen wird, da seinem seltenen Eifer die Ausführung schon so manches Schönen und Guten gelungen. — Außer dem bisher beschriebenen Altar befinden sich noch zwei andere in der Kirche, die in den Ecken gegen das Chor hin angebracht sind. Beide verdienen, theils wegen ihrer Schnitzarbeit, besonders aber wegen ihrer vortrefflichen, größtentheils noch gut erhaltenen Gemälde, unsere ganze Aufmerksamkeit. Der in der rechten Ecke ist Johannes dem Täufer gewidmet. Ganz oben auf dem Gesims des Altars ist der heil. Sebastian abgebildet; zu beiden Seiten stehen Zwei, die ihre Geschoße auf ihn richten. Unter ihm zwei kleine Altarflügel, auf denen an der Vorder- und Kehrseite

gar niedliche Figuren in betender Stellung gemalt sind. Die Mitte bildet ein größerer Altarschrein mit übermalten Schnitzfiguren. Rechts erblicken wir die Vermählung Mariens mit Joseph, in der Mitte die Geburt Jesu (das Kindlein ist gestohlen), zur Linken die Anbetung der Weisen (13 Figuren mit Kunst gearbeitet). In der Predella befinden sich drei Brustbilder von Heiligen. In der Mitte das Bild eine Heilige, zur linken ein Heiliger mit rother Mütze, der ein offenes Buch in der Hand hält — hinter ihm ein Engel — rechts ein Heiliger mit großem Bart und schwarzem Käppchen, der andächtig in ein Buch sieht. Alle diese Köpfe sind voll Ausdruck und kunstreich ausgeführt. Der Altarflügel zur Linken nach Innen zeigt die Darstellung Jesu im Tempel. Der Hohepriester steht vor dem weißbedeckten Altar, auf dem das Kind im langen Röcklein liegt — hinter dem Altar vier Personen, Joseph, Maria, Hanna und Simeon. Oben auf der Gallerie des Tempels sehen wir zwei liebliche Figürchen (Mann und Frau), das eine im grünen, das andere im rothen Gewande. An der Außenseite des Altars eine vor dem aufgeschlagenen Buche betende Maria. Dieser Altar Johannis des Täufers ist der einzige, welcher eine Inschrift hat, die auf seinen Verfertiger hinweist. Auf der Rückseite der in der Predella angebrachten drei Bilder befindet sich die flüchtig gezeichnete Inschrift Jakob Mühlholzer 1496 zu Windsheim — unter der Zahl befindet sich noch eine Art von Malerzeichen. Es ist keinem Zweifel

unterworfen, daß dieser Mühlholzer Verfertiger des Altars gewesen. Windsheim an der Aisch, eine von den fünf Reichsstädten des fränkischen Kreises, war also damals schon kunstverwandt mit der alten Künstlerstadt Nürnberg, und wohl könnte der genannte ein Schüler des berühmten Meisters Veit Stoß gewesen sein. Weniger begründen läßt sich die Annahme, daß auch der Marienaltar ein Werk dieses Mühlholzers gewesen sei. Wohl ist es wahr, daß die am beschriebenen Altar befindlichen Schnitzfiguren denen am Marienaltar an Vollendung kaum nachstehen, jedoch verrathen sie wieder eine ganz andere Manier, zudem, daß die Figuren des Marienaltars durchaus unbemalt sind, während die am Altar Johannis des Täufers in Beziehung auf Colorit und Vergoldung sich vortheilhaft auszeichnen. Wie sonderbar müßte es uns auch erscheinen, wenn der Künstler auf dem Altar, dem Vollendetsten, was je in seinem Fache der Kunst geschaffen wurde, seinen Namen weggelassen, und auf dem weniger Vollendeten ihn beigesetzt hätte. Viel eher glauben wir annehmen zu dürfen, daß der dritte Altar in der Kirche von demselben Mühlholzer herrühre. Was die Jahrszahl 1496 anbelangt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch der Marienaltar um dieselbe Zeit verfertigt wurde. — Der Altar auf der südlichen Seite der Kirche ist dem Apostel Johannes geweiht, und ist reich an schönen Darstellungen, besonders an gelungenen Malereien. Auf dem Gesims des Altars

der Heiland, zu seinen Seiten zwei Frauen — Holzschnitzbilder von geringem Werth, vielleicht auch aus späterer Zeit. Im Schrein stehen drei heil. Frauen, zwei davon haben Büchlein in den Händen — und rechts und links im Flügel stehen noch zwei gekrönte Frauen. Die Predella stellt wieder einen Schrein dar, aber mit lauter Gemälden; das mittlere Bild zeigt den Heiland beim Abendmahl — um Johannes, ein jugendliches Bild, hat der Herr liebevoll den Arm geschlungen. Auf dem linken Flügel des Schreins sehen wir Moses und Aron im Zelt — andere tragen Manna in Bütten und andern Gefässen ein — oben eine Schrift, die aber nimmer leserlich. Auf dem rechten Flügel auf Goldgrund — ein königl. Priester kniet vor einem Tisch mit Kreuz und Brod; zwei Männer in Rüstung (einer mit einer Fahne) stehen vor ihm, zwei Frauen, gar liebliche Bilder, hinter dem König. Außen auf dem linken Flügel der Predella erblicken wir ein Frauenbild mit Kränzlein und Blumen in der Hand, auf dem rechten Flügel eine Frau mit Krone, in ihrer Hand eine Lilie. Die Gemälde des Hauptschreins sind folgende: auf dem einen Flügel der Engel der Verkündigung, eine jugendliche Figur im weißen Unterkleid und goldgestickten Mantel — unter ihm ein Blumentopf mit einer Blume sammt Umschrift sancta et inmaculata; der Engel hält einen Schriftzettel in der Rechten mit den Worten: ave graciae plena, deus tecum etc. Drei Vöglein von lieblicher Zeichnung, darunter eine Meise

und ein Rothkehlchen, sitzen auf Tisch und Boden. Gegenüber dem Engel sehen wir die heil. Jungfrau mit einem aufgeschlagenen Buche in der Rechten — unter ihr ein niedliches Blaumeislein, auf dem Tisch steht eine Lampe. Ferner zeigen die Flügel des Altarblatts: oben den heil. Wendelin mit Hund und Schaf, unten den heil. Sebastian und noch einen andern Heiligen; ferner zwei Bischöfe, wovon der eine ein Gebäude, der andere ein Schwert in der Hand trägt; unter ihnen stehen zwei gekrönte Frauen — die eine trägt eine Zange in der Rechten, die andere einen Kreuzstab in der Linken, zu ihren Füßen ein Thierkopf mit offenem Maul. Die sämmtlichen Gemälde dieses Altars gehören zu den schönsten aus alter Zeit. Auch dieser Altar trägt nicht die geringste Urkunde an sich, die uns über den Künstler einen Aufschluß geben könnte, aber zuverläßig war es derselbe, der den Altar Johannes des Täufers verfertigte. Als etwas Characteristisches an diesen Bildern möchten wir die Blumen, besonders aber auch die Vögelein bezeichnen, welche nirgends auf altdeutschen Bildern so häufig wie hier vorkommen, und mit großer Vorliebe gemalt zu sein scheinen. Außer den Altären im Schiff der Kirche ist noch bemerkenswerth das Fenster neben dem nördlichen Eingang mit gemalten Scheiben. Es zeigt den gekreuzigten Heiland — am Stamme des Kreuzes knien Frauen. Dem Gekreuzigten zur Seite sehen wir ein sehr einfach ausgeführtes Hohenloh'sches Wappen mit zwei schwarzen

Leoparden. Diesem gemalten Fenster gerade gegenüber an der südlichen Wand der Kirche hoch oben hängen drei noch gut erhaltene gemalte Wappenschilde von Holz; sie stellen das Wappen der Grafen v. Hohenlohe-Brauneck dar — zwei schwarze Leoparden, als Helmzeichen eine goldene Krone, und darüber das Bruststück eines weißen Einhorns mit voller Helmdecke. Nirgends mehr als hier finden wir das Wappen von Hohenlohe-Brauneck in solcher Darstellung. — Auch an alten Grabdenkmalen, zum Theil in Stein gehauen, zum Theil aus Messing in Stein gegossen, hat Chor und Kirche einen großen Reichthum; leider sind die ältesten Steine so sehr abgetreten, daß man sie oft nur noch theilweise entziffern kann. Unter die ältesten gehören vier neben einander, die sich im Schiff der Kirche unmittelbar unter der Orgel befinden. Auf dem einen ist ein Kreuz eingehauen; er hat eine kaum mehr leserliche Inschrift, an der wir nur noch die Anno domini und obiti cujus anima requiescat in pace — erkennen. Ueber ihm liegt noch ein sehr alter Stein, dessen Schrift fast ganz abgetreten ist; und neben ihm ein noch älterer ohne Schrift, auf dem wir noch deutlich ein Wappen mit zwei schrägen Balken erkennen. Ein vierter sehr alter Grabstein liegt unmittelbar unter dem Marienaltar; ein alter Kelch ist darauf eingehauen, die Umschrift geht nur halb um den Stein und ist sehr unleserlich. Ein neuerer, gleichfalls im Schiff der Kirche befindlicher, hat eine in den Stein eingelegte Tafel von

Messing mit folgender Inschrift: Als man zält 1546 Jahr am Sonntag Oculi starb der ersam Andreas Schnepperger, Schulthes zu Creglingen, dem Gott gnedig sei. Amen; dabei findet sich das Wappen. Ein anderer ähnlicher liegt im Chor mit Wappen und Aufschrift: Anno 1546 am gülden Sonntag in der Vasten verschied der erbar Matthäus Kirmik, dem got gnad. Ein noch neueres Denkmal von Stein und gemalt steht an der nördlichen Seitenwand der Kirche, es ist vom Jahr 1616 und stellt den Hans Hermann, Rathsherrn zu Creglingen, mit zwei Frauen und dreizehn Kindern dar, die neben ihm knien; sechs Söhne und sechs Töchter hatte die erste und ein Söhnlein die zweite Frau. Besonders aus dem 17. Jahrhundert sind noch viele hübsche Grabsteine, sowohl im Innern der Kirche, als auch außen an der nördlichen Außenwand angebracht. Es sind manche darunter, welche aus schönen Steinen und nicht ohne Kunst gearbeitet sind. Noch erwähnen wir unter den Alterthümern der Kirche eines uralten hölzernen Kreuzes. Es hängt mitten in der Emporkirche mit eisernen Klammern befestigt. Es ist 10 Schuh lang und $1/2$ Schuh dick und besteht aus runden Balken, in welche 55 hölzerne Nägel eingeschlagen sind. Einer Sage zu Folge, wurde dieses Kreuz von einem Braunecker mit bloßen Füßen von Rom bis hieher geschleift. Wie kräftig müssen unsere Vorfahren gewesen sein! kaum würde jetzt einer, der geübt im Tragen wäre,

dieses Kreuz von der Herrgottskirche bis nach Creglingen schleifen. Neben diesem Kreuz befindet sich ein altes Kruzifix, das aber mit den Arbeiten an den Altären in keine Vergleichung gestellt werden kann. Die an der südlichen Wand der Kirche angebrachte Kanzel ist nicht alt, aber doch der Beachtung werth; es ist eingelegte Arbeit und hat lateinische Schrift rings herum und oben an der Decke. Besteigen wir noch die Emporkirche, welche jetzt auf beiden Seiten durch runde Fenster beleuchtet ist, so sehen wir eine schöne, mit gothischen Ornamenten verzierte Orgel von gutem Ton, welche der edle Vaterlandsfreund Johann v. Dreher in Stettin stiftete; dabei haben wir von hier aus den schönsten Ueberblick über die Kirche und den Marienaltar, besonders aber auch gegen den Chor hin, von wo aus sich die gemalten Scheiben äußerst schön darstellen.

Nachdem wir die Merkwürdigkeiten der Herrgottskirche betrachtet, geben wir noch Einiges über ihre Geschichte. Ueber die Entstehung der Kirche, sowie die Einweihung der sämmtlichen Altäre berichtet eine alte Urkunde Folgendes: „Zu wissen ist, daß in dem Jahr nach Christi Geburt unsers lieben Herrn tausend dreihundert und in dem vierundachtzigsten Jahre, an dem Abend des heil. Marterers Santi Laurentii ist gefunden worden das hochwürdig Sacrament der Fohnleichnam Christi unsers lieben Herrn an der Stat, da yzund der unterst Altar ist gesetzt dieser Capellen; da ist darnach an solcher Stat viel

wunderlicher Zeichen geschehen. Da nun der Edelherr, Herr Cunrad, und darnach Herr Gottfried sein Bruder, Grafen und Herren zu Braunek, solch offenbare wunderliche Zeichen sichtiglich gesehen und gehöret haben, da haben sie dem hochwürdigen Sacrament zu Lob und zu Ehre angehoben zu bauen die löbliche würdige Capelle mit dem heiligen würdigen Almosen aller glaubhaftigen Menschen. Und darnach in dem Jahre nach Christo unsers lieben Herrn Geburt tausend dreihundert und in dem neunundachtzigsten Jahre, an dem Sonntage, da man in den Kirchen singt oculi mei, da ist die Capelle geweiht worden mit den zweien untersten Altären durch den hochwürdigen Vater und Herrn Johannsen, Bischofen, und durch den ehrwürdigen in Gott Vater und Herrn Gerhard, Weihbischof des yzgenanten Herrn Johannsen Bischof zu Würzburg. Und darnach in dem Jahre nach Christi unsers lieben Herrn Geburt tausend dreihundert und im sechsundneunzigsten Jahre am nächsten Tag vor St. Lucie der heil. Jungfrauen ist der oberst Altar mitsammt dem Chor geweiht worden durch den ehrwürdigen Vater und Herrn Johannsen Bischof Nickopolensis. Zu wissen ist auch, daß der unterst Altar geweiht ist in der Ehre des hochwürdigen Sacramentes des Frohnleichnams Christi unsers lieben Herrn, und der lieben Heiligen. Und der Altar in dem Chore ist geweiht in der Ehre der heil. Frauen St. Anna, der Mutter Maria, und in der Ehre St. Endres, des heil. Zwölfboten, und in

der Ehre St. Christofels des heil. Märterers. Und der Altar hinten zu der rechten Seiten ist geweiht in der Ehre des heil. St. Johannsen des Vorläufers und Täufers unsers lieben Herrn Jesu Christi; und in der Ehre St. Lienhard des heiligen großen Nothhelfers und Beichtigers." Schon im Jahr 1386 wurde diese Capelle unsers lieben Herrn, oder zu unserm Herrn Gott mit einem eigenen Kaplan versehen. Pabst Bonifazius IX. war der erste, der die Glaubigen auf die Herrgotts-Capelle im stillen und unbekannten Thale hinwies und ihr einen bedeutenden Ruf verschaffte. In der Ablaßbulle vom Jahr 1394 heißt es unter Anderem also: „Bonifazius, Bischof u. s. w. gemeiniglich an alle glaubhaftige christliche Menschen — wir begehren, daß die Capelle des heil. Fronleichnams Christi, gelegen bei der Stadt Creglingen, Würzburger Bisthums, mit bezüglichen ziemlichen Ehren stetiglich heimgesucht und auch im Wesen behalten werde; und auf daß die Christgläubigen von Andacht wegen lieber zusammen kommen zu der vorgenannten Capellen, zu ihrer Aufrechthaltung ihre christliche Hände schneller reichen, und aus derselben himmlischen Gabe, die sie geben, desto fruchtbarlicher gespeist und erquickt werden von der allmächtigen Gottesbarmherzigkeit — so verheißen wir allen wahrhaftigen Büßern, die eine wahre Reue und laute Beicht gethan haben, und in die genannte Capelle kommen mit ihrem andächtigen innigen Gebet und ihr heilig Almosen reichen und da lassen, an

dem Tag der Geburt Christi u. s. w. — die sollen verdienen an einem jeglichen Tag besonder drei Jahr Gnad und Ablaß ihrer Sünd, darum ein jeglich Mensch so lang in dem Fegfeuer brennen und braten und leiden müßt. Wer auch, zu welcher Zeit im Jahr das geschehe, in die genannte Capelle komme und ihr hilflich und fürderlich sei mit Worten oder durch Werke, der soll an demselben Tage jeglichem verdienen 100 Tag Ablaß." Noch reichere Abläſſe ertheilten die Päbste Sixtus IV. und Julius. Im Jahr 1430 erlaubte Pabst Martin V. dem Burggrafen Michael zu Magdeburg und Herrn zu Braunek, zwei neugestiftete Benefizien und Vikarien zu St. Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten, mit dem ihm vorbehaltenen Patronatsrecht daselbst einzuführen, welche Bischof Johann II. zu Würzburg im Jahr 1432 bestätigte. Im Laufe der Zeit erhielt die Herrgottskapelle auch ein ziemliches Vermögen an Gütern und Nutzungen. Ums Jahr 1477 wurde zu Ehren des Nikolaus Baur, weiland obersten Caplans an der Capelle, von seinen nächsten Sippen ein Gulden Zins zu einem Jahrtag gestiftet „zu Trost und Seeligkeit des Herrn Nikolaus Baurs seeligen Seele, auch aller seiner Eltern, auf ein nemlichen Tag sechs Meßen mit Vigilien und andern zu halten." Ums Jahr 1488 wurde für Gilg Baur, einst Pfarrherrn zu Awe (Au), der ein Gesippter des genannten Gilg Baur war, noch ein halber Gulden Zins gestiftet, damit der obgenannte Jahrtag von wegen

Herrn Gilgen und auch seiner Seelen mit noch sechs Aemtern der heiligen Meß erstattet, also daß hinfüro auf solchen Jahrtag zwölf gehalten werden möchten. Wir sehen aus diesen beiden Stiftungen, was im 15. Jahrhundert ein Gulden und ein halber Gulden für eine bedeutende Stiftung gewesen, und was man damit ausrichten konnte, und sollte auch ein solcher Gulden ein Goldgulden gewesen seyn. — Die vielen Abläße, mit welchen die Herrgottskirche nach und nach begabt wurde, verschafften ihr bald einen so bedeutenden Ruf, daß sich zu gewissen Zeiten, besonders am Fronleichnamstag und an den Tagen der heil. Barbara, Maria und Margaretha, eine so unzählbare Menge Wallfahrer hier einfand, daß nicht selten das Thal und die Thalwände bis auf die Kuppen der Berge, so weit man die Kirche mit dem Auge erreichen kann, mit Andächtigen besetzt war. Wir dürfen uns auch nicht wundern, denn manche der Abläße waren so lockend, daß sie unter gewissen namhaft gemachten Umständen alle Freitage 18000 bis 80000 Jahre Ablaß tödtlicher Sünden versprachen. Aus jener Zeit mögen sich die sonderbaren Namen herschreiben, welche einzelne, die Capelle umgebende Berge erhielten, so z. B. Bettäglich, Greinberg, Herrgottsberg, Handbuch und andere. Als die Reformation eingeführt wurde, hörte das Wallfahrten auf, und die Herrgottskirche wurde von nun an mit dem sie umgebenden Kirchhof zu einem noch wichtigeren Zwecke bestimmt. Der Kirchhof ist für die Stadt Creglingen

und die Filialien Begräbnißplatz geworden, die Kirche aber wird zu Trauergottesdiensten benützt.

Die Gründung der Herrgottskirche.

Etwa eine Stunde von der Stadt Creglingen entfernt, auf dem Vorsprung eines steilen Hügels, stehen die Ruinen der Burg Braunek (Brunek, Brunegge), welche einem Hauptzweig der Dynasten von Hohenlohe den Namen gab. Im Jahr 1380 bewohnten die Gebrüder Gottfried und Cunrad von Hohenlohe, die Letzten des Geschlechts von Braunek, diese Burg. Im Jahr 1368 war ihr Vater Gottfried Todes verschieden, und zwar jählings, durch einen Sturz vom Pferde, also, daß er keine Zeit mehr hatte, ein Testament über Theilung der Güter zwischen seinen Söhnen zu machen. Wär auch nicht nöthig gewesen, denn ihr Vater hatte sie noch bei Lebzeiten immerdar ermahnt, sich als Brüder zu lieben, und ihre Mutter selig, die drei Jahre dem Vater im Tode vorangegangen war, hatte ihnen oft die schönen Worte des Psalms vorgehalten: siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen, daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich. Solche Ermahnung war an ihnen nicht umsonst gewesen, bald gaben sie eine Probe davon. Denn als im Jahr 1371 ihr Vetter Ulrich von Braunek, genannt von Neuenhaus oberhalb Mergentheim, Todes verschieden, und diese stattliche

Burg an die beiden Brüder überging, da machten sie auch jetzt keine Theilung, sondern besaßen beide Burgen mit einander gemeinschaftlich, bis sie die zwar schöne, aber zu entfernt gelegene Burg Neuenhaus an den deutschen Orden verkauften. Da beide Brüder bereits um diese Zeit verehelicht waren, so hätte wohl einer von ihnen auf die Burg Neuenhaus ziehen können, aber sie waren gar zu sehr an einander gewöhnt, also daß sie ihren Hausstand nicht theilen mochten. Ihre beiden Hausfrauen, was doch wunderselten der Fall ist, vertrugen sich also im Frieden, daß sie an einem und demselben Heerd mit einander kochten, und sich mit ihren Kindern und Ehhalten in einem und demselben Saale der Burg vertrugen. Frau Anna von Hohenlohe, Herrn Cunrads Hausfrau, und Frau Williberg von Rieneck, Herrn Gottfrieds Gemahl, liebten sich wie zwei Schwestern, die unter Einem Mutterherzen gelegen, und diese innige Liebe der Männer und Frauen auf Burg Braunek war auch auf die Kinder übergegangen. Herr Cunrad von Braunek hatte nur ein einziges Töchterlein, und sein Bruder Gottfried nur ein Söhnlein; auch diese beiden liebten sich wie Geschwistrige, und ebenso war jedes von beiden den beiderseitigen Eltern also zugethan, daß Herrn Gottfrieds Söhnlein nicht wußte, ob ihm Vater und Mutter oder Oheim und Muhme lieber wären, und ebenso war es bei Cunrads Töchterlein. Weil aber Herr Cunrad von Braunek von Gott nur mit einem Töchterlein gesegnet war, und keine Hoff=

nung mehr hatte, daß seine Hausfrau noch eines Kindes genesen würde, dieweil sie schon sieben Jahre nimmer geboren hatte, so hatte er sich schon längst vorgesetzt, von seinen zeitlichen Gütern Etwas Gott zu Ehren zu opfern, und dazu gab es bald eine Gelegenheit. Es war im Jahr 1384, am Abend des heil. Märtyrer Laurentii, da wurde an der Stelle, da jetzt die Herrgottskirche steht, das hochwürdige Sacrament, der Fronleichnam Christi unsers Herrn aufgefunden; ein Ackersmann hatte das Heiligthum aus dem Boden geackert, allwo es mehrere Jahre tief verscharrt gelegen und ganz unversehrt geblieben war. Gerade ritt Herr Cunrad des Wegs, er wollte seinen Vetter Götz von Hohenlohe auf Burg Lichtel oberhalb des Münsterthals heimsuchen. Da erzählte ihm der Bauer von der wunderbaren Geschichte und zeigte ihm den Fronleichnam des Herrn, den er soeben aus der Erde geackert hatte. Herr Cunrad von Braunek erkannte dieß alsbald für ein Zeichen, das ihm von Gott geworden wäre, daß er allda dem Herrn zu Ehren eine Capelle erbauen sollte. Zur Stunde faßte der Edelherr den frommen Vorsatz, also zu thun, und wollte er das verrichten von seinem eigenen Vermögen, von den Gülten, Zinsen und Zehenten, die er in diesem Jahr so reichlich von seinen Grundholden zu Sechselbach empfangen hatte. Aber er sollte nicht alleine seyn, der unsrem Herrn Gott zu Ehren eine Capelle erbauete, denn, sobald er auf Burg Braunek zurückkam und seinem Bruder von

dem Wunder meldete, auch sein frommes Vorhaben demselben offenbarete, da sprach Gottfried sein Bruder: da sei Gott für, daß du allein dem Herrn eine Capelle bauest! — hat er mich nicht ebenso reich mit Gütern gesegnet wie dich? haben nicht meine Aecker der Früchte die Menge gegeben, auch meine Obstbäume und Weinstöcke im Ueberfluß getragen? Demnach vergönne auch mir die Ehre, daß ich mit dir baue eine Capelle an heiliger Stätte, da sich der liebe Herregott so wunderbarlich geoffenbaret. Dagegen war auch nicht Bruder Cunrad, und er vergönnte ihm williglich die Freude, mit ihm zu bauen an einer Capelle, Gott dem Allmächtigen zur Ehre. Von Stund an gingen beide Brüder daran, ihr Vorhaben auszuführen. Die stattlichen Rosse im Marstall der Edelherren durften von nun an selten mehr reichgeschmückte Schabraken und Sättel tragen, sie wurden an schwere Karren gespannt, und mußten tagtäglich in die Nähe des Fleckens Freudenbach traben, allwo die Hintersaßen der Edelherren im Steinbruch Lasten von mächtigen Quadern hieben, mit denen die Pferdeknechte die Karren beluden, um sie ins Münsterthal zu führen. Als viele Lasten Steine an der Stätte lagen, wo die Capelle gebaut werden sollte, da wurden in den Wäldern der Edelherren große Eichen gefällt, und gleichfalls zur Stelle gebracht. Als nun Alles, Holz und Steine, im Ueberfluß an der Stätte vorhanden war, da bestellten die Herren Steinmetzen, Bildhauer und Zimmerleute, um den Bau der Capelle

zu fördern Die Werkleute arbeiteten gar fleißig, wozu sie auch die Gebrüder von Braunek ernstiglich anhielten, sintemalen sie tagtäglich abwechslungsweise ab ihrer Burg ins Münsterthal ritten und ihnen zusprachen. Vor Allem aber thaten sie denselben fleißig Zuspruch mit manchem guten Trunk Tauberwein, denn wo die Maurer mit Wein den Mörtel anmachen, da gibt es ein fest Mauerwerk, und die Arbeit geht rasch vorwärts. Also geschah es, daß die Capelle, die in der Wochen nach St. Lorenzen des Jahrs 1384 begonnen worden, mit Lichtmeß des Jahrs 1386 bereits unter Dache stand und man in ihr am einfachen Steinaltar Messe halten konnte. Aber erst im Jahr 1389 am Sonntag, da man in der Kirche singet oculi mei, da ist die Capelle geweihet worden mit den zwei untersten Altären durch den ehrwürdigen Herrn Gerhard, Bischof zu Würzburg, und Herrn Johannsen seinen Weihbischof. Das war ein festlicher Tag für die ganze Umgegend, besonders für alle Bewohner der Burg Braunek und ihre Hintersaßen, als man die Capelle im Münsterthal zu Ehren des heiligen Seligmachers Jesu Christi unsers lieben Herrn, oder zu unsrem Herrn Gott weihte, weßhalb man sie auch späterhin Herrgottskirche nannte. Man hätte sie auch mit Fug und Recht die Kirche zur Bruderlieb weihen dürfen, sintemalen sich Bruderliebe vor und bei dem Bau also kund gethan, daß Liebe und Eintracht der Brüder der heiligen Stätte gleichsam die erste Weihe gegeben. Seitdem ist diese

Herrgottskirche eine der besuchtesten Wallfahrtskirchen im ganzen Frankenlande geworden, besonders von der Zeit an, da sie in dem herrlichen Marienaltar ihr schönstes Kleinod erhalten.

Das Nachtglöcklein zu Creglingen.

Kaum eine Viertelstunde aufwärts, an der Tauberbrücke zu Creglingen, steht ein hoher Thorthurm, der wohl ein gleiches Alter, wie die Herrgottskirche haben mag. In seinem oberen Stocke befindet sich ein Uhrwerk mit einer helltönenden Glocke. Diese wird jeden Winter von Martini bis Lichtmeß Abends 8 Uhr 10 Minuten lang geläutet. An diese Glocke, das sogenannte Nachtglöcklein, knüpft sich eine liebliche Sage. Einst in rauhen Wintertagen ging eine Jungfrau durch den oberen Taubergrund. Sie verspätete sich, und es wurde Nacht. Die Schneeflocken fielen so dicht, daß sie bald keine Spur mehr von einem Wege unterscheiden konnte. Da rief sie voll Zagen und Bangen: erscheint Niemand, der mir den Weg zeige und mich errette aus dieser Noth? Aber keines Menschen Stimme gab ihrem Rufe Antwort; der Wintersturm wehte fort und die Wellen der Tauber erbrausten immer wilder. Zitternd und bebend kniete sie nieder auf den schneebedeckten Boden und flehte zum Himmel: ach! erbarme dich, himmlischer Vater, und zeige mir die rechte Bahn, auf daß ich Rettung finde! Kaum hatte sie das Wort gesprochen — siehe da! eines Glöckleins

Ton klang silberhelle in ihr Ohr, und zu gleicher Zeit zeigte sich eine Capelle vor ihrem erstaunten Blicke. Da auf einmal war alle ihre Sorge verschwunden. Freudig trat sie in die Capelle ein, nahte dem Altar und sank voll Dank und Andacht an seinen Stufen nieder. Gelobet seist du, gütiger Gott, so betete sie, der mich errettet hat aus des Sturmes Toben, und in der Finsterniß mir liebend seine Vaterarme reichte. Darum gelobe ich zur Stunde, hier zu stiften ein Geläut, dessen Klang der Pilger höre, wenn er des Nachts wandelt durch diese Bergschluchten, und ein Wetter ihn ereilet! Was sie in jener heiligen Stunde gelobt hatte, das vollführte sie auch. Sie stiftete in den alten Thurm der Stadt ein Glöcklein, das um Mitternacht angezogen wird, und noch jetzt seinen Klang durch das Tauberthal sendet, um manchem irrenden Pilger in der Nacht den rechten Weg zu zeigen. Wie gut wäre es, wenn solche Glöcklein auch magische Kraft übten auf die moralisch Verirrten; da wäre es der Mühe werth, über jedem Orte eine solche Silberglocke ertönen zu lassen.

III.

Ruine Hohengerhausen
im Blauthal.

Auf einer schroffen Felsenspitze in dem durch seine Burgen und Felsparthien herrlichen Blauthale, noch über dem sogenannten Frauenberg, stehen die Ruinen der mächtigsten Burg im Thal, genannt Hohengerhausen, die einen äußerst malerischen Anblick bieten. Wie groß auch die Verheerungen in der Burg gewesen seyn mögen, man erkennt doch noch unter ihren Trümmern das Burgthor, die Mauern und Vorwerke, die sie von Außen schützten, sowie die Hauptzinne im Innern auf dem höchsten Punkte. Es steht noch ein gewaltiger Mauerstock, von schönen Buckelquadern aus Tuffsteinen gehauen, 15—20 Fuß ins Gevierte. Er scheint dem kühnen und merkwürdigen Bogen zum Stützpunkt gedient zu haben, der zur Hälfte gesprengt, lange Zeit frei in die Luft hinausragte, und vorher die Verbindung von einem Felsen auf den andern herstellte. Innerhalb der Ruinen befindet sich ein großes, ganz in den grauen Marmorfelsen mit Kunst gehauenes Gewölbe. Ehmals standen auf der Burg zwei hohe Thürme, von denen der eine das eiserne Haus geheißen, weil dessen Eingeweide nur aus eisernen Schleudern bestand; der

andre hieß der Riesenthurm. Auch der ganze Fels war, wie auf der Burg Hohenkrähen am Bodensee, mit Höhlungen und Gewölben versehen, daß sich ganze Schaaren von Rittern mit ihren Pferden darin aufhalten konnten, während sie zu Zeiten auch zu Magazinen dienten.

Die Burg Hohengerhausen ist wohl die älteste im Blauthal. Schon im Jahr 1000 und 1060 werden ihre ältesten Besitzer, die Grafen Adelbert und Hugo genannt, welche sich davon geschrieben. Im Jahr 1092 wird in einer Verhandlung zu Bempflingen zwischen den Stiftern von Zwiefalten, dem Grafen von Achalm und ihren Neffen ein Graf Hartmann von Gerohusin genannt. Derselbe zeugt auch im Jahr 1100 in der Stiftungsurkunde des Klosters Ochsenhausen. Das alte Grafen- oder Dynastengeschlecht scheint schon frühe ausgestorben zu seyn, die Burg kam an die Grafen von Helfenstein, welche Burgmänner darauf hielten, die sich von der Burg nannten. In dem Urbarium des längst abgegangenen Klösterleins Weiler bei Blaubeuren wird eines Justs von Gerhausen gedacht, gegen den die Meisterin des Klosters, Clara von Gemmingen, beim Grafen von Helfenstein Klage erhoben, wegen Beeinträchtigung durch die Jagd im Forst ihres Klösterleins. Just war also ein Helfenstein'scher Dienstmann. Im Jahr 1282 lebt Friedrich von Gerhusen, und im Jahr 1292, sowie im Jahr 1294 zeugt ein Ritter Gebehard, Vogt auf Gerhusen. Im Jahr 1309 ist wieder ein Frie=

drich von Gerhusen Zeuge bei einem Verkauf zu Asch. Dabei wurde die Burg dennoch auch von den Grafen von Helfenstein bewohnt, denn bei einer Theilung der Helfenstein'schen Güter im Jahr 1356 räumte Graf Ulrich der Aeltere von Helfenstein seinem Vetter Graf Ulrich dem Jüngeren den Sitz auf Gerhausen ein. Man hat noch ein Verzeichniß von Geräthschaften, welche „der alte Herr, Herr Ulrich von Gerhusen, (nach Hiltenburg) gebracht, worunter sich insbesondere die Stücke, welche Ulrichs junger Gemahlin, einer Prinzessin von Bosnien angehörten, durch Kostbarkeit auszeichneten." In jene frühe Zeit, da die Grafen von Helfenstein die Burg bewohnten, und die Herren von Ruck noch gegenüber auf dem Ruckenschloß saßen, gehört das bekannte Wort:

Hüt dich Ruck,
Daß dich Gerhus nit verdruck.

Die beiden Nachbarn gegenüber waren stets wider einander, bis auch das Ruckenschloß Eigenthum der Grafen von Helfenstein wurde. Diese Grafen von Helfenstein auf Gerhausen müssen reiche Herren gewesen seyn — sie hatten eigene Straßen von Gerhausen bis in ihre Herrschaft Wiesensteig, Helfenstein und Heidenheim angelegt, und je von zwei Stunden zu zwei Stunden waren Denksteine an den Straßen aufgerichtet, auf denen ihr Wappen (der Elephant) eingehauen war. Noch sind Spuren von solchen Straßen vorhanden, die man Herrenwege nennt. Auch

erzählt man in dem nur eine Viertelstunde von Gerhausen entfernten Dorfe Sunderbuch von einem Grafen von Helfenstein, dessen Pferd, als er da vorbei ritt, ein silbernes Hufbeschläg verloren. Ein armer aber redlicher Mann fand das Beschläg und trug es dem Grafen nach. Der aber gab ihm statt des Trinkgelds eine tüchtige Ohrfeige und rief: armer Teufel! warum hast du das Beschläg nicht behalten, und dir damit eine Nahrung verschafft? Im Schloß hab' ich noch genug dergleichen. — Doch sahen sich diese reichen Herren von Helfenstein bald veranlaßt, ihrer Schulden halber eine Besitzung nach der andern zu verkaufen. Schon im Jahr 1303 verkaufte Graf Ulrich von Helfenstein um 500 Mark Silber die drei Vesten Gerhausen, Ruck und Blauenstein sammt der Stadt Blaubeuren an Herzog Rudolf von Oesterreich, der sie ihm aber wieder als Lehen zustellte. Im Jahr 1390 verpfändete Graf Johann von Helfenstein die Burg an Herrn Luz von Landau. Die Ulmer nahmen dem von Landau aus Neid diese und andre feste Burgen weg, aber Luz eroberte sie schnell wieder, an Mariä Himmelfahrt im Jahr 1393, während der größte Theil der Besatzung auf Gerhausen einer Prozession im Kloster beiwohnte. Wohl nach dieser Zeit saßen die Rußen oder Reußen, die in dieser Gegend begütert waren, auf der Burg. Vielleicht erhielt sie davon im Munde des Volks den Namen Reußen-, Rußenschloß. Im Jahr 1439 war ein Hans von Werno (au), der Eine von Reußenstein zur Frau

hatte, auf Gerhausen seßhaft. Derselbe mußte das Oeffnungsrecht auf Reußenstein, so wie auf Gerhausen der Herrschaft Wirtemberg zusichern. Im Jahr 1448 kam die Burg ganz und gar an Wirtemberg, denn Graf Conrad von Helfenstein verkaufte sie mit den Burgen Ruck und Blauenstein sammt der Stadt Blaubeuren um 40,000 fl. und 200 fl. Leibgeding an den Grafen Ludwig von Wirtemberg, der sofort von Herzog Albrecht von Oesterreich damit belehnt wurde. Die Grafen von Wirtemberg setzten einen Forstknecht (Forstbeamten) auf die noch bewohnbare Burg; doch kam sie nach und nach immer mehr in Abgang. Im Jahr 1632 wurde von Wirtemberg aus befohlen, das sehr in Abgang gerathene Schloß in aller Eile so gut als möglich auf den Fall nöthiger Defension zu repariren. Doch konnte sie um dieselbe Zeit noch einen vornehmen Gast beherbergen, denn die Erzherzogin Claudia, Wittwe des Erzherzogs Leopold, suchte auf dem Schloß eine Zeit lang ein sicheres Asyl, wo sie mit den Ihrigen wohl geborgen war. Fürstlich war die Bedienung, welche ihr hier zu Theil wurde; es paradirte sogar eine Schloßwache vor dem Thor, das dem Einfall drohte. Beim Abschluß des westphälischen Friedens sollen die Franzosen das Schloß demolirt haben. Gegen den Schluß des 17. Jahrhunderts war Gerhausen bereits eine großartige Ruine. Wie sie damals ausgesehen, darüber berichtet der alte treuherzige Pfarrer Rebstock in seiner „kurzen Beschreibung von Würtemberg“ vom Jahr

1693 also: „dieß uralte Bergschloß Gerhausen ist bis in den 30jährigen Krieg bewohnt und in baulichem Wesen ziemlich erhalten worden, wie denn noch Anno sechszehnhundert und etlich und zwanzig ein Forstknecht auf diesem Schloß gewohnt, bei welchem der noch lebende 80jährige Schultheiß (im Dorf Gerhausen) zu Kost gangen, und sind des Forstknechts Buben aus diesem Schloß in die Schul nach Blaubeuren geschickt worden. Dieser alte Mann ist mit mir den jähen Berg über die zerfallene Mauren hineingestiegen, und mir alle Beschaffenheit gezeigt, in welchem noch sehr hohe Mauren von schönem Steinwerk, Keller, Gefängnisse, Brunnen und Cisternen zu sehen. Dieser alte Mann erzählte mir auch, daß der untere Berg gegen dem Dorf Gerhausen der Frauenberg genennet werde, welches daher rühren solle, weil vor Zeiten eine Frau von Helfenstein da gewohnt, so der Jugend zu Gerhausen jährlich an solchem Berg einen Eimer Wein zu vertrinken geben. Nunmehr kommt dieses Schloß von Tag zu Tag je länger je mehr in Abgang, die Stein und Mauren werden abgebrochen und zu andern Gebäuden verbraucht." Im Jahr 1768 ist die Ruine Gerhausen an einen Bürger von Blaubeuren für 60 fl. auf den Abbruch verkauft worden. Diesen schmählichen Verkauf hatte der Staat mit zehnfachem Schaden zu büßen, den die bei jedem neuen Abbruch herabrollenden Steinmassen in den unten liegenden herrschaftlichen Waldungen anrichteten. Da wurden auf Antrag eines Cameralbeamten

Teichmann die Ueberbleibsel von den Erben des Käufers um 44 fl. znrückgekauft, und so die schönste Ruine im Blauthal vom gänzlichen Untergang gerettet.

Manche Sage knüpft sich an den Felsen, der die Ruine trägt — hier drei, wie sie noch jetzt unter dem Volk gehen.

Der Ludomillen-Stein im Blauthal.

Nicht weit von der Burg Gerhausen stand noch vor einigen Jahrzehenten am Fuß einer schroffen Felswand ein Steinkreuz, auf dem eine Jungfrau mit lockigen Haaren abgebildet war, und dieses Denkmal wurde Ludomillen-Stein genannt. Ueber seine Entstehung hat sich im Munde des Volks eine ernste Sage erhalten.

Vor wohl 700 Jahren lebte auf der Burg Gerhausen die Letzte des uralten Dynastengeschlechts dieses Namens, die hieß Ludomilla. Sie war die schönste Jungfrau im Blauthal, und Mancher, der sie sah und hörte, wenn sie liebeglühende Lieder zur Harfe sang, wurde von einem gewaltigen Zauber ergriffen. Leider! wohnte in dem zarten Frauenherzen ein wilder Sinn, denn nicht nur verstand sie die Saiten der Harfe, sondern sie war auch gewandt, die Sehne des Bogens zu spannen, und den Pfeil sicher nach seinem Ziele zu senden.

Auf der Burg Gerhausen fand jeder Fremdling

gastliche Aufnahme und freundlichen Willkomm. Immer die liebenswürdigsten Gäste wußte Ludomilla mit dem Zauber ihrer Schönheit, ihres Gesanges und ihrer Gastfreundschaft auf der Burg hinzuhalten, wenn sie aber ihres Umgangs satt geworden war, so entließ sie sie freundlich, doch kaum waren sie durch das Thor der Burg geritten, so traf sie ein tödtlicher Pfeil von derselben Hand, die sie zuvor liebgekost hatte.

Auf dem Schloß Kaltenburg im Lonethal war großer Jammer und Herzeleid: der älteste Sohn des Burgherrn war gen Ulm gezogen, wo Kaiser Conrad damals einen Reichshof hielt, aber er kehrte nimmer in die Heimath zurück. Als man in Ulm nach ihm forschte, da hieß es, er sei bereits mehrere Wochen wieder von Ulm geschieden, und nirgends konnte man von seinem Schicksal Etwas vernehmen. Von Kummer niedergebeugt wankte Ritter Albrecht auf Kaltenburg schnell dem Grabe zu; auf seinem Sterbelager mußte ihm Bruno, sein jüngster Sohn, versprechen, nach seinem verlornen Bruder zu fahnden, und im Fall er in Feindes Gewalt wäre, ihn zu befreien, wenn er aber getödtet wäre, seinen Tod zu rächen. Sobald sein Vater verschieden war, machte sich Bruno auf die Fahrt, um sein Versprechen zu erfüllen. Lange zog er das Land auf und ab, und forschte auf allen Burgen, pochte an manchem Kloster an, aber er konnte nicht die geringste Spur von seinem Bruder entdecken. Eines Tags langte er in einem kleinen Thale an. Azurblau entsprang ein Flüßlein

aus einem breiten Felsbecken, und nicht ferne davon winkte hoch herab von der Höhe eine stattliche Burg. Hier an der blauen Quelle beschloß Bruno zu rasten, und sich und sein Pferd mit kühlendem Tranke zu laben. So lag er lange still und nachdenklich im kühlen Schatten der Gebüsche, während seine Gedanken in der weiten Welt seinen Bruder suchten; da gewahrte er auf einmal ein flüchtiges Reh, das mit Keuchen die Weite suchte, und hinter ihm, auf einem edlen Rosse ritt eine Jungfrau von blendender Schönheit, im reichen Jagdanzug mit Köcher und Bogen um den Nacken. Lange sah Bruno der holden Erscheinung nach, und lag träumend im Grünen, bis die Sonne in einem Glutmeer unterging und der freundliche Abendstern am Himmel zu leuchten begann. Nun dachte er endlich daran, ein Nachtlager zu suchen; er trieb sein Pferd nach der Burg oben auf der Höhe, wo er bald anlangte und freundlich aufgenommen wurde. Hier sah er zu seinem großen Entzücken die Jägerin, welche sich ihm als Herrin des Schlosses vorstellte. Es war Ludomilla von Gerhausen. Unter süßem Gespräche mit ihr verschwand Stunde um Stunde, bis die Mitternacht die immer noch Plaudernden zur Ruhe mahnte. Doch kein Schlummer senkte sich auf Ludomillens Augenlieder. Bis jetzt hatte sie noch keinen Mann innig geliebt, sondern sie sah in Allen nur das Werkzeug, ihre Lust zu stillen; doch jetzt war zum ersten Mal in ihrem Herzen wahre innige Liebe zu einem Manne

rege geworden. Zum ersten Mal dachte sie daran, sich einen Gemahl zu wählen, und sie entschloß sich, ihre Hand dem Gaste zu schenken, dem ihr Herz seit seiner Ankunft zugefallen war. — Auch Ritter Bruno hatte sich in sein Gemach begeben. Alles war still im Schlosse: er trat an das offene Fenster, schaute behaglich in die schöne Nacht hinaus, und hörte den lieblichen Klängen der Nachtigall zu, die ihr Lied von der Linde des Schlosses ertönen ließ. Da auf einmal pochte es leise an die Thüre, und als er öffnete, stand vor ihm ein Mädchen in weißem Nachtkleide, mit einem Angesicht, auf welchem die Augen gerne verweilten; in ihrem schwermüthigen Blicke lag ein Zauber, der tief ins Herz drang. Lange sah der Ritter die Jungfrau verwundert an, da begann sie mit melodischer Stimme: entschuldigt, edler Ritter, daß ich zu einer so ungewöhnlichen Stunde komme, um Euch eine wichtige Mittheilung zu machen. Ein Schwur, den ich an heiliger Stätte gethan, so wie der Wunsch, Euch vom sichern Tode zu retten, veranlaßt mich dazu. Ich bin eine Waise, und wurde schon früh von den Eltern Ludomillens, meiner Herrin, auf diese Burg gebracht, wo ich mit ihr erzogen wurde. Meine Pflegeltern starben und ich wollte das Schloß verlassen, wurde aber von Ludomillen bestimmt, bei ihr zu bleiben, da sie mich wie eine leibliche Schwester liebe. Ich blieb, hielt mich aber meistens in meinem Gemach auf und sah selten Ludomillen. Eines Abends, als ich von dem Walde —

zurückkehrte, wo ich manchmal lustwandelte, sah ich, wie Ludomilla einem scheidenden Ritter, dessen Pferd bereits gesattelt vor dem Schlosse stand, einen zärtlichen Abschiedskuß reichte. Aber kaum war der Arglose zu Pferde gestiegen und einige Schritte von dannen geritten, so legte Ludomilla ihren Bogen an, und der Ritter sank von ihrem nie fehlenden Geschoße getroffen vom Pferde. Das Pferd des Getödteten wurde in den Stall geführt, der Leichnam aber wurde in eine nahe Cisterne versteckt. Von diesem Tage an beobachtete ich Ludomillen genauer, und erfuhr, daß noch viele Ritter, nachdem sie mit ihnen gebuhlt hatte und ihrer überdrüssig geworden war, ein Opfer Ludomillens wurden. Einst ging ich nach meiner Gewohnheit im Walde spazieren, da auf einmal sprengten zwei vermummte Ritter heran, und einer von ihnen sagte zu dem andern, indem sie mich ergriffen und auf ein Pferd huben: wohl ist es nicht die Rechte, doch soll sie unsre Beute seyn. Ich stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht; als ich wieder aufwachte, fand ich einen schönen jungen Ritter mit mir beschäftigt, und die beiden Räuber in ihrem Blute schwimmend am Boden liegen. Der Ritter setzte mich auf sein Roß, und ging, nachdem er seine Wunden verbunden hatte, das Roß am Zügel führend, langsam neben mir her; er beschwor mich, keine Angst zu haben, und ihm zu sagen, wo ich hingebracht zu werden wünsche. Ich bat ihn, mich nach der nahen Burg Gerhausen zu geleiten, wo er selbst

freundliche Aufnahme finden würde. Zugleich aber hielt ich es für Pflicht, ihn meinen Retter vor Ludomillens Arglist zu warnen; ich beschwor ihn, ja nicht ihren Liebesschwüren zu trauen, denn der erste Kuß von ihren Lippen, den sie ihm reiche, weihe ihn zum Tode. Er versprach mir, es zu thun und Morgen mit dem Frühesten sein Roß satteln zu lassen, um wieder von dannen zu ziehen. Aber meine Warnung war umsonst. Ludomilla schlang auch um ihn ihre Zauberbande, er ließ sich bethören, und auch er theilte das traurige Loos mit den Vielen, die ihm vorangegangen. Da legte ich ein feierliches Gelübde ab, jeden Ritter, der fürder in der Burg einkehren würde, vor Ludomillen zu warnen, wie ich eben Euch gethan. Als die Jungfrau geendet hatte, fragte Bruno: hat Euch Euer Retter nicht seinen Namen und seine Heimath genannt? Als seine Heimath nannte er, wenn ich nicht irre, das Lonethal, und sein Name war Otto von Kaltenburg. Kaum hatte sie den Namen ausgesprochen, so rief Ritter Bruno schmerzvoll: o Gott! das ist ja mein Bruder! So bin ich im Hause seiner Mörderin, aber ich will den Gemordeten fürchterlich rächen. Ich bitt' Euch, lasset vor Niemanden merken, daß Ihr mir diese Mittheilung machtet. So gewiß ich Euch redlich gewarnt, erwiederte die Jungfrau — ich werde schweigen — Gott möge Euer Rächer seyn. Mit diesen Worten verließ sie den Ritter.

So wenig Ritter Bruno sonst für Verstellung

fähig war, er zwang sich, seinen Schmerz zu verhehlen, und war am Morgen freundlich gegen Ludomilla, wenn er auch ihre Liebkosungen kaum erwiederte. Aber gerade das fachte ihre Liebe noch mehr an, die sie gleich beim ersten Zusammentreffen gegen Bruno empfunden hatte. Es war am zweiten Tage seines Aufenthalts auf Gerhausen — Ludomilla führte ihn auf einen hohen Felsen der Burg, von wo aus man das schöne Blauthal überblickte. Hier legte sie dem Ritter das Geständniß ihrer Liebe ab. Da rief er mit zornrothem Angesicht: Scheusal, wie sollte ich Dich lieben können, da Du mir meinen Bruder gemordet und meinen Vater in die Grube gebracht! Wie vom Blitze gerührt stand Ludomilla — sie zitterte und bebte, wankte an den Rand des Felsen und sprach: Du willt mich nicht lieben, so vermähle ich mich mit dem Tode, dem ich so Viele geopfert — sie warten meiner — Ludomilla stürzte hinab in den Abgrund, wo sie an dem Felsen zerschmetterte. — Bruno verließ zur Stunde die Burg — ihn begleitete die edle Jungfrau, seine Retterin, auf die Burg im Lonethal, wo sie ihm bald Herz und Hand zum treuen Bunde reichte.

An der Stelle, da Ludomilla den Tod fand, ließ Bruno ein Steinkreuz errichten, das die schreckliche Geschichte verewigte.

Die Braut auf Gerhausen.

Auf einer Felsenspitze über der Stadt Blaubeuren stand vor Zeiten die stattliche Burg Blauenstein; sie wurde frühe zerstört, und an ihrer Stelle ein hölzernes Blockhaus erbaut, welches noch im Jahr 1773 stand, und immer noch den Namen „Veste oder Haus Blauenstein, auch Blauhäuslein“ führte. Im genannten Jahre wurde dieses Blauhäuslein auf den Abbruch verkauft, und jetzt ist kein Stein mehr von der ehmaligen stattlichen Veste vorhanden.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts saß auf Blauenstein Graf Ulrich von Helfenstein, dem auch die Nachbarburg Gerhausen gehörte. Seine seit Jahren in Gott ruhende Gemahlin Frau Gertrud hatte ihm nur eine einzige Tochter geboren, welche die Freude und der Trost seines Lebens hätte werden können, aber sie wurde es nicht, denn die holde und minnigliche Hildegarde schenkte einem Manne ihre Liebe, der ihrem Vater zuwider war. Und warum war die Wahl Hildegardens keine dem Vater genehme? Weil Herr Conrad von Gerhausen, ein biederer und ritterlicher Junkherr, der Dienstmann des reichen Grafen von Helfenstein gewesen, denn, wie weiland sein Vater Gebhard von Gerhausen, so trug auch er von dem Helfensteiner seine Burg zu Lehen und nannte sich seinen Dienstmann. Dem ungeachtet hatte Conrad von Gerhausen, ermuthigt von seiner

geliebten Hildegarde, es gewagt, frei und redlich vor den Grafen von Helfenstein zu treten, und um die Hand der Tochter seines Lehensherrn zu werben, deren Herz er schon längst besaß. Die Werbung des jungen Ritters war keine glückliche. Mit barschen Worten fuhr ihn der Graf an, verwies ihm seine Frechheit, daß er, der Dienstmann, es wage, zur einzigen Tochter seines Herrn das Auge zu erheben, und schwur hoch und theuer, seine Tochter eher der Kirche zu weihen, als je seine Einwilligung zu dieser Verbindung zu geben. Von nun an bewachte der Graf von Helfenstein sein Töchterlein mit Argusaugen, also daß Hildegarde nie über den Zwinger der Burg kam. Trotz dieser strengen Bewachung fand die Liebe Wege zur gegenseitigen Verständigung — eine treue Amme setzte den Ritter von dem strengen Entschlusse des Vaters in Kenntniß, und meldete ihm zugleich, wie Hildegarde bereit wäre, der Kindespflicht ihre innige Liebe zum Opfer zu bringen, wenn anders der Geliebte sich dazu verstehen könnte, auch zu entsagen. Mit schwerem Herzen fügte sich Conrad von Gerhausen in den Wunsch der Geliebten. Alsbald hinterbrachte Hildegarde ihrem Vater ihren Entschluß, sich in seinen Willen zu fügen, aber nur unter der Bedingung, wenn sie den Schleier wählen dürfe. Graf Ulrich ließ seiner Tochter die Wahl, unter den vielen Gotteshäusern eines zu ihrem künftigen Aufenthalt zu wählen, wozu sie ihre Neigung hege. Hildegard schlug das in der Nähe befindliche alte Kloster Söflingen

St. Clara Ordens vor, und der Vater gab willig sein Jawort, weil dieses Kloster sehr strenge Clausur hatte. Bald darauf begab sich Graf Ulrich auf seine väterliche Burg Helfenstein. Mit einem dort wohnenden Bruder hatte er noch wegen der väterlichen Erbschaft Ordnung zu treffen. Während er noch abwesend war, entschloß sich Hildegarde, ihre Fahrt in das Kloster Söflingen anzutreten. Doch wollte sie nicht scheiden, ohne ihrem früheren Geliebten das letzte Lebewohl zu sagen. Wieder war es die treue Amme, welche dem Ritter von Gerhausen die Meldung machte, daß Fräulein Hildegarde am achten Tage vor Johannis des Täufers Tag nach Ostern in der Frühe die Burg verlassen wolle, um nach Söflingen zu ziehen. Freudig wurde Ritter Conrad überrascht, und in seinem immer noch liebeglühenden Herzen wurde ein Entschluß gefaßt, den er glücklich durchführte. Hart an dem Felsen, der die Burg Gerhausen trägt, mußte Hildegarde vorüberkommen. Noch in der Nacht ritt der liebende Ritter ab der Burg, und harrte mit einigen Reisigen am Wege, bis die Ersehnte sich nahe. Schon dämmerte der Morgen, da hörte man den Hufschlag von Pferden auf der Straße — die kleine Reisegesellschaft kam näher und näher — rasch der Ritter dem Fräulein entgegen, das von drei Reisigen des Vaters begleitet war. Als Conrad seiner Geliebten nahe war, schlang er, ohne zu sprechen, die Arme um sie, hub sie aus dem Sattel, die Anfangs Widerstrebende, denn sie

war keines solchen Grußes gewärtig, setzte sie vornen auf sein Rößlein, und stracks ging es wieder der Burg Gerhausen zu. Zu gleicher Zeit wandten sich Conrads Reisige gegen die Begleiter des Fräuleins, und während sie mit einander handgemein wurden, jagte der Ritter mit seinem theuren Herzgespiel den Burgweg hinauf, und brachte die mühsam Errungene in sichern Gewahrsam. Hildegarde erholte sich bald von ihrem Schrecken, denn sie lag ja in den Armen ihres Geliebten, dem ihr Herz noch nie recht entsagt hatte, wenn auch ihr Wille sich dem strengen Willen des Vaters gefügt. Bald folgten die Reisige ihrem Herrn, denn sie waren schnelle mit denen von der Burg Blauenstein fertig geworden, und schickten sie mit blutigen Köpfen heimwärts, um die Kunde zu bringen, wie unglücklich die Klosterfahrt abgelaufen sei. Wenige Tage darauf kehrte Graf Ulrich von Helfenstein wieder auf seine Veste zurück; wie erschrack er, als er vom Raube seiner einzigen Tochter hörte! Einen Schwur that er zum Himmel, er wolle sein Haupt nicht zur Ruhe legen, bis er sich an dem frechen Räuber seines Kindes schrecklich gerächt habe, aber diese Rache sollte ein Gewaltigerer an seiner Statt ausführen. Stracks eilte er nach Ulm, wo gerade König Rudolf von Habsburg einen Reichshof hielt. Wie er in Thüringen seinem Gebote gegen die Landfriedensbrecher schrecklichen Nachdruck gegeben, und unzählige Raubburgen theils in eigener Person, theils durch Vollzieher seiner Befehle hatte brechen und

zerstören lassen — ebenso war er in Ulm erschienen, um von da aus auch im Schwabenlande ein strenges Racheamt gegen die Störer des gebotenen Landfriedens zu üben. So war dem Könige die Klage des Grafen von Helfenstein wohl keine unwillkommene, und gleich am andern Tage nach der Ankunft des Grafen zu Ulm, sammelte er eine Schaar von Rittern und Reisigen, und zog vor die Burg Gerhausen, um sie strenglich zu belagern. Voran schickte er gütliche Verhandlungen und forderte die Geraubte im Namen ihres tiefgekränkten Vaters zurück. Die gütliche Verhandlung blieb fruchtlos, Conrad von Gerhausen weigerte sich, die Thore der Burg zu öffnen und seine Geliebte zurückzugeben, die er nicht gegen ihren Willen in seiner Burg halte. Da entbrannte der Zorn des Königs, daß ein so geringer Vasall dem Willen des Reichsoberhaupts widerstrebe, auch alle im Heere anwesenden Ritter und Herren waren auf's äußerste aufgebracht, und gelobten Rache zu nehmen am frechen Störer des Landfriedens. Mehrere bekannte Ritter aus Schwabenland, die seither an allen ritterlichen Unternehmungen König Rudolfs Theil genommen, die unter seinen Fahnen tapfer gekämpft, und an der Spitze seines sieggewohnten Heeres sich ausgezeichnet hatten, traten heute hervor und schwuren feierlich, sie wollen dem Grafen von Helfenstein zur Wiedergewinnung seiner Tochter behülflich seyn. Da ließ der König zum Sturm blasen, und es begann ein allgemeiner Angriff auf die Burg. Aber er war

fruchtlos. Die auf der Burg schleuderten mächtige Steine auf die Stürmenden, daß sie mit blutigen Köpfen zurückwichen, und bald Niemand mehr Lust bezeugte, gegen die Mauren der Burg zu rennen, die mit dem natürlichen Fels ein Ganzes bildeten. Nach einiger Rast ließ der König auf's Neue stürmen — dies-Mal mit besserem Erfolg, denn die Belagerer rückten unter einem starken Schilderdach an, doch war es ihnen nicht möglich, in der Burg festen Fuß zu fassen. Noch hatte Conrad von Gerhausen alle Zwinger und Thürme der Veste in Händen, und Reisige und Söldner genug, um mit ihnen Ausfälle zu machen, die bei Felsenburgen nie ohne Erfolg sind, denn eine kleine Zahl der von oben her Stürmenden vermag unzählige Feinde zurückzutreiben, die mit unsichrem Fuße und mühsam aufwärts streben. Als König Rudolf sah, daß auch der zweite Sturm keinen großen Vortheil errungen, und der Ritter auf Gerhausen immer noch so hartnäckigen Widerstand leistete, ja durch die geringen Erfolge der Belagerer noch kühner und frecher geworden war — da rief er im Angesicht der Ritter, Herren und Reisigen, mit lauter Stimme zu: wer beim dritten Sturme der erste ist, der über die Mauren der Burg steigt, und den unbezwinglichen Ritter besiegt, dem gebe ich mein kaiserliches Wort, bei Graf Ulrich von Helfenstein zu wirken, daß er seine Tochter Hildegarde einem unbescholtenen Ritter zum Gemahl gebe, und ich belehne den Ritter zum Lohn seiner Tapferkeit noch mit Burgen und Gütern, die dem

Reich heimgefallen. Wie ein zündender Strahl fuhr die Rede des Königs durch die Herzen der Ritter und Junkherren, die Grafentochter Hildegarde, von deren Schönheit und Liebreiz schon Alle vernommen, entflammte gewaltig die jugendlichen Seelen, und feuerte sie an, das Beste zu thun, um die Hand des Fräuleins zu gewinnen. Ehe noch recht das Zeichen zum Sturm erklang, drängten die Kampfmuthigen voran, und der Angriff wurde ein so allgemeiner von allen Seiten, wie keiner der vorigen gewesen. Das Vorwerk auf dem unterhalb der Burg liegenden Frauenberg wurde unter lautem Jubelgeschrei erstiegen und eingenommen, und es konnte nicht mehr lange anstehen, so mußte die Burg selbst fallen. Bereits flatterte die Fahne mit dem Reichsadler auf einer Zinne des Vorwerks. Da erschracken die auf der Burg, vor Allen Conrad von Gerhausen, der die Gefahr über die Burg und ihre Bewohner gebracht, und doch wäre er nicht zum Kreuz gekrochen, wenn nicht seine geliebte Hildegarde fußfällig ihn gebeten hätte, die Burg auf Gnad' und Ungnade zu übergeben, indem dieß der einzige Weg zur Rettung wäre. Während die Belagerer noch stürmten, erschien eine weiße Fahne über dem Thore der Burg, und König Rudolf sah mit Verwunderung, wie der kühne Ritter doch endlich andern Sinnes geworden war. Alsbald ließ er den Sturm einstellen, um denen auf der Burg zu zeigen, daß er zur Unterhandlung geneigt wäre. Nun gingen die Thore der Burg auf, und der greise Burg=

vogt auf Gerhausen erschien vor dem auf dem Frauenberg harrenden König, überantwortete die Thorschlüssel und übergab im Namen seines Herrn die Burg auf Gnade und Ungnade. Es soll ein Stillstand seyn, sprach König Rudolf zum Burgwart, aber ehe wir unsern Willen über die Burg und ihre Bewohner kund werden lassen, soll der Burgherr und des Grafen von Helfenstein Tochter vor mir erscheinen; sie sollen hin und her frei Geleit haben, so wahr ich stets mein königlich Wort gehalten. — Jetzt erst wagte es Conrad, die Burg zu verlassen und mit seiner Hildegarde vor dem König zu erscheinen. Aber sie kamen nicht ohne Fürsprecherin. Das war Frau Anna von Helfenstein, die unten im Dorfe auf der Blau-Insel einen Wittumsitz hatte und vor der Belagerung allda auf der Burg Sicherheit gesucht hatte. Während nun Hildegarde dem gekränkten Vater zu Füßen fiel, der nicht ferne vom König stand, und um Verzeihung für ihren Ungehorsam flehte, bot Frau Anna von Helfenstein alle Macht der Rede auf, um das Herz des Königs zu begütigen, und für Conrad von Gerhausen, der mit gebrochenem Muthe und düsterem Blicke von Ferne stand, Gnade zu erbitten. König Rudolf wäre nicht der Gute gewesen, wie ihn Alle kannten, auch nicht der Artige gegen Frauen, wie er nicht minder bekannt war, wenn er der dringenden Bitte der redseligen Anna von Helfenstein widerstanden hätte. Frau Anna feierte einen glänzenden Sieg über das Herz des Königs, also daß er

nicht nur den Ritter von Gerhausen ganz und gar zu Gnaden annahm, sondern auch bei dem Grafen von Helfenstein für Conrad von Gerhausen und seine geliebte Hildegarde ein dringend Fürwort einlegte. Ihm hatte bereits das Flehen der knieenden Tochter das Herz warm und empfänglich für Verzeihung gemacht. Graf von Helfenstein, rief König Rudolf, zum Grafen gewendet, laßt ab und todt seye eure Feindschaft gegen euren Dienstmann, der wohl mit Ehren Rittersnamen trägt, sintemalen er sich ritterlich auf seiner Burg gehalten, und uns Allen baß zugesetzt hat — und verdient hat er die Hand eures holden Töchterleins, wie Keiner, denn wer um einer Holden willen sein Gut und Leben in die Schanze schlägt, der mag es wohl redlich meinen. So gebt euren Segen dem Pärlein, Graf von Helfenstein, und ich spreche das Amen dazu.

Die Worte des Königs waren nicht umsonst, sie wirkten auf das Herz des Grafen — und da auch Anna von Helfenstein, seine Base, es nicht an ihrem Zuspruch fehlen ließ, so umschlang er gerührt seine Tochter mit der Linken, und die Rechte reichte er dem Schwiegersohn, dessen zuvor düstrer Blick sich auf einmal in selige Wonne verklärte. — Es soll Friede seyn, rief der Graf — und auf den Krieg bald eine Hochzeit, setzte lachend König Rudolf hinzu — dann aber, ihr Glücklichen — er wendete sich zu Ritter Conrad und seiner Hildegarde — lasset das Kriegen nach der Hochzeit. — Das Wort des Königs ging

schnell in Erfüllung. Zur Stunde ließ er sein Heer auseinandergehen, nur er blieb zurück auf der Burg Gerhausen, und war am andern Tage Zeuge der Vermählung Ritter Conrads mit seiner geliebten Hildegarde. Das königliche Brautgeschenk war die Burg Ruck, mit der Rudolf den Bräutigam belehnte. Auch die edle Fürsprecherin Anna von Helfenstein zeigte ihre freudige Theilnahme dem Brautpaar, denn sie verschrieb den Neuvermählten ihren Ansitz auf der Blau-Insel im Dorfe, und all ihr Eigenthum an Gütern und Gülten, so sie dereinst hinterlassen würde. Um den Bewohnern der Burg, so wie den Hintersaßen im Dorfe den Tag der Vermählung zu einem Freudentag zu machen — es war gerade Johannis des Täufers Tag — ließ sie einen ganzen Eimer edlen Neckarweins austheilen, und nahm Theil an der Freude der Fröhlichen. Ja, um das Andenken des Tages zu verewigen, an dem auch sie zum Glück zweier Liebenden mitgeholfen hatte, ließ sie, so lange sie lebte, alljährlich am Tage Johannis des Täufers unter die Bewohner zu Gerhausen einen Eimer Wein vertheilen. Um den beiden Glücklichen auf Gerhausen näher zu seyn, hatte sie den Ansitz auf der Blau-Insel verlassen, und sich eine Wohnung auf dem Frauenberg erbaut. Noch lange nach ihrem Tode, als das glückliche Paar auf Burg Gerhausen abgeschieden und vergessen war, erzählte man von der milden Gräfin Anna v. Helfenstein auf dem Frauenberge.

Der gottlose Ritter von Gerhausen.

Wenn man alle Laster, deren die Menschen zusammen fähig sind, in ein Herz gießen könnte, daß auch nicht ein Schein von Tugend darinnen Platz hätte, so würde es dem Herzen des Ritters von Gerhausen ähnlich seyn. Wild und rauh bis zur Grausamkeit, kannte er weder Freundschaft noch Liebe, überhaupt kein heiliges Gefühl, und hörte er davon, so war Spott und Hohn die einzige Erwiederung, die er darauf hatte. Des Gebetes Trost und Kraft hatte er nie erkannt, denn er betete nicht, wüste Reden, freche, gotteslästerliche Ausrufungen oder Flüche strömten von seinen Lippen. Sinnlichkeit in ihrer niedrigsten Form war seine Hauptleidenschaft. So hatte er seine Kraft verschleudert, sein Leben verschwelgt, und es kam der Tod, den Tribut der Erde einzufordern. Des Todes Macht ist unzerbrechlich, doch kann ein fester Wille seine gewaltige Stärke auf kurze Zeit hemmen. Wir sahen oft eine Mutter im letzten Kampfe ringen, jeder Augenblick schien ihr Leben auszulöschen, doch die Sehnsucht nach ihrem fernen Kinde, der Wunsch, es wieder zu sehen, hielt sie noch tagelang zurück im Erdendasein, bis endlich das Kind eintrat, und die Mutter mit einem frohen Blicke auch in demselben Momente verschied.

Der Ritter von Gerhausen hatte kein Weib, kein Kind, überhaupt kein Wesen, das ihn liebte, aber er

konnte nicht sterben, denn sein eiserner Wille klammerte sich mit jeder Kraft der Seele an das scheidende Leben, welches um so reizender erscheint, je mehr es im Verlöschen begriffen ist. Neben dem Bette des Sterbenden stand ein alter ehrwürdiger Priester, Trostesworte sprechend und auf eine Auferstehung nach dem Tode hinweisend. Immer mehr riß die innerste Ueberzeugung den Redner hin, und er erhob begeistert das Crucifix, allein der Ritter riß es ihm aus der Hand, schleuderte es an die Mauer, daß es klirrend zerbrach, und schwur, er wolle wie Christus in drei Tagen wieder lebend aus dem Grabe hervorgehen. Das war sein letztes Wort; er sank todt zurück. — Wie alle seine Vorfahren ihre Grablege im nahen Kloster Blaubeuren hatten, so sollte auch seine Leiche dort beigesetzt werden.

Bei seinem Begängnisse sah man schwarze Kleider und viele Trauerfahnen, aber kein Auge feuchtete sich, kein Herz fühlte Kummer, denn Alle hatten den Ritter gehaßt, Alle längst sein Dasein verflucht und betrachteten seinen Tod als des Himmels Segen. Am dritten Tage nach seiner Beerdigung hörte man großen Lärmen in der Kirche. Die erschrockenen Mönche liefen mit den Knechten des Ritters, die noch im Kloster weilten, hinab in die Kirche und sahen entsetzt, daß der Grabstein des Ritters von Gerhausen halb aufgehoben war. Wie sie ihn ganz wegnahmen, erblickten sie die Leiche in sitzender Stellung, mit offenen Augen ihnen entgegenstarrend. Die Leiche war von

gewaltigen Schlangen umwunden, die sie fest im Grabe zurückhielten. Erst, nachdem die Mönche dort andächtig gebetet und um die Vergebung für den Lasterhaften manche Stunde gefleht hatten, legte sich die Leiche zurück und der Grabstein schloß sich wieder. Auf demselben aber ließen die Erben diese schauderhafte Scene von einem geschickten Bildner einhauen, daß sie der Nachwelt Kunde gebe von einem verruchten Herzen, das dort der Auferstehung entgegen modert. Noch ist es in der Klosterkirche, nicht ferne von dem durch seine herrlichen Gemälde bekannten Hochaltar zu sehen. Mit Grausen wendet man sich ab von dem schauerlichen Bilde, und gedenket des schrecklichen Strafgerichts.

IV.

Burgruine Lichtel

im Münsterthal.

Hoch über dem Münsterthälchen, einem tief eingeschnittenen Ausläufer des Taubergrundes, liegt der kleine Ort Lichtel mit den Ruinen der Burg gleichen Namens. Letztere sind von keiner großen Bedeutung mehr, sie bilden eigentlich die Umfangsmauer des Schulgartens, von dem aus man in das tief unten liegende romantische Thälchen hinabsieht, wo das Pfarr=

dorf Münster mit seinem uralten Kirchlein liegt. Sind auch die noch übrigen Reste der Burg nimmer bedeutend, es muß dennoch in alten Zeiten eine wichtige Burg gewesen seyn, denn sie reichte von dem bezeichneten Garten bis an die Kirche, und die noch übrige Mauer ist wohl der Ueberrest eines Vorwerks, das die Burg gegen das Thälchen hin deckte.

Lichtel, Lienthal erscheint schon in früher Zeit unter den Besitzungen des hohenloh'schen Hauses. Im Jahr 1224 bewilligt Bischof Theodorich von Würzburg den Brüdern Gottfried und Conrad von Hohenlohe, daß sie ihren bisher vom Erzstift Würzburg zu Lehen getragenen Zehenten zu Mergentheim gegen Lehenbarmachung anderer Güter als freies Eigenthum übergeben können; die Ersatzgüter und Gülten waren in Lihenthal (Lichtel) Stuppach, Althusen u. s. w. Im Jahr 1235 erkennt Conrad v. Hohenloh, Graf v. Romaniola, daß er seine Burg Leindel dem Erzstift Cöln zu Lehen aufgetragen. Später finden wir die Burg Lichtel ausschließlich im Besitz der Herren von Hohenlohe-Brauneck, welche ihre Vögte auf derselben hatten. Denn im Jahr 1318 überlassen die Gebrüder Emich, Gottfried, Philipp und Gottfried v. Hohenloh, genannt v. Brauneck, an ihre Schwester Ofemia v. Brauneck, ihres lieben Bruders Andreas seligen Wittwe, die Veste zu Lienthal, seit sie erfahren haben, daß er Andreas die Veste zur Morgengab zu recht eigen mit Leuten und mit Gut, die dazu gehören, und mit dem Kirchensatz und mit allen Rech-

ten an sie gebracht, also, daß die genannte Ofemia diese Veste mit Leuten und mit Gütern darf geben, wenden und kehren, wohin sie gut dünkt, es sei um ihrer Seelen willen, oder wem sie es geben will, daran sie die genannten Brüder von Brauneck nicht hindern wolle weder mit Worten, noch mit Werken u. s. w. Im Jahr 1327 stiftete die genannte Euphemia in das Spital zu Rotenburg einen Hof zu Holzhausen u. s. w. zu gewissen frommen Zwecken mit dem Beisatz, daß, wenn ein Jahr lang die Stiftung nicht gehörig vollzogen würde, dieß ganz an das Haus Lienthal fallen soll. Schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir die Veste Lichtel mit Zugehör im Besitz des Hochstifts Würzburg, denn im Jahr 1354 erlaubte Kaiser Karl IV. dem Bischof Albrecht von Würzburg, daß er aus dem Dorf vor Lienthal, an dem Schlosse gelegen, eine Stadt machen und dieselbe mit Mauern und Thürmen befestigen, auch Markt, Zoll und Andres daselbst aufrichten möchte. Es kam aber nicht dazu, denn Albrechts Nachfolger, Bischof Gerhard, bekannt durch sein Schuldenmachen und Versetzen der Stiftsgüter, verkaufte im Jahr 1376, mit Einwilligung des Kapitels, die Veste Lienthal nebst dem Burgrecht, wie vor Zeit Herrn Götzen von Hohenlohe gewesen ist, nebst dem Halsgericht, Vogtei, Kirchensatz Mannschaft, Lehensleuten für 2300 fl. an die Reichsstadt Rotenburg. Bald nach dieser Zeit, ums Jahr 1381, im sogenannten schwäbischen Gaukrieg, als die von Augs-

burg und Ulm ins Frankenland einfielen, und Alles, was in der Nähe Rotenburgs lag, verheerten, auch viel starker, gewaltiger Schlösser, schöner und lustiger Gebäude der Adelichen ruinirten, erging über die Burg Lichtel dasselbe traurige Loos; sie wurde verbrannt (ausgebrannt). Im Jahr 1406 wurde Lichtel mit andern Burgen dem Bischof Adolf von Mainz und dem Grafen Eberhard von Würtemberg überliefert und ganz und gar gebrochen. Seit jener Zeit liegt die Burg Lichtel in Trümmern, und was Menschenhände nicht daran zerstört, das hat der Zahn der Zeit vollends ruinirt, also daß man kaum mehr einen Schein von der alten stattlichen Veste erblickt. — Von der Burg Lichtel schrieb sich in früherer Zeit ein edles Geschlecht; es waren eben Burgmannen des hohenloh'schen Hauses auf Lichtel. Im Jahr 1340 zeugt Bertold v. Liehenthal, ein Edelknecht; im J. 1367 lebt Ernst v. Lienthal und Elsbeth, seine ehliche Hausfrau. Im Jahr 1372 erscheint Hans von Liehenthal, und im Jahr 1375 verkauft ein Friedrich v. Lienthal mit Einwilligung des Dietrich v. Lienthal, Bruder des Deutschordens, und seiner Schwester Margaretha, Ulrichs v. Morstein ehlicher Wirthin, dem Frauenkloster zu Rotenburg seinen Hof zu Thierbach nebst allen Zinsen, Gülten, Gütern, Holzungen u. s. w. um 500 Pfund Heller.

Ueber die Entstehung der Burg und des Dorfs Lichtel geht eine Sage im Taubergrund, die wir in ihrer einfachen Gestalt hier geben.

Das Lichtlein auf der Höhe.

Einst, in winterlicher Zeit, verirrte sich Herr Götz v. Hohenlohe, von Weidmannslust getrieben, in den tiefen Waldungen, die sich gegen das obere Tauberthal hin erstrecken. Bald fand er keine Spur mehr zur Rückkehr, denn die Nacht brach herein, und der Sturmwind tobte schauerlich durch die Wipfel der hundertjährigen Eichen. Da plötzlich, als ob es der Himmel ihm gesendet hätte, erblickte er auf steiler Felsenhöhe oberhalb des Münsterthals ein Lichtlein, und es zeigte sich ihm mehrere Male. Mit beflügeltem Schritt und voll Hoffnung eilte er dem Lichtlein zu. Bald kamen zwei Wanderer ihm entgegen, die ihn freundlich grüßten und auf den rechten Weg leiteten. Sie führten den edlen Herrn in ihre gastliche Hütte, welche tief unten im Thälchen lag. Ruhig und sanft schlief Götz von Hohenlohe auf dem geringen Lager der Thalleute; aber vor seiner Seele stand immerdar, was Gott an ihm gethan hatte, der ihn aus der Waldnacht und dem Rachen der wilden Thiere gerettet, und statt im Wald ein Lager auf Schnee und Eis, unter gastlichem Dach ein warmes Lager ihm bereitet hatte. Zum Dank gegen den Helfer in Nöthen ließ er alsbald auf der Höhe über dem Thal, wo ihm das Lichtlein zuerst erschienen war, eine Burg bauen. In ihrem Thurme mußte von nun an in der Nacht ein Licht brennen, das nach allen vier Seiten hinleuchtete, um für Jedmänniglich

ein Leitstern zu seyn, der etwa in der Nacht in dieser Gegend den Weg verfehlen möchte. An die Burg bauten sich bald die Hintersaßen an, und es entstand das Dorf Lichtel, zunächst an der Burg aber war das Kirchlein angebaut. Herr Götz v. Hohenlohe soll oft hinüber in dieses Kirchlein gewandelt seyn, wenn der Tag sich neigte und der Abend hereinbrach. Einsmal suchte man den alten Herrn, er saß in der Kirche im Betstuhl, seine Augen gen Himmel gerichtet, aber sie waren im Tode gebrochen. Das ewige Licht hatte ihm geleuchtet zum Weg in die wahre Heimath. Burg und Dorf hieß man Lichtel—Lichtthal, Licht über dem Thale. Noch jetzt sagt man an der Tauber: man geht nach Lichtle.

V.

Das Steinhaus und Schloß zu Buchenbach

an der Jagst.

Unter die merkwürdigsten Bauwerke des Mittelalters gehört unstreitig das alte Steinhaus oder die kleine Burg zu Buchenbach. Das alterthümliche Schlößchen liegt an der Jagst, auf einem Vorsprung der Thalwand, ist vom Sockel bis unter das Dach von Steinen aufgeführt und inwendig ganz wie die alten Burgen eingerichtet, mit

kleinen Gademen (Gelassen) und scheint durchaus nicht den Zweck gehabt zu haben, seinen Bewohnern einen wohlbefestigten Zufluchtsort zu bieten, denn nirgends nehmen wir eine eigentliche Befestigung wahr. Vielmehr scheint das Steinhaus, welches ganz und gar einem alten Thorthurm gleicht, von einem edlen Herrn zu dem Zweck erbaut worden zu seyn, daß er ungestört und einsam seine alten Tage darin verbringen könnte. Die Hauptmerkwürdigkeit daran ist, was wir selten bei Wohnungen aus dem Mittelalter finden, daß der Name des Erbauers und die Zeit der Erbauung auf demselben angebracht ist. Es führt in uralten Buchstaben folgende Inschrift über dem Portal:

Noch Christes geburt Druzehenhundert Jor vnd in dem sechs vnd funfzigesten jor hot diz steinhus gebuwet Her Rudiger von Bechlingen genant der Rezze Korher zu dem newen munster zu Wirzeburg der disze Woppen sint vnd seiner Altvorderen Amen.

Das Wappen über der Inschrift zeigt im Schilde zwei Querbalken und als Helmzier einen Mannskopf mit starkem Bart und zähneblöckendem grinsendem Gesicht, über dem ein spitziger Hut liegt. Wir erfahren also, daß der Chorherr Rudiger von Bächlingen dieses Steinhaus für sich, wahrscheinlich zu einem Ruhesitz, erbaute.

Das Geschlecht, aus dem dieser Rüdiger stammte, hatte ursprünglich seinen Wohnsitz im Dorfe Bächlingen, das unterhalb Langenburg liegt. Die Edlen

v. Bächlingen führten den Beinamen Rezzo, entsprechend ihrem Wappen, das einen Rätzen oder Tattern (Tartarn) zeigt. Sie waren Burgmänner der Dynasten von Hohenlohe auf Langenburg, und hießen sich deßwegen auch manchmal schlechtweg Reze von Langenburg. Ein solcher Rezzo v. Langenburg erscheint schon im Jahr 1270 als Canonikus am Stift zu Oehringen, später v. 1291—99 als Dekan daselbst. Ein Bruder von diesem war Conrad, genannt Reiz, welcher im Jahr 1287 als hohenloh'scher Burgmann auf Langenburg bezeichnet wird. Er schenkte im Jahr 1297 mit Zustimmung seiner Hausfrau Hedwig und seines Sohnes Walther Gefälle zu Eberbach und Otzenrode an den deutschen Orden in Mergentheim. Im Jahr 1304 siegelt Herr Conrad Reiz mit seinem Sohn Walther und Herrn Burkhard von Bächlingen. Letzterer ist derselbe, der im Jahr 1320 gestorben, und mit seiner Hausfrau Elisabethe v. Morstein in der Kirche zu Bächlingen begraben liegt, wo sie beide ein gemeinschaftliches Denkmal haben. Es ist jenes höchst interessante Grabmal, welches den Ritter von Bächlingen in ganzer Figur in vollem Harnisch zeigt, und in der Zeitschrift des hist. Vereins für Würtembergisch-Franken Jahrg. 1848 in getreuer Abbildung vorliegt.

Mit Rüdiger von Bächlingen, der das Steinhaus baute, erwarb die Familie die ersten Ansprüche auf Buchenbach, denn Gernot von Stetten, genannt der Buchener, verkaufte im Jahr 1340 mit seiner ehlichen

Wirthin Gerhuse sowie seinen Söhnen Bechtold, Zürch, Gernot und Götz, an den genannten Rüdiger und dessen Bruder Heinrich v. Bächlingen seinen Antheil an der Burg zu Buchenbach sammt Zugehörden um 300 Pfund Heller. Derselbe Heinz v. Bächlingen wird noch im Jahr 1357 unter den Dienstleuten Gerlachs v. Hohenlohe mit einem Dienstgeld von 50 fl. aufgeführt. Im Jahr 1393 wird ein Rezzo von Bächlingen von der Herrschaft Hohenlohe mit denjenigen Lehen belehnt, welche schon sein Vater getragen hatte. Im Jahr 1403 verkauft Rezzo von Bächlingen, Domherr zu Würzburg, das Schloß Buchenbach mit seinen Zugehörungen an die Herren Ulrich und Albrecht von Hohenlohe. Ums Jahr 1409 stiften Götz v. Bächlingen und Rezzo v. Bächlingen Jahrtage in der Kirche zu Buchenbach; der letztere heißt ein Oheim Herrn Zürchs von Stetten, der als der älteste der Familie Lehenherr der Kirche zu Buchenbach, aber auch sonst Hauptbesitzer allda gewesen. Obgleich noch im Jahr 1475 ein Götz v. Bächlingen, der Letzte des Geschlechts vorkommt, der drei Jahrtage in der Kirche zu Buchenbach stiftete, so scheint doch schon vor dieser Zeit das alte Schloß der Herren von Stetten, welches bereits vor Erbauung des Steinhauses im Orte gestanden, wieder ganz in den Besitz derer von Stetten übergegangen zu seyn, denn bereits im Jahr 1456 verlieh Bischof Johannes v. Würzburg an Jörgen v. Stetten Buchenbach das Schloß mit allen Zugehörungen u. s. w. Seitdem ist es in dem Besitz der

Herren von Stetten, Buchenbacher Linie, geblieben, hat aber im Laufe der Zeit eine bedeutende Veränderung erfahren. In jener Zeit, da die von Bächlingen die Hälfte der Burg von Gernot dem Buchener erkauft, da redet die Urkunde von einem Schloß mit Burgthor, Ringmauer und Zwinger, besonders von einem Berchfried (Hauptthurm), von einem Ziegelhaus, das im Vorhof der Burg stand, so wie einem großen Hause mit Küche und Keller, — also muß es eine der stattlichsten Burgen des Jagstthals gewesen seyn, die auf die am Ufer der Jagst ragende Höhe angebaut war. Aber schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war das Schloß baufällig, also, daß Eberhard v. Stetten, der es im Jahr 1564 bewohnte, seinen Lehensherrn, den Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe, gebeten, da er das Schloß wieder bauen würde, so möge ihm der Graf zu dem Ingebäu das nöthige Bauholz gnädigst zukommen und durch seine Unterthanen beiführen lassen. Dieses Gesuch erfüllte zwar der Lehensherr nicht, aber er überließ ihm seine neugebaute Kelter und Scheune zu Buchenbach. Ob Eberhard von Stetten den Neubau seines Schlosses vollbrachte oder nicht, können wir nicht angeben; es kam vielleicht ungebaut an seine Nachkommen. Im J. 1717 baute Herr Sigmund Heinrich v. Stetten wohl an der Stelle des baufälligen Schlosses ein neues, das seine Nachkommen bewohnen. Hat es auch sein alterthümliches Aussehen ganz und gar verloren, so kann es immerhin für einen hübschen Herrensitz gel-

ten, der freilich seit vielen Jahren weniger von Herren, als vielmehr von Frauen der uralten Familie von Stetten bewohnt worden.

In diese Zeit fällt die naive

Sage von der Zwölfeglocke,

die wir mit den Worten des ortskundigen Berichterstatters wiedergeben.

„Vor mehr als hundert Jahren wohnte ein altes Fräulein, die Schwester des Gutsherren, der in auswärtigen Diensten stand, im Schlosse. Da sich diese adelige Dame oft sehr einsam und allein im öden Schlosse fühlte, so suchte sie dann öfters Gesellschaft von auswärts beizuziehen, und vertrieb sich häufig durch Spiel die Zeit. So kam es, daß der Schulmeister des Orts im Schloß gut bekannt wurde; er wurde, da er ein tüchtiger Kartenspieler war, der alten Dame bald ein erwünschter Gesellschafter. Eines Tags war der Schulmeister äußerst glücklich im Spiel, so daß er dem Fräulein ihren ganzen Geldvorrath abgewonnen hatte. Das Spiel war zu Ende und die alte Dame sehr übler Laune über ihr Mißgeschick. — Früher schon soll der Schulmeister sich öfters bei dem Fräulein über das viele Läuten beklagt und dargethan haben, daß es ihm so viele Mühe und Arbeit verursache. Da seye die Morgenglocke, die Schulglocke, die Mittagglocke, die Zwölfeglocke, die Vesperglocke und die Abendglocke zu läuten, und er seye deßhalb

ein wahrer Sklave. Als die alte Dame nun so in ihrem Mißmuth da saß, kam ihr auf einmal ein besonderer Gedanke in den Kopf. „Schulmeister," sprach sie, „Ihr habt Euch schon oft beklagt über das viele Läuten; ich will Euch von Einer Glocke helfen. Setzt Ihr das gewonnene Geld an die Zwölfeglocke?" Mit Vergnügen willigte der Schulmeister ein, gewann wieder, und er war der Zwölfeglocke los. — Es soll zwar in der Pfarrei großes Aufsehen erregt haben, als die Zwölfeglocke nimmer geläutet wurde; allein da der Bruder der Fräulein Souverän des Orts war, und dieselbe in seiner Abwesenheit die Zügel der Regierung in ihrer Hand hatte, so blieb es dabei, — die Zwölfeglocke wurde nimmer geläutet. — Etwa 30 Jahre nachher, nachdem die Dame gestorben, auch der Schulmeister nimmer am Leben war, soll es nun eben den Kirchenvorstehern eingefallen seyn, die Zwölfeglocke wieder einzuführen, und der neue Schulmeister habe sich dazu verstanden, dieselbe fernerhin wieder zu läuten. Aber, siehe da! als der Schulmeister das erstemal die Zwölfeglocke zu läuten begann, öffnete sich ein Fensterlein oberhalb des Altars, neben dem freiherrlichen Kirchenstuhle, und die alte verstorbene Dame winkte mit ängstlicher Geberde heraus — aufzuhören; der Meßner ließ schnell das Seil fahren und war noch schneller aus der Kirche geflüchtet. Ein späterer Versuch, die Zwölfeglocke wieder einzuführen, lief nicht glücklicher ab; hierauf wurde das Fensterlein zugemauert, das Zwölfeläuten

aber unterblieb seit jener Zeit. Erst im Jahr 1826 wurde der Wunsch in der Gemeinde rege, es möchte die Zwölfeglocke wieder eingeführt werden. Als nemlich im Herbst dieses Jahrs die größte der drei Glocken zu Buchenbach umgegossen wurde und der Guß gelungen war, da freute sich Alt und Jung über den langvermißten lieblichen Klängen, und es wurde von allen Seiten der Vorschlag gemacht, man sollte die Zwölfeglocke wieder einführen, da sie überall in der Nachbarschaft geläutet wurde und doch zu manchem andächtigen Vaterunser Anlaß gebe. Berichterstatter dessen, der im genannten Jahr zu Buchenbach angestellte Schulmeister, erklärte sich bereit, die Zwölfeglocke wieder zu läuten, aber in Betracht der Last, die ihn und seine Nachfolger jährlich 365 Mal träfe, verlangte er einen Scheffel Dinkel Besoldungs-Aufbesserung. Aber dem Stiftungsrathe zu Buchenbach däuchte der Klang der Zwölfeglocke mit einem Scheffel Dinkel zu theuer erkauft — er gieng nicht auf die Sache ein. So blieb die Neugierde der Ortsbewohner, so wie der ganzen Umgegend, ungestillt, denn Jedmänniglich wollte sehen, was das alte Fräulein dazu sagen würde, wenn die Zwölfeglocke zum ersten Mal wieder klänge. — Jetzt heißt es, und wohl auf immer: requiescat in pace!

V.

Wildeneck

im Laurathal in Oberschwaben.

Die Umgebung des Klosters Weingarten ist reich an Naturschönheiten, so wie an geschichtlichen Erinnerungen. In beider, besonders aber in letzterer Hinsicht, zeichnet sich das sogenannte Laurathal aus. Dasselbe wird von der Scherzach bewässert, die weit oberhalb des Pfarrdorfes Schlier entspringt, sich bei letzterem Ort mit dem Schlierbach vereinigt, der bereits vier Mühlen treibt, und dann ein enges wildes romantisches Waldthal bildet, das sich in einer Länge von anderthalb Stunden bis gen Altdorf hinzieht. Mehrere Burgen standen auf den Höhen des Laurathals, die im Sturm der Zeit beinahe bis auf die Spur abgegangen. Auf ihnen saßen meistens Dienstmannen des alten Welfenhauses. Geht man am linken Ufer der Scherzach, am Walde Haslach, thalaufwärts, so findet man unfern dem Hofe Zundelbach die Reste einer Burg auf einem Hügel, die in alter Zeit Reuti geheißen, und schon im Jahr 1294 vorkommt, denn in diesem Jahr verkaufte der kaiserliche Landvogt Graf Hugo von Werdenberg-Heiligenberg um 109 Mark Silber „die Burg zu Rüti ob Altdorf gelegen." Eine Sage läßt auf dieser Burg, ebenso wie auf dem Schloßberg bei Alt-

dorf und auf dem Veitsberg bei Ravensburg den Kaiser Friedrich Barbarossa geboren seyn. In Urkunden des 13. Jahrhunderts kommen oft Herren von Reuti vor, die sich von dieser Burg geschrieben. Die Burg muß schon früh in Abgang gekommen seyn, denn das alte Abteibuch von Weingarten spricht schon von den Ruinen einer Burg am Walde Haslach, welche keine andere als Reuti seyn kann. Im Jahr 1748 wurde die Ruine vollends abgebrochen, und zum Bau der Pfarrkirche zu Altdorf verwendet. Von dieser Burg Reuti, von der man jetzt noch Ueberreste findet, ging im Laufe der Zeit sogar der Name verloren, und man kennt sie jetzt nur unter dem Namen Reutibühel. Weiter oberhalb Zundelbach stand eine zweite Burg, Wildeneck; von ihr und ihren Bewohnern hat man noch mehrere Nachrichten, sie selbst aber ist beinahe bis auf die Spur verschwunden. — Burg Wildeneck war der Ansitz eines alten Geschlechts, das den seltsamen Namen „Wildemann" führte. Im J. 1268 lebt ein Hermann Wildemann, begütert zu Cratsrein. Im J. 1269 vertragen sich Heinrich der Aeltere, der Wildemann genannt, und seine Söhne Hermann, Friedrich und Johannes, mit dem Kloster Weingarten wegen des Vogtrechts, das die Wildemannen einst von K. Conrad empfangen hatten, über verschiedene Klostergüter, darunter über zwei Höfe zu Fenken, welche sie dem Kloster überließen. Im Jahr 1283 wird ein Streit über die Burg Wildenegg dadurch geschlichtet, daß Rudolf von Irmendegensperch seinen

Rechten an die Burg mit drei dazu gehörigen Gütern zu Fenken, gegen das Kloster Weingarten, das Lehensherr der Burg und Zugehör gewesen zu seyn scheint, für 1 Mark Silber entsagt. In der Urkunde heißt Wildeneck castrum antiquum, alte Burg, d. h. älterer Theil der Burg. Unter den Zeugen dieses Vertrags erscheint ein Ulrich, der sich schlechtweg „von Wildenegg" nennt, ohne den Beinamen Wildemann. Ums Jahr 1289 lebte Heinrich von Wildenegg, genannt Wildemann und seine Hausfrau Catharina, Schwester des Ritters Burkard von Stein. Derselbe verkauft im Jahr 1299 wegen der Schulden, in die er sich durch das Zusammenkaufen der Burg Wildeneck gestellt, einen Hof zu Richlisreute, das Heirathsgut seiner Frau. Im Jahr 1301 verzichten Ulrich der Wildemann von Wildenegg und Burkard im Namen seiner Schwester Catharina auf das Zinslehen an der Burg Wildeneck. Daraus könnte man schließen, daß Heinrich der Wildemann zuerst die ganze Burg Wildenegg erworben, von der er sich nunmehr nannte. Dagegen halten wir den in der Urkunde vom Jahr 1283 genannten Ulrich von Wildeneck für den ursprünglichen Besitzer der Burg, und zu seinem Geschlechte gehören die im Jahr 1302 genannten Gebrüder Hermann, Wilhelm und Hildebrand von Wildenegg. Im Jahr 1300 leben Hermann, Ritter, genannt Wildemann, und sein Bruder Heinrich, Mönch zu St. Ulrich in Augsburg. Im Jahr 1302 zeugt Conrad, genannt Wildemann. Im Jahr 1304 kauft Ritter Ulrich,

genannt Wildemann, das Gut Zundelbach und ein Gut zu Cratsrein. Die Letzten des Geschlechts sind Conrad und seine Söhne Pantilion, Johannes und Erhard. Sie verkaufen im Jahr 1355 und noch später verschiedene Güter, z. B. Höfe zu Gessenried und Vogteirechte an das Kloster Weingarten. Nach dieser Zeit ziehen sich die letzten Wildemänner in die Stadt Ravensburg zurück und werden daselbst Bürger. Als solche verkaufen Pantalion und Erhard die Wildemänner im Jahr 1381 ihre Güter zu Kazheim mit den Vogteirechten auf den Gütern zu Appenberg, Kehrenberg und Schattbuch. Von einer Burg Wildeneck ist gar keine Rede mehr, also waren die Wildemänner schon längst nicht mehr im Besitze der Burg. — Woher die Wildemänner von Wildeneck diesen Beinamen erhalten, ist nirgends überliefert. Auf ihrem Siegel, das zwei schräge Balken zeigt, ist ihr Name mit Indomiti (Unbändige) übersetzt, so auf Sigillen vom Jahr 1299 und 1304. — Wir geben es nur als eine Vermuthung, daß der Name Wildemann, den die Besitzer der Burg Wildeneck führten, mit der Sage, die wir nun beifügen, in einigem Zusammenhang stehen könnte, daß die Wildemannen von dem „wilden Ritter," der Wildeneck früher bewohnte, diesen Beinamen erhalten.

Zwischen den Burgen Rüti und Wildeneck, von denen wir bisher gesprochen, liegen noch die Trümmer des großen Steins, um den sich die tragische

Sage vom wilden Ritter von Wildeneck.

wie ein düstrer Epheu anrankt.

Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte Kuno von Wildeneck, gewöhnlich der „wilde Ritter“ genannt, der Sprosse eines alten ritterlichen Geschlechts. Es war, als ob in dem rauhen Manne kein weiches, mildes Gefühl je Platz finden könnte, Jagd und Zweikampf, Krieg und Fehde war's allein, was ihn beschäftigte, er freute sich der letzten Zuckungen des zum Tode getroffenen Wildes, er lachte ebenso kaltblütig über den Todeskampf eines sterbenden Knappen.

So zog er einst im wilden Uebermuthe zu einem Turniere, das in der nahen Stadt Ravensburg abgehalten wurde. Schon hatte das Waffenspiel begonnen, mit geschlossenen Visieren sprengten die Ritter in die Schranken, hoch bäumten sich die edlen Rosse und des Heroldes laute Stimme verkündete bereits den Namen der Sieger. Auch Kuno hatte eine Lanze gebrochen, und sein durch Leibesübungen aller Art gestählter Körper hatte ihm den Sieg verliehen. Aus den Händen eines der Ritterfräulein, die in reizendem Kranze den Schauplatz umgaben, sollte der Siegerdank ihm werden. Er schlug das Visier zurück, sein kühnes Auge suchte den Blick der Jungfrau, welche züchtig sich ihm nahte und ihm auf sammtnen Kissen die goldene Kette überreichte. Wie bezaubert schaute

er auf die holde Gestalt, die ruhig und ernst vor ihm stand, und zum ersten Male verwirrt in seinem Leben, fand er keine Worte, dem edlen Fräulein zu danken, daß sie ihn gewürdigt, ihm den Preis des Sieges zu spenden. In der sonst so festen, sichern Hand zitterte die goldene Kette, und als das Fräulein sich stolz wegwandte und unter den Gespielen verschwand, konnte der Ritter den Sturm im Innern nicht mehr ertragen, er eilte fort, schwang sich auf sein Roß und jagte hinaus in die stille Einsamkeit der Wälder.

Was war wohl vorgegangen in der Seele des wilden Ritters, als Gunda, des kaiserlichen Landvogts Otto von Waldburg zu Altdorf Tochter, züchtig und ernst vor ihm stand, war in dem wilden, jedes weichen Gefühles bisher unzugänglichen Herzen des Ritters plötzlich ein neues Licht aufgegangen? vor der zarten Jungfrau bebte er, der noch nie gezittert, und ihr kalter Blick senkte sich gleich einem Todesstrahl ihm in die Seele. War das Liebe? war es das so oft verhöhnte Gefühl, das, wie er behauptete, des Mannes unwerth, nur ein Erbtheil der Thoren sei? Wie dem auch immer sei, in Kuno war eine urplötzliche Veränderung vorgegangen: es wallte und gährte in seinem Herzen, denn die in ihm entstandene Leidenschaft war wild, wie er selbst, sie zog nicht still beseligend ihm ins Herz, sie verklärte nicht, wie mit goldnem Morgenglanze, sein ganzes Wesen — sie glich einer gewitterschwülen, verzehrenden Glut.

Die Tage vergingen. Des wilden Ritters Liebe zur schönen Gunda war, wo möglich, noch tiefer geworden, er wollte sie zu seinem Weibe machen, und wenn er an all die Seligkeit, die er sich in ihrem Besitze versprach, dachte, so regten sich sogar milde Entschlüsse, weiche Gefühle in dem sonst so trotzigen Herzen.

Kuno wählte den geraden Weg, er hatte noch nie erfahren, was es heiße, sich selbst einen Wunsch zu versagen, und zweifelte keinen Augenblick an dem Gelingen seines Vorhabens. Von einigen Knappen begleitet, machte er sich also auf den Weg nach dem Schloß des Landvogts zu Altdorf, um seine Brautwerbung anzubringen. Mit kalter Höflichkeit empfing ihn der Burgherr, hörte gelassen des jungen Mannes Bitte, antwortete dann aber auch mit der derben Ehrlichkeit der alten guten Zeit, daß, obwohl er seine Tochter in keiner Weise zwingen werde, er doch nur ungerne diese Verbindung sehen würde, weil des Ritters von Wildeneck rauhe Gemüthsart ihm ein gar schlechter Bürge für seines einzigen Kindes Glück wäre.

Mit schlecht verhehltem Verdrusse bat Kuno um die Ehre, das Fräulein selbst sehen zu dürfen, und alsbald erschien Gunda auf des Vaters Geheiß im Saale. Blonde Flechten umgaben in reicher Fülle das edle Antlitz, welchem liebliche blaue Augen Reiz und Leben gaben; sie war eine so ächt deutsche Jung-

frau, sinnig und sittig, und doch, wenn es sein mußte, opferwillig, stark und muthig.

Verwundert lauschte sie des Ritters zierlicher Rede, aber ein bestimmtes Kopfschütteln, begleitet von wenigen ernsten Worten, verkündete ihm entschieden genug, daß Gunda sich nimmer entschließen würde, Hausfrau auf Wildeneck zu werden.

Schmerz und Ingrimm rasten in dem Herzen des verschmähten Freiers, die Leidenschaft kämpfte mit dem Stolze, besiegte ihn, und Kuno beschloß, daß um jeden Preis, durch Anwendung jedes Mittels, Gunda sein werden müsse.

Hast Du nie einen Tiger in seinem Käfig gesehen, welcher, weder durch Hunger, noch durch Wuth gereizt, wie ein Kätzlein sprang? sein glänzendes Fell ist weich und glatt und gleichsam zierlich spielend, zeigt er seine schönen, starken Glieder. Wer würde glauben, daß dieses das gleiche wilde, furchtbare Thier sei, welches den unglücklichen Reisenden zerreißt und sich in Blut und Mord sättiget? Ungezähmte Leidenschaft ist gleich dem Tiger — unschädlich, wenn befriedigt, schrecklich, wenn man sich widersetzt.

Kuno war nun, wo möglich, noch wilder geworden, Tage und Nächte lang verweilte er in seinen Wäldern, kein Lächeln erhellte mehr das bärtige Antlitz, in seinem Innern kochte Haß und Zorn. Da verbreitete sich die Kunde der Verlobung der schönen Gunda mit dem edlen Ritter von Ringenburg und senkte den Stachel noch tiefer in des wilden Ritters Brust.

Auf demselben Turniere hatte der Junkherr von Ringenburg des Fräuleins Herz gewonnen, und der greise Vater segnete freudig bewegt den vielversprechenden Bund.

Schon rüstete man zu Altdorf zur Hochzeit: die Kapelle war reich mit Blumen und Kränzen geschmückt, heller Lichterglanz strahlte in den heiligen Räumen, sanftes Orgelspiel vermischte sich mit süßem Weihrauchduft, als im einfachen weißen Gewande, den Myrthenkranz in den blonden Locken, die reizende Braut an der Hand des glücklichen Bräutigams, die Stufen des Altares betrat und der Diener des Herrn den Bund der Herzen segnete. Helles Glockengeläute verkündete den freudig harrenden Dienstmannen, daß die heilige Handlung vorüber, und alsbald trat der Zug aus der Kirche und lustige Weisen ertönten in den hohen Gemächern der altergrauen Burg. Strahlend vor Liebe und Glück schmiegte sich die holde Braut an den erwählten Gatten, und ein seliges Leben durchzitterte sie, als sein Arm sich um ihre zarte Gestalt schlang, und er sie mit innigen, schmeichelnden Tönen sein süßes Weib nannte. Dem schönen Tage folgte ein wonniger Abend. Der Vollmond strahlte in goldenem Glanze am tiefblauen Firmamente, gleich als wollte auch er den Neuvermählten seine Huldigung bringen; Lust und Freude hatte ihren Wohnsitz in dem alten Ahnenschlosse aufgeschlagen, die heitere Jugend drehte sich im wirbelnden Tanze, feuriger Wein ließ das Blut lebhafter durch die Adern der alten Herren

kreisen, und unter lautem Jubelrufen der Gäste entfernte sich endlich der Bräutigam mit seiner Erkorenen und führte sie ins trauliche Brautgemach. Lauschige Stille und reizendes Halbdunkel umfing hier die Liebenden; durch die offenen Fenster fluthete das silberne Mondlicht, flüsterten die Blätter der Bäume ihre träumerischen Sagen und ein leises Lüftchen bewegte die Gardinen des Brautlagers, welches magisch von dem rothen Lichte einer Lampe beleuchtet war. Kaum eingetreten, eilte die Braut, noch im hochzeitlichen Schmucke, einem Betstuhle zu, welcher vor dem Bilde der Himmelskönigin in einer Nische stand, und begrüßte die Heilige. Der Bräutigam war neben ihr geknict und weckte sie nun aus ihren stillen Träumen. Sie blickte auf zu ihm mit schüchternen, verschämten Blicken, schmiegte sich an ihn, wie ein scheues Kind, und duldete nur widerstrebend seine Zärtlichkeit, denn der keusche Sinn der Jungfrau war noch nicht der heißen Liebe des Weibes gewichen. Die Lampe war längst erloschen, tiefe Stille umgab alle Bewohner des Schlosses, dem Lärmen der hochzeitlichen Freude war die ruhige Stille der Nacht gefolgt, als plötzlich der Ruf „Feuer!“ erscholl, und Waffengeklirr, wildes Geschrei und Todesröcheln durch die Hallen tönte. Gunda erwachte entsetzt in des Gatten Armen, in welchen sie so selig entschlafen war, er erhob sich rasch von dem Lager, um nach der Ursache des Lärmens zu sehen, als plötzlich Vermummte in das Brautgemach stürzten, voran der Ritter von Wildeneck, der

in wahnsinniger Wuth, es nicht einmal für nöthig hielt, seine Züge hinter einer schützenden Maske zu bergen. Mit einem Gebrülle sprang er, gleich einer Hyäne, auf seinen glücklichen Nebenbuhler zu und senkte den scharfen Dolch in dessen Brust. Mit dumpfem Stöhnen sank der zum Tode Getroffene auf die Kissen zurück und färbte sie mit seinem Herzblut, während Gunda ihn mit lautem Angstschrei umklammerte und ihn mit den süßesten Namen rief. Kuno's Blicke funkelten in wilder Rachelust, als er die entsetzliche Scene vor sich sah, einen Augenblick betrachtete er, wie träumend, die letzten Zuckungen seines Opfers, den verzweifelnden Schmerz der jungen Frau, dann fuhr er auf, umfaßte die Wehrlose mit starkem Arme, riß sie vom Herzen des sterbenden Gatten und floh mit ihr in wilder Hast.

Unter dem freudigen Getümmel der Hochzeit war es dem Ritter gelungen, sich mit einigen Helfern in die Burg zu schleichen und die dunkle Nacht begünstigte seine furchtbare That.

In rastloser Hast rannte er nun mit seiner kostbaren Beute fort, sich keine Ruhe gönnend, bis er im Laurathale bei dem sogenannten großen Steine angekommen war. Hier wollte er frische Kraft schöpfen, um die Geraubte dann auf seine sichere Burg schleppen zu können. Er legte die Ohnmächtige auf dem Steine nieder und schöpfte tief Athem. So war denn das finstere Werk gelungen, und das leidenschaftlich geliebte Weib hatte die Gewalt in seine Hände gegeben. Er

betrachtete die leblos scheinende Gestalt mit stolzer triumphirender Miene, als wollte er sagen: „ich will Dich schon kirre machen.“

Die kühle Nachtluft und die kurze Ruhe brachten Gunda wieder zum Bewußtsein, die schrecklichen Erlebnisse der letzten Stunde traten vor ihr geistiges Auge, während der Körper noch in Ohnmacht erstarrt schien. Mit sicherem Urtheile und festem Entschlusse überblickte sie ihre Lage, sie wußte, daß ihre Ehre dem Leben vorzuziehen sei, und der Tod sie schnell mit dem geliebten Vorangegangenen vereinen müsse. Zu der Zeit, in welcher sie lebte, konnte ein derartiger Entschluß eines Weibes nicht überraschen, und mit Aufbietung all ihrer Kräfte sprang sie auf, entriß dem erstaunten Ritter das Schwert und senkte es muthig in die eigene Brust. Die That war mit Blitzesschnelle vollbracht, und Gunda hatte so gut getroffen, daß sie mit einem Flehen an die ewige Barmherzigkeit den Geist aufgab.

Kuno von Wildeneck erbebte unter der Wucht dieses Ereignisses. Das war also die Frucht all seiner Pläne, deßhalb hatte er den schuldlosen Ritter von Ringenburg gemordet und sich mit solch garstigen, jede Ritterehre für immer befleckenden Thaten gebrandmarkt! An der Leiche der Geliebten, um deren Besitz er zum Verbrecher geworden, erwachten die Furien der Reue. Die Hand des Allmächtigen hatte an dem harten Herzen gerüttelt und es aus einem langen Schlafe zum schrecklichen Erwachen gerufen.

Stöhnend vor Weh und Gewissensqual sank er neben Gunda in die Kniee und suchte das entfliehende Leben zu bannen — umsonst — die blauen Augen waren gebrochen! Verfolgt von der Furcht vor irdischer Gerechtigkeit, und mehr noch von den Schreckbildern des Gewissens, raffte er sich auf und entfloh durch die finstern Wälder, ohne zuvor noch den Fuß in die heimathliche Burg zu setzen. Die Leiche der jungen Burgfrau wurde von den Reisigen gefunden, und unter heißen Thränen neben der des gemordeten Gatten von dem nun kinderlosen Vater begraben.

Jahre waren vergangen. Die alte Burg der Wildeneck war zur Einöde geworden, Dohlen nisteten in den Gemächern, man scheute den verrufenen Ort. Kein Ohr hatte ferner etwas von dem flüchtigen Kuno gehört.

Mit dem Kainszeichen auf der Stirne war er unstät in allen Ländern herumgeirrt, ohne irgendwo die heißersehnte Ruhe zu finden. Zerfallen mit sich und der Welt, gelang es diesem wilden, sündenbeladenen Herzen doch nicht, den Blick gläubig und reuig zum Himmel zu erheben, und so schleppte er ein trostloses, fluchbeladenes Dasein fort.

Ein gewitterschwüler Sommertag neigte sich seinem Ende zu, Donner und Blitz folgten sich in schneller Abwechslung, die Glocken zu Weingarten läuteten den Wettersegen, während die Klosterthürme in fortwährendem Feuer zu stehen schienen. Ein bleicher Wanderer zog trotz dem Heulen des Sturmes und dem

Flammen der Blitze die Straße einher; ein schmerzlicher Blick fiel auf die nahe Ruine Wildeneck, welche düster von ihrer Anhöhe hernieder blickte, dann verlor sich der fremde Mann in dem Dickicht des Laurathales. Umtobt von Sturmesbrausen und dem Gekrächze der Raubvögel, gelangte er endlich zu dem großen Steine, neben welchem er stöhnend zusammenbrach. Der Himmel schien ein Glutmeer, von allen Seiten umzüngelten Blitze in feurigem Zickzack den armen Wanderer: überwältigt von den Schrecken der Natur und der Qual des Gewissens, erhob sich die hagere Gestalt, rief mit gefalteten Händen: „Erbarme Dich, du Ewiger! sei meiner armen Seele gnädig!" Siehe da zuckte ein Blitzstrahl vom Himmel über dem Haupte des Ritters und er sank todt zusammen.

Am andern Morgen fanden Landleute an dem großen Steine im Laurathale die Leiche des längst vermißten wilden Ritters. **Lina Welebil.**

Die Sage vom Laurathale.

Im romantischen Laurathale erhoben in grauer Vorzeit zwei Ritterburgen ihre mächtigen Zinnen. Auf der sogenannten Zundelbacherhalde stand die Burg Reuti, über dem Bache die Haslachburg, deren Besitzer Dagobert mit seiner einzigen Tochter Laura ein stilles, glückliches Leben führte. Nach dem Tode der geliebten Gattin zog er sich noch mehr zurück und lebte einzig der Erziehung seines liebreizenden Kindes. Laura

gedieh zu den schönsten Hoffnungen, und nicht selten glänzte eine Thräne tiefer Rührung und seliger Vaterfreude in dem Auge des greisen Ritters, wenn er sie betrachtete, die seines Alters Krone war.

Gegenüber von der stillen Haslachburg hauste auf dem Stammschlosse seiner Ahnen der junge Ritter Adalbert von Reuti Dem jungen Edelmanne entging der Liebreiz der holden Nachbarin nicht, und bald hatte Amor den süßen Namen Laura mit glühendem Griffel ihm ins Herz geschrieben.

Laura blieb nicht unempfindlich gegen des Ritters Huldigungen, und das reizende, süße Glück der ersten Liebe breitete bald seinen geheimnißvollen Schleier über die jungen Herzen.

Vater Dagobert segnete gerne den glückverheißenden Bund, verlobte sein einzig Kind dem Ritter von Reuti, und der nächste Frühling sollte seine Blüthen zu ihrer Trauung spenden. Süße, wonnige Tage flogen nun an dem Brautpaare vorüber, jedes Zusammentreffen verband die Herzen, inniger und Laura freute sich auf den Zeitpunkt, welcher sie mit dem Geliebten vereinen sollte, wie ein glückliches Kind sich auf Weihnachten freut.

Ein langer trüber Winter war unter Vorbereitungen für den künftigen Haushalt schnell vorüber gezogen, wieder dufteten Rosen, Jasmin und Flieder in den Burggärten, wieder sangen die Vögelein ihre zärtlichen Weisen in den dichten Lauben des Parkes und die ganze Natur hatte sich bräutlich geschmückt. Die

Wonnezeit des Jahres war längst zur Trauung der Verlobten bestimmt gewesen, und der festliche Tag war bis auf wenige Wochen nahe gerückt. Wie froh und glücklich leuchtete nun Adalberts Auge, wenn er sein Bräutlein in die Arme schloß, und sie mit süßem Erröthen, von wonniger Ahnung durchschauert, sich an ihn schmiegte. Bei solchen Scenen pflegte wohl ein Thränlein der Rührung über das Glück der Kinder und der Erinnerung an die eigene Vergangenheit in den grauen Bart des Vaters zu fallen: er dachte der Zeit, wo Lauras Mutter sich ebenso in jungfräulicher Schüchternheit an ihn schmiegte: — wo war sie jetzt, die einst sein Alles war auf Erden?

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen; Ritter Adalbert war schon frühe ausgeritten, drüben auf den Zinnen der Haslachburg wehte ihm ein weißes Tuch einladend entgegen und — wer hätte wohl der süßen Lockung widerstanden? — anstatt der fröhlichen Jagd zu pflegen, lenkte er sein Pferd dem Ziele seiner Sehnsucht zu. Laura kam ihm wie ein frohes Kind entgegen gehüpft, er sprang vom Sattel, schloß sie in die Arme und sie beschlossen, den wundervollen Tag im Freien zu genießen. Unter Tändeln und Kosen flogen die Stunden gleich Minuten; Laura hatte Kränze gewunden, und drückte deren schönsten jubelnd auf das ehrwürdige Haupt ihres Vaters. Plötzlich aber wurde sie ernst, setzte sich zu seinen Füßen und barg den blonden Lockenkopf leise schluchzend in seinem Schoße.

„Was ist Dir, mein Täubchen?“ fragte der alte Ritter besorgt, und hob mit zitternder Hand ihr Köpfchen in die Höhe. Laura lächelte ihm unter Thränen zu: „Weiß nicht, was so plötzlich mich überfiel,“ sprach sie wehmüthig „mich durchbebte es wie Ahnung kommenden Unglückes — wenn ich nur meinen Hochzeitstag erlebe“ —

„Wie kommst Du zu solch trüben Gedanken, Liebchen? verscheuche sie mir zu Liebe“ bat Adalbert, ihre zarte Hand küssend. „Vergib mir, Vater und auch du Adalbert; ich wollte Euch nicht wehe thun — aber es zog mir wie ein Trauerklang durch die Seele und ich mußte weinen, ohne zu wissen warum.“

Das kleine Zwischenspiel war bald vergessen, Adalbert spielte die Laute meisterhaft, und begleitete damit die lieblichen Lieder seiner Braut.

Schon senkten sich der Dämmerung Schatten über die Gefilde, und der Vater mahnte daran, in's Schloß zu gehen, damit die Abendluft nicht seinen alten Gliedern schade.

„Wißt ihr, Kinderlein, über vierzehn Tagen will ich an eurer Hochzeit noch eines tanzen, und da darf die leidige Gicht mir nicht meine Freude stören, am Ehrentage meines Herzblättchens,“ scherzte er gutmüthig, und die kleine Familie machte sich auf den Weg.

„Sehet, lieber Vater, welch drohende Gewitterwolken dort aufsteigen, ich denke, wir werden heute Nacht noch Donner und Blitz haben,“ sprach Adalbert zu seinem Schwiegervater.

„Ja, ja, die Luft ist schwül und drückend, ich fürchte beinahe selbst etwas Aehnliches," erwiederte dieser.

„Unter solchen Umständen wirds wohl besser sein, ich begebe mich vor Ausbruch des Unwetters nach Hause," sagte der junge Ritter zu seiner Braut. „O bleib bei mir — ich fürchte mich sonst," bat Laura, sich an seinen Arm klammernd.

„Mein Kind sollte keine Furcht kennen," tadelte Ritter Dagobert. Beschämt und schweigend senkte Laura den Blick zur Erde und wagte keine Gegenrede, als ihr Bräutigam sich beurlaubte. Ihr Herz zuckte krampfhaft, da er sie umarmte, und ihr thränenfeuchter Blick tauchte bittend in den seinen — Adalbert schien zu zögern, aber er dachte an den Tadel des alten Ritters und blieb seinem Vorsatze getreu.

Er eilte die Treppen hinunter, schwang sich auf's Pferd und trabte bald zum Burgthore hinaus, während Laura bleich und stille oben am Fenster stand und ihm nachstarrte, bis eine Biegung des Weges ihn ihrem Auge entzog.

„Maria hilf!" seufzte sie aus beklemmter Brust und blickte gläubig zum Himmel. „Kind, das ich bin!" fuhr sie nach kurzer Pause im Selbstgespräche fort, „warum ist mir so unheimlich und bang? ich freue mich doch sonst der Naturereignisse, und wenn die Blitze flammen und der Sturm durch die Wipfel der Eichen rauscht, ahne ich die Größe, die Kraft Gottes — aber heute — mir ist so sonderbar zu Muthe. —

Sie preßte die Hand auf das unruhig pochende Herz

und blickte nach den Wolken, die schwarz und drohend am fernen Horizonte sich sammelten. Der Vögel Gezwitscher war längst verstummt, sie flatterten scheu umher und suchten Schutz gegen das drohende Unwetter; die Luft war drückend, kein Wind belebte die schwüle Stille, einzelne Blitze zuckten durch die dunkeln Wolken und erleuchteten die schnell eintretende Dämmerung. Die ganze Natur befand sich in jener dumpfen, unheimlichen Ruhe, welche gewöhnlich einem heftigen Sturme vorangeht.

Laura's Vater saß in seinem Sorgenstuhle am Kamine, zwei Wachskerzen brannten vor ihm und beleuchteten düster die dunkeln Wände des großen, alten Gemaches. Er hatte das Haupt nachdenkend in eine Hand gestützt, während die andere mit dem Halsbande des großen Hundes spielte, welcher neben ihm kauerte und ihn mit seinen klugen Augen anblickte.

Im weißen Nachtgewande trat Laura mit einer brennenden Kerze in der Hand durch die offene Thüre.

„Mir ist so bang, Vater," sprach sie leise, „das Gewitter wird wohl Schaden bringen!"

„Ist das mein starkes, muthiges Kind? — wo ist Dein Gottvertrauen, Laura? Wenn wir glauben, daß eine Vaterhand in allmächtiger Liebe unsere Geschicke leitet, vor was können wir uns dann fürchten? Und ist es denn das erste Gewitter, das mein Kind auf dieser einsamen Burg erlebt? sonst pflegtest du dich nicht zu fürchten, Kind, und ich durfte stolz seyn auf meine muthige Tochter."

„Du hast Recht, Vater, ich bin heute kindisch," unterbrach ihn Laura; „ich will noch in die Kapelle gehen, im Gebete wird mir leichter werden, die heilige Jungfrau ist ja die Trösterin der Betrübten, zu ihren Füßen werde ich Blitz und Sturm nicht fürchten." „Geh, mein Kind," sprach der alte Herr gerührt, „und wenn du zurückkommst, hole mich hier ab, dann führst du mich zur Ruhe."

Langsam schritt Laura durch die langen Gänge der kleinen Hauskapelle zu. Durch die hohen Fenster der Hallen flammten Blitze, näher und näher krachte der Donner, und das bleiche Licht der Wachskerze in des Fräuleins Hand flackerte trübe und unheimlich.

Sie trat in das kleine Gotteshaus und näherte sich dem Altare. Das Bild der Himmelskönigin schmückte denselben, und der rothe Schein des ewigen Lichtes beleuchtete mild das Antlitz der Gebenedeiten unter den Weibern.

Laura fühlte sich ruhiger und weniger ängstlich in den heiligen Hallen, sie bekreuzte sich fromm und sank vor dem Altare auf die Kniee in brünstigem Gebete.

Ihr Auge hob sich gläubig zu dem heiligen Bilde, es schien ihr zuzulächeln, ihr Muth und Vertrauen in's Herz zu flößen, und während draußen ein Gluten-meer aus den schwarzen Wolken quoll, Donnerschläge sich schnell und dröhnend folgten und der Sturm durch die Bäume heulte, flehte die leise Stimme des jungen Mädchens glaubensvoll in der schwacherhellten Kapelle: „Unter Deinem Schutz und Schirm fliehen

wir, o heilige Gottesgebärerin! — o mächtige Jungfrau, du Zuflucht der Sünder, du Trösterin der Betrübten, du Hülfe der Christen, bitte für uns!

Immer und immer wieder wiederholte sie die frommen Worte, gleich als gäben sie ihr Kraft, die Schrecken der Nacht zu tragen, als fühlte sie, daß, was auch immer geschehen möge, zu ihrem Wohle gereichen müsse, wenn die Heilige sie gewürdigt habe, auf sie zu blicken.

Nach und nach verstummte die leise betende Stimme, wie in sich versunken kniete das Mädchen lautlos an den Stufen des Altares, und verwendete kein Auge von dem Bilde der Königin der Engel, auf deren Schooße das Heil der Welt ruhte. Ein süßes Lächeln schien die Züge des Burgfräuleins zu verklären, und o wie lieblich war das Bild in der Kapelle, im Vergleiche mit dem tobenden Sturme der rasenden Elemente draußen.

Laura war schon lange in der Kapelle, es war ihr wohl geworden und sie schien vergessen zu haben, daß der alte Vater ihrer harrte, als plötzlich ein glühender Blitz sie aufschreckte, dem augenblicklich ein Donnerschlag, welcher die Grundpfeiler der Burg erschütterte, folgte.

Einige Minuten später stand die Burg in Flammen; es hatte eingeschlagen und das Feuer griff mit rasender Schnelle um sich. Laura erst so ängstlich, hatte nun den Muth der Löwin gefunden, sie verließ schnell die heilige Stätte und eilte in's Wohngemach, dem

alten Vater beizustehen. Da lag der arme Greis ohnmächtig, und der treue Hund saß winselnd und zitternd neben ihm. Keiner der Diener war an seinem Platze, es war, als ob alle im ersten Schrecken geflohen wären. Laura dachte nicht an die eigene Gefahr, es galt, den theuren Vater zu retten, und so achtete sie nicht der Flammen, die immer mehr um sich griffen, nicht des erstickenden Rauches, der sie umgab.

Es gelang ihr, den Vater zum Bewußtsein zu bringen, und mit einer jener übermenschlichen Anstrengungen, deren wir im Momente der Gefahr fähig sind, ohne später begreifen zu können, wie es möglich war, schleppt sie denselben in den Garten, und rettet ihn vom Flammentode, um ihn kurze Zeit später in ihren Armen sterben zu sehen.

Ritter Adalbert hatte inzwischen auf der Zinne seiner Burg dem Toben des Sturmes zugesehen. Sein Auge blickte eigentlich nur mechanisch auf die großartige Naturerscheinung, denn sein Herz beschäftigte sich mit süßen Bildern künftigen Glückes. Er sah Laura als Weib und Mutter, sich als den glücklichsten Gatten und freute sich der kommenden Seligkeit. Da weckte auch ihn der furchtbare Donnerschlag aus seinen süßen Träumen, und einen Augenblick später sieht er Laura's Heimath in Flammen stehen. Adalbert besann sich keinen Augenblick, er sprang auf, eilte die Treppen hinunter und verließ die Burg, ohne sich Zeit zu gönnen, auch nur die geringsten

Vorkehrungen zu treffen — es galt ja, die Geliebte zu retten.

Er eilte auf dem nächsten Wege dem nahen Bach zu, über welchen ein schmaler Steg führte, und hoffte, so in kürzester Zeit ihr mit Hülfe und Beistand nahe zu sein.

Die wilden Regengüsse jedoch, welche die ganze Nacht niedergestürzt waren, hatten das enge Flußbette immer höher angeschwellt, und die Wogen hatten die schwache Brücke mit fortgerissen. Der junge Ritter hatte keine Ahnung dieses Ereignisses, er dachte nur der Gefahr seiner Braut, betrat schnell den Steg, und wenige Augenblicke später schlugen die Wogen schäumend über ihm zusammen und begruben ihn in ihrem feuchten Schooße. Während er machtlos um sein Leben kämpfte, hatte Laura verzweifelnd die Leiche des theuren Vaters und die brennende Burg verlassen, und wollte in ihrer Angst Hülfe und Schutz bei dem theuren Bräutigame suchen. Von dem Glaste der Feuersbrunst geleitet, gelangt sie an das Bett des Flusses und sucht nach dem schmalen Stege, der sie an das andere Ufer, und dann auf Adalberts Burg führen soll. Nirgends eine Spur der Brücke: — da zeigt eine plötzlich aufsteigende Feuersäule und ein blendender Blitzstrahl ihr ein menschliches Wesen, das in den kalten Wogen mit dem Tode ringt. Starr vor Entsetzen blickt sie noch einmal auf die schreckliche Scene — das Auge der Liebe hatte den Verlobten erkannt — und mit einem Schrei der Verzweiflung

springt sie in das nasse Grab, um vereint mit ihm zu sterben, den sie hienieden am Meisten geliebt.

Am folgenden Tage, als die Sonne wieder golden am tiefblauen Firmamente lachte, und wie verwundert auf die rauchenden Trümmer der erst so stolzen Burg niederblickte, wurden die Leichen der Verlobten an's Land gebracht: sie hatten sich im Tode fest umschlungen und wurden so in geweihter Erde beigesetzt.

Im Munde des Volkes aber erhielt sich die schauerliche Sage, daß mancher Wanderer um die Mitternachtsstunde eine Schattengestalt mit weißem Gewande und Nebelschleier von der Lauraburg zum großen Steine stille wallen gesehen habe. Das Thal aber führt seit jener schauerlichen Begebenheit den Namen Laurathal.

L. Welcbil.

VI.

Schloß Kirchberg

an der Iller.

Im schönen Thale der Iller, deren grüne Wellen noch schäumend vom geschmolzenen Schnee der Tyroler Alpen das reiche Land durchströmen, das sich am alten Kloster Kempten bei der frühern Reichsstadt Memmingen herniedersenkt zum Donauthal — erhebt sich

auf einem mäßigen Hügel des linken Ufers das Schloß Ober-Kirchberg, das jetzt noch bewohnt wird von den Nachkommen des reichen Geschlechts der Fugger. Schloß Ober-Kirchberg war seit Jahrhunderten der Hauptsitz der alten Herrschaft Kirchberg, und wurde auf den Grundmauern der Stammburg der alten Grafen von Kirchberg erbaut. Letztere gehörten zu den ältesten und edelsten Geschlechtern des Schwabenlandes. Die ersten urkundlichen Grafen von Kirchberg sind die Gebrüder Hartmann und Otto, welche im Jahr 1093 das Kloster Wiblingen stifteten, dessen Vogtei dem Hause verblieb. Graf Hartmann von Kirchberg war einer der ersten Schwaben, welche im Jahr 1098 mit Gottfried von Bouillon nach Palästina zogen, um den Sarazenen das heilige Land zu entreißen. Im Jahr 1109 war Graf Hartmann, man weiß nicht aus welcher Ursache, in einer großen Fehde mit dem Grafen Rudolf von Bregenz begriffen. Sie lieferten einander im Januar dieses Jahrs eine blutige Schlacht unweit Jedesheim, nicht ferne von Kirchberg; Graf Hartmann erstritt am Ende den blutigen Sieg. Außer dem Graf Walther von Böringen fielen noch mehrere Edle. Otto von Kirchberg, Hartmanns Bruder, wird im Jahr 1099 zum letzten Mal in Urkunden genannt. Hartmann pflanzte den Stamm fort durch zwei Söhne, Hartmann und Eberhard. Der erstere erscheint einige Male von 1127—1134 in Urkunden, desto häufiger sein Bruder Graf Eberhard, der in den Jahren 1142—1150

meistens in der Umgebung K. Konrads III. vorkommt. Eine Schwester von diesen beiden soll jene fromme Ida gewesen seyn, von der die Legende eine rührende, allwärts bekannte Geschichte erzählt. Sie war an den reichen Grafen Heinrich von Toggenburg vermählt, dessen väterliche Stammburg auf einem Felsen unweit dem Kloster Fischingen im Thurgau lag. So tapfer und ritterlich dieser ihr Gemahl war, so konnte er doch den Zorn nicht überwinden. Ein Rabe reizte noch die schrecklichste Eifersucht gegen seine Gemahlin in ihm auf, und veranlaßte ihn zu einer verabscheuungswürdigen Gewaltthätigkeit. Der diebische Vogel hatte nemlich neben anderem Schmuck den Brautring der Gräfin am offenen Fenster in der Sonne glänzen sehen und davon genommen. Der Jäger des Grafen fand den Ring und steckte ihn an seinen Finger. Wie der Graf den Ring an der Hand des Knechts bemerkt, entbrennt er von innerem Grimm; er glaubt, die Gräfin habe den Ring dem Knechte gegeben, um den Gemahl zu höhnen. Da ergriff er rachedürstend die Gräfin, und schlenderte sie in den Burggraben hinunter, den Jäger aber läßt er an den Schweif eines wilden Pferdes binden, welches, über die Burghalde hinunter springend, den Unglücklichen bald fürchterlich zerschellt. Nur wie durch ein Wunder blieb die Gräfin, ungeachtet des tiefen Sturzes, am Leben. Von Gram erfüllt, und ohne Hoffnung, den verblendeten Gatten von ihrer Unschuld überzeugen zu können, wankte sie dem dichten Walde zu, verbarg sich daselbst in einer

Höhle, und fristete mehrere Jahre lang ihr Leben mit wilden Beeren und Waldkräutern, und mit dem Almosen, welches die Hirten der Einsiedlerin gutmüthig reichten. Durch Zufall entdeckte der Graf auf der Jagd seine verborgene Gemahlin; ihre Erhaltung und fromme Ergebenheit in ihr trauriges Schicksal erschien ihm nun als Beweis ihrer Unschuld. Er wollte sie wieder auf seine Burg führen, allein sie zog es vor, eine Zelle bei Fischingen zu beziehen, und ihr übriges Leben dem Gotte zu weihen, der sie vom schmählichen Tode errettet hatte. Ida starb um 1179 und wurde zu Fischingen begraben. An ihrem Grabmale, das noch jetzt zu sehen ist, fand die Andacht viele Erbauung, mancher Leidende Trost in seiner Noth, das Kloster Fischingen erlangte dadurch Berühmtheit und so viele Geschenke, daß zu Ehren der frommen Ida eine Zeit lang auch ein Nonnenkloster erhalten werden konnte. — Wir kehren wieder zu den Grafen von Kirchberg zurück.

Söhne des Grafen Eberhard waren Otto, Hartmann, und vielleicht auch ein Rudolf, der nur einmal im Jahr 1185 in einer Urkunde auftritt. Graf Hartmann von Kirchberg wird im Jahr 1164 unter denjenigen genannt, welche auf Seiten des Herzog Welfs die unglückliche Schlacht bei Tübingen gegen den Pfalzgrafen Hugo mitgemacht. Sonst wird er oft mit seinem Bruder Otto in Urkunden genannt, aber nach dem Jahr 1198 ist er nicht mehr im Leben, während Otto ihm mehrere Jahre zuvor im

Tode vorangegangen. Ein Sohn von Hartmann war wohl der Graf Hartmann von Kirchberg, der noch bei Lebzeiten seines Vaters im Jahr 1187, und denn noch in Urkunden vom Jahr 1213 und 1215 erscheint. Söhne dessen sind Otto, und Hartmann, der einen Sohn Otto erzeugte, welcher sich mit einer Schwester des Grafen Ulrichs von Schelklingen vermählte. Aus dieser Ehe gingen drei Söhne: Eberhard, Conrad und Bruno hervor. Von den letzteren brachte es Bruno zur höchsten geistlichen Würde: er wurde Bischof zu Brixen im Jahr 1250 und starb 1288. Graf Conrad von Kirchberg ist der bekannte Minnesänger, welcher so begeistert von Blumen und Mai gesungen:

> Maie ist kommen in die Land,
> Der uns je von Sorgen band;
> Kinder, Kinder seid gemahnt,
> Wir soln schauen Wonne mannigfalte,
> Auf der lichten Haide
> Da hat er uns vorgespreit
> Manig Blümelein gemeit u. s. w.

Er hat 24 Strophen hinterlassen, in denen er beurkundet, daß der Sänger an der grünen Iller keiner der geringen im Schwabenlande gewesen. Conrad und sein Bruder Bruno werden im Jahr 1255 in einer Verhandlung genannt, die auf der Burg Kirchberg vorging. Bei dieser Verhandlung erscheint auch ein Otto von Kirchberg als Zeuge, der später

den Beinamen Graf von Brandenburg führte, und einer Nebenlinie angehörte. Diese müssen angesehene Herren gewesen seyn, denn sie führen in Urkunden den Namen „erlauchte, hochgeborne Grafen.“ Conrad und Eberhard von Kirchberg werden noch bis ins Jahr 1268 mit einander in Urkunden aufgeführt. Die beiden pflanzten in zwei Linien den Hauptstamm der Grafen von Kirchberg fort. Die eine, welche Conrad der Minnesänger stiftete, erlosch mit seinem Urenkel Wilhelm im J. 1366, da dieser nur eine Tochter hinterlassen; die Linie Eberhards dauerte bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts, wo sie im sechsten Gliede mit Graf Philipp von Kirchberg erloschen. Noch früher war die von dem obengenannten Otto von Brandenburg (jetzt Weiler und Schloß nicht ferne von Kirchberg und Neuhaus an der Leibe in Baiern) gestiftete Nebenlinie ausgegangen; sein Sohn gleichen Namens gab im Jahr 1304 seine Burg Neuhaus dem Hochstift Augsburg zu Lehen auf, empfing sie aber wieder mit seinem Vetter Graf Conrad dem Jungen von Kirchberg zu einem rechten Erblehen, und vererbte sie auf die Kirchberger Hauptlinie, wie denn im Jahr 1347 Wilhelm der Aeltere, Graf von Kirchberg, von Kaiser Karl IV. „mit den zwei Herrschaften Kirchberg und zu dem Neuenhause, mit dem Burggesäß zu Kirchberg u. s. w.“ belehnt wurde. Demnach lebte Graf Otto nicht mehr. — Viel Erwerbsglück war nicht in der durch frühe Theilung geschwächten Familie, die noch durch eine schwarze

That, einen Vatermord, im Jahr 1330 war gebrandmarkt worden. Die Geschichte hat den Namen des Vatermörders nicht überliefert, aber ein Graf von Kirchberg in Schwaben ist es gewesen. Der Vatermörder, welcher zugleich die Herrschaft Wullenstetten besessen, soll 200 Jahre mit seinen Nachkommen von der Grafschaft Kirchberg ausgeschlossen gewesen seyn, und mußte zur Strafe in seinem Wappen anstatt der rothgekleideten Mohrin, eine Mohrin in schwarzem Kleide, mit fliegenden Haaren führen. — Die Burg und Herrschaft Kirchberg ging frühzeitig, bei dem, daß es nicht an männlichen Sprossen in der Familie fehlte, dem Hauptiheil nach an Tochtermänner über. Doch brachte der Kirchberger Mannsstamm die Grafschaft Kirchberg wieder an sich. Graf Conrad († 1417) und sein Sohn Eberhard († 1440) brachten die Familie wieder empor. Conrads Enkel Eberhard, und Conrad, kauften wieder die Herrschaft Kirchberg. Aber der Besitz blieb nicht beisammen; die genannten Grafen schwächten sich aufs Neue durch Theilungen. Dazu kamen noch zahlreiche Schulden, welche beinahe die ganze Herrschaft in die Hände der Stadt Ulm gespielt hätten. Da verkauften Graf Wilhelm, Conrads Sohn, und Philipp, Eberhards Sohn, der erstere im Jahr 1481, der andere im Jahr 1498, ihre Antheile an den Herzog Philipp den Reichen von Baiern. Mit Philipp, der nur eine Tochter hinterließ, erlosch im Jahr 1510 der ganze Mannsstamm der Grafen von Kirchberg.

Nachdem aber im Jahr 15 7 der Herzog Georg in Baiern ohne männliche Leibes= und Lehenserben mit Tod abging, hat Kaiser Maximilian, als Erzherzog von Oesterreich, aus „gegründeten, redlichen und billigen Ursachen, auch um des merklichen Kostens und Schadens willen" die Grafschaft Kirchberg in Besitz genommen, und seinen übrigen Ländern einverleibt. Dann hat er sie bald darauf an Jakob Fugger für 70,000 fl. verpfändet, zwar nach einiger Zeit wieder eingelöst, aber nachgehends wieder für 525,000 fl. als ein Mannlehen an Fugger verkauft. Bei diesem Hause ist die Herrschaft Kirchberg ununterbrochen geblieben. Unter ihnen hat das Schloß Kirchberg, das den Hauptort der Herrschaft Fugger=Kirchberg bildet, seine jetzige Gestalt erhalten.

Das Fräulein von Kirchberg.

Ein schlichter Leineweber zu Augsburg in der mächtigen Handels= und Reichsstadt, die damals mit Nürnberg und Ulm einen so großen Ruhm genoß, daß das Sprüchwort durch Alle Lande ging:

Nürnberger Witz
Ulmer Geschütz
Augsburger Geld
Bezwingt die ganze Welt,

der hatte es durch seinen Fleiß dahin gebracht, daß Fürsten und selbst der Kaiser ihm die Ehre schenkten, bei ihm einzukehren.

Tausende der Lastwagen führten seine Leinwand, den Fleiß der schwäbischen Weber, über die Alpen in das Land Italien und von da weiter nach Asien und Afrika. Ja seine Schiffe segelten mit dieser Waare in das kaum zuvor entdeckte ferne Amerika über das weite Weltmeer und nach Ostindien, und brachten köstliche Gegenstände aus jenen Ländern zurück. Darum war auch des Kaufherrn Fugger Schatzkammer stets gefüllt mit Gold und Silber, und wo ein Mächtiger des Reiches Geld bedurfte, so wandte er sich an Meister Fugger, daß er ihm welches vorschöße.

Kein Wunder, wenn er allwärts geehrt und geschätzt war, vom Kaiser in den Adelstand erhoben wurde, und seine Kinder bald im Schwabenland manch schönes Schloß und Gut sich erwarben.

So saß denn auch ungefähr hundert Jahre später, um die Zeit des drangsalvollen dreißigjährigen Krieges, ein Nachkomme jenes Kaufherrn in dem schönen Schlosse zu Kirchberg. Weit und breit gab es keinen stolzern und lustigeren Sitz, denn von dem Söller aus konnte er Thal aufwärts die Abendsonne die Tyroler Alpen beleuchten sehen, und wenn längst schon die Sonne hinunter, glühten jene hohen Spitzen noch weit in die Lande hinein. Wandte aber der Schloßherr sein Auge Thal abwärts, längs den bewaldeten Gestaden der sich schlängelnden Iller, so schimmerten die Mauern und Thürme des reichen Benediktinerklosters Wiblingen zu ihm herauf, hinter ihnen streckte

das Ulmer Münster sein riesiges Haupt hervor, und neben ihm manch anderer starker Thurm der festen Reichsstadt.

Conrad Fugger hatte nur zwei Kinder. Das älteste war ein Sohn, der, kaum den Knabenjahren entwachsen, nach Mailand in Italien sich gewendet, um dort bei Verwandten das Geschäft eines Kaufherrn zu erlernen, zu dem er schon als Knabe Lust und Liebe gefühlt. In ferne Lande über Seen und Meere trugen ihn seine Träume auf reich beladenen Schiffen mit Elfenbein, Perlen, mit Seide und köstlichen Früchten heißer Länder.

So blieb bei den Eltern im Schlosse nur Anna, ein liebliches Kind von sechszehn Jahren. Mit großer Zärtlichkeit hingen Vater und Mutter an ihr, und besonders Jener freute sich bei dem Gedanken, sein Töchterlein nach wenigen Jahren mit dem Sohne eines seiner Nachbarn zu vermählen.

Der Ritter Herrmann von Wain im Illerthale hatte nemlich einen einzigen Sohn, und wenn die Väter zuweilen sich besuchten, dann ward beim Becher stets das Hauptgespräch, daß ihre Kinder in wenigen Jahren einander sollten die Hand reichen als Ehgemahle.

Freudig kehrte dann der von Fugger auf sein Schloß zurück, denn er hielt große Stücke darauf, daß sein Tochterlein sich sollte verbinden mit dem Nachkommen eines so alten, edlen Geschlechts, wie das derer von Wain war. Der Stolz und Hochmuth fand sich geschmeichelt, da er selbst nur zwei Ahnen zählte,

wenn ein so uraltes Geschlecht in die nächste Verwandtschaft mit ihm träte.

Aber so oft er auch mit seinem Ehgemahl darüber Unterredung pflegte und die Eltern es Anna nicht verhielten, daß über ihre Zukunft beschlossen sei, so eilte das schüchterne Kind doch stets aus dem Gemache, denn noch war das erste Gefühl zu einem Manne nicht in ihrem reinen, kindlichen Herzen erwacht, und Otto von Wain, den sie einigemal auf ihrem Schlosse auf Besuch gesehen, war ihr so gleichgültig, wie jeder andere Jüngling, der ihr bisher begegnet und ein freundliches Wort mit ihr gewechselt.

Ja sie empfand sogar ein etwas drückendes Gefühl, wenn sie an das Vorhaben ihrer Eltern gedachte, denn obwohl Otto ein wohlgestalteter Jüngling war und in dem scharlachrothen, nach spanischer Tracht gemachten Wammse, mit geschlitzten weiten Aermeln sich stattlich ausnahm, so hatte er doch etwas in seinem Blicke, was ihr ein tiefes Unbehagen einflößte. Indessen sprach sie ihre Gefühle nicht gegen ihre Eltern aus, sondern suchte stets der Unterhaltung über ihre Zukunft auszuweichen.

So war ihr siebenzehnter Geburtstag eingetreten, und ihr Vater wußte ihn nicht besser und festlicher zu feiern, als daß er ihr einen kleinen, milchweißen Zelter mit vergoldetem Zaum und Zügel zur Festgabe machte und seine Nachbarn zu einem fröhlichen Bankette einlud, zu welchem auch angesehene Ulmer Adelige entboten wurden.

Vom frühesten Morgen an rührte sich Anna und Alles auf Schloß Kirchberg in Küche und Keller, in den Ställen und auf dem Hof, und gegen Mittag ritten die edlen Gäste den Hügel herauf und wurden vom Schloßherrn, dessen Gemahl und dem jungen Fräulein freundlichst empfangen. Unter den Ersten, die eintrafen, waren die edlen Herren von Wain, Vater und Sohn. Der junge Ritter war heute doppelt kostbar gekleidet. Lange Straußenfedern wogten vom hellblausammtnen Barette herab bis auf die Hälfte des Rückens; über dem papageigrünen Wammse legte sich ein fein gezackter, breiter Brüßler Spitzenkragen heraus, und um die Hüfte war ein kostbares kurzes Schwerdt gegürtet.

Der wohlgestaltete junge Edle von Wain warf sich leicht aus dem Sattel seines flüchtigen Rappen, und als sein Vater den Hauswirth und seine Damen begrüßt hatte, reichte auch er, sich tief verbeugend, seine Hand den Eltern Anna's, und dann dem Fräulein, um ihr einen feingesetzten Glückwunsch zu sagen.

Aber als seine Hand die ihrige drückte, zog sie selbige jählings zurück, denn es war ihr, als ob ein höllisches Feuer sie brannte, und das scharfe Auge, mit welchem der junge Gast sie traf, schnitt ihr schmerzhaft bis in die Seele. Sie ward sich bewußt, daß sie nie und nimmermehr diesem Manne sich zugesellen könnte in Neigung und Wohlgefallen.

Schnell wandte sie sich um und begrüßte einen

Ulmer Rathsherrn, der, wie sonst gar häufig, so auch heute sich eingefunden hatte.

Was es eigentlich war, das Anna zu dem jungen ihr bestimmten Junker keine Neigung fassen ließ, wußte sie selbst nicht, sich klar zu machen, und sie hatte sich manchmal darüber in stillen Selbstgesprächen gescholten. Aber fort und fort erfaßte sie allemal wieder ein beengendes und drückendes Gefühl, so oft er, und so höflich er sich auch nahte. Indeß hielt dieß Jedermann für jungfräuliche Schüchternheit und auch der Junker war dieses Glaubens.

Bald saß Alles an der reichgedeckten Tafel, wo man dem jungen von Wain den Ehrenplatz neben Anna angewiesen.

Den ersten Trunk brachte der Hauswirth seinen liebwerthen Gästen aus, die ihm heute beim Geburtsfest seiner theuren Tochter die Ehre geschenkt, Theil zu nehmen an der Freude seines Hauses.

Darauf ergriff der Alte von Wain den Pokal, dankte seinem alten ehrenwerthen Nachbar für die schätzbare Einladung, und fügte hinzu: insonderheit möge der Himmel so gnädig seyn, dem edlen, hochachtbaren und schönen Fräulein eine glückliche Zukunft zu schenken und seinem Hause die Freude, dieses Fest durch noch engere Bande mit dem Hause Fugger verknüpft, in alle Zeiten feiern zu dürfen.

Alles erhob sich und stieß die Pokale zusammen, während Anna zitternd bald erröthete, bald erbleichte,

und als sie mit Allen angestoßen, vor heftiger innern Bewegung ihrer Mutter fast in die Arme sank.

Indessen faßte sie sich nach Kräften und suchte dem Junker auf alle Fragen Antwort zu geben, oder ihm mit möglichster Aufmerksamkeit zuzuhören, wenn er von seinen Reisen sprach und dem wilden Kriegslager Tilly's, das er als Edelknabe des Churfürsten von Baiern, seines Herrn, vor zwei Jahren besucht. Aber wenn des Junkers Auge feuriger ihr zublitzte, und er sich näher gegen sie bog, um in dem Reize ihrer lieblichen Züge zu schwelgen, dann überkam es sie wieder unheimlich und eine unerklärliche Beklemmung preßte ihr das Herz zusammen.

Es war im Hochsommer, und die Sonne neigte sich langsam zum Untergang, als die Gäste zur Heimkehr sich rüsteten und ihre Rosse vorgeführt wurden. Ich begleite Euch — rief der Herr von Fugger den Herren von Wain zu — eine Strecke hinüber jenseits der Iller, denn der Abend ist frisch und belebend, und noch manches Wort möchte ich wechseln mit meinen liebwerthen Gästen.

Und auch Du — setzte er dann schnell hinzu — auch Du Anna magst deinen Vater begleiten und erproben, welchen Paß dein Zelter geht, den ich dir heute als Angebinde geschenkt.

Wiewohl Anna sich entschuldigte und alle Ausreden versuchte, der Vater blieb dabei und die Gäste stimmten alle in die Bitte ein.

So wurde denn der kleine Zelter nach Frauenart

gesattelt mit den buntfarbigsten Teppichen, und der Junker hielt hocherfreut den Bügel, um dem schlanken Fräulein auf das Rößlein zu helfen.

Mitten in der Schaar der Scheidenden ritt Anna dahin den Schloßberg hinab zur Iller, und eben so stolz blickte ihr Vater auf die reizende Jungfrau, als der Junge von Wain, dem das Glück winkte, sie später als Ehgemahl heimführen zu dürfen.

Als sie über den breiten hölzernen Steg gekommen, der über das Illerflüßchen führte, trennte sich die Gesellschaft. Linksab zogen die Gäste aus Ulm und rechtshin wendeten sich nach ihrem Schlosse die Edlen von Wain. Nur eine kurze Strecke begleitete diese noch der Schloßherr von Kirchberg, dann wandte er sich mit Anna zur Rückkehr.

Eben ritten sie wieder über den niedern Illersteg, das Wasser war ziemlich stark angelaufen durch ein Gewitter, das Tags zuvor weiter oben im Thal gefallen, es rauschte wild durch die buschigen Ufer, und brach sich an den kleinen Erleninseln und Sandbänken.

Da plötzlich fiel ein Schuß im Gebüsch! das Roß des Fugger bäumte sich hoch auf, und mit ihm machte der erschreckte Zelter Anna's einen so gewaltigen Sprung auf die Seite, daß Anna mit einem gellenden Schreckensschrei aus dem Sattel flog und in die hochaufgeschwollenen Wellen der Iller stürzte.

Ein lauter Schrei Fuggers schallte ihr nach — in der höchsten Angst um sein Kind wollte er sein Roß

in das Wasser sprengen, aber das scheue Thier folgte keinem Sporenstoß und sprang immer seitwärts, während Anna schon unter kläglichem Hilferuf eine Strecke fortgerissen ward.

Da erblickte der Graf plötzlich durch das Erlengebüsch einen Jüngling stürzen im Jägergewande, der die Büchse wegwarf und mit einem kühnen Sprung mitten in den Wogen war. Ein rüstiger Schwimmer, hatte er in wenigen Augenblicken Anna erfaßt, die im Todeskampfe sich krampfhaft an ihn klammerte, und arbeitete sich nun mit Riesenstärke dem Ufer zu, wohin der sprachlose Vater geeilt war, und nun vom Rosse gestiegen ihm die Hand reichte, um das theure Opfer den Wellen zu entreißen.

Mit Mühe gelang es Beiden, Anna auf's Trockene zu bringen, und selbst da noch hatte sie des Jägers Arm so krampfhaft umklammert, daß er sich ihr nicht entwinden konnte.

Die Todesangst hatte ihr die Augen geschlossen; erst nach einigen Minuten schlug sie dieselben auf, und blickte in die großen braunen Augensterne ihres Retters, die von Treuherzigkeit und Theilnahme strahlten.

Es war e i n Augenblick — aber es lag eine ganze Welt von Seligkeit darin, und zwei Herzen hatten den Bund der Liebe geschlossen, ohne daß auch ihr Mund nur e i n e Sylbe gestammelt hätte.

Mit einem leichten Seufzer und die blassen Wangen rasch erröthend, ließ Anna's Hand den gepreßten Arm

ihres Retters los und sank in die Arme ihres zärtlichen Vaters.

Jetzt erst stammelte sie ihren Dank und in denselben stimmte Graf Fugger ein, während er dem schmucken, kühnen und edlen Jäger die Hand drückte.

Wenn ich recht sehe, fuhr er fort, so seyd Ihr der Sohn des Klosterjägers von Wiblingen, der schon manchmal meinen Jagden hat beigewohnt, ein guter Schütze, im ganzen Illerthal gerne gesehen beim edlen Waidwerk!

So ist es, antwortete der Jäger, und strich sich die nassen kastanienbraunen Locken aus dem Gesicht; ich streifte die Iller herauf, da traf ich auf der Forstgränze zwei Eurer Knechte vor einer halben Stunde, die gingen pürschen auf wilde Tauben und luden mich ein zu ihrem Pürschgang, und darnach zu einem guten Trunk, denn, sagten sie, heute feiert die edle Herrschaft das Geburtsfest unseres gnädigen Fräuleins — wir haben einen fröhlichen Tag und dabei ist jeder ehrliche Waidmann willkommen in unserer Zechstube.

Frohen Sinnes nahm ich die Einladung an und hätte nie geahnt, daß das Unglück so nahe und ich selbst die Ursache davon wäre.

Während ich aufwärts schlich am Ufer gegen die Brücke, streiften die Andern abwärts und die erste Taube kam mir zum Schuß.

Aber kaum hatte ich abgedrückt, da vernahm ich von ferne das Angstgeschrei menschlicher Stimmen, und als ich in jäher Eile darauf zusprang, gewahrte ich

Euch, gnädiger Graf, auf der Brücke und Euer Roß hoch aufbäumend, indessen die Gewänder einer Dame in den Wellen daher trieben.

Was weiter geschehen, habt Ihr gesehen, und ich danke dem gnädigen Himmel, daß er mich gewürdigt hat, das edle Fräulein dem Wellentod zu entreißen, denn ich ahnte gleich, daß mein Schuß es war, der das gräßliche Unglück hat angerichtet, als ich Euch auf der Brücke erblickte und das Fräulein in den Wogen der Iller.

Wohl ist es so — sprach Graf Fugger — dein Schuß machte den Zelter meiner Anna scheu und warf sie vom Rößlein, aber der Himmel hat dich auch zur Rettung auserſehen, und dein Muth hat wieder gut gemacht, was du ohne deinen Willen hast Uebles angerichtet, darum ich dir nicht genug danken kann.

Noch einmal drückte der Graf dem Jäger die Hand und auch Anna blickte ihn wiederholt mit ihren blauen Augen an, in welchen ihm ein Himmel entgegenstrahlte.

Indessen hatte sich das Fräulein ziemlich erholt und als auch die beiden Knechte die Iller herauf herbeigekommen, eilten diese auf das Schloß, eine Sänfte zu holen, in welcher Anna, noch ehe die Sonne ganz hinunter, in ihre Gemächer gebracht wurde.

Wiewohl Kuno der Jäger vom Grafen war eingeladen worden, einen Nachtimbiß bei ihm einzunehmen und mit trockenem Gewande sich zu versehen, so dankte er doch für die Gnade, und versprach in den nächsten Tagen auf das Schloß zu kommen. Aber

als er sich verabschiedete, bat er Anna, ihm zu gestatten, daß er die Hand ihr küsse, und als sie huldvoll genickt, beugte er sich ehrfurchtsvoll und berührte ihre Hand mit seinen Lippen, warf noch einen schüchternen Blick auf ihr erröthendes Antlitz und schritt dann hastig über den Steg, um jenseits seine Büchse zu holen und nach Hause zu eilen.

Als er sein Schlafstüblein erreicht und seine Büchse an die Wand gehängt hatte, faßte es ihn wie ein Fieber und er wußte nicht, wie ihm zu Muthe war. Am offenen Fenster, in die lauwarme Nacht hinausstarrend und dem Rauschen der Iller lauschend, saß er bis tief nach Mitternacht und nur ein Bild war es, das stets ihn umschwebte — das Bild Anna's.

Mit einem Blick war ihm ein neues Leben tief drinnen in der Brust aufgegangen. Er, der sonst nur leicht mit den Mägdlein gescherzt und gekost, dem eine Gesellschaft munterer Waidgesellen und ein Pürschgang sein Liebstes gewesen, er hatte jetzt nur einen Gedanken, der wehmüthig ihn durchdrang, es war die Sehnsucht nach dem jungfräulichen Wesen, dem er vor wenigen Stunden in die himmlisch schönen, sanften Augen geblickt, deren Hand er ehrfurchtsvoll mit den Lippen berührt hatte.

Aber auch auf Schloß Kirchberg war in der Brust der Jungfrau eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Kaum war sie allein auf ihrem Gemach und hatten ihre Eltern ihr gute Nacht gesagt, nachdem sie sich überzeugt, daß der Schrecken keine be-

drohliche Spuren mehr zurückgelassen, da glaubte Anna, ihre Brust wolle ihr zerspringen vor seltsamen drängenden Gefühlen. Wie eine Rosenknospe, wenn ein warmer Sommerregen sie getroffen, mit den ersten Sonnenstrahlen sich entfaltet, ihren Kelch erschließt und die zarten, fest zusammengepreßten Blätter auseinander rollt, also hatte ein einziger Blick in das Auge eines Jünglings, wie ein Sonnenstrahl auf das Innerste ihres Herzens gewirkt.

Ein Strom von Gefühlen und Regungen, die bisher geschlafen hatten, die ihr noch gar nicht waren bekannt geworden, ergoß sich, und in ihm spiegelte sich nur ein Bild, das Bild des schönen Jägers mit seinen treuherzigen, braunen Augen.

An ihn hatte sie sich vor wenigen Stunden fast schon bewußtlos angeklammert, als könne nur er ihr noch das Leben retten, ohne ihn vermöge sie jetzt auch nicht mehr leben zu können, nachdem die Rettung gelungen. Mit ihm vereint im Leben wie im Tode, das schien ihr jetzt das höchste Glück — Alles Andere hatte keinen Werth mehr für sie.

Ein jäher Schmerz durchzuckte sie, wenn in diese Gedanken hinein das Bild des Junkers von Wain trat, dem ihre Eltern sie bestimmt. Wie verzerrt erschienen ihr nun seine Gesichtszüge gegen das freundliche, offene, liebe Angesicht ihres Retters, obwohl derselbe kein häßlicher Junker war. Wie viel reizender däuchte ihr der schlichte Jäger- und Waidgeselle in seinem schmucklosen grünen Wamms, die Waidtasche

umgehängt und den Hirschfänger um die schlanke Hüfte geschnallt, als der prunkende junge Ritter in seinem spanischen Mantel von Sammt und mit dem reichverzierten Degen.

So drehte sich ihr Sinnen, Denken und Fühlen einzig und allein nur um den muthigen Jüngling, der unaufgefordert sich ihretwegen hatte in die Wellen gestürzt und fast selbst ein Opfer derselben geworden wäre, als sie sich im Todeskampfe an ihn angeklammert.

Erst mit dem Grauen des Morgens vermochte sie, dem Schlaf in die Arme zu sinken, und auch ihre Träume waren nur eine Fortsetzung solcher und ähnlicher Bilder.

Einige Tage darauf traf Anna's Vater den Jäger Kuno auf der Jagdgränze und machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er ihn noch nicht besucht. Wie gerne wäre dieses von dem Waidgesellen schon geschehen, aber die Liebe hatte ihn schüchtern gemacht, und so oft er sein bestes Wamms angezogen und seine Büchse umgeworfen hatte, so oft hatte er sie wieder an die Wand gehängt und ein Zittern hatte ihn am ganzen Leibe ergriffen. Aber täglich war er hinüber gestreift in das Illerthal, um an einer Wiesenhecke gelagert, stundenlang hinauf zu blicken auf Schloß Kirchberg und sich in Gedanken vorzumalen, wo jetzt und in welchen Gemächern das edle Fräulein wohl weilen möchte. Wie oft er sich auch sagte, daß es ein wahnsinniger Gedanke sey, nach dem Fräulein seine Augen zu erheben, er, der arme Dienstmann des Klosters,

dem noch kein Bürgersmägdlein der Reichsstadt Ulm die Hand gereicht hätte, so konnte er doch unmöglich das edle, schöne Bild loswerden, das ihn Tag und Nacht umschwebte.

Heute nun traf ihn der Graf, und es half Nichts, er mußte mit, wie sehr er sich auch entschuldigte, daß er nicht wohl anständig genug gekleidet, um vor der gnädigen Herrschaft erscheinen zu können. Als sie in den Schloßhof eintraten, lehnte Anna an dem Geländer eines kleinen Blumengärtchens und sank fast in die Knie von wonnevollem Schrecken, als sie den schmucken Waidgesellen neben ihrem Vater herschreiten sah. Nicht minder fast zückte es Kuno durch alle Glieder, als er plötzlich die Jungfrau gewahrte. Nur des Grafen Rede, der keine Acht auf diese innere Bewegung der Beiden hatte, brachte sie wieder zu sich. Da bringe ich, lächelte er, unsern wackern Schützen und muß ihn fast zwingen, unser Schloß zu besuchen und den Dank zu empfangen, den wir ihm in der ersten Bestürzung nicht geben konnten. Wie — fuhr er fort, Anna! dort von dem seltenen Rosenstock, den dein Bruder aus Italien uns gesendet, brich die schönste Rose ab, und stecke sie zum freundlichen Empfang dem wackern Gaste auf seinen Hut! Damit nahm er Kuno seinen breitkrämpigen grünen Hut ab, reichte ihn über's Geländer, und Anna steckte die schönste Rose auf denselben, welche sie finden konnte.

Schüchtern und tief, aber innerlich von seliger Wonne erfüllt, beugte sich Kuno und empfing seinen

Hut zurück. Kaum hatte er den Muth zu stammeln: welch hohe Gunst, mein edles Fräulein und mein gnädiger Herr, also beehrt zu werden — ich ein armer Waidgeselle!

Anna aber hatte sich auch gefaßt, da sie von ihrem Vater selbst war aufgefordert worden, ihren Retter freundlich zu begrüßen und seinen Hut zu schmücken und lächelte erröthend: werther Geselle, dem ich mein Leben schulde, möge mein Vater Euch reichlicher belohnen, aber diese Rose Euch stets erinnern, daß ich Euch ewig dankbar bleiben werde für Eure christliche That und das Erbarmen, so Ihr mit mir gehabt, da alle Rettung mir verschwunden!

Nach diesem Empfang führte der Graf seinen Gast in die Gemächer, wo die Gräfin seiner harrte und ihm herzlich die Hand drückte. Alsdann wurde er zur Tafel geführt und die köstlichsten Speisen und Getränke aufgetragen. Beim Abschied schenkte der Graf dem Jäger eine kostbare Büchse, die er aus den Niederlanden bekommen hatte, ausgelegt mit Gold und Silber, und die Gräfin steckte ihm einen reich mit Perlen verzierten Ring an den Finger. Also beschenkt verließ Kuno das Schloß und versprach, bald wieder zu kommen.

Der Herbst war noch nicht hereingebrochen, da hatten sich zwei Herzen ihre Liebe geoffenbart und sich geschworen, für ewig einander zu gehören. Obwohl Kuno oft und oft seine Anna dringendst bat, ihn zu vergessen, da sie nie vor den Traualtar treten könn=

ten, so schloß doch Anna ihn stets dann an ihr klopfendes Herz und schwur ihm, daß sie nie einem andern Manne gehören und lieber in das Kloster gehen werde, wenn sie keinen andern Ausweg mehr fände.

So dringend darum auch ihre Eltern ihr fortwährend oblagen, sich mit dem Junker von Wain zu verloben, so kräftig widerstand sie jetzt, da die Liebe ihr den Muth gab, ihre Einwilligung zu verweigern. Dagegen trafen sich die Liebenden von Zeit zu Zeit heimlich mit Hülfe einer Magd, die mit großer Treue an Anna hing. Gewöhnlich wählten sie dazu die Halde an den buschigen Ufern der Iller, wo Anna zum ersten Mal den Arm um Kuno geschlungen, als er ihr nach in die Wellen sich gestürzt. Ein Schuß und einige Hornstöße gaben gewöhnlich das Zeichen, worauf Anna mit ihrer Magd den Gang antrat und durch eine Gartenpforte das Schloß nächtlicher Weile verließ.

Zwei Jahre waren so dahin geschwunden, der Vater Anna's plötzlich gestorben, und obwohl er noch auf dem Todesbett seine Tochter gebeten, sich mit dem Junker von Wain zu verehelichen, so hatte sie doch unter den heißesten Thränen ihm erklärt, daß ihr Herz brechen würde, wo sie gehorchte.

Da in der letzten Aufregung brach der stolze Graf in Verwünschungen aus über den Stolz seines Kindes, und seine letzten Worte waren: weiche von mir, Du unnatürliche Tochter, die Du selbst die Todesstunde

mir verbitterst! Statt unser Haus mit andern edlen Geschlechtern immer weiter in Verbindung zu bringen, und auszubreiten zu Ruhm und Ehre, widerstrebst Du aus unbegreiflicher Laune meinem Willen und stoßest dein Glück zurück.

Was Dich antreibt, also zu sündigen an Deinen Eltern, bleibt mir dunkel. Wollte es der Himmel, daß Dein Gesicht nicht die Larve trägt der Heuchelei und Du so tief gesunken, Dein Herz an einen Mann gehängt zu haben, in dessen Adern kein edles Blut fließt. Meine Tochter bist Du nicht mehr — Undankbare! Mit diesen Verwünschungen lagerte sich der Tod auf seine Lippen.

Als Anna ihrem Kuno die Nachricht brachte von den letzten Augenblicken ihres Vaters, da fiel er ihr zu Füßen und bat: o mein Theuerstes, was ich besitze, ich bin dein nicht werth, sondern nur ein gemeiner Waidgeselle im Dienst und Pflicht meiner Klosterherren — Du aber ein Edelfräulein! So laß mich nun meine Straße ziehen, weit hinaus in die Welt, Dein Engelsbild in meinem Herzen, und ruhelos, bis der Tod mir Frieden gibt! Du aber thue nach dem Willen deines seligen Vaters, der ohne Frieden dahingefahren ob deiner Weigerung. Der Freier um eine so edle Maid gibt es viele, wenn den Junker von Wain zu ehlichen Dir unmöglich ist, denn reich ist die Gegend an alten Geschlechtern und edlen jungen Sprossen. —

Nimmermehr! rief Anna und umfaßte krampfhaft

ihren Geliebten. Du hast mir zweimal das Leben gegeben, einmal, indem Du mich vom Wassertod er= rettetest, und dann, indem aus Deinem Auge der Funke der Liebe in mein Herz traf, und ein neues, nie geahntes, süßes Leben in meiner Brust entzündete. Nimmermehr! fuhr das Fräulein fort — Dir habe ich Treue geschworen, Dir bleibe ich zu eigen und wenn ich als Bettlerin müßte, verstoßen von meiner Mutter, aus dem Schlosse ziehen.

Hingerissen von dieser treuen Liebe, stürzte Kuno seiner Anna zu Füßen, ergriff mit der Linken ihre Hand und preßte sie an die Brust, während er die Rechte zum Himmel erhob und schwur: Mein theuer= stes Wesen! was würde aus uns in Bälde werden, wenn unsere Liebe entdeckt und wir gewaltsam aus= einander gerissen würden. Wo wäre der Priester, der uns segnen würde, wollten wir vor ihn treten nach unserem jetzigen Stande. Aber ein Weg — ein ein= ziger leuchtet als heller Stern in die Nacht unserer Liebe. Ich habe Dich einmal erworben m i r, als ich Dich den Wellen entriß, aber nicht vor den Men= schen, denn ich bin ein Knecht. Ich will Dich noch einmal erwerben, erkämpfen mit dem Schwerdt, er= kämpfen mir vor der Welt, als mein ewiges Eigen= thum. Längst tobt die Kriegsfackel durch alle Länder Deutschlands, und mancher Reitersknecht hat sich hinauf geschwungen zum Führer eines Fähnleins, und mancher tapfere Degen sich ein Schlößlein erobert, denn nur der Kriegsmann gilt etwas in diesen Tagen.

Wenn Wallenstein noch lebte, der große Kriegsmeister, oder sein tapferer Gegner, der König von Schweden, so folgte ich ihren Fahnen, um Ruhm und Ehre mir zu erwerben und als würdiger Bräutigam einst vor Dein Haus treten zu können. So aber treibt nur Einer noch das Kriegshandwerk mit kühnem Sinne, das ist der Bernhard von Weimar gegen den Kaiser Ferdinand. Zu ihm will ich ziehen und Dienste nehmen, und wenn ich wiederkomme, als ein Kriegsmann mit Beute und Ruhm geschmückt, dann tritt Nichts mehr unsrem Bund entgegen. Bleibe ich aber auf dem Feld des Kampfes und der Ehre, dann habe ich im letzten Augenblick noch das selige Gefühl, für Dich gekämpft zu haben und gestorben zu seyn.

Wie schwer sich auch Anna in diesen Entschluß ihres Geliebten fand, so willigte sie doch ein, in der süßen Hoffnung, daß der Himmel ihn beschützen und glücklich an ihre Brust zurückführen werde. Nur das setzte sie noch hinzu: Oft hat Dein Horn und Deine Büchse mir ein Zeichen gegeben zum heimlichen — Wiedersehen hier am trauten Plätzlein der Iller — kehrst Du zurück, so solle auch dann es mir durch seinen bekannten Ton die freudige Kunde bringen, daß Du meiner hier harrest!

Es sei! sprach der Waidgeselle, und auch ein Zeichen, wenn ich draußen auf blutigem Leichenfelde, Deinen süßen Namen auf den Lippen, in die Arme des Todes sinke. Nach heißen Umarmungen trennten

sich die Liebenden. Schon des andern Tages mit dem Frühesten wandte sich Kuno gegen die böhmische Gränze, wo Herzog Bernhard von Weimar und der schwedische General Horn mit ihren Heeren stunden, um ins Baierland einzufallen. Willkommene Aufnahme fand der junge Kriegsmann, und bald gab es keinen verwegeneren Reiter im Weimarer Leibdragonerregiment, als ihn.

Galt es eine feindliche Wache zu überfallen, bei Nacht und Nebel, oder dem Feinde eine Kriegsbeute abzujagen, so war er stets unter den Ersten und Kühnsten, und bald saß Keiner schmucker gekleidet in feinen Scharlach mit Gold- und Silberstickereien auf seinem Rößlein, als er.

Den schönsten Degen und die kostbarsten Pistolen hatte er bald einem spanischen Obristen abgenommen, den er gefangen ins Lager gebracht, und Bernhard selbst hatte ihn dabei öffentlich belobt und versprochen, ihn bei der ersten Schlacht zum Fähndrich zu machen.

Jetzt jubelte der tapfere Reitersmann und sehnte sich nach Nichts mehr, als daß die Feinde bald sich zu einer Hauptschlacht stellen, und ihm da schon zu Theil würde, die Fahne zu führen. Das blieb auch nicht lange aus, denn des Kaisers Sohn Ferdinand zog mit dem General Gallas die Donau herauf mit einem starken Heere und eroberte Regensburg und Donauwörth. Darauf wandte er sich gegen Nördlingen, in dem schwedische Besatzung lag. Nun eilte der Herzog von Weimar herbei, der Stadt zu

Hülfe, und warf sich mit seinem Heere auf die Feinde. Eine blutige Schlacht stand jede Stunde bevor, und wurde geschlagen.

Zu Kirchberg auf dem Schlosse saß an selbigem Herbsttag, wo die Nördlinger Schlacht geschlagen wurde, das Edelfräulein, wie immer noch zur späten Stunde auf ihrem Zimmer. Von Zeit zu Zeit hatte sie Kunde vernommen von den Hin- und Herzügen der schwedischen und kaiserlichen Heere, denn italiänische Kriegshaufen waren kurz zuvor durch das Illerthal gezogen, um zu Ferdinand zu stoßen, und weit umher scholl die Kunde, daß bei Nördlingen die feindlichen Heere aufeinander treffen würden.

Eine besondere Angst lag heute über Anna, und so oft sie auch zum hellen klaren Himmel blickte, an welchem der Vollmond aufgegangen war, so wollten doch seine milden Strahlen keine Ruhe in ihr Herz gießen. Die Wellen der Iller brausten heute ganz anders und unheimlich ein fernes Kampfgeschrei und verworrenenes Waffengetöse in ihr Ohr, und dazwischen däuchte es ihr, als heulten die Glocken des Ulmer Münsters wie gräßliches Grabgeläute darein.

Oft warf sie sich auf ihr Lager und hüllte ihr blasses Haupt in die Kissen, aber bei jedem Geräusch sprang sie wieder auf. Ahnungsvoll wog sie die Abschiedsworte in ihrem Herzen: „und auch ein Zeichen, wenn ich auf blutigem Leichenfelde deinen süßen Namen auf den Lippen in die Arme des Todes sinke."

Es mochte gegen Mitternacht gehen, da schien ihr,

daß das unheimliche Grollen und Rauschen der Iller schwächer und matter werde, als sey ein großer Kampf vorüber. Neue Hoffnung kehrte in ihr Herz! Ach! rief sie, es war nur ein böser, wacher Traum — mein Geliebter ist von keiner Gefahr bedroht, vielleicht, daß der unglückliche Krieg zu Ende, daß er als Sieger in den nächsten Stunden hier eintrifft!

Horch! horch! was ist das? schrie sie im nächsten Augenblick — neues Kampfgetös und Schlachtgeschrei — ha! ein Schuß! ein Klang wie von Kuno's Horn!

Anna wankte und warf sich wieder auf ihr Lager, ihr Athem stockte — dann sprang sie auf und stürzte mit aufgelösten Haaren durch die hintere Gartenpforte hinab zur Iller. Alles schwand um sie, sie flog mehr, als sie lief, und wiewohl ein furchtbares Grausen ihre Brust beklemmte, so hielt sie doch nicht inne im Lauf, ein unwiderstehlicher Drang trieb sie vorwärts.

Links von der Brücke huschte sie durch das Weidengebüsch, und eilte auf das kleine, grüne, freie Plätzchen, wo sie Kuno zum erstenmal in das Auge geblickt und die Strahlen der Liebe eingesogen, und wo sie hundertmal sich zusammen gefunden, wo sie endlich Abschied von ihm genommen. Die Iller rauschte wieder unheimlicher, nur der Mond goß seine milden Lichter sanft auf die liebgewonnene Stelle. Ein Kriegsmann lag dort — sollte er eingeschlafen seyn oder nur ausruhen? Ja, ja, Kuno ist's, das Auge der Liebe täuscht sich nicht — aber, gerechter Himmel! die Nachtluft spielt mit seinem Lockenhaar, zwischen

welches hindurch ein gebrochenes Auge ihr entgegenstarrte, während aus der linken Schläfe ein Blutstrom hervor quillt. Die rechte Hand aber hält krampfhaft das blanke Horn.

Halb besinnungslos stürzt Anna neben ihm nieder und breitet die Arme aus, ihn zu umklammern und an die Brust zu drücken. Aber sie umschloß nur einen feuchten Schatten, ein leeres Luftgebild. Da faßt sie Wahnsinn und des Todes Grauen — ja, der Geliebte ist heute Nacht gefallen und hat sein Wort gehalten! Sie rafft sich auf und ein Sprung in die Wellen der Iller erlöst sie von den Höllenqualen des Lebens.

Als die Wellen über ihr zusammen schlugen, tönte es tief heraus aus dem Wasser: Trarah! trarah! Und die Liebenden vereinte nun der Tod.

Aber wie tapfer auch Weimar und die Schweden fochten, so neigte sich bald das Glück auf die Seite des Feindes, und der Herzog selbst führte sein Leibdragonerregiment zum Angriff auf die böhmischen Kürassiere. Beim zweiten Angriff sank der Fähndrich vom Rosse, und Kuno rettete die Fahne, welche die feindlichen Reiter dem Sterbenden entrissen hatten, unter den Augen des Herzogs.

Mehr als einmal trieben sie die schweren Reiter zurück, aber vergebens, denn als der Tag sich neigte, war das schwedische Heer auf allen Seiten geschlagen, und alles Geschütz und die ganze Wagenburg verloren. Viele tausend Todte und noch mehr Verwundete

deckten den Wahlplatz. Vergebens suchte der Herzog von Weimar mit seinen tapfern Reitern sein fliehendes Heer zu schützen vor dem wüthenden Andrang des Feindes. Von Stunde zu Stunde schmolz die Reiterschaar zusammen, und auch Kuno sank von einem schweren Säbelhieb getroffen vom Roß und das Schlachtgetümmel ging über ihn. So lag er halbzerstampft in einem Graben, eine Ohnmacht überfiel ihn, aber die Schmerzen riefen ihn wieder ins Leben, nachdem er einige Stunden bewußtlos gelegen. Der Mond war eben aufgegangen über das große, blutige Leichenfeld, von dem das Röcheln der Sterbenden und das Gestöhne der Verwundeten in die Nacht hinauf tönte, und nur durch den Hufschlag flüchtiger Reiter unterbrochen wurde, welche von der Verfolgung zurückkehrten.

Wie furchtbar Kuno auch seine Wunden schmerzten und der Durst ihn quälte, so schnitt doch ein noch heftigerer Schmerz durch seine Brust — es war der Gedanke an Anna und der Abschied von ihr für dieses Leben. Schon hatte er die erste Stufe zu einem Kriegsglück erklommen und das Fähnlein mit Ehren geführt, und schon sollte die Leiter zusammenbrechen, auf deren höchster Sprosse er seiner Anna entgegentreten wollte. Aber nicht lange dauerte diese seine verzweiflungsvolle Betrachtung, da stürmten einige Reiter heran, raubsüchtige Croaten, und als sie beim hellen Mondlicht den reichgekleideten Reiter gewahrten, stiegen sie ab, stießen ihn unter gräßlichen

Flüchen mit den Füßen umher und zogen ihn aus. Als Nichts mehr an ihm zu plündern war, zog der Letzte, der sein Roß wieder bestieg, eine Pistole aus dem Gürtel und zerschmetterte dem armen Reitersmann das Haupt.

Nur ein matter Seufzer quoll noch über seine Lippen: Anna!

Alljährlich nun, so geht die Sage, zu dieser Stunde der Mitternacht hört man an jener Stelle der Iller einen Schuß fallen und ein Horn ertönen, und dann wandelt eine bleiche Jungfrau vom Schloß Kirchberg herab und stürzt sich in die Wellen der Iller, aus denen ein: Trarah! Trarah! erschallt.

VII.

Kloster Murrhardt.

An der Murr, die unterhalb Marbach in den Neckar mündet, in einem mit Wald umgebenen Wiesenthale, das sehr viele Weiler und Höfe enthält, liegt die Stadt Murrhardt, (d. h. Hardt, Wald an der Murr) in der Nähe einer römischen Niederlassung erbaut. Wenigstens wurden daselbst drei alte römische Votivsteine aufgefunden, auch zieht nicht weit davon die Teufelsmauer (der Pfahlgraben) vorüber. Hart an

der Stadt, nur durch eine Mauer von ihr getrennt, liegt die ehemalige Benediktiner = Abtei Murrhardt. Schon in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts stand hier eine Mönchzelle, die König Pipin der Kirche zu Würzburg übergab. Im Jahr 788 bestätigte Karl der Große diese Uebergabe an den Bischof Burkhard zu Würzburg. Wenn diese Bestätigungs=Urkunde auch nur in einer Copie des 13. Jahrhunderts vorhanden ist, so haben wir doch keine Ursache, an der Wahrheit ihres Inhalts zu zweifeln, indem sie durch eine Urkunde vom Jahr 993 bestätigt wird. Wir wissen also, daß schon um diese Zeit eine kleine geistliche Niederlassung zu Murrhardt bestanden, ehe noch Kaiser Ludwig der Fromme sich durch eine Stiftung daselbst verewigte. Wir geben hierüber wörtlich den naiven Bericht des Chronisten Georg Widemann aus dem 16. Jahrhundert, so wie einen Auszug aus der längst bestrittenen Stiftungsurkunde vom J. 817.

„Anno 815, als Ludovikus der Gütig, ein Sohn Caroli des Großen, römischen Kaisers, viel Widerwärtigkeit von seinen zween Brüdern und Söhnen erlitt, kam er zum Herzogen in Schwaben, hielt sich etlich Zeit an dem Fluß Murrha auf zwei Schlössern, so daran gelegen, auf. Das eine hieß Hunnenburg, welches, als Etliche wollen, etwan von den Hunnen, zu Zeiten, als Attila ihr König Deutschland verwüstet, erbaut worden. Dagegen sagen Etliche, daß solch Schloß von den Schwaben wider die Hunnen zur Gegenwehr erbaut, sei uf einem Berg gelegen,

wie die Gräben dessen noch zu sehen. Das ander Schloß ist nit fern vom Kloster Murrhard, in einem Teich gelegen, so Wolkenburg genannt, da nach der Zeit etliche silberne Münzen, so heidnisch gewesen, in der Erden sind gefunden worden. Zwischen diesen zwei Schlössern ist an der Murrha ein klein Waldbruderhäuslein, oder, als Etlich meinen, ein Bildstock gestanden, bei welchem ein Priester, ein Einsidelleben führend, Waltherikus genannt, sich enthalten, dann dazumal das Leben in Wäldern und Einöden ganz hochachtbar war. Auf eine Nacht, als Kaiser Ludwig in seinem Bett lag, und betrachtete seine Unfäll, die er von seinen Brüdern und Söhnen erlitt, mit jämmerlichem Seufzen den Allmächtigen um Geduld bat, und daß er seine Anfechtung zu gutem Ende fördern wollte — da entschlief er. Da soll ihm ein Gesicht fürkommen seyn, wie ich in einem Büchlein des Klosters gelesen hab, eines Waldbruders vor dem Bildniß Christi knieend, und eine Stimm zu ihm sprechend, daß er zu Morgens die Murrha abwärts reiten soll, da werde ihm dieser Waldbruder begegnen und anzeigen, was er thun oder lassen soll. Als nun Kaiser Ludwig Morgens nach Anweisung des Gesichts und der Stimme die Murrha abwärts ritt, und bis zu gemeld'tem Bildstock oder Zellen kam, fund er einen Waldbruder, in aller Form und Gestalt, wie er ihm in voriger Nacht im Schlaf erschienen war, vor dem Bildstock knieend und betend. Da nun Kaiser Ludwig diesen Waldbruder ersahe,

wurde er von Herzen erfreuet. Nach langem Gespräch sprach dieser Waldbruder Kaiser Ludwigen an, daß er ihm vergönne, bei diesem Bildstock oder Zellen eine Kirche und Wohnung aufzurichten, darin mit zwölf Waldbrüdern zu wohnen, und von umliegenden oder anstoßenden Wäldern zu ihrer Unterhaltung, einen Bezirk darin zu reuten, eingebe, darbei auch Kaiser Ludwig tröstend: er soll keck seyn, er werde all seine Widerwärtigen zum Gehorsam bringen. Kaiser Ludwig glaubte des Einsiedlers Worte, die auch nachher wirklich in Erfüllung gingen, und gewährte ihm seine Bitte." —

Sofort — das ist der Inhalt der sogenannten Stiftungsurkunde Kaiser Ludwigs des Frommen — wies der Kaiser dem frommen Walderich nahe bei seinem Schloß Hunnenburg im Walde einen Platz an, um allda eine Wohnung zu erbauen. Bald darauf gab er ihm die Weisung, seine Clause in ein Klösterlein für zwölf Brüder zu verwandeln, und schenkte ihm zu diesem Behuf den Wald eine Meile ringsum. Nach wenigen Jahren, als sich die Anzahl der dortigen Brüder vermehrte, hat er noch zu Vermehrung ihres Unterhalts die Pfarreien Viehberg, Murrhard und Sulzbach hinzugethan, und zugleich befohlen, daß das Schloß Hunnenburg abgetragen und aus dessen Steinen eine Kirche gebaut werden sollte, die dem heil. Januarius zu Ehren geweihet würde. Zum Widdum dieser Kirche gab er außer den genannten Orten auch seinen Hof sammt Kirche zu Osweil,

Pfarre und Hof zu Erdmaunshausen, sein Gut zu Laufen nebst 30 Vasallen und andern Dienstleuten. Um dieser seiner Stiftung Festigkeit zu geben, schickte er den frommen Walderich mit Gesandten von ihm an den Pabst Stephan nach Rom, um von demselben Walderichs Weihung zum Abt und die Bestätigung der Freiheiten für das Kloster zu erbitten; daß es nemlich im ganzen Umfang seiner jetzigen und künftigen Güter in vollem alleinigem Besitze aller beweglichen und unbeweglichen Güter, Gränzen und Marken, Wasser, Wälder, Fischereien und Jagden seyn und bleiben, darin von Niemand gestört und mit Auflage beschwert werden, allein zu pflanzen und auszureuten Macht haben, und keine andere geistliche oder weltliche Person auf dem Eigenthum dieses Klosters ein Dorf, Weiler oder Schloß zu bauen, Macht haben solle. Diese Bestätigung — so lautet die Urkunde — erhielt er nicht nur von dem Pabste, sondern derselbe sendete auch mit den kaiserlichen Gesandten zween Cardinäle auf den damaligen Reichstag zu Worms, in deren und des Reichs Gegenwart der Kaiser besagtes Kloster mit allen den dazu gehörigen Gütern in seinen Schutz genommen, demselben den Besitz aller genannten Freiheiten zugesichert, und ihm zugleich die freie Abtswahl, nebst der eben so ungehinderten Erwählung eines tauglichen und Wiederabsetzung eines untauglichen Vogtes gestattet habe. Jeder, der diese Freiheiten antasten würde — also bestimmte der Stifter

laut der Urkunde — sollte halb dem Kaiser und halb dem Abt eine Strafe von 100 fl. erlegen.

So viel über die Stiftung des Klosters Murrhardt, die wir, wenn auch noch so viel daran gezweifelt worden, doch nicht ganz in das Reich der Sage verweisen dürfen. Gewiß ist, daß die Stiftung eine uralte ist, mag sie nun in die Zeit Pipins und Carls des Großen, oder Ludwigs des Frommen gehören. Daß der Einsiedler Walderich mit dieser Stiftung in einiger Beziehung gestanden, ist außer Zweifel, denn sonst würde gewiß sein Name zu Murrhardt kein so bekannter und gefeierter seyn. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß er der erste Vorstand dieser alten geistlichen Niederlassung gewesen. Das Jahr, wenn er lebte und starb, wissen wir nicht anzugeben, auch suchen wir ihn umsonst unter den Kalender-Heiligen, aber so Viel ist durch die christliche Sage überliefert, daß auf dem Hügel bei der Stadt, da wo die erste Clause des frommen Walderichs gestanden, später im Jahr 1489 eine Wallfahrtskirche erbaut wurde, welche seinen Namen trägt, wie die noch vorhandene Walderichs-Kapelle an der Klosterkirche. In dieser sogenannten Walderichskirche (der nunmehrigen Begräbnißkirche der Gemeinde) befindet sich das Grab Walderichs, auf dem noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts einer jener drei römischen Denksteine gelegen, die wir bereits erwähnt haben. Ehemals schrieb man diesem Grabe die Kraft zu, Wahnsinnige zu heilen, wenn sie auf den Stein gelegt würden. — Während

wir die vorhandene Walderichskirche und Walderichs-
kapelle für Lapidar-Urkunden halten, welche das einstig
Daseyn eines Einsiedlers Walderich beweisen, müsser
wir auf gleiche Weise behaupten, daß auch die Be-
ziehung Kaiser Ludwigs zur alten Klosterstiftung
keine pure Mönchserfindung seyn kann, denn es steht
doch wohl nicht umsonst das Grabmal dieses Kaisers,
wenn es auch nur für einen Denkstein des anders-
wo Begrabenen zu halten ist, in der Klosterkirche.
Nur die Denkmale der Stifter und sonstiger Wohl-
thäter pflegte man in den Klosterkirchen aufzustellen.
Also muß er doch mindestens ein Begaber des alten
Klösterleins gewesen seyn, oder wurde diese kleine
geistliche Niederlassung, die vielleicht seit dem Anfang
des neunten Jahrhunderts etwas in Abgang gekom-
men war, durch Kaiser Ludwig in ein neues Leben
geweckt und erweitert. Die in der Stiftungsurkunde
genannten Vergabungen gehören wirklich zu dem äl-
testen Besitz des Klosters Murrhardt; andre sind im
Laufe der Zeit noch zahlreich nachgekommen. Schon
vor dem Jahr 873 muß Murrhardt eine Besitzung
in Bottwar gehabt haben, denn als in diesem Jahr
ein gewisser Ado und seine Gemahlin Deda einen
Herrenhof zu Bottwar nach Neuhausen bei Worms
vergabten, ist ausdrücklich gesagt, daß dieser Herren-
hof von einer Seite bereits zu Murrhardt gehöre
Im Jahr 1027 übergibt Kaiser Conrad II. dem
Bischof Meginhard zu Würzburg einen Wald um
Murrhardt, innerhalb beschriebener Gränzen, sammt

dem Banne darüber; er und der Abt zu Murrhardt, damals Adalolf, sollen allein das Recht haben, darin zu jagen. Schon vor dem Jahre 1182 muß das Pfarrdorf Kirchenkirnberg dem Kloster vergabt worden seyn, denn in diesem Jahre übergeben Abt Herbert und seine Mönche mit Consens ihres Kastenvogts, des Grafen Bertolds von Wolfsölden, diesen Ort mit Wiesen und Feldern und aller Zugehör, so wie allen Rechten, die sie bisher besessen, an die Mönche zu Adelberg. Im Jahr 1348 kam Murrhardt in den vollen Besitz der Kirche zu Großbottwar; schon lange vorher soll das Kloster den Kirchensatz und den Zehenten daselbst besessen haben. Im Jahr 1378 schenkte der letzte Graf von Westheim dem Kloster die Kirche und den Kirchensatz dasebst, nebst allen Gütern und Nutzungen auch zu Oedendorf. Auch Haslach im Limpurgischen nebst dem Zehenten zu Wengen und Schönbronn, war eine Besitzung Murrhardts. Ebenso besaß es in der Stadt Hall das Patronat der St. Catharinenkirche und mehrere andere Benefizien. Bei solchen bedeutenden Begabungen können wir uns wohl denken, daß das Kloster Murrhardt bald eines der wohlhabendsten im Schwabenlande geworden. Aber auch bei diesem nehmen wir, wie bei allen andern Klöstern, ein Steigen und Fallen wahr, je nachdem seine Aebte Haushälter oder keine gewesen, oder je wie seine Schirmvögte, was in früherer Zeit die nächst gelegenen Grafen von Löwenstein gewesen, auf ihren eigenen oder des Klosters

Nutzen gesehen. Hören wir hierüber wieder den Bericht des Chronisten G. Widemann.

„Zudem haben auch etliche Aept wohl gehauset, davon das Gotteshaus zugenommen; wiewohl durch Kriegslauf, Ueberschwemmung, durch Gastung, Eigennutz der vermeinten Schirmherrn, es oft in Abfall kommen, hat doch der allmächtig allweg zugegeben, daß es sich wieder erholt hat, und klösterlich Leben allda nit erloschen ist. Insonderheit haben ihr Aept, deren Einer des Geschlechts von Leuzenbronn, der einst Pfarrer von Sulzbach ist gewesen, und zu einem Abt ist postulirt worden, für einen Haushalter gerühmt worden — diese haben durch ihr wohl Hausen genanntes Kloster wieder aufgebracht. In denselbigen Zeiten ist in Deutschland eine ausbündige Zucht und Eifer gewesen, da Jedermann großen Lust gehabt, die Kirchen zu begaben und Geistliche zu beschirmen; und waren die Kirchenräuber Männiglich verhaßt, derowegen das Kloster Murrhard viel Jahr allein unter des römischen Reichs Schirm gewesen, bis zu der Zeit Kaiser Carls IV. ist allein der blos Schirm, doch nit erblich, Graf Eberharden von Wirtemberg übergeben worden. Ob es diesem Kloster genützt hab, weiß man wohl. Mit der Zeit ist dieser Schirm zur Vogtei, ja zu einem Eigenthum gewachsen, wiewohl Solches der Schirmbrief nit gibt.“ Wie es unter diesem Schirm im Kloster zugegangen, davon haben wir ein Pröblein, wenn wir in der Chronik Widemanns weiter fortfahren, wo er uns von dem seltsamen Abt Her-

dort, genannt Gütig Gott, einige heitere Stücklein erzählt.

„Zu den Zeiten Graf Ulrichs von Wirtemberg, der ein gütiger Fürst war, wurde der Ueberfall des Gejägs abgestellt. Denn dazumal Apt Herbord, genannt Abt Gütiggott, weil „Botz gütig Gott!" sein Sprüchwort war, zu Murrhard Prälat geweßt. Wann die Jäger gen Murrhard kamen, zog er gen Stuttgarten mit Etlichen und aß zu Hof. Da er nun zu Hof ging, wurde er gefragt, ob er zu Hof was anzubringen hätte, wollte man ihn hören. Darauf der Abt sagte: Nein! Da wurd er wieder gefraget, was er dann hie thät? Antwortet der Abt: Botz gütig Gott! ich will meinen, Kaiser Ludwig habe ein Kloster zu Murrhard gestift, so sehe ich wohl, es ist ein Hundsstall, denn meines gnädigen Herrn Hund und Hundsbuben liegen darin. Meine Mönche dürfen nit singen, die Hund heulen genug; ich will, so lang die Hund in meinem Kloster liegen, hie gen Hof gehen, mein gnädiger Herr vermag mir baß zu essen zu geben, dann ich seinen Hunden. Darauf der fromm Graf geantwortet: ziehe heim, lieber Abt, die Hunde sollen abgeschaft werden. — Dieser Abt hausete wohl, er lugte, wie er den Ueberfall zu Murrhard und im Hof zu Bottwar möcht abschaffen, machte darum kein Weg um Murrhard, und so er von seinen Gästen gefragt wurde, warum er die Weg um Murrhard ließ zergehen, antwortete er: Botz gütig Gott! mir kommen dannoch mehr Gäst, als mir lieb sind. Wann

dieser Abt zufallend Gäst hatte, die bei ihm bis in dritten Tag verharreten, und nit hinwegritten, ließ er sie durch seinen Kämmerling fragen, ob sie wüßten, warum Christus nit länger, denn bis auf den dritten Tag im Grab gelegen? So dann der Gast sagte: er wisse es nit — so sprach der Kämmerling: „mein Herr der Abt sagt: Christus sei dieselbe Zeit bei seinen guten Freunden, den Patriarchen und Propheten in der Vorhölle gewesen, sie deren entledigt; damit uns wollen anzeigen, wann Einer einen guten Freund daheim suche und bei ihme bleib bis in den dritten Tag, möge er erfahren, wie er lebe, und sei ohne Noth, daß er länger dableibe, er soll hinziehen." Da merkte der Gast, daß er unwerth war und zog seine Straße. — Dieser Abt wollte nit leiden, daß sich seine Diener mit Mänteln kleideten, sagt, er sorge, sie tragen ihme unter Mänteln das Kloster hinweg; das ist so viel — sie tragen ihm unter Mänteln ab, dann es wär gut darunter verschlagen.

Auf eine Zeit ritt er gen Bottwar, und sah vor der Stadt viel Gäns in einem Dinkelacker, dem Gotteshaus Murrhard gehörig, gehen. Da schickte er seinen Diener, der mit ihm ritt, in die Stadt, ließ Jeder Gans einen Kübel kaufen, mit Wasser füllen und in die Aecker setzen, sagend: die Gäns möchten Durst sterben, würden hernach die in der Stadt sagen, sie hätten an seinem Dinkel den Tod gefressen, und von ihm dessen einen Abtrag begehren. Darauf ritt er in die Stadt, beruft den Vogt zum Morgenessen,

erzählet ihm den Handel mit den Gänsen, sprechend: er sähe, daß die von Bottwar es treulich mit ihm meinten, dann sie ihre Gäns in seine Frucht treiben, damit er das Schnitterlohn bevor hätte; wann er sollte dergleichen gewärtig seyn, daß er deren von Bottwar Gänsen säen müßt, wollt er sie baulos liegen lassen, so hätte er das Baugeld bevor. Demnach schickte der Vogt alsbald zu erkundigen aus, weß die Gäns wären, die müßten dem Abt den Dinkel und die Kübel bezahlen.

Mit diesen und andern Ursachen, weil er dem Gotteshaus treu war, und nit mit den großen Flaschen auftrug, macht er, daß ihme Etliche des Hofgesinds abhold wurden, sagten, er wär ein kindischer, thörichter Mann, prakticirten so Viel, daß er der Abtei entsetzt, und ein Egen, der ein guter Gesell war, an seine Statt gesetzt ward. In seiner Entsetzung sagte er zu den Räthen: es sollt ein Mann herfür gehen, der sagen dürft, Abt Herbordt — sich selbst meinend — hat St. Januarium (der Patron zu Murrhard ist) jemals um einen Heller versetzt. Aber die Glock war gossen — der gut Abt mußt von der Abtei weichen; er starb im Jahr 1444. Nach Abt Wilhelm Egen wurd kanonisch Abt Herr Johann Schrade, der, soweit das Kloster begriffen, das Städtlein mit Zinnen vermauert und erneuert hat.

Nach ihm — so fährt Widemanns Klosterchronik fort — kam Laurentius Gaus, der erblindet vor seinem Ende. Also hielt Philipp Renner, ein Prior,

der auch nach Absterben Abts Lorenzen Abt wurde, das Regiment; die Mönche tractirten, wie sie aus der Kutten kämen, wurden die Zehenten zu Osweil um viel hundert Gulden versetzt. Der Prior, Herr Wilhelm, wollt' mit solchem Geld gen Rom zu Pabst Leo X., damit das Kloster Murrhard in ein weltlich Stift transferirt werde, zu erlangen, doch das geistlich und weltlich Lehen sollt auf Wirtemberg gewendet werden. Solch Wenden aller der geistlichen Güterlehen wollte Pabst Leo nit bewilligen. Die Murrhard'schen lagen zu Rom, bankettirten, wurd der Seckel leicht; damit sie dann nit ungeschafft von Rom ritten, erlangten sie allein die Translation des Ordens, unbewilligt, die geistlichen Lehen auf Wirtemberg zu wenden, und weil diesen Sprechern zu Rom das Geld zerrann, versetzten sie die Translationsbulle in des Fuggers Bank um etlich hundert Gulden. Als diese Handlung Wirtemberg gewahr wurde, daß nemlich die Translation, ohne die Bewilligung, die geistlich Lehen auf sie zu wenden, war ausgebracht, ließ man die Bulle bei dem Fugger lösen, den Prior in Verhaftung annehmen, und im Thurm auf'm Asperg zwei Jahr etlich Monat erhalten. Endlich wurd er ausgebeten, zu einem Conventual zu Murrhard wieder angenommen, und ist doch darin verschieden. Dieweil aber der Fürst in die ausgebrachte Translation nit willigen wollte, so ist Murrhard ein Kloster blieben.

Dieser Zeit war der Ueberfall der Gäst groß zu Murrhard, auch wurde Philipp der Abtei entsetzt,

und Oswald, ein Conventualis zu Lorch, zum Abt an seine Statt gesetzt, der fromm, geistlich, andächtig und gottesfürchtig, aber in bürgerlichen Sachen und Haushalten nit gar anstellig war. Dieweil dann des Klosters Schulden viel, auch solch's weiter zu beschweren, dieser Abt nit willigen wollte, so haben sich zu Tilgung der Schulden, dieser Abt und seine Conventualen von den wirtembergischen Räthen, aus ihrem Kloster Murrhard theidigen lassen, in Zuversicht, daß dadurch all Gasterei und Atzung abgestellt, ein Vorrath erspart und sie wieder fürder in ihr Kloster sollten eingesetzt werden. Also kam Abt Oswald wieder in sein Convent zu Lorch. Die andern Conventualen wurden alle hin und wieder in die Klöster Benedikter Ordens als Gäst verschickt, zween layische Oekonomen in das Kloster versetzt, die alle Nutzung einnahmen, aber wurd Nichts abgelöst, und dazu in Einem Jahr 1000 fl. verdistillirt, so auf Zins aufgenommen worden.

Das stund an, bis Reutlingen belagert wurde; da supplicirten die Brüder im Lager beim Landesfürsten und wurden wieder eingesetzt, der Atzung gefreiet, doch sollten sie dafür jährlich 100 fl. geben. Also wurd Abt Oswald ein Murrhard'scher Conventual, und Herr Martin Mörlin, ein trefflich geschickter Mann, von Männiglichem geliebt und werth gehalten, der wurd ihm zum Großvogt zugeben; die hauseten wohl. Und wiewohl mit der Zeit sich allerlei Schatzung zutrug, war es doch Alles leidenlich gewesen, bis

Anno 1525, da etliche aufrührerische Predikanten den gemeinen Mann aufrührerisch machten, und nahmen die aufrührerischen Bauern des hällischen Landes und Gmünder Waldes Murrhard ein, plünderten das Kloster, und führten auch unter Andrem etliche alte Brief und Freiheiten darvon, welche, als sie das Kloster Lorch anzündeten, damit verbronnen sind. Als aber der schwäbisch Bund aufging, und der Landesfürst durch den Landgrafen wieder in sein Land eingesetzt worden, wurde mit Murrhard, wie mit andern Klöstern gehauset: es ging unter. Also wurden die Brüder ausgestoßen bis Anno 1548. Doch von wegen der großen Gunst, so der Adel zu Abt Martin hatte, wurde er im Kloster als ein Amtmann, allweg seinen Orden tragend, gelassen, mit dem Prior Herr Carlin. Als aber das Interim durch Kaiser Carl publicirt worden, starb Abt Martin am Mittwochen den 13. Juni 1548. Indem erleuchtet Gott das Herz Cyri, des Königs der Perser, daß er die Klöster wieder öffnete, solche den verjagten Brüdern eingab, und Prälaten zu wählen und Brüder anzunehmen, ihm gebot. Also wurde der ehrwürdig und löblich Herr Thomas Carlin Abt, so blieben war als Prior, durch den hochwürdigen Fürsten und Herrn, Melchior Bischof zu Würzburg, in eigner Person verordnet und bestätigt u. s. w." Der Chronist, den wir bisher erzählen ließen, schließt die Chronik des Klosters und der Aebte mit dem frommen Wunsche: Der allmächtig Gott verleihe seiner Gnaden (dem neuen Abt) lang=

wierige Gesundheit, und deutscher Nation, daß sie auch erleuchtet, zu Fried' und Einigkeit gesinnet werde! So setze ich keinen Zweifel, dieser Abt Carlin werde hausen, daß in Murrhard wieder klösterlich Leben, nach Stiftung des ersten Stifters, Kaiser Ludwigs, werde grünen und alles Unglücks sich erholen, der auch stetig das Kloster wieder zu bauen und die Kirche zu zieren angefangen; denn zum vorigen Unfall verbrann auch in der Zeit, als die Conventuales exulirten, dieses Klosters Dormitorium (Schlaffaal) und die beste Scheure. Auf Thomas Carlin folgt Otto Leonhard Hoffeß als Abt. Er kam wahrscheinlich durch seinen Bruder Jakob Hoffeß ins Amt, der seit 1534 Vogt zu Murrhard gewesen, und sich sehr um das Städtchen verdient machte, besonders dadurch, daß er gute Brunnen dahin leiten ließ, und Schule und Rathhaus daselbst erbaute. Abt Hoffeß war keiner von denen, die wohl hauseten: er wurde wegen seiner üblen Aufführung ins Gefängniß gelegt, und nach wenigen Jahren seiner Amtsführung abgeschafft, im Jahr 1552. Auch sein Bruder der Vogt muß später sehr ausgeartet seyn, denn er wurde im Jahr 1574 wegen seiner Untreue und gesetzten Rests von 7000 fl. enthauptet. Otto Leonhard Hoffeß war der letzte katholische Abt. Ihm folgten jetzt evangelische Prälaten, und Murrhard wurde eine evangelische Klosterschule. Nach der Nördlinger Schlacht wurde der evangelische Abt Dauber mit den Seinigen vertrieben, und es regierten abermals katholische Aebte

bis zum Jahr 1650, wo Murrhard den Evangelischen wieder eingegeben wurde. Nun folgten die evangelischen Aebte in ununterbrochener Reihe. Darunter nennen wir nur die wichtigeren: Johannes Maier, Verfertiger einer der ersten wirtembergischen Landcharten, er starb 1713; die beiden Hochstetter, einer Familie Wirtembergs angehörig, die schon einige Jahrhunderte die wirtembergische Kirche mit gelehrten Theologen versehen; den M. Fried. Christof Oetinger, den bekannten Theosophen und Prediger. Noch bis ins Jahr 1806 erschienen die Murrharder Aebte auf den Landtagen. — Vom weitläufigen Klostergebäude, das die ehemaligen Prälaten bewohnten, sind nur noch Ueberbleibsel an der Försterwohnung, unter anderem auch Reste des ehemaligen Kreuzgangs, aber aus sehr später Zeit, vorhanden.

Wir haben die wichtigsten Momente aus der Geschichte des Klosters und seiner Aebte an unsrem Blicke vorübergehen lassen; nun wenden wir uns zu seinen alterthümlichen Merkwürdigkeiten, an denen Murrhardt viel reicher ist, als manche andere Klöster unseres Vaterlandes, denn gerade dieses hat sogar in den verhängnißvollsten Zeiten am wenigsten den Raub der Zerstörung erfahren. Wir fassen zuerst die St. **Walderichskapelle** ins Auge, jenes wie durch ein Wunder beinahe ganz unverletzt erhaltene Bethaus, das wegen der Schönheit seiner Formen und des Reichthums seiner Ornamente zu den schönsten Denkmalen romanischer Baukunst gehört. Die Kapelle steht,

an ihrer Südseite von der erst später angebauten Klosterkirche überragt, auf einem Abhang am nördlichen Ende der Stadt, in einem kleinen, nur gegen Osten sich öffnenden Waldthal. Die Kapelle ist ein sogenanntes Oratorium, dessen Grundriß beinahe ein Quadrat bildet, und im Osten mit einer etwas mehr als halbkreisrunden gewölbten Chornische schließt. Die vier Mauern des Gebäudes schrägen sich, dem Innern entsprechend, in spitzen Gibeln ab, tragen das über das innere Gewölbe gelegte, sich in vier verschobenen Vierecken in die Höhe ziehende Dach, wie das Gewölbe und der Chor, in starken Quadern aus dem in der Umgebung von Murrhardt häufig vorkommenden rothen Sandstein ausgeführt. Die westliche Wand, deren Giebel, gleich denen der andern drei Wände, ein mit dem Sägenornament decorirtes Kranzgesims und der dasselbe begleitende Rundbogenfries schmückt, öffnet sich durch ein ziemlich niederes reiches Portal, das nicht in der Mitte, sondern an der südlichen Ecke der Mauer angebracht ist, dem Zutritt in die Kapelle. Dieses prachtvolle Portal mit Rundbogensturz, dessen Seitenwände sich, wie abgeschrägt, dem Beschauer entgegenbreiten, ist dreifach abgetreppt. Jede Abtreppung der Laibung besteht aus zwei, durch mannigfaches Blattwerk mit einander verbundenen Halbsäulen, welche von phantastischen Figuren-, Thier- und Frazzen-Capitellen gekrönt werden, und sich in der Wölbung des Portals mit demselben reichen Wechsel der Formen des Ornaments in den Einkehlungen und Zwischen-

wänden in selbstständiger, kräftiger Gliederung fortsetzen. In dem Thürfeld des Portals, das überhaupt einen Reichthum der Phantasie entfaltet, der nur von der völligen Harmonie, in der alle einzelnen Theile sich zum schönsten Ganzen ordnen, übertroffen wird, thront ein segnender Christus. Tritt man nun durch die niedrige Thüre in das Innere, so wird man ungemein überrascht von dem wunderbaren Einklang der Verhältnisse und der reichen Mannigfaltigkeit der architektonischen Details. Die gegenüberstehende östliche Wand erschließt die kuppelförmig überwölbte Absis, während an den andern drei Wänden nischenförmige, nach oben von drei Kreisstöcken überwölbte Vertiefungen angebracht sind, deren Bögen von kleinen, freistehenden Säulen mit höchst interessanten Kapitellen getragen werden. Die südliche und nördliche Wand hat je zwei solcher architektonisch mit einander verbundenen Doppelnischen, die westliche aber neben der Eingangsthüre nur eine einzige. In den vier Ecken steigen massive, aus je drei Halbsäulen gebildete Pfeiler mit phantastisch ornamentirten Pflanzen-, Thier- und Menschenantlitz-Kapitellen empor; sie tragen das ringsum laufende, im Chor sich gleich einem Kranze über das Rundbogenfenster ziehende Fries, und die mächtigen, aus den Ecken entspringenden Gewölberippen. Diese spannen sich im Spitzbogen in die Höhe, und bilden, aus gleichem Steine mit den Kappen, die sich über die im gleichseitigen Dreiecke construirten, eingezogenen Giebelfenster legen, das massive und doch so

leicht aussehende spitzbogige Kreuzgewölbe, das ein, einen Knoten darstellenden Schlußstein krönt. Die Kappen und Rippen bestehen aus denselben starken Steinen, wie die Mauern, und es scheint das minder schiebende Spitzbogengewölbe, wenn der Gedanke, welcher der germanischen Kunst zu Grunde liegt, sich nicht auch hier schon im Geist der damaligen Zeit vorbereitete, aus statischen Gründen gewählt worden zu seyn, das heißt, um den Seitendruck auf die Mauern, welche der Strebepfeiler ermangeln, zu mindern. In die südliche Wand wurde durch eine der Nische nachher eine Thüre gebrochen, um dadurch eine Verbindung mit der später erbauten Klosterkirche zu bewirken. In der Chornische steht ein nakter Altar — ein einfacher Tisch mit einer deßgleichen Platte; auf demselben eine aus später Zeit herrührende Bildsäule des h. Walderich (nach Andern des h. Januarius). Die Säulen haben insgesammt das Kelchkapitäl mit fein ausgearbeiteten Blättern und die Attische Basis, die sich mittelst Menschen- und Thierlarven oder Laibformen auf den Ecken — sogenannten Schutzblättern — mit dem Untersatz verbindet. Die Gewölberippen haben das schon leichter gegliederte Birnenprofil nebst zwei Hohlkehlen, die sich durch einen Rundstock mit einander verbinden. Das ziemlich tief gemeiselte Ornament zeigt beinahe durchgehend, im mannigfaltigsten und doch immer zum Ganzen stimmenden Wechsel der Form, die eigenthümlich geschwungene und gewundene Stengel- und Rankenverschlingung mit Blättern, unter denen die Lilie

sehr häufig vorkommt; es ist mit großer Geschicklichkeit und Geschmack ausgeführt. — Betrachten wir das Aeußere der Kapelle, so finden wir die Wand gegen Norden in drei Felder getheilt, und zwar durch zwei Halbsäulen, die sich über ihren reizend ausgehauenen schlanken Kapitellen im Giebel in Lissenen fortsetzen, welche oben in das Rundbogenfries unter dem Giebelgesims übergehen. Zwischen diesen Lissenen sind zwei rundbogige Fenster mit reicher Stabgliederung angebracht. — Am reichsten, und wie es scheint, mit besonderer Vorliebe decorirt, ist die östliche Seite der Kapelle mit der halbkreisförmigen Chornische und deren Rundbogenfenster. Diese Absis, deren Dach die unter dem Traufgesims der Kapelle aufsteigende Rundbogenverzierung des Giebels beinahe ganz verdeckt, wird durch Halbsäulen mit äußerst hübschen Kapitellen in fünf Felder getheilt, in deren mittlerem sich das prachtvolle Rundbogenfenster befindet, auf dessen Wasserschlag zwei Löwen ruhen. Dasselbe wird von einem breiten, äußerst rein und fein ornamentirten Fries umzogen, und schrägt sich nach Innen in zwei Rundstäbe und zwei mit Ornamenten verzierte Hohlkehlen ab. Unter der Wasserschräge des Fensters schließt ein einfaches Blätterornament die ornamentale Umrahmung, welche zwei kurze Halbsäulen mit Figurenkapitäl tragen, architektonisch ab. Die übrigen vier Felder der Chornischen endigen in zierlich ausgeführten, zu beiden Seiten des Fensters von consolenartigem Laubwerk getragenen, giebelförmigen Gesimsen, deren Spitzen

das Hauptgesims des Chors berühren. Das letztere ist ein Rundbogenfries, der unter dem Kranzgesims der Absis herumläuft, und dessen Bogen mit dem schönsten, wechselndsten Ornamentenschmucke ausgefüllt sind. In dem mittleren Bogen, gerade über der Mitte des Fensters, erblickt man einen von vorn dargestellten Löwenkopf mit Vordertatzen, die in den breiten Rundfries des Fensters greifen. Auch auf der noch freistehenden Wand der Kapelle selbst steigt von den beiden Ecksäulen der Chornische zu den Kapitellen der Mauerecken ein geradliniges ornamentirtes Gesims empor. Das über die Mauer heraustretende, durch den aufgehöhten Boden aber bis auf einen Schuh bedeckte Basament der Kapelle bewegt sich im ähnlichen Profil, wie die Säulenfüße, und die zwei sichtbaren Mauerecken sind in Form von Dreiviertelssäulen abgerundet und schließen sich durch ihre Kapitelle den aufsteigenden Kranzgesimsen der Giebelfenster an. — Dem bisher Gegebenen, das wir der gelehrten Abhandlung in den Heften des Wirtemb. Alterthumvereins entnommen, wo wir auch drei treffliche Bilder nach Professor Eberleins wohlgelungener Zeichnung finden, fügen wir noch bei, daß sich in der Kapelle vier steinerne Sitze befinden, auf deren jedem drei Personen Platz haben; sie sollen, wie der Chronist Widemann berichtet, für die zwölf Brüder bestimmt gewesen seyn. Ein fünfter Stuhl unten beim Thürlein war für den Abt. Auch waren früher an der

Thüre Löcher eingeschnitten, durch welche hindurch das Volk die Messeämter verrichten sah.

Fragen wir nach der Zeit der Erbauung dieser in ihrer Art einzig schönen St. Walderichskapelle, so wird sie, nach dem so vollendeten Baustyl zu schließen, in die letzte Hälfte des 12. Jahrhunderts fallen, da Herbort Abt gewesen. Einer früheren Zeit gehört wohl das schöne Portal an, das mit weit mehr Härte und Strenge, als die Formen im Innern der Kapelle und in der Chornische ausgeführt ist. Auch ist das Portal aus weißem Sandstein gehauen, und nicht auf eine organische Weise mit dem übrigen Bauwerk verbunden. Wir glauben darum annehmen zu dürfen, daß das Portal zuvor an einer älteren Kapelle, etwa der früheren Grabkapelle Walderichs gestanden. — Die Kirche, welche an die Kapelle angebaut ist, hat gar keinen alterthümlichen Baustyl. In ihrem Innern sehen wir das Grabmal Kaiser Ludwigs des Frommen in Sargform, aus dem Ende des Mittelalters. Auf dem Deckel des Denksteins sieht man im Umriß eine Figur, mit einer Krone auf dem Haupt; in der Rechten hält sie ein unter sich gehendes, mit seiner Spitze den Boden berührendes Schwert, in der Linken einen Scepter. Neben den Füßen das hohenstaufische Löwenwappen. An der Seite des Sargs sind gothische Verzierungen. Die um den Rand des Steins laufende gothische Inschrift lautet: Anno domini octingentesimo sexto obiit illustrissimus Romanorum Imperator semper Augustus Ludovicus filius

Karoli Magni, cognomento Pius, fundator hujus monasterii, cujus anima requiescat in pace. Amen. (Im Jahr des Herrn 816 (vielmehr 840) starb der erlauchteste Kaiser der Römer, alle Zeit Mehrer, Ludwig, Sohn Karls des Großen, genannt der Fromme, Stifter dieses Klosters, dessen Seele im Frieden ruhe. Amen.) Ferner befindet sich noch in dieser Klosterkirche ein Schrein 6 Schuh 2½ Zoll hoch, 5 Schuh 4 Zoll breit, 1 Schuh tief, mit zwei Flügeln. Er enthält die Mutter Gottes mit dem Leichnam des Herrn im Schooß, welchen zu Haupt und Füßen Joseph von Arimathia und Nicodemus halten, in vergoldeter Holzschnitzerei. (Diese Figuren waren ursprünglich nicht da, denn unten steht St. Sebastianus, S. Maria, Mater Dei, S. V. M. 1496.) In der Predella ist gemalt: Christus als ecce homo, welcher die Hände ausstreckt, und sie links seiner Mutter Maria und rechts Johannes dem Evangelisten zum Küssen darreicht. Landschaftlicher Hintergrund. Von den Flügeln ist ja nur die innere Seite bemalt. Auf jeder Seite zwei Bilder unter einander auf Goldgrund, rechts oben weibliche Heilige, in deren Mitte die heil. Catharina mit dem Schwert, die heil. Barbara mit dem Kelch u. a. Die Unterschrift lautet: all hailig junckfrowen. Unten männliche Heilige, darunter ein Bischof in der Mitte, St. Franziscus, St. Jakob u. a. Links oben das Pfingstfest mit der Unterschrift: all hailig XII boten vnd vnser Frau. Unten

männliche Heilige, in deren Mitte Johannes der Täufer mit dem Lamm, der h. Laurentius, Stephanus, Leo der Große u. s. w. ein vortreffliches Gemälde.

Noch ist die sogenannte St. Walderichskirche wegen ihrer Alterthümer des Besuches werth. Außen auf ihrer Nordseite ist die Gefangennehmung des Heilandes in Holzfiguren dargestellt. Auf derselben Seite finden sich zwei Reliefs aus viel älterer Zeit, welche anders woher genommen sind, eingemauert: ein länglichtes mit zwei die offenen Rachen zusammenstreckenden Löwen; das andere, halbkreisförmige, wahrscheinlich ehemaliger Thürsturz aus sehr früher Zeit, stellt in der Mitte das Lamm mit dem Kreuz en medaillon dar, links ein Königsbrustbild mit einem Lilienstab in der Hand, rechts einen Stern, diese beiden in kleineren Medaillons. Außen sind niedliche byzantinische Verzierungen, auch ein Menschenkopf; unten sind verwitterte Inschriften. Heideloff, unser unübertroffener, würdiger Altmeister in der Architektonik des Mittelalters, hält den Thürsturz für ein Werk aus der Zeit Abt Herborts (1180) und meint, das Königsbrustbild deute auf Ludwig den Frommen. Wir stimmen dieser Ansicht mit ganzer Seele bei, und fügen nur noch hinzu, daß alle diese Merkwürdigkeiten der alten Kapelle mögen angehört haben, die über St. Walderichs Grab erbaut wurde. Noch bemerken wir an dieser Walderichskirche eine eigenthümliche Einrichtung für die Opfernden. An der äußeren Mauer befindet sich eine Oeffnung, durch

welche hindurch man die Gaben für St. Walderich einlegte. Noch jetzt wallfahrten, besonders am Charfreitag, Schaaren von Glaubigen — die meisten der evangelischen Kirche angehörig — nach der Walderichskirche, und legen ihre Gaben ein. Besonders sind es auch die Frauen, welche durch solche Gabe die Erhörung ihrer heißesten Wünsche erlangen möchten. Als einmal auf höheren Befehl solch Opfern auf dem gewöhnlichen Wege eine Zeitlang untersagt wurde, so wußten die Leute dem h. Walderich ihre Gaben durch die Oeffnungen der Thürschwelle oder auf anderem Wege beizubringen.

Die Sage von St. Walderich.

Da man schrieb 800 Jahre nach der Geburt Christi, war ein großer Theil der deutschen Lande an den Flüssen Weser, Elbe und Oder noch heidnisch. Dazumal regierte ein großer, mächtiger, christlicher Kaiser, Karl, genannt der Große, über viele Reiche, als da sind Spanien und Frankreich, Italien und die christlichen Lande der deutschen Völker bis gegen Dänemark hinauf, und kämpfte mit den Heiden, dem mächtigen Sachsenvolk, um sie zu bekehren, deßgleichen mit den Ungarn, die in die christlichen Lande räuberisch an der Donau herauf einfielen, und mit den Ungläubigen, den Söhnen Mohameds, welche halb Spanien erobert hatten.

Kaiser Karl der Große hatte mehrere Söhne. Seine ältesten, Karl und Pipin, starben, als sie kaum die ihnen vom Vater übertragenen Königreiche angetreten, und für Pipin gab er nun dessen Sohn, seinem Enkel Bernhard, die Krone von Italien. Als der Kaiser sein Ende herannahen sah, rief er seinen dritten Sohn aus rechtmäßiger Ehe Ludwig nach Aachen zu einem Reichstag.

Im kaiserlichen Ornate, umgürtet mit einem goldenen Schwerdt, in den Händen tragend das goldene Evangelienbuch, auf dem Haupte eine Krone mit Edelsteinen, um die Schulter geschlagen den Purpurmantel, führte Karl seinen Sohn Ludwig in die Versammlung der Fürsten, Bischöfe und aller Edlen des Reiches, und fragte sie: wollt Ihr diesen meinen lieben Sohn annehmen und halten als Euren künftigen König und Kaiser?

Einmüthig erscholl es: Ja, Gott will es also haben!

Darauf zog der Kaiser mit dem Neugewählten in den Dom zu Aachen und fiel vor dem Altar nieder, um lange zu beten. Aber, als er sich wieder erhoben, sprach er zu Ludwig: Mein Sohn! So ermahne ich dich nun, als meinen Nachfolger auf dem Stuhl der christlichen Kaiser des Abendlandes, du wollest treu und fromm wandeln in den Augen des Königs aller Könige, wollest Sorge tragen für die heilige christliche Kirche und ihre Diener, wollest gegen deine Schwestern allezeit seyn ein treuer Bruder und dein

Volk lieben, wie deine Kinder, den Armen Trost verschaffen, und getreue, gottesfürchtige Beamte setzen über dasselbe, zu Nutz und Frommen des Reiches, das dir anvertrauet von Gott und allem Volke.

Willst du das Alles erfüllen, mein lieber Sohn?

Ja, entgegnete auf die Kniee gesenkt Ludwig — so wahr mir Gott helfe!

Nun — fuhr der Kaiser fort — so setze dir selbst die Krone auf, und stets möge sie dich erinnern an dein Versprechen!

Also nahm Ludwig die Krone aus seines Vaters Hand und setzte sich dieselbe auf.

Aber er war nicht der Mann des Krieges und der Kraft, um das Reich zu erhalten und zu mehren, wie sein Vater. In seiner Jugend schon in stillen Klöstern erzogen, taugte er mehr zum Mönch als zum weltlichen Herrscher, und erhielt wegen seiner vielen und reichen Stiftungen an die Kirche den Namen „der Fromme.“

Mit seiner Gemahlin Irmengardis zeugte er drei Söhne und theilte das Reich unter sie. Den ältesten Lothar ernannte er zum Mitkaiser und Nachfolger und gab ihm Italien. Den zweiten Sohn Pipin setzte er über das Reich Burgund, und dem dritten Ludwig gab er ein Königreich in Deutschland, von Tyrol bis nach Böhmen und Sachsen hin sich erstreckend.

Darauf nahm Ludwig, der Vater, sein zweites Ehgemahl, Judith, die schöne Tochter Welfs, eines Fürsten,

der in Baiern und am Bodensee große Besitzungen hatte.

Sie gebar ihm einen Sohn Karl, und Ludwig schenkte ihm das Land Allemanien am Rhein und Neckar. Aber dazu sahen die Söhne erster Ehe scheel und sie ergriffen die Waffen gegen ihren Vater. Bei Colmar nächst Straßburg standen ihre Heere sich einander gegenüber, und durch Ueberredung und Bestechung fiel Alles vom alten Kaiser ab, also daß derselbe zu den wenigen Begleitern, die noch treu bei ihm aushielten, mit Thränen in den Augen sagte: geht, geht, nachdem die Andern alle mich verlassen, will ich nicht, daß Eure Treue Euch das Leben koste von den zürnenden Feinden! Seitdem heißt das Feld, wo dieses geschehen, das sonst den Namen „Nothfeld“ trug, das „Lügenfeld.“

Da floh Ludwig über den Rhein nach Schwaben, um Schutz zu suchen und ein sicheres Versteck vor seinen ergrimmten Söhnen. Von einem einzigen treuen Diener begleitet erklomm er die Gebirge des Schwarzwaldes, und zog durch ihre finstre Schluchten immer gegen Sonnenaufgang weiter. Das Wild des Waldes war seine Speise, denn der Kaiser, obwohl mönchisch erzogen, hatte eine ungeheure Leibesstärke. Sein Körper war, wie die Geschichtschreiber berichten, von mittelmäßiger Länge, die großen Augen leuchteten hell, die breiten Schultern nebst den festen Armen zeugten von ungewöhnlicher Kraft, und Niemand kam ihm gleich im Wurf der Lanze und im Bogenschießen.

Noch bedeckte damals das Land ringsumher Wald und Sumpf. Kleine Burgen und einzelne Weiler, selten hie und da in einem abgelegenen Thal ein Klösterlein, waren die einzigen Wohnsitze. Städte gab es außer am Rheinstrom keine, denn die, welche früher am Neckar von dem mächtigen Kriegsvolk der Römer erbaut waren, lagen längst gebrochen und verödet, da der Deutsche es nicht liebte, in festen Wohnsitzen zu hausen, und der wilde Hunnenkönig Attila aus Ungarn herauf diese Lande früher mit Feuer und Schwerdt überzogen und keinen Stein auf dem andern gelassen hatte.

Wo sonst vor 400 Jahren, als die römischen Kriegsheere das Land erobert und ihre Kaiser darüber geherrscht, der Pflug gegangen und der Landbewohner den Wald urbar gemacht hatte, und wo herrliche Straßen über Berg und Thal geführt waren, da war jetzt wieder Wildniß eingerissen, und den Schutt alter Wohnsitze überwucherten Bäume und Gesträuche und Moos.

Doch war das Heidenthum schon längst dem Christenthum gewichen, denn vor 200 Jahren schon hatten sich Apostel des Evangeliums eingefunden am Bodensee und nach und nach war alles Volk bekehrt worden.

Fromme Männer hatten sich überall angesiedelt, entweder einzeln als Einsiedler oder mehrere zusammen in kleinen Klöstern, um die Wildniß auszurotten, ihr Brod zu bauen, Fische zu fangen und der Umgegend die Lehre vom Kreuz zu verkünden. Aber bei alledem

herrschten noch viel Aberglauben und heidnische Gebräuche unter dem Volke, und die ungelehrten Priester selbst mischten selbige mit dem christlichen Gottesdienste.

Als der fliehende Kaiser den Schwarzwald auf dem Rücken hatte und sich am Enzflüßlein hin dem Neckar näherte, da und dort einsprechend in einer Hütte armer Landbewohner und ein Lager bei ihnen suchend, da traf ihn das Unglück, daß er seinen treuen Begleiter verlor und derselbe nach schneller Erkrankung auf der Reise starb.

Betrübt zog der Kaiser seines Weges fürbaß und kam an den Neckarfluß, wo viele Weiler und Burgen Thal auf und ab seinen Augen sich zeigten. Doch getraute er sich nicht, hier lange zu rasten oder gar zu verweilen, aus Furcht vor seinen grimmigen und unnatürlichen Söhnen. Darum setzte er seinen Weg weiter fort, als er den Fluß mit Hülfe eines Fährmanns überschritten.

Schwarze Tannenwälder zogen sich dort um die Ufer eines kleinen Flüßleins, welches der Fährmann die Murr nannte, und an diesem Wasser hinauf beschloß der Wanderer weiter zu pilgern, und aus den bewohnteren Gegenden sich wieder in tiefere Wildniß und Waldschluchten zu begeben.

Am zweiten Tage, an dem Orte, wo die Murr sich in den Neckar ergoß, saß der Kaiser Mittags am Ufer des Wassers, das in kurzen Windungen, und meist mit steilen waldigen Ufern beschattet, sich immer gegen Sonnenaufgang zog. Das Thal schien sich zu

erweitern, denn breite, sumpfige Wiesenflächen breiteten sich vor seinen Blicken aus, und auf einem einzelnen Hügel, dessen Rand von Waldbäumen frei und angebaut war mit Feldfrüchten, gewahrte er eine kleine Burg mit hohem Thurme.

Kaum hatte er eine Zeitlang hier gerastet, da tönte hinter ihm Hufschlag durch den Wald und als er sich umwandte, nahte ein junger Jägersmann, den Jagdspeer in der Rechten und mit der Linken ein muthiges Roß lenkend. Er war einfach in ein linnenes Wamms und Hosen gekleidet, und ein grünes Barett aus Wolle bedeckte sein Haupt, dessen blonde, glänzende Locken bis über die Schulter herabhiengen.

Als der Jägersmann den Wanderer erblickte, ritt er zornig auf ihn zu und befahl ihm, alsbald die Stelle zu verlassen und sich aus dem Thal zu machen, wo nicht, so werde er ihn mit den Hunden zu Tode hetzen lassen. Erschrocken fiel der Kaiser dem Jägersmann zu Füßen und bat ihn, seines Weges ihn ohne Gefährde fürbaß ziehen zu lassen, sintemal er ein Gelübde gethan, in ein fernes Land zu wallen, denn er gedachte bei sich, diese Nothlüge zu gebrauchen, um nicht entdeckt zu werden.

So bist du also kein böses Wesen, sprach der Jägersmann, kein Zauberer und Wettermacher und nicht schuld daran, daß vorgestern der Hagel mir alle meine Frucht an meinem Schloßberg zusammengeschlagen?

Mit Nichten, mein junger und ehrbarer Recke, sprach der Kaiser, ich komme vom Neckarthale und

bin erst seit gestern in dieses Thal getreten — aber, wenn du ein guter Christ bist und nimmer an heidnischen Gebräuchen hängest, so solltest du mir kein solches Ungebühr zumuthen, als stände ich mit dem Teufel im Bunde. Dabei bekreuzte sich der Kaiser dreimal.

Wohlan, sprach der Jägersmann, ich will dir trauen und glauben, denn dein Auge ist redlich und offen, auch gleichest du mehr einem Waidmann, denn einem Zauberer.

Da thuest du Recht daran, fuhr der Kaiser fort — ich bin ein frommer Wanderer und achte die Gebote der heiligen Kirche und den Befehl des allerseligsten Kaisers Carolus Magnus. Weißt du, wie selbiger lautet?

In Schrift und Gesetz bin ich wohl wenig erfahren, sagte der Jägersmann, aber das weiß ich, daß der verstorbene Kaiser viele Gesetze hat erlassen in Betracht des Glaubens, und daß ohne ihn mein Volk und meine Ahnen noch in der Freiheit lebten und in der Verehrung ihrer Götter, denn ich bin der Sohn eines Sachsenfürsten, der im Kampf für seinen alten Glauben gegen das Frankenheer des Kaisers gefallen, und als ein Waise hier herauf in das Land Schwaben gebracht wurde von einem Edlen dieses Landes. Dem aber war indessen sein Weib und einziger Sohn gestorben — so nahm er nun mich zum Erben an und setzte mich auf sein Schloß, das dort drüben über der Murr sich erhebt und den Namen „Reichenberg"

träget. Aber meinen alten Glauben kann ich nicht ganz ablegen, obgleich ich getauft worden, und selbst die christlichen Deutschen hängen noch mit vieler Liebe an ihren früheren heiligen Gebräuchen, nicht minder die Mönche und Nonnen.

Darum, entgegnete der Kaiser, hat auch der allerseligste Carolus Magnus einen Befehl erlassen auf seinem Schloß zu Aachen, der lautet:

Niemand soll auf Vogelgeschrei achten, noch Tage wählen, noch aus dem Evangelium und Psalter wahrsagen. Die Nonnen sollen kein Blut mehr abzapfen der Zauberei wegen. Bäume und Haine soll man umhauen und bei ihnen, wie auch an Felsen und Quellen, keine geweihte Kerzen anzünden. Zauberer, Weissager, Beschwörer soll man in Gewahrsam nehmen und von Priestern belehren lassen, so wie auch die Wettermacher, und wo sie sich nicht bekehren, strenge bestrafen.

Da stehst du selbst, lächelte der Jägersmann, daß der Glaube an die alten deutschen Götter tief wurzelt im Gemüth des Volkes, obwohl schon über 100 Jahre bei Euch die Mönche aus England und Irland den neuen Christenglauben gepredigt und eingeführt. Und welch eine Last und Joch haben sie damit eingeführt, daß der freie Mann muß den Zehenten geben den Priestern, deren Hohepriester zu Rom sitzet im Lande Italien.

Darum hat sich auch unser Sachsenfürst Wittekind und sein Volk so heldenmüthig gewehret gegen den Kaiser Carolus viele Jahre, bis es allmälig erlegen

und unterwürfig ist gemacht worden. O, das war eine schöne Zeit, als ich, ein kleiner Knabe noch, den Versammlungen anwohnte unseres Volkes und unserer Krieger. Noch wohl erinnere ich mich, als wäre es gestern geschehen, daß ich in Goslar war, bei dem großen Opferfest. Alles Volk schwur unter freiem Himmel an der heiligen Stätte: Heiliger, großer Wodan, du unser Sachsengott, hilf uns und unserem Pannerherrn Wittekind gegen den schändlichen christlichen Kaiser Karl, den Schlächter unserer Brüder. Wir opfern dir einen Auerochsen und ein paar Schaafe und allen Raub, so wir in der Schlacht gewinnen. Auch wollen wir dir schlachten alle Gefangene, die wir machen, auf dem heiligen Harzberge, allwo du dein Heiligthum hast!

Doch komm, fuhr der Sachsenjüngling fort, ich will dich geleiten in mein Schloß und dir einen Imbiß vorstellen, daran magst du dich laben und dann deines Weges weiter ziehen.

Gerne nahm der Kaiser die Einladung an und folgte dem Jüngling auf sein Schloß, dessen alter Thurm, noch von dem römischen Kriegsvolk erbaut, vom sonnigen Hügel herabwinkte. Als er sich mit Speis und Trank erquickt, führte ihn der Schloßherr an die Fensteröffnung und zeigte ihm die Gegend umher. Ein großes Thal lag vor seinen Blicken, das sich aufwärts zwischen den dunkeln Tannenwäldern zog und in welchem die Murr sich herab schlängelte, in welche weiter oben die Lauter aus einem engen

Seitenthale über Felsen und Baumstämme hereinströmte.

Nur da und dort am Rande der Berge und Wälder stieg der Rauch auf aus einzelnen Hütten, die zerstreut umher lagen, denn das Thal war nur sehr spärlich bewohnt von Fischern und Landbauern. Keine Straße führte durch die Gegend, nur einzelne Fußpfade wanden sich an den Bergen über den sumpfigen Wiesen dahin, auf denen Kühe und Pferde da und dort frei herumwaideten.

Dort hinauf, sprach der Schloßherr, an jenen Hütten, genannt „Sulzbach," vorüber, müßt Ihr ziehen, wenn Euer Fuß durch die uralten Waldungen sich hindurch arbeiten kann. Aber es sollen böse Geister dort oben hausen aus den Zeiten des römischen Kriegsvolkes, das einst mit Hülfe des Teufels eine große, breite, gepflasterte Straße anlegte, von dem Donaufluß im Lande Baiern bis hinüber zum Neckar mit Schanzen und Wartthürmen. Einer meiner Knechte war eines Tages auf der Jagd verirrt und hat die Trümmer noch gesehen, die von den Bergen herab über das Murrthal herüber und jenseits wieder die Berge steil hinauf sich ziehen. Er hat in der Noth in einem zerfallenen Thurm übernachtet, und hat schreckliche Gesichte gesehen und einen höllischen Lärmen und Getöse vernommen. Schwarze Böcke und Drachen sind vorübergerast, durch den Tannenwald und in den Lüften erscholl ein schauerliches Halloh!

Der Kaiser bekreuzte sich und sprach: vor dem Blendwerk des Teufels schützt mich das heilige Zeichen

des Kreuzes. Auch trage ich eine Reliquie bei mir von einem christlichen Märtyrer, die wendet alle listigen Anfälle des Bösen von mir ab. Habe Dank, mein edler Herr dieses Schlosses, für deine Gastfreundschaft, ich will jetzt meines Weges ziehen.

So zog er weiter den Hügel herab in das Thal, denn all sein Sinnen stund darauf, einen recht abgelegenen Ort zu finden, wo er sicher wäre vor Verfolgung. Als er darum einige tausend Schritte vorwärts gegangen war und an den Ort kam, wo das Lauterflüßlein aus einem finstern, waldigen Nebenthale herausströmte, besann er sich, ob er dort hinein sich wenden oder weiter der Murr folgen sollte. Er warf seinen Stab vor sich hin, um zu sehen, wohin beim Niederfallen seine Spitze zeigte, und da sie gegen Morgenaufgang deutete, so setzte er seinen Weg der Murr entlang weiter. Nur wenige Hütten traf er auf diesem Pfad, die geschlossen beisammen stunden, nächst dem Zusammenfluß der Lauter und Murr, und wie der Sachse ihm berichtet, Sulzbach genannt wurden. Mit vieler Mühe mußte er sich oft durch Dornen und dichtes Gebüsch winden längs der Berge hin, weil er im Thale und im Sumpf nicht vorwärts schreiten konnte. Ein Reh, das ihm in den Schuß kam, erlegte er mit seiner Armbrust, zog es ab, waidete es aus und schnitt sich die beiden Hinterschlegel ab, um für den Fall der Noth auf einige Tage Lebensmittel zu haben. Als er fertig war, hing er das Wildpret auf den Rücken und brach sich weiter

Bahn durch die Wildniß. Indessen hatte sich der Tag geneigt, als er an einem verfallenen Schlößlein anlangte, das am Gebirge, von Tannen überwachsen, wie ein Schwalbennest hing. Hier gedachte er seine Nachtherberge aufzuschlagen. Er brach sich Tannenäste ab und bereitete sich unter dem Ursprung einer Mauer seine Lagerstätte. Der Himmel hatte sich überzogen und eine finstere Nacht brach ein. Alles war still um ihn, nur die Tannen rauschten und die Murr drunten im Thale, und zuweilen flog eine Eule aus den Mauerlöchern und heulte durch die Nacht. Da auf einmal schlug ein Glöcklein rein und zart in seine Ohren; der Schall schien von jenseits des Thales zu kommen und hielt einige Minuten an. Nein, das war kein teuflischer Spuck, die Töne klangen so rein und lieblich, daß er auf die Kniee niedersank und zu allen Heiligen, besonders aber seinem Schutzpatron dem heiligen Ludwig betete, ihn zu beschützen vor allen Gefahren und seinen Widersachern und eine fröhliche Heimkehr zu schenken.

Als er sich vom Gebet erhoben, trat er unter den Mauern durch die Tannen hervor, um in das Thal hinab blicken zu können, von wannen die frommen Klänge herüber kamen. Siehe da, ein Licht sandte seine Strahlen in die dunkle Nacht, in der gleichen Richtung, wie er den Schall vernommen.

Gewiß, sprach der Kaiser für sich hin, wohnen dort drüben christlich fromme Menschen, und wenn das Wetter näher zieht, dessen Vorbote, ein heftiger

Wind, durch das Thal rauschte, so habe ich doch ein sichereres Obdach, als hier in diesem zerfallenen Gemäuer.

Also nahm er sein Wildpret wieder auf den Rücken, Stab und Armbrust zur Hand, und klimmte den felsigen steilen Abhang hinab in der Richtung, wie das Lichtlein herüber schimmerte.

Bald gelangte er zur Murr, und indem er hier auf und ab suchte, ob er keine seichte Furth fände, traf er auf einen Steg, der ihn trocken hinüberführte und einen schmalen Fußpfad, der über das Thal sich wand. Nach kurzer Zeit stand er am Abhang des jenseitigen Gebirges, das schwarz in das Thal hereinhing, und bei dem Schein der Blitze, die bereits das Gewitter näher ankündigten, erblickte er vor sich auf einem kleinen freien Hügel ein großes Kreuz und hinter diesem schimmerte das Lichtlein hervor, als wäre es am Berge angeheftet.

Rasch eilte er den Hügel hinan und stand nun nach wenigen Schritten vor einer offenen Thüre, welche in eine Höhle führte, die in den Berg hinein ging. Bei dem Geräusch seiner Tritte erschien eine hohe, ehrwürdige Gestalt unter dem Eingang. Weiße Locken flatterten spärlich um das bleiche Antlitz, das nur durch den Schimmer des Lichtes eine leichte Röthe zeigte. Ein grobes, wollenes Gewand verhüllte die Glieder, die auf einen starken und knochigen Bau schließen ließen. Um die Lenden war ein Gürtel von

Hanf gewunden, daran hing ein kleines hölzernes Crucifix.

Wer naht sich zur späten Stunde noch meiner Hütte? sprach der Greis in ruhigem, tiefem Tone — Gold und Silber habe ich keines, wenn du Fremdling bösen Anschlag führest — kommst du aber friedlich, vielleicht ein verirrter Jäger oder Wandersmann, dann biete ich gerne und mit Freuden dir ein Obdach an gegen das Gewitter, welches das Thal heraufzieht. Sey unbesorgt, entgegnete Ludwig, und verzeihe einem Wanderer, wenn er gestärkt von dem Klang deines frommen Glöckleins deinem Lichte folgt in dunkler Nacht und Wildniß, um bei Menschen ein Nachtlager zu suchen. So trete ein, winkte der Einsiedler, im Namen der h. Dreifaltigkeit, die behüten möge mit allen Heiligen deinen Eingang, wie deinen Ausgang! Frohen Muthes folgte der Kaiser der Einladung und trat in die Höhle, welche ziemlich geräumig war und mit Baumstämmen ausgefüttert. Auf der Seite befand sich in einer Art Nische und Vertiefung ein rohes Lager, bestehend in einigen gegerbten Thierfellen über ein Bündel Stroh und dünnes Waldgras gebreitet. Im Hintergrund der Höhle stand ein Stein, der die Form eines kleinen Altars bildete und auf demselben war ein einfaches, hölzernes Kreuz befestigt. Eine eiserne Lampe vor dem Altar aufgehängt, beleuchtete die Höhle matt, in welcher sich nur noch dem Nachtlager gegenüber ein roher Tisch und eine Bank an der Wand befanden. Heiliger Vater! sprach

Ludwig, als er eingetreten, so Euch es mangelte an einem kräftigen Imbiß, so nehmet aus meinen Händen hier dieses edle Wildpret, das ich vor wenigen Stunden erlegt. Damit legte er seine Jagdbeute dem Einsiedler zu Füßen. Der aber sprach: Behalte die Speise für dich, denn Fleisch und Wein kommt nicht über meine Lippen. Meine Nahrung ist Milch, die mir meine Ziege gibt, und das Gerstenbrod, das ich mir baue, so wie der Fisch in den Seen, die unter meiner Hütte liegen. Fasten und Beten nimmt meine erste Zeit hinweg, die Bedürfnisse meines Lebens sind gering.

Während der Einsiedler dieses sprach, trug er eine Schüssel mit Milch und Gerstenbrod auf, und lud seinen Gast ein, das Abendessen mit ihm zu theilen. Als sie nun so bei Tische saßen, begann der Einsiedler seinen Gast näher zu mustern und frug ihn nach dem Zweck und Ziel seiner Wanderung. Obwohl der Kaiser gerade kein Mißtrauen in den frommen Mann setzte, so getraute er doch nicht, sich zu offenbaren und antwortete: ich bin ein fränkischer Graf und am Rhein zu Hause. Böse Feinde haben sich gegen mich versammelt, und nachdem ich mein Gemahl in ein Kloster geflüchtet, floh ich vor ihnen. Aber, da sie mich verfolgten, so getraute ich mir nicht mehr, weder an den Ufern des Rheins noch des Neckars vor ihrer List und großen Macht und eilte, mich in die Wildniß dieses Landes zu verbergen. Mein Sohn, sprach der Einsiedler, so du kein Uebelthäter

bist und deine Feinde von boshaftem Herzen, magst du hier eine Zufluchtsstätte finden und sicher bei mir wohnen, denn in diese Einöde naht sich selten ein menschliches Wesen. Ein verirrter Jäger oder ein Hirte und Waldbewohner sind die Einzigen, die in meine Klause treten, um Obdach zu suchen oder Hülfe für einen Kranken. Seit undenklichen Tagen bedecken dunkle Tannenwälder Gebirg und Thal, und nur alte verfallene Burgen liegen zerstreut an den Bergen umher, dort drüben, wo du herübergekommen, die Wolkenburg und ganz in der Nähe meiner Hütte die Hunnenburg, wo einst der wilde Hunnenkönig Attila die Einwohner erwürgte, als er aus seinem fernen Lande heraufzog an den Rhein. Es ist ein kaiserlich Schlößlein, noch wohl erhalten und von einigen Kriegsknechten bewohnt und bewahrt. Auch die alten Thürme, Wälle und gepflasterte Straßen des Römervolkes, das einst hier über das Land herrschte, sind längst mit Moos, Gesträuch und Wald überzogen, und wo einst Menschen wohnten und das Land spärlich bebauten, da siehst du, so weit dein Auge reicht, nichts als Wald und Sumpf und selten eine Hütte. Böse Geister hausen in den alten Gemäuern des heidnischen Römervolkes, darum baut kein Bewohner der Gegend seine Hütte in deren Nähe.

Aber, fuhr er fort, warum hast du dich in deinen Nöthen nicht an den Kaiser Ludwig gewendet und Hülfe bei ihm gesucht? Ach! entgegnete Ludwig, wie sollte ich Hülfe suchen bei einem Kaiser, dessen schlimme

Söhne ihren Vater selbst vom Throne gestoßen, um eitler Ländergier wegen, und mit ihm Krieg führen jenseits des Rheines im Lande Frankreich! Daß Gott sie strafe, zürnte der Klausner, diese Natterbrut, welche die Hand zu legen sich erfrechen an den Gesalbten des Herrn! Ich habe ihn gesehen, den schönen Knaben Ludwig zu Ingelheim in der Pfalz, als ich mit den Edlen des Reiches den ersten Heereszug that, gegen das heidnische Sachsenvolk mit Kaiser Karolus Magnus, dem Gott den ewigen Frieden schenke! O, wenn das der alte fromme Held wüßte, daß seine Enkel also handeln an seinem Sohne, ihrem Vater, er könnte nicht ruhen in seiner Gruft zu Aachen, wo er sitzt im kaiserlichen Ornat auf seinem Throne. Ja, wenn Ihr den gesehen hättet von Angesicht zu Angesicht, dieses heitere Antlitz mit großen, feurigen Augen und schönen, gelbgelockten Haaren, vor dem seine Feinde schon zitterten, wenn nur sein Blick sie traf! Wie ein höheres Wesen erschien er, wenn er an der Spitze seines Heeres daherzog auf seinem Streitrosse, das wie von Eisen an Muth und Farbe war. Ein eherner Helm saß auf seinem Haupte, Arme und Beine waren gewappnet mit stählernen Schienen und ein silberner Panzer deckte seine Brust. In der Linken hielt er die eiserne Lanze und in der Rechten das starke Schwerdt mit goldnem Gefäß.

Ja, sein Ruhm war groß und erscholl durch die ganze Welt, und ich war als ein junger Kriegsgeselle zu Mainz, als die Gesandten des mohamedanischen Fürsten

Harun Al Raschid ankamen, der zu Bagdad im Morgenlande herrschte; ich gab ihnen das Ehrengeleite nach Ingelheim am Rheine, wo der Kaiser Hof hielt. Das war eine Pracht von Ehrengeschenken, die sie vor Karl dem Großen ausbreiteten — Gezelte von den reichsten Farben, kostbare Seidenzeuge, Balsam, Narden, Salben und Räucherwerk, dazu große Leuchter von Gold und eine künstliche Uhr. Jede Stunde fielen zwölf Erzkügelchen auf eine Glocke herab, welche an einem Werk angebracht war, das ein Schloß vorstellte, dann ritten zwölf Reiter durch zwölf Fenster ein und aus. Dagegen sandte der Kaiser dem morgenländischen Fürsten außer vielen Geschenken an Maulthieren und Pferden, zwölf fränkische Hunde, die stark genug waren, es mit Löwen und Tigern aufzunehmen. Viele Kriegszüge, schloß der Klausner, habe ich mit dem seligen Kaiser gemacht nach Sachsen und Holstein, nach Spanien, Italien und das Morgenland. Da kam ich einst schwer verwundet zu einem Einsiedler am Bodensee, der pflegte mich und als ich genas, gelobte ich Gott und seinen Heiligen, den Harnisch abzulegen und dem Himmel zu dienen mit Beten und Kasteien als frommer Klausner. Lange zog ich umher, bis ich diese Stätte fand und da meine Hütte zu bauen beschloß. — Unter diesen Gesprächen ging das Gewitter und der Abend dahin und der Einsiedler bereitete seinem Gast ein weiches Lager neben sich, worauf sie sich zur Ruhe begaben. Oft und oft war Ludwig daran gewesen, sich seinem Gastfreund zu erkennen zu geben, wenn

dieser von seinem Vater sprach und von dem Hofleben desselben, an welchem er Theil genommen, ja von ihm selbst, aber immer wieder hielt er an sich. Als aber Beide in Schlaf gesunken, hatte der Einsiedler einen wunderbaren Traum. Es dünkte ihm, die männliche Gestalt seines Gastes stehe vor ihm, aber nicht in dem gemeinen Gewande eines reisigen Gesellen, sondern im Purpurmantel, die Krone auf dem Haupte, und die vergoldete Erdkugel in der Hand und ein goldenes Schwerdt an der Seite. Das Antlitz war verjüngt und trug die Züge des großen Kaisers. Zuletzt vernahm er eine Stimme, die rief: Bruder Walderich — deiner Hütte ist Heil wiederfahren, denn du beherbergest den Gesalbten des Herrn, Ludwig den Frommen, der geflohen ist vor seinen eigenen sündhaften Söhnen, so ihn vom Throne gestoßen. Aber die Hand des Höchsten wird ihn wieder erhöhen nach kurzer Noth und setzen auf den Thron seiner Vorfahren! An diesem Traume wachte der Einsiedler, Walderich mit Namen, auf. Schon sendete die Sonne ihre ersten Strahlen durch das kleine Fensterlein und beleuchtete das Antlitz des Fremdlings, der neben ihm schlief.

In der That schienen dem frommen Bruder jetzt die Gesichtszüge, die großen Augenwimpern, die Nase und Stirne große Aehnlichkeit zu haben mit dem verstorbenen Kaiser und seine breite Brust und sehnigen Arme glichen nicht minder dem riesigen Bau Karls des Großen.

Als Walderich sein Morgengebet gesprochen vor dem kleinen Altar, trug er eine Schüssel mit Milch und Brod wieder auf den Tisch und weckte dann ehrfurchtsvoll den Schläfer. Da nun dieser die Augen aufschlug, da fiel Walderich vor ihm nieder und sprach: Sohn meines Kaisers und rechtmäßiger Kaiser des Frankenreiches! Mir ist Heil wiederfahren und meiner Klause, daß ich gewürdigt worden, dich zu beherbergen und dir Schutz zu geben gegen deine Widersacher! So höre nun, der Herr wird seine Hand wenden gegen deine Widersacher in kurzer Zeit und dich zurückführen auf deinen Thron! Gelobt sey der Name Gottes! Erstaunt vernahm Ludwig die Worte des Klausners, dann hob er ihn auf, drückte ihn an die Brust und sprach: Heiliger Mann! du hast wahr gesprochen und der Himmel hat deine Augen erleuchtet! Ja, ich bin Ludwig dein Kaiser, ein flüchtiger Vater vor seinen schlimmen Söhnen, und habe meinen Stand verschwiegen vor dir, aus Menschenfurcht. Jetzt aber, da eine höhere Hand dir die Wahrheit gezeigt, will ich nicht länger schweigen, und so du nichts dawider hast, bei dir wohnen, bis Gerechtigkeit wieder im Reiche wird und der König aller Könige mir den Stuhl meiner Väter zurückgibt!

Also blieb Ludwig bei dem Klausner Walderich und führte ein frommes Leben mit Beten und Kasteien gleich Jenem. Nur zuweilen ging er auf die Jagd, doch nicht allzuferne auf die Berge diesseits und jenseits der Murr.

Immer die Nähe der Menschen fürchtend, kam er nur ein einzigesmal das Thal hinunter bis in die Nähe, wo die Lauter sich in die Murr ergießt. Es war nach einem heftigen Gewitter, und als er einen Hirsch verfolgend über die Murr setzen wollte, wurde er von dem reißenden Gewässer erfaßt. Keine menschliche Hülfe war in der Nähe, als ein junger Hirte, der am Abhang des Gebirges sein Vieh waidete. Als der den Jäger mit den Wellen kämpfen sah, eilte er herbei, hieb einen starken Ast ab, reichte ihn dem Ertrinkenden und rettete ihm das Leben.

So war der Spätherbst hereingebrochen. Manchmal hatte der Einsiedler sich weiter hinab bis ins Neckarthal begeben, um Kundschaft einzuziehen, wie es im Reiche stehe. Da endlich kam er zurück mit der Nachricht, daß die Stunde der Gefahr vorüber und daß Ludwigs Söhne, Pipin und Ludwig, ein großes Heer gerüstet und den ältesten Sohn Lothar in einer blutigen Schlacht geschlagen und nach Italien verfolgen. Alles das aber sey geschehen, um ihren Vater wieder einzusetzen, nach welchem bereits in alle Lande Boten ausgesendet seyen, ihn aufzusuchen.

Erfreut hörte Ludwig die Kunde und rüstete sich, seine Zufluchtsstätte zu verlassen, doch zögerte er noch, bis er weitere Nachrichten empfangen, welche die erste Kunde bestätigten. Dafür beschloß er, da die höchste Gefahr vorüber, ehe er die Gegend verließe, sich noch weiters auf seinen Jagdzügen umzusehen. Er drang das Thal hinauf, stieg über einen Berg und kam in

ein anderes großes Thal, in welchem einzelne Hütten standen, deren Bewohner das Flüßchen, an dem sie ihre Feldstücke anbauten, die „Roth," und das Gebirge, über welches Ludwig gekommen, die „Schanze" hießen und ihm erzählten, daß dort eine römische Burg gestanden.

Ein andermal drang er in die Wälder gen Mitternacht vor und kam auf ein hohes Gebirg, von wo er nach Mittag zu eine hohe Gebirgskette erblickte, in welcher sich einzelne noch höhere Bergkegel erhoben und die „Alb" genannt war.

Ehe er nun aber die Klause und den frommen Einsiedler verließ, trat er eines Morgens mit ihm vor die Hütte, denn er gedachte, dem Einsiedler seine Dankbarkeit zu bezeugen. Doch ehe er seine Gedanken offenbarte, beugte sich Walderich und sprach: Mein gnädigster Herr und Kaiser, nehmt es nicht ungnädig auf, so ich Euch demüthig bitte, Ihr wollet mich aus kaiserlicher Huld belehnen mit dem Grundstück, worauf meine Hütte steht, damit Niemand ein Recht habe, mich zu vertreiben oder sonst hier zu schädigen.

Lächelnd antwortete der fromme Ludwig und sprach: Mein frommer Bruder! du hast viel gethan an deinem Kaiser, so will ich denn erkenntlich seyn für alles Gute, so du mir erwiesen!

Siehst du da unten in dem grünen Murrthale und wo am Fuß des Hügels diese fischreichen Seen liegen, in welchen sich die Tannen des Berges spiegeln — hier will ich ein Kirchlein bauen von schönem Gestein

und dazu meinen geschicktesten Meister und Steinmetzen senden. Dazu will ich ein Klösterlein errichten für zwölf fromme Mönche und dich einsetzen zum Abte, dem Herrn zu dienen für alle Zeiten. Damit aber die Mönche ein zureichendes Einkommen haben, dem Gottesdienst ohne Sorgen nachzukommen, so soll das Land rings umher, so weit ich meinen Jagdspeer und Armbrust getragen, der Bürsche zu pflegen — Eigenthum werden des Klosters und Niemand ihm seine Rechte wehren, noch streitig machen.

Dem Klösterlein aber soll der Name werden „Murr-Hardt" auf ewige Zeiten, als eine Zuflucht für Alle, welche in stiller Waldeinsamkeit ihr Leben dem Himmel weihen!

Darauf ließ sich der Kaiser vom Bruder Walderich den Segen geben und dieser begleitete ihn das Thal hinab. Als sie an das Schloß Reichenberg kamen, sprach der Klausner: allergnädigster Herr, wäre es nicht gut, wenn Ihr einen wackern Gesellen zur Begleitung nehmet, und der Schloßherr, von dem Ihr mir erzählt, wird höchlichst erfreut seyn, wenn Ihr ihn würdiget, mit Euch zu ziehen.

Du hast recht gesprochen, entgegnete Ludwig, wir wollen ihn heimsuchen und du magst bezeugen, wessen Standes ich bin und wohin ich ziehe. Also stiegen sie den Berg hinauf und traten vor den Schloßherrn, und als Walderich dem Sachsenjüngling alles geoffenbaret, da warf sich dieser dem Kaiser zu Füßen und

gelobte, ihm ein treuer Reisegefährte zu seyn, bis er zu den Seinen gelangte.

Als nun dieser sich gerüstet und dem Kaiser sein bestes Pferd übergeben, da wandte sich Walderich unter großem Danke für die kaiserliche Gnade und Geschenk wieder seiner Klause zu. Ludwig aber mit seinem neuen Reisegefährten ritt gegen Niedergang der Sonne dem Neckar zu.

Als sie nun diesem Fluß entlang an den Rhein nach Worms gelangt, da erkannte Alles den Kaiser und frohlockte, daß der Vermißte wieder gefunden, den die Sendboten vergeblich in allen Landen gesucht. Alsbald eilten reisige Krieger nach der Stadt Metz und verkündigten den reuigen Söhnen Pipin und Ludwig, daß ihr Vater in Worms angekommen.

Also zogen diese herbei und brachten Ludwigs ihres Vaters Gemahl, ihre Stiefmutter Judith und deren Sohn Karl mit, die Beide in einem Kloster eingekerkert waren.

Als nun der Winter vorüber, da gedachte Ludwig der Fromme seines Versprechens gegen Walderich, und er sandte einen Meister und Steinmetzen aus Italien, der in der edlen Baukunst wohl erfahren und großen Ruhm hatte, mit einem Dutzend weiterer geschickter Gesellen ins Schwabenland.

Als diese bei dem Klausner Walderich angekommen mit vielen Maulthieren und Karren und Geräthschaften zur Zeit der Ostern, da war der fromme Mann hocherfreut und ging ihnen entgegen und hieß sie

willkommen. Darauf bauten sie sich Hütten am Fuße des Hügels, wo die Klause und nun bis auf unsere Tage die Walderichskirche mit dem Kirchhof steht und begannen ihre Arbeiten. Die nahe Hunnenburg wurde abgerissen und ihre Insaßen, die kaiserlichen Dienstleute, halfen getreulich die schönsten Steine der Burg ins Thal zu schaffen, um aus ihnen die schmucke Kirche aufzurichten. Nach Jahresfrist stand die steinerne Capelle künstlich behauen und mit vielem steinernem Schmuck versehen fertig, einen starken Steinwurf entfernt von der Klause auf dem Hügel. Und daneben erhob sich ein hölzernes Klösterlein für zwölf Mönche, ringsum mit einem schönen Garten und einer Mauer versehen, welche auf der Mittag- und Abendseite ein fischreicher Weiher umspühlte.

Als nun Alles fertig war, kam ein Bote vom Kaiser an den neuen Abt, daß selbiger nach Rom pilgern solle zu dem Bischof Stephan, sich allda weihen zu lassen zum Abte, um darnach mit zwölf Mönchen das Kloster nach der Regel des heil. Benedikts einzurichten. Gehorsam folgte Walderich dem Befehle und pilgerte nach Rom, um sich allda weihen zu lassen. Auf seinem Heimweg aber sammelte er zwölf Mönche um sich und zog mit ihnen dem neuen Kloster zu.

Noch war der Winter nicht über das Land gekommen, aber doch spielte der Wind schon mit dem gelb gewordenen Laube, da erschien der Kaiser auf einem Zug nach Ulm, wo er im nahen Blauthal ei-

nem Kirchlein eine Glocke schenkte, in den Tannenwäldern Murrhardts.

Heitern Antlitzes ritt er längs den Bergen mit seinem Gefolge, worunter der Bischof von Worms und einige Geistliche, das Thal herauf und begrüßte von ferne schon das Wäldlein auf dem Hügel zur rechten Seite von der Murr, wo er in der Einsiedlerhöhle so manche Woche in stiller Abgeschiedenheit zugebracht. Es war um Vieles heller geworden rings um den Hügel, und an seinem Fuße winkte die neue, schöne, reichgezierte Capelle von künstlicher Bauart, einer Bischofsmütze gleichend. Eine blendend weiße Gartenmauer schloß die Capelle und ein feines, sauberes Klösterlein ein, und auf der Mitternachtsseite hatten sich die Dienstleute angesiedelt. Demüthig kam ihnen der neue Abt Walderich entgegen und überreichte dem Kaiser den Schlüssel zur Capelle.

Am nächsten Tag ward das neue Gotteshaus eingeweiht von dem Bischof und dem Abt Alles übergeben auf ewige Zeiten. Brief aber und Sigill, wie solche der Schreiber des Kaisers dem Abte überantwortet, enthielten eine reichliche Begabung des Klosters und waren schon in Worms ausgestellt worden im Fürstenrath.

Bis in sein höchstes Alter begleitete Walderich sein heiliges Amt als Abt und wählte zu seinem Vogte und ersten Schirmherrn den sächsischen Ritter auf Reichenberg, der von nun an in hohen Ehren bei dem Kaiser stund.

Der fromme Ludwig aber mußte noch manche Stürme erleben, denn wiederholt empörten sich seine Söhne gegen ihn, weil sie ihrem Stiefbruder Karl keinen Antheil am Reiche gönnten. Mit Mühe drängte der unglückliche Kaiser seinen Sohn Ludwig nach Baiern zurück, worauf er von den Anstrengungen der Sorgen, Kümmerniß und des Feldlagers in Mainz unter dem Gebet seines Bruders, des Bischofs Drogo von Metz, verschied. Doch im letzten Augenblick verließ ihn sein frommer Sinn nicht. Er verzieh seinem Sohn Ludwig und sprach: weil er nicht zu mir kommen kann, um mir Abbitte zu leisten, so thue ich das Meinige und nehme Gott zum Zeugen, daß ich ihm Alles verzeihe! Euer Amt — Ihr Priester! aber, setzte er hinzu, wird seyn, daß ihr ihm saget, wie er die grauen Haare seines Vaters hat mit Herzeleid in die Grube gebracht.

Er starb im 64. Jahre seines Alters und 27. seiner Regierung, und wurde zu Metz im Dom beigesetzt.

VIII.

Hohenzollern.

Zwei Gebirgskegel treten aus der langen Reihe der schwäbischen Albhöhen sichtbar hervor, am östlichen

Ende Hohenstaufen, auf dessen Gipfel einst die Burg eines längst verschwundenen Geschlechts unsterblicher Helden und Herrscher stand; gegen das Westende des Gebirges prangt nun in erneuter Herrlichkeit Hohenzollern, die Stammburg eines blühenden Königsgeschlechts. Der majestätische, die ganze Ebene wie ein König beherrschende Bergkegel, ragt 3000 Fuß über der Meeresfläche. Eine steile, jetzt gebahnte Heerstraße, führt diejenigen, welche von Hechingen und Balingen herkommen, den senkrechten Kalkfelsen hinan, welchen die stattliche Ritterburg krönt. Ein bequemerer Pfad zieht sich von der Capelle zum heil. Kreuz nordöstlich am Waldsaume hin, und bei dem so freundlich im Grünen geborgenen Kirchlein Mariazell vorüber, auf das Plateau des Bergs. Den dritten Weg, einen anmuthigen Fußpfad, welcher auf der Nordseite durch einen schattigen Laubwald direkt hinauf zu den Außenwerken der Veste führt, wählen rüstige Bergsteiger. — Durch ein Thor mit der Aufschrift:

Zollern, Nürnberg, Brandenburg im Bund
Baut die Burg auf altem Grund.
(Wappen mit dem Adler)
Mich errichtet Preußens starke Hand —
Adlerthor bin ich genannt.

treten wir in die Burg. Hohenzollern in seinem, ganz im Style der mittelalterlichen Burgen gehaltenen Um=

bau ist eine herrliche Burg, die sich mit den schönsten restaurirten Ritterburgen am Rhein, wie im übrigen Deutschland messen kann, und doch weht uns nicht mehr beim Eintritt jener Geist an, wie in jener Zeit, da unser Blick auf alte zerrissene Ringmauern und Außenwerke, auf halbzerstörte Thürme und Thore fiel, und wenn auch alle diese Ruinen erst aus dem 15. und 16. Jahrhundert, ja noch späterer Zeit stammten. Mag die neue Zeit noch so großartig bauen, was sie baut, erscheint klein gegen die Werke der Vorzeit, seien es nun Burgen oder kirchliche Gebäude. Doch Eines ist stehen geblieben, zu was wir uns vor Allem wenden, es ist das mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit restaurirte St. Michaeliskirchlein, der einzige Ueberrest aus der Urzeit der Burg, mit seinen alten Steindenkmalen, den sichersten Urkunden für die Zeit der Erbauung der Zollern=Burg. Dieses Kirchlein ist zwar seinem Aeußern nach wohl erst am Schlusse des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts erbaut worden, aber es enthält die ältesten Ueberreste der ursprünglichen Anlage der Burg, nemlich drei Steindenkmale, welche vor den Stufen des Altars in das Pflaster eingelegt sind. Der mittelste dieser 6½ Fuß langen und über 2 Fuß breiten Denksteine zeigt die Gestalt des Erzengels Michael, wie er den Drachen tödtet. Derselbe war Burgpatron auf Hohenzollern, und die Capelle war ihm gewiß schon bei der Gründung der Burg geweiht. Auf dem Denkstein unter der Figur des Heiligen befindet sich eine Darstellung des Salvators

und der heil. drei Könige. Die beiden andern Steinplatten zeigen die Gestalten des heil. Matthäus und des heil. Johannes, Ueberreste einer Darstellung der vier Evangelisten. Das Ganze war wohl ursprünglich die Dedikationstafel des dem heil. Michael gewidmeten Kirchleins, und das Alter dieser Denkmale geht, nach dem Styl zu urtheilen, bis in das Jahr 1000 zurück. „Also wird durch diese Steindenkmale die angenommene Erbauungszeit der Burg Hohenzollern, nemlich der Anfang des 11. Jahrhunderts, bestätigt." Diesen Worten des Freiherrn Rudolf von Stillfried, des ersten und kundigsten Forschers in der Geschichte des Hauses Hohenzollern, wäre nichts Weiteres beizufügen, da auch andere Beschreiber der Burg das Kirchlein selbst als ein Denkmal des 11. Jahrhunderts gelten lassen, was nicht unwahrscheinlich lautet, denn es ist ja bekannt, wie viele Kirchen und Capellen, die noch aus dem höchsten Alterthum stammen, durch Erneuerung oft den Baustyl späterer Jahrhunderte angenommen. Das früher unter dem Kirchlein befindliche rundbogige Gewölbe spricht für letztere Behauptung, daß die Capelle einer früheren Zeit angehört. Dieses Gewölbe, zu dem man vom Burgplatz hinabsteigt, soll in frühester Zeit die Familiengruft der Grafen von Zollern gewesen seyn, welche erst im 13. Jahrhundert nach Kloster Stetten und später nach Hechingen verlegt wurde. Die Wappenschilde des Wiederherstellers der Burg, des Grafen Jost Nicolaus von Zollern und seiner Gemahlin, Gräfin Elisabeth

von Werdenberg, sind im Chor angebracht, im Schiffe aber hängt der Todtenschild jenes Grafen, sammt dem seines Vaters Eitelfriedrich I. Die alten Bogenfenster prangen von dem Schmuck 600jähriger Glasgemälde, welche, gleichwie die meisten übrigen zur Ausschmückung der Capelle verwendeten Gegenstände, im Jahr 1823 aus dem Kloster Stetten hieher versetzt worden sind. Ein gleichfalls altes Glasgemälde mit dem Zoller'schen Wappenschild, einem Goldhelm und dem Helmschmuck des Pfauenwedels, befindet sich in einem Fenster der nördlichen Wand. Noch bemerken wir, daß in dieser Capelle durch kindliche Pietät das edle landesväterliche Herz des im Jahr 1838 verstorbenen Fürsten beigesetzt worden: es ruht in einer silbernen Urne, die in einer Nische des Chors steht.

Von dem düsteren Dunkel des Michaeliskirchleins treten wir in die frische heitere Luft hinaus, und besteigen den Luginsland, der allein stehen geblieben, während das Gerippe der früheren Burg in Folge des gänzlichen Umbaus ganz und gar niedergerissen wurde. Dieser Luginsland steht auf dem Fundamente des alten Wartthurms der Burg Hohenzollern. Für die Mühe des Hinaufsteigens auf vielen Stufen werden wir durch eine herrliche Aussicht belohnt, die wir mit den Worten des begeisterten Verfassers des trefflichen Bergbüchleins „das Stammschloß Hohenzollern von P. Th. Mark" (Hechingen 1846) geben.

„Gleich zunächst zeigen sich hier dem Beschauer einerseits die freundlichen Dörflein Zimmern, Bissingen,

Tannheim, Steinhofen und Wessingen, wie sie gleichsam Schutz suchend sich an den Berg herandrängen, andererseits Boll, und tief unten am Ufer des Köller das friedliche Stetten oder Kloster Gnadenthal. Weiterhin, jenseits der Starzel, liegt auf einem Hügel das im Jahr 1585 von Graf Eitelfriedrich IV. von Zollern gegründete ehemalige Franziskaner-Mönchskloster St. Luzen (jetzt Brauerei); diesseits des Flusses die Haupt- und Residenz-Stadt des Fürstenthums, das Orpheische Hechingen, wo es stets wie Aeolsharfen die milde Luft durchrauscht, wo seit Jahrhunderten schon die fürstliche Familie, die steile Stammburg verlassend, in einem prachtvollen Pallaste glänzendes Hoflager hielt, dann aber, da auch dieser Herrschersitz verschwunden, bis auf die neuere Zeit von einer schlichten, mit Buschwerk und Anlagen freundlich umgebenen Villa aus, ihren Segen über das beglückte Land spendete. Ueber Hechingen hinaus, in weiter Ferne, erblickt man das Tübinger Pfalzgrafenschloß, gleichsam einen Vorberg des durch seinen trefflichen Holzwuchs ausgezeichneten Schönbuchwalds, ferner die alte Burg Hohenentringen, wo einst hundert Kinder von fünf Vätern aus- und eingingen, die Ruinen Achalm und Neufen, ja ein wonnetrunkenes Dichteraug wird sogar im nebelgrauen Osten, am entgegengesetzten Ende der langgedehnten Alb, den Kaiserberg Hohenstaufen, oder gar noch den Bussen, den heiligen Schwabenberg, entdecken, von welchem die neuere Geschichtskunst, nachdem sie den fabelhaften Tassilo von

Zollern aufgegeben, den Ursprung des erlauchten Herrscherhauses herleiten will. Gegen Norden schweift der Blick dahin über die fruchtbare Au (das Gäu genannt) bis Rotenburg, Nagold, Wildberg und nach den Bergen bei Calw; im Westen sieht man den Schwarzwald mit dem weit hervorragenden Gebirgsgrat des Kniebis; im Süden die steilen Höhen von St. Georgen und auf der alten Wasserscheide des Neckars und der Donau, in der alten Baar, die Hochebene bei Rottweil, die Lochen, den Plettenberg und den Schafberg. In dämmernder Ferne tauchen am westlichen Horizonte die Vogesen empor, und im Süden aus dem Nebelstreifen des Bodensees die thurer Alpen mit dem hohen Säntis und die zackigen Gipfel der Bündtner und Appenzeller Alpen. Kurz, der Zollernberg beherrscht, gleichwie der Bussen das Schwabenland jenseits der Donau, so das gesegnete Schwaben diesseits der Donau und der Alb, und man kann sich wohl denken, wie schon vor mehr als sechs Jahrhunderten so mancher junger Zollergraf an dieser Stelle sich eine Herzogs- oder Königskrone träumen mochte."

Wir wenden uns von dem Genusse der schönen Natur zur Geschichte der Burg Hohenzollern, und lassen die Bilder jener ritterlichen Männer, die auf der Burg aus- und eingingen, vor unsrem Blicke vorüberziehen, stattlichere und schönere Gestalten, als wie sie der alte Ahnensaal im Bilde vorführt.

In die Mitte des 11. Jahrhunderts fällt die erste

glaubwürdige Kunde von dem erlauchten Geschlecht, das sich von dieser Burg nannte. Was vor diese Zeit fällt, gehört dem Reiche der Sage und den Vermuthungen an. Die Ersten urkundlich genannten dieses Namens sind die nun folgenden. In der Chronik Hermanns des Lahmen, fortgesetzt von Berthold, ist beim Jahr 1061 angemerkt, daß Burkard und Wezil von Zolorin getödtet wurden. Sie fielen in einem der Parteikämpfe, welche während der Minderjährigkeit Kaiser Heinrich IV. das deutsche Reich zerrütteten. In welchem Verhältniß Beide zu einander standen, das ist nicht näher bestimmt, aber wahrscheinlich waren es Brüder. Es müssen wichtige Männer gewesen seyn, denn sonst hätte wohl nicht der Chronist in seiner Chronik, die nur allgemein wichtige Dinge enthält, ihren Tod angemerkt. Lange nach ihnen im Jahr 1095 wird Adelbert von Zolro genannt. Er gründete in diesem Jahr mit Rotmann von Husin und Graf Alwic von Sulz auf dem Gut Alpirsbach, welches durch Erbrecht auf sie gekommen war, ein Mönchskloster dieses Namens. Herr Adelbert von Zolro mehrte diese Stiftung durch neue Schenkungen; er selbst entsagte dem Weltleben und trat in dem Kloster als Mönch ein, wo er auch starb. Er war, nach Allem zu schließen, der wichtigste Begaber des Klosters, und so finden wir es ganz am Platze, daß die Familienglieder des Hauptstifters in den ersten Zeiten Schirmvögte der neuen Stiftung geworden. Ein solcher war jener Graf Friedrich, der

in der erneuerten Stiftungs-Urkunde des Klosters unter dem Namen Friedrich der Aeltere, als Schirmvogt desselben bezeichnet wird. Dieser Friedrich der Aeltere kann aber wohl kein anderer seyn, als der in der Geschichte des Klosters Reichenbach zwischen den Jahren 1085—1100 genannte Graf Friedrich von Zolro. Er kommt noch mehrere Male in Urkunden vor; so in drei Kaiserurkunden vom Jahr 1111. Bei seinen Zeitgenossen führte er den Namen Maute; so nennen ihn wenigstens die Zwiefalter Annalen. Daß dieser Graf Friedrich der Aeltere ein naher Verwandter des Mitstifters von Alpirspach gewesen, ist gewiß, denn sonst wäre er nicht zum Schirmvogt des Klosters gewählt worden. Nach der sehr fleißig ausgearbeiteten Stammtafel des bereits genannten Freiherrn Rudolf von Stillfried wäre Friedrich ein Sohn des im Jahr 1061 gefallenen Burkard von Zolorin, während Adelbert ein Sohn des mit jenem genannten Wezil von Zolorin gewesen, der die sogenannte Haigerloch'sche Linie von Zollern gründete, welche mit einem Wezel († 1141) und dessen Sohn Adelbert II. im Jahr 1150 wieder erloschen. Friedrich der Aeltere von Zollern hatte zur Gemahlin Udilhilde von Urach, mit der er sechs Söhne: Friedrich, Burchard, Ulrich, Egino, Gottfried, Albert, und zwei Töchter: Udilhild und Luitgard zeugte. Unter den Söhnen wurde Ulrich Abt auf der Reichenau, Albert Mönch in Zwiefalten, Gottfried genannt von Zimbern und Egino sind ohne Erben, dagegen pflanzen Burchard

und Friedrich den Stamm fort in zwei Linien. Burchard stiftet durch seinen Sohn gleichen Namens die Linie Zollern-Hohenberg, welche in der Hauptlinie mit Albrecht von Hohenberg-Haigerloch, dem Minnesänger, im Jahr 1298, und in der von seinem Bruder Burchard IV. Graf von Hohenberg gestifteten Nebenlinie im Jahr 1486 endete. Eine Schwester der Genannten war Gertrud (Anna), die Gemahlin Kaiser Rudolfs von Habsburg. — Friedrich, wohl der ältere Sohn Friedrichs, genannt Maute, wurde höchst wahrscheinlich der Gründer des dauernd blühenden Geschlechts von Zollern. Er folgt seinem im Jahr 1120 verstorbenen Vater im Amt eines Klostervogts zu Alpirspach, und muß kein unbedeutender Mann gewesen seyn, denn in einer Kaiserurkunde vom Jahr 1136 stellt er seinen Namen vor die Namen der Grafen von Wirtemberg, Laufen u. A. Zum letzten Mal erscheint er in einer Urkunde vom Jahr 1145, da er, wahrscheinlich kurz vor seinem Tode, dem Kloster Hirsau ein goldenes Cruzifix, einen goldenen Kelch, so wie seine Besitzungen zu Genkingen vermachte, wofür sein Jahrstag gefeiert wurde. Erst im Jahr 1171 kommt wieder ein Graf Friedrich von Zollern vor, und wir halten diesen ohne Bedenken für einen Sohn des eben genannten Friedrich. Er ist derjenige, mit welchem das Haus Hohenzollern die erste Stufe zu seiner künftigen Größe betrat. Graf Friedrich vermählte sich — es ist unbekannt, wann? mit Sophie Gräfin von Rätz und Erbburggräfin, und erhielt mit

ihr das nach dem Tode ihres Vaters auf sie als Lehen übergegangene Burggrafthum Nürnberg. Als solcher erscheint er zum ersten Mal im Jahr 1192, aber er nannte sich immer noch Graf von Zollern. Er starb etwa ums Jahr 1200 und hinterließ zwei Söhne: Friedrich II. und Conrad I. Wir wissen nicht, welcher von beiden der ältere gewesen, auch nicht, welchem vorzugsweise das Burggrafenthum zugefallen, denn beide führten wenigstens den Titel: Graf von Zollern und Burggraf von Nürnberg. Friedrich II. vermählte sich mit Maria, einer Erbtochter der Grafen von Babenberg, mit welcher er zwei Söhne, Friedrich und Conrad II., und eine Tochter Sophia zeugte; er starb im Jahr 1218, und wurde im Kloster Heilsbronn (bei Nürnberg) begraben, wo eine Gedächtnißtafel sein Andenken verewigt. Wann ihm sein Bruder Conrad I., der vermählt, aber ohne Kinder war, im Tode folgte, wissen wir nicht. Von Friedrich II. Söhnen wird Conrad I. der Träger der burggräflichen Würde. Er vermählte sich mit Gräfin Clementine von Habsburg, die ihm drei Töchter und zwei Söhne, Friedrich III. und Conrad III., geboren. Der letztere, vermählt mit Agnes von Hohenlohe, starb unbeerbt im Jahr 1314; der erstere ist der Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, mit dem das Haus den höchsten Glanz erreichte. Er ist der erste Begründer der burggräflich-hohenzollern'schen Hausmacht, der Fortpflanzer der burggräflichen, nachmals kurfürstlichen, jetzt königlichen Linie von Hohenzollern,

wie wir ihn ausführlich geschildert finden in dem Büchlein „Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, Graf von Zollern, der Freund König Rudolfs von Habsburg von Ottmar F. H. Schönhuth. 1854."

Wir gehen auf Friedrichs II. andern Sohn zurück, den Freiherr von Stillfried, dem wir, als dem kundigsten Genealogen des hohenzollern'schen Hauses, bis jetzt gefolgt sind, zum Unterschied von den Friedrichen fränkischer Linie, Friedrich mit dem Löwen nennt, weil er, statt mit dem quadrirten Schild von Hohenzollern, immer noch mit dem burggräflichen Löwensiegel seines Vaters siegelte, auch in jener Zeit, da er bereits mit seinem Oheim, Burggraf Conrad, getheilt (1226), so wie sich nach erlangter Volljährigkeit ausschließlich seiner schwäbischen Stammgüter angenommen hatte, und wieder auf Burg Hohenzollern hauste. Von ihm stammt Friedrich der Erlauchte, der seit 1248 wieder mit dem quadrirten Schild von Hohenzollern siegelt, und im Jahr 1260—1267 das Kloster Stetten stiftete. Er starb 1289 und hinterließ zwei Töchter: Adelheid und Willeburgis, so wie drei Söhne, die alle den Namen Friedrich führten, welche ihm seine Gemahlin, Gräfin Udilhild von Dillingen, geboren. Der eine von diesen drei Friedrichen war Domprobst zu Augsburg ums Jahr 1293, der andere, Friedrich der Junge genannt von Merkenberg, stiftete die sogenannte Schalksburger Nebenlinie, welche mit seinem Urenkel Friedrich, genannt Mülli, oder vielmehr

dessen Sohn Friedrich im Jahr 1403 wieder erloschen; der dritte Sohn, Friedrich der Ritter, pflanzte mit seiner Gemahlin Kunigunde, Markgräfin von Baden, den schwäbischen Hauptstamm fort. Er heißt Graf von Zollern mit dem Beisatz „des Zolre ist“, weil bei der Theilung mit seinem Bruder, der Schalksburg erhielt, ihm die ganze Burg Zollern zufiel (1288). Von Friedrichs des Ritters drei Söhnen, die alle seinen Namen trugen, pflanzte Friedrich, genannt Ostertag, regierender Herr auf Hohenzollern, den alten Stamm dauernd fort. Seine drei Söhne sind: Friedrich, auch Ostertag genannt, der als Großprior des Johanniterordens in deutschen Landen im Jahr 1400 verstorben; Friedrich der Schwarzgraf, der die sogenannte schwarzgräfliche Linie stiftete, die mit seinen Kindern wieder ausging; und Friedrich, genannt der Straßburger, der die Straßburger Linie stiftete. Von des Letzteren drei Söhnen ist Graf Fritz der Aeltere von der Hohenzoller, Hauptmann des Löwenbundes im Jahr 1382, mit seiner Gemahlin Adelheid, Gräfin von Fürstenberg, der Stammhalter des schwäbischen Hauses Hohenzollern geworden. Eine Tochter und fünf Söhne entsproßten seiner Ehe. Drei von den Söhnen: Friedrich, genannt Aeppeli, Friedrich, genannt Frizli, und Friedrich, genannt Hügeli, erlangten geistliche Würden; Eitelfriedrich I. und Friedrich, genannt der Oettinger, theilten nach des Vaters Hingang (1401) das Erbe. Diese Erbtheilung nun, wobei

die Zollerburg gemeinsamer Sitz blieb, an dem überdieß noch der schwarzgräfliche Nebenzweig Theil hatte, und so manche, in Folge derselben eingetretene Mißstände, besonders aber auch die Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere, war Ursache jenes verderblichen Bruderzwistes, der manche Jahre andauerte. Eine Hauptveranlassung zu diesem Zwiste mag gewesen seyn, daß Graf Friedrich der Oettinger im Jahr 1415 fast sein ganzes Besitzthum, ausgenommen seinen unveräußerlichen Antheil an Burg Zollern und Hechingen, an den Grafen Eberhard von Wirtemberg verpfändete, was natürlich seinem so wirthschaftlichen Bruder, der die Herrschaft zusammenzuhalten strebte, nicht genehm seyn konnte, um so mehr, als er die aufgenommenen Gelder in Abenteuern vergeudete, anstatt sie zu Befriedigung seiner vielen Gläubiger zu verwenden. Es war im Zwiste der Brüder sogar so weit gekommen, daß der Oettinger sogar Umtriebe machte, seinen Bruder Eitelfriz ganz und gar aus dem Besitze der Burg Hohenzollern zu verdrängen. Wie er, der sonst ritterliche Mann, mit seinem Bruder im Zanke lag, so war er auch der Reichsstädte, absonderlich der Rottweiler, Feind geworden. Aber den schlimmsten Feind gewann er an Henriette, Gräfin von Mömpelgard, der Wittwe des Grafen Eberhard von Wirtemberg. Wie er mit der Letzteren zerfallen, berichtet der Chronist der Grafen von Zimmern. Die Grävin Henriette habe an des Oettingers Gestalt und adelichem Wesen Wohlgefallen gefunden und

seiner Minne begehrt, welches Ausinnen aber dieser auf eine schnöde Weise zurückgewiesen; worauf dann aus Liebe Haß, und aus diesem Begierde nach Rache geworden. Diese zu stillen, gab es bald eine Veranlassung. Denn als die Rottweiler, vielfach gereizt von dem Grafen, ihm im Mai 1422 absagten, da bot Gräfin Henriette freudig die Hand zur Befehdung des Oettingers und leistete freien Zuzug. Im Sommer des genannten Jahres begannen die Rottweiler, zu denen sich noch die Städte des schwäbischen Bundes, Augsburg, Ulm, Nördlingen, Ravensburg, Gmünd, Memmingen, Dinkelsbühl, Biberach, Kempten, Kaufbeuren, Ißny, Pfullendorf, Weil, Giengen, Leutkirch, Bopfingen, Aalen, sammt vielen außerschwäbischen Verbündeten, insbesondere Straßburg gesellt hatten, die Belagerung. Wenn es auch nicht 40,000 Feinde gewesen sind, welche die Burg umlagerten, wie M. Crusius behauptet, so war es doch das größte Heer, das die Städte je zu einem solchen Zwecke aufgeboten hatten. Gleich in den ersten Tagen beschoßen die Städter die feste Burg strenglich. Meister Claus Hetzel und Oswald Klein, die besten Büchsenmeister im reichsstädtischen Heere, schoßen manchen Stein gegen ihre Thore und Vorwerke, aber der Oettinger ließ sich dadurch nicht schrecken, vielmehr spottete er seiner Feinde, und rief von der Burg herunter: ich hab eine Henne über den Eiern sitzen, die soll ausbrüten, so lasset doch euer Schießen, damit ihr sie mir nicht im Neste schrecket! Die Belagerer achteten nicht dieses

Spottes, sondern forderten, als ihre Geschoße nicht vergebens gegen die Burg gespielt, und da und dort die Mauren zerstoßen hatten, bald zur Uebergabe auf. Der Graf antwortete auf eine rohe Weise: acht Rottweiler Bürger, die er vor der Belagerung der Burg auf des Reichs Straßen gefangen und bisher in Haft gehalten hatte, ließ er im Angesicht der rachedürstigen Städter an den Zinnen der Burg aufhängen. Die Belagerer drängten jetzt die Burg mit erneuter Anstrengung. Doch der Oettinger verzagt nicht, obgleich der Entsatz seines einzigen wichtigen Bundesgenossen, des Markgrafen von Baden, ausblieb, auf den er längst gehofft. Seine Geliebte steht ihm ja noch helfend zur Seite, und schleicht bei der Nachtzeit durch die Schaaren der weisen und klugen Städter, um denen auf der Burg Proviant und Munition zuzuführen. Als aber diese Heldin von Zollern endlich von den Feinden entdeckt und gefangen genommen wurde, da fieng bei dem Oettinger an, der Muth zu sinken. Bereits war der Winter herbeigekommen mit seinen kalten Tagen; der Graf hatte gehofft, die Städter würden vom Berge ziehen, aber sie blieben, und ließen sich nicht stören in ihren Grabarbeiten gegen die Burg. Als aber auch noch die Lebensmittel denen auf der Burg begannen auszugehen, da faßte der Graf einen Entschluß, den wir seinem so unverzagten und ritterlichen Sinne nicht zugetraut hätten. In einer stürmischen Nacht versammelte er die Seinen auf der Burg und sagte zu ihnen: er

müsse sich selbst den Berg hinab machen, und schauen, wie er einen reisigen Zeug aufbringe; dann wolle er wieder zu ihnen auf die Burg zurückkehren. Das gelobte er ihnen fest, und ebenso schwuren ihm die Seinen hinwiederum, daß sie das Beste thun wollen. Also schied er von der Burg mit wenigen Reitern und war froh, daß er davon kam. Sofort ging er zum Markgrafen Carl von Baden, so wie zum Herzog Reinhard von Lothringen, und hielt ihnen vor, wie er die Städter von dem Berg treiben wollte, wenn beide ihm Entsatz senden würden. Aber die kehrten sich nicht daran, und ließen ihn ohne Hoffnung wieder laufen. Also kehrte der Oettinger nicht mehr auf seine Burg zurück, wie er verheißen hatte, und ließ seine Getreuen auf Zollern Mangel und Noth haben. Diese wehrten sich, so gut sie konnten, aber zuletzt half es ihnen Nichts mehr. Von Tag zu Tag geriethen die Feinde dem Hause näher, bald nahmen sie den Kapf (die Höhe), machten doppelte Schirme (zur Aufstellung der Geschütze); ehe dieselben zerschossen werden konnten, zogen sie mehrere Büchsen hinauf, und ließen diese gegen das Berghaus spielen. Da ließ sich Niemand mehr von der Besatzung außer der Burg sehen. Darnach nahmen die Feinde den Zwinger ein; da vermochten die drinnen das Haus nimmer zu halten: die ausgehungerte Besatzung übergab den Feinden die Burg auf Gnad' und Ungnade, in die Hand der Ulmer, um nicht den erbitterten Rottweilern in die Hände zu fallen. Ju=

belnd voll Siegesfreude steckten die Reichsstädter mit den Wirtembergern das Reichsbanner auf ein hohes Dach, daß man es manche Tage weithin in der Höhe fliegen und schweben sah. Und nun schritten die Ulmer ans Werk der Zerstörung: sie brannten und brachen das verwunschene Raubnest zu Grunde, von dem — so hatten es die Städter mit der rachsüchtigen Gräfin Henriette geschworen — kein Stein auf dem andern bleiben sollte. Ja die Zerstörer zerbrachen sogar die Steine, damit sie nie wieder zu einem neuen Bau dienen möchten. Das geschah am Samstag vor Himmelfahrt im Jahr 1423, nachdem die Belagerung beinahe ein Jahr gedauert hatte. — Ein gewaltiger Jubel erhob sich unter den Städten des Schwabenlandes über den Fall der verhaßten Grafenburg; man sagte und sang noch lange davon. Ein gleichzeitiger Dichter, Conrad von Reutlingen, besang in einem Gedichte von zierlichen lateinischen Versen, und ein anderer, ebenfalls gleichzeitiger Dichter, Conrad Silberdrat, wahrscheinlich aus Rottweil, dichtete über die Heldenthat der Städter ein deutsches Reimgedicht von 460 Zeilen, das der ehrwürdige, nun auch heimgegangene Meister Sepp von Laßberg auf der alten Meersburg aus einer Handschrift unter dem Titel edirte: „Ein schön alt Lied von Grave Friz von Zolre dem Oettinger.“ Gegen den Schluß dieses wirklich poetischen Gedichts, aus dem wir oft wörtlich die Geschichte der Belagerung Hohenzollerns entnommen, heißt es:

Füro nun hin darob nimmer wird gekriegt,
Noch kein Graf von Zollr me daruf wird gewiegt.
Deß habet Dank ihr Reichstädt immermehr,
Daß ihr bejagt hant solch Ehr,
Und dem Oettinger so wohl hant vergolten,
Der euch dik übel 'hat geredt und gescholten.

Aber die Worte des Dichters „daß kein Graf mehr auf Zollern gewiegt werde," sind so wenig in Erfüllung gegangen, als der Fluch Kaiser Sigmunds, der also solchen über die gebrochene Burg hinschleuderte: „daß fürbaßer dasselb Schloß Zolr noch der Berg zu ewigen Zeiten nimmermehr gebauen, gemachet, gefestet, von Niemand fürgenommen und aufgerichtet werden soll, sondern dasselb Schloß und Berg sollen zu dem heiligen Reich als ein gebrochenes Raubhaus gehören." Wohl konnte Graf Fritz der Oettinger nimmer daran gedenken, die Burg wieder herzustellen, denn er war ein armer und verlassener Mann. Bald, nachdem er die noch belagerte Stammburg verlassen, und den Markgrafen von Baden und Herzog von Lothringen vergebens zu einem Kriegszug zu bereden gesucht hatte, denn die Drohungen des dem Oettinger feindseligen Kaisers mit Bann und Acht hielten Beide zurück — als er sich nun durch Lothringen wieder zum Rheine wendete, näherte er sich unvorsichtiger Weise allzusehr den Gränzen der Grafschaft Mömpelgard, er wurde da von streifenden Reitern der Gräfin Henriette im offenen Felde

aufgefangen und nach Mömpelgard in einen Thurm gebracht, der lange Zeit nach ihm noch der Oettingers Thurm genannt wurde. Hier mußte der sonst lebenslustige Graf lange Zeit schmachten, während welcher Viel um seine Erledigung vergeblich bei der unversöhnlichen Regentin von Wirtemberg unterhandelt wurde. Endlich im Jahr 1429, nachdem die Söhne der Gräfin Henriette, Ludwig und Ulrich, Grafen von Wirtemberg, der Vormundschaft ihrer Mutter ledig wurden, kam ein Vertrag mit dem Oettinger und dem Hause Hohenzollern zu Stande, in welchem unter Anderem mehrere Orte der Grafschaft an Wirtemberg abgetreten wurden, und der Oettinger seiner Haft wieder loskam. Wie mag dem Oettinger zu Muth gewesen seyn, als er heim kam, und die Burg seiner Väter, von der

„er wähnt, daß Niemand außer Gott
ihm den Berg möcht' angewinnen,
als er schätzt in seinen Sinnen!“

in so schmählichen Trümmern liegen sah! Wir hören bis 1440 Nichts mehr von dem Oettinger. In diesem Jahr stiftet er für sich einen Jahrstag im Kloster Stetten. Er hat sich auf einmal alles Irdischen entschlagen und wendet nun seinen Sinn nach himmlischen Gütern, wie das Männern, die Viel erfahren und gelitten, in damaliger Zeit öfter als jetzt zu begegnen pflegte, denn der Glaube war stark über Alles. Er bestellte sein Haus, und fuhr mit geringer Be-

gleitung nach dem Grabe des Heilandes in Palästina. Ob er dort oder auf der Heimreise gestorben, ist unbekannt, genug, er sah das Land seiner Väter und den Wiederaufbau der Burg nimmer, und der im Leben nie geruht, ruhete nun im Grabe. Er starb im Jahr 1443, versöhnt mit der ganzen Welt, und wohl auch mit seinem Bruder Eitelfriedrich, der ihm bereits im Jahr 1439 im Tode vorangegangen war, nachdem er umsonst versucht hatte, die Stammburg wieder herzustellen, denn die Städter hinderten ihn daran. Dessen noch unmündiger Sohn, Jost Nicolaus, folgte seinem Vater und Oheim im Besitze der Herrschaft. Auf diesem schwachen Sprößling beruhte jetzt die Hoffnung des vor kaum 50 Jahren noch von zwölf männlichen Häuptern vertretenen Hauses. Graf Jost Niklas war klüger und bescheidener als sein Oheim, dem er aber an tapferem und fröhlichem Muthe ganz ähnlich war. Er befand sich bei der Uebernahme der Herrschaft Hohenzollern in sehr bedrängten Umständen. Sein vornehmstes Dichten und Trachten ging nun vor allen Dingen dahin, die Feindschaft Wirtembergs, als des gefährlichsten Nachbars, ganz und gar hinzulegen und zu versöhnen; er trat daher, als ein junger und freudiger Gesell, in den Dienst des Grafen Ulrichs von Wirtemberg, der wegen seiner Milde den Namen „des Vielgeliebten" bekam. Zu Stuttgart am Hofe des Grafen fand man damals in großer Anzahl die Blüthe des schwäbischen Adels: unter diesen lernte Graf Jost Niklas auch den Frei-

herrn Werner von Zimmern aus Mößkirch kennen, mit ihm von gleichem Alter, ein kühner Degen, von höflichen Sitten und besonders bei holden Frauen wohl gesehen. Biederkeit und jugendlicher Muth schließen sich gerne an einander an; so ward denn auch zwischen diesen beiden jungen Herzen ein Bund gevestet, der bis an ihr Beider Lebensende währte. Wie inniglich aber dieser Beider Freundschaft war, mag man aus dem vernehmen, was der Chronist von Zimmern von ihnen erzählt. Diese zwei jungen Gesellen hatten einander so lieb, daß sie nicht nur stets in derselben Wohnung beisammen lagen, sondern auch gemeinsam nur e i n Sammetwamms zusammen besaßen, also daß wenn der Eine darin an den Hof ging, der andere zu Hause bleiben mußte. Da sich nun eines Tags begab, daß Werner von Zimbern frühe aufstand, Willens, an den Hof zu gehen, und er seinem Knaben, den sie dann auch gemeinschaftlich zu einem Diener hatten, befahl, ihm das Sammtwamms zu bringen, um solches anzulegen — da fand sich, nach fast langem Suchen, das Kleid hinter einer Truhen, das der Knabe empor hielt und dabei sprach: Da ist nun das Unglück! Da der von Zimmern das hört', sprach er: ist es ein Unglück, so will ichs auch nicht an mir haben, und magst du es dir nur behalten, denn es ist dir von uns geschenkt. Wie nun die beiden Gesellen wieder zu einem oder gar zu einem Paar solcher Wämmser gekommen, ist nicht gesagt, ich eracht aber, daß sie es nicht lange anstehen ließen,

wieder an den Hof und in das Frauenzimmer zu gehen. — Daß ich aber wieder auf Graf Jost Niklasen von Zollern komme, so muß ich sagen, daß er an Graf Ulrichen von Wirtemberg einen günstigen und liebreichen Herrn fand, der ihn auch zu einem seiner Räthe mit guter Bestallung annahm, und bei dem er noch viele Jahre verblieb; folgends überkam er Gunst und Dienst Kaiser Friedrichs III., und nachgehends zu Herzog Sigmund von Oesterreich zu Tyrol, wo er seinen liebsten Freund und Gesellen Werner von Zimbern wieder fand, der deßgleichen an dem ritterlichen Hof Herzog Sigmunds diente, welcher den schwäbischen Edlen absonderlich hold war, und deren er eine große Anzahl an seinem Hoflager zu Inspruck und in seinem Dienste enthielt. Unter diesen fand sich auch Graf Johann von Werdenberg und zum Heiligenberg, des Zweiges von Sargans mit der weißen Fahne. An dessen Tochter Agnes, die allen Jungfrauen am Inspruцker Hofe an schöner Jugendblüthe und adelichem Wesen vorangläuzte, fand nun Graf Jost Niklas ein besonderes Wohlgefallen, und sie auch hinwiederum an ihm, also daß sie mit des Vaters Bewilligung alsbald ein Paar wurden, und Gottes Segen an Nachkommenschaft klärlich spürten. Inzwischen war im Schwabenlande allenthalben Friede geworden, denn die Städte hatten sich mit den Herren und dem Adel ausgesöhnt. Da bewarb sich Graf Jost Niklas auf's Neue bei seinen Freunden und Gönnern, drß ihm beim Wiederaufbau seiner Stamm=

burg fürder kein Hinderniß mehr gemacht würde, wie weiland seinem Vater. Als nun Steine, Kalk, Ziegel, Holz und ander Bauzeug genüglichen auf den Berg geschafft waren, auf dem über dreißig Jahre nur Füchse, Eulen und andere Raubvögel ihre Wohnung gehabt hatten, ladete Jost Niklas alle seine Verwandten, Freunde und Günstigen ein, in sein Land zu fahren und dem hochzeitlichen Beginn des neues Baues anzuwohnen. Da kamen Erzherzog Albrecht, sein besonders günstiger Freund und gnädiger Herr, der dazumal in den Vorlanden zu Rotenburg am Neckar seinen Sitz hatte, ferner Herr Philipp der Gütige, Herzog zu Burgunden, Markgraf Albrecht von Brandenburg, genannt Achilles, und Karl der Markgraf von Baden, lauter tapfere Fürsten des deutschen Reichs, mit großem und stattlichem Gefolge herbei, und wollten Graf Jost Niklasen helfen, die Burg seiner Väter wieder aufzubauen. Man mag auch denken, daß Wenige des hohen und niedern Adels von Schwaben da ausblieben, und besonders die Zoller'sche ganze Sippschaft, jung und alt am wenigsten; also daß eine große und ehrliche Gesellschaft da versammelt war, ohne die Menge des Volks zu rechnen, das in Unzahl von allen Enden und Orten herzulief. Da nun Alles zum Beginn des Werks geordnet war, wälzte man den Grundstein an seinen bestimmten Ort, und die genannten Fürsten traten hinzu und legten goldene und silberne Münzen ihres Gepräges in die Höhlung desselben, griffen dann zu silbernen Kellen und Häm=

mern, welche Graf Jost Niklas eigens hiezu mit den Wappen gedachter Fürsten hatte bezeichnen lassen, und mauerten den Stein ein und zu, wobei Graf Heinrich von Fürstenberg, des Grafen nächster Sipp, Mörtel trug, und ein Freiherr von Brandis denselben umrührte. Das war an St. Pilgrims Tag des h. Bischofs Tag (16. Mai) im Jahr, als man zählte von Christi unsers Erlösers Geburt 1454. Also brachte der Mai wieder, was der Mai Denen von Zollern genommen hatte, und ward die Burg in kurzer Zeit darnach wieder vollends ausgebaut, und so wehrlich wieder hergestellt als zuvor, so daß Meister Conrad Silberdrat von derselben wohl hätte singen mögen:

Hohenzoller, du wehrliches Haus,
Wie weit schaust du überaus.
All um und um im Schwabenland,
Bist du ob allen Häusern bekannt,
Daß alle, die dich han gesehn,
Wol mögen alles Preises jehen.

(Meister Sepp.)

Graf Jost Niklas, der Wiederhersteller der Burg, starb im Jahr 1488, als Landvogt zu Rotenburg a. N. und der Herrschaft Hohenberg. Ein Sohn desselben, Graf Eitelfriedrich II., Liebling Kaiser Maximilians, Hauptmann der Grafschaft Hohenberg, und erster Kammerrichter bei Errichtung des kaiserlichen Kammergerichts, ein im Frieden und Krieg ausgezeichneter Herr, sorgte aufs Neue für Macht und Glanz des

neuen, aus einem einzigen Sprossen wieder aufblühenden Grafenhauses. Durch ihn kam die Herrschaft Haigerloch, der alte Familienbesitz, in Folge Tausches wieder an Haus Hohenzollern. Auch erwarb er für sich und seine Nachkommen die Reichskämmererwürde. Besonders ist Eitelfriedrich dadurch wichtig geworden, daß in Folge seiner Vermählung mit der Markgräfin Magdalena von Brandenburg, die weit aus einander gewachsenen Zweige des Zollernstamms sich zum ersten Male wieder einander zubeugten. Magdalena gebar ihrem Gemahl fünf Töchter und sechs Söhne; so trieb also der Stamm von Hohenzollern auf einmal wieder zahlreiche Sprossen. Sie wurde die Stammmutter aller jetzt lebenden Fürsten von Hohenzollern, Hechingen und Sigmaringen, und starb im Jahr 1496; ihr Gemahl folgte ihr im Jahr 1512 im Tode nach. Beide liegen in der von Eitelfriedrich und seinem Bruder, Bischof Friedrich, gegründeten Stiftskirche zu Hechingen. Dort findet sich ein prächtiges Grabdenkmal, das wohl Graf Wolfgang Franz, der im Jahr 1517 starb, seinen Eltern gesetzt haben könnte, denn sein Name ist darauf eingegraben. Das Grabmal besteht aus einer, wahrscheinlich von Peter Vischer in Nürnberg kunstreich gefertigten Platte aus Erz, welche früher auf einem reichverzierten Postamente ruhte. Die Platte zeigt die stattliche Figur des Grafen, wie er mit der Rechten das Schwerdt, mit der Linken den Rosenkranz hält. Um den Hals trägt er den Orden des goldenen Vließes, von dem auch das quadrirte Wappenschild über seinem

Haupte umschlungen ist. Seine Füße stehen auf einem Löwen, dem Bilde der Kraft. Ihm gegenüber steht seine Gemahlin, eine liebliche Frauengestalt in zierlicher altdeutscher Tracht, den Brandenburgischen Schwanenorden um den Hals tragend. Derselbe umgibt auch das über ihrem Haupt befindliche Wappen mit dem Brandenburg'schen Adler. Zu ihren Füßen liegt ein Hund, das Bild der Treue. In Mitte der beiden Wappenschilde hoch oben ist ein größeres Wappenschild, dessen gekreuzte Scepter die Erbkämmerwürde des Reichs bezeichnen. Um die Platte herum zieht sich eine Inschrift mit gothischen Buchstaben, welche in alten Reimen von dem Verstorbenen, seinen Würden, so wie von seiner Gemahlin und seinen Kindern redet. Eine schöne Abbildung des Denkmals, gezeichnet von Eberlein, hat der Württemb. Alterthumsverein geliefert. — Es ist eines der wenigen Denkmale der Grafen von Hohenzollern, die sich noch erhalten, und hat mehr Werth, als alle Bilder des noch vorhandenen Ahnensaales, die Nichts anderes als Gebilde der Phantasie sind, wenn wir das Bild des Grafen Jost Niklas und der späteren Familienglieder ausnehmen wollen. —

Der auf der Grabplatte genannte Bischof Friedrich von Augsburg war ebenfalls ein Sohn des Grafen Jost Niklas und hat sich um die Burg der Väter verdient gemacht. Er erweiterte sie mit einigen Gebäuden, und brachte manche Verbesserungen auf der Burg an. Nach Eitelfriedrich II. wurde sein Sohn, desselben Namens, Herr auf Hohenzollern. Er starb zu Pavia an Gift

im Jahr 1525, und hinterließ nebst noch andern Kindern einen Sohn Karl, der seinem Vater in der Regierung folgte und den Stamm fortpflanzte. Im Jahr 1535 erhielt derselbe die Herrschaften Sigmaringen und Vöhringen, stiftete unter seinen Söhnen im Jahr 1575 die sogenannte Zoller'sche Erbvereinigung und starb im Jahr darauf. Seine zwei Söhne Eitelfriedrich IV. und Karl II. theilten sich in zwei Linien; die zu Hechingen und die zu Sigmaringen. Der erstere gründete die ersten Anfänge der Waffenhalle auf der Burg, in der die Waffen und Rüstungen früherer Grafen von Zollern aufgehängt wurden, unter andern auch die Rüstung des Grafen Jost Niklas, zu denen dann in späterer Zeit noch viele merkwürdige Waffen und Rüstungen hinzukamen. Doch scheint die Burg Hohenzollern dem Grafen Eitelfriedrich bald nimmer mehr behagt zu haben; er baute das Schloß zu Hechingen im Jahr 1604 und wählte es zu seinem Wohnsitze. Sein Sohn Johann Georg wurde im Jahr 1623 zum ersten Fürsten von Hohenzollern erhoben, und starb 1624. Er hinterließ zwei Söhne, Eitelfriedrich V. und Philipp Friedrich. Der erstere wurde im Jahr 1653 in das Fürstenkollegium zu Regensburg aufgenommen; er starb im Jahr 1661 an einer empfangenen Wunde. Da er keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Bruder Philipp Friedrich in der Regierung, die er bis zum Jahr 1671 führte. Philipp Friedrichs ältester Sohn, Friedrich Wilhelm, kaiserlicher General, erhielt im Jahr 1692 den fürstlichen Titel für sich

und alle seine Nachkommen, und errichtete im Jahr 1695 mit Brandenburg die sogenannte Erbverbrüderung, welche fast gleichzeitig durch einen Ehebund zwischen einem Hohenzollern'schen Prinzen und einer Brandenburg-Baireuth'schen Prinzessin besiegelt wurde. Friedrich Wilhelm starb im Jahr 1735; ihm folgte sein Sohn Friedrich, mit dem im Jahr 1750 diese Linie schloß. Auf ihn folgte seines Oheims, Hermann Friedrichs Sohn, Joseph Wilhelm, welcher der Urgroßoheim des gegenwärtigen Fürsten ist. — Von der Linie des Hauses Hohenzollern in Sigmaringen werden wir später reden — es bleibt uns nur noch übrig, die weiteren Schicksale der Burg Hohenzollern zu erzählen.

Während der Bauernkrieg die Burg Zollern ganz und gar unangefochten ließ, tobte desto wilder der 30jährige Krieg gegen ihre Mauern. Sie leistete lange Widerstand, bis sie sich im Jahr 1634 nach einer Belagerung von mehreren Monaten den Wirtembergern ergab, die sie rein ausplünderten, und gute Beute machten, denn Alles in der Umgegend hatte seine Habe dahin geflüchtet. Aber schon im Oktober desselben Jahrs fiel sie durch List in die Hände der Kaiserlichen. Nach dem Westphälischen Frieden erkaufte Oesterreich für einen Jahresgehalt von 5000 fl. das Recht, eine Besatzung auf die Burg legen zu dürfen, übernahm aber die Verbindlichkeit, dieselbe im baulichen Stande zu erhalten, auch blieb der Graf von Zollern oberster Befehlshaber. Vergeblich bemühte sich im Jahr 1668 der große Churfürst v. Preußen, das Besatzungs-

recht auf Hohenzollern zu erhalten; die Oesterreicher blieben in ihrem Rechte. In den 1740ger Jahren, im bairischen Kriege, streckte die auf Zollern liegende Besatzung vor einem französischen Belagerungs-Corps die Waffen. Erst im Jahr 1798 wurde dieses Oeffnungsrecht von den Oesterreichern aufgegeben, wodurch dem Fürsten von Zollern die schöne Rente entging. Wie es am Schlusse des 18. Jahrhunderts mit dem Bau der Veste stand, beschreibt uns der alte schon genannte Meister Sepp, im Anhang zum Büchlein von Graf Fritz dem Oettinger, wenn er vom Jahr 1788 sagt: „Da ritt ich manchmal gen Hohenzollern, und erfreute mein Herz an der stattlichen und wehrhaften alten Burg und dankte innerlich dem Neffen des edlen Oettingers, daß er sie in allen ihren Theilen so herrlich wieder erbaut hat." Aber in den Waffensaal müssen schon damals Plünderer oder große Liebhaber der Alterthümer gekommen seyn, denn an der Rüstung des Grafen Jost Niklas fehlte der linke Handschuh — der andere, so berichtet Meister Sepp, gerieth in bessere Hände. — Nach jener Zeit — so fährt der Berichterstatter fort — als ich sie wieder sah, fiel sie ganz zusammen und blieb so in Schutt und Graus liegen, bis in neuerer Zeit Fürst Hermann Otto von Hohenzollern es unternahm, mit Hülfe des jüngeren Stammes von Preußen und des von Sigmaringen, sie wieder aufzubauen. — Das war wohl um jene Zeit, da Preußens edler Friedrich Wilhelm im Jahr 1819 auf einer Pilgerfahrt in das Land seiner Väter,

das ehrwürdige Stammhaus in so trostlosem Zustand sah. Nicht lange darnach, im Jahr 1823 — also gerade 400 Jahr nach der Zerstörung der alten Burg — wurde Anstalt getroffen, dem weiteren Umsichgreifen des Ruins vorzubeugen, aber die Vorkehrungen waren so ungenügend, daß seit dem die Burg immer weiter der Zerstörung verfiel. Der frühere, auf den Grundmauern des alten Wartthurms erbaute Thurm, stammte aus jener Zeit. Erst nach dem verhängnißvollen J. 1848 wurde ein freundlicher Loos der Hohenzoller Burg zu Theil. Burg und Land fiel an das so innig verwandte Königshaus. Der edle Monarch kehrte wieder auf der Burg der Väter ein, und empfing nach alter Sitte von seinen Vasallen die Lehenshuldigung. Seitdem legte er von Neuem die Hand ans Werk, und ließ die Stammburg wieder aus ihren Trümmern zu neuer Herrlichkeit erstehen, daß man jetzt mit Recht singen mag:

Hohenzoller, du wehrlich Haus,
Wie stolz schaust du überaus;
Allum und um im Schwabenland,
Bist du ob allen Burgen bekannt.

Die Chronikensage von Graf Friedrich von Zollern.

Es hat vor vielen Jahren ein Graf von Zollern gelebt, genannt Graf Friedrich, sein Weib hat geheißen Udelhild, eine gottesfürchtige Frau, die nach ihrem Absterben von vielen Leuten für heilig ist geachtet

worden. Wer sie von Geschlecht gewesen, ist wegen Länge der Zeit vergessen. Dieser Grafe, nachdem er etliche Kinder von seinem Gemahl bekommen, die er mehrtheils hin und wieder an der Fürsten Höf, und einstheils zu seinen nächsten Freunden und Verwandten zu erziehen verschickt, da nahm er ihm für, in die Heidenschaft zu reisen, und weit entlegene Länder zu erkundigen. Derhalben empfahl er seinem Gemahl die Grafschaft und was er hatte, schied ab von ihr und seinen Unterthanen mit wenig Dienern, kam über Meer; da ist er etliche nit wenig Jahr in der Heidenschaft umher gezogen, bis ihm zu Letztem seine Diener und Pferd abgangen, und er also unerkannt in großer Armuth und Mangel leben müssen. Wie er nun in seinen größten Nöthen geweßt, auch nit wohinaus noch wohinan gewußt, da ist ein Gespenst zu ihm kommen, das hat ihn in mancherlei Weise versucht, wie dann der Tausendlistig nit ruhen oder feiren kann, sondern von seiner boshaftigen Art und Eigenschaft, wo er Angst und Leid oder Unmuth weiß, sich einmischt und zuschlägt. Noch gab der Allmächtige dem großmüthigen Grafen so viel Verstand und Gnad, daß er dem Feind in seinen Anfechtungen, darin er ihn von Gott abzuführen sich unterstand, widerstehen konnte. Letztlich brachte ihm der bös Feind ein Roß mit dem Bericht, daß ihn solches an alle Ort und Ende, dahin ihn gelüstet, ohne alle Gefahr seiner Seel und des Leibs in einer Geschwinde tragen würde (mocht sich schier des Pacolets Roß vergleichen), jedoch, wenn

er Abends oder sonst unter Tags abstände, so sollt er das gegen Niedergang der Sonnen abzaumen und absattlen, so würde er das für und für sein Leben lang haben, ja auch die ganze Welt damit durchreisen können, wo er aber Solches einmal übersehen, würde er sein Roß ewiglichen verloren haben — damit wollt er ihn gewarnt haben. Was nun der Graf dagegen hat müssen dem Gespenst verheißen oder leisten, wie einst in solchen Fällen gebräuchlich, das ist unbewußt und Länge halber der Zeit in Vergeß kommen. Hiemit ist aber der bös Geist von ihm abgeschieden und hat ihn verlassen. Also ist der Grafe noch etliche Jahr einen weiten Weg mit diesem Roß gereist, jedoch hat ihn letztlich angefochten, demnach er viel Jahr aus gewesen, wiederum zu seinem Weib und Kindern sich zu verfügen. Hiezwischen aber hat man ihn wegen seines langen Ausbleibens, und daß man weder Staub noch Flug von ihm vernommen, gar verschätzet gehabt. Sein Gemahl, die Gräfin, hat die Landschaft weislich und wohl regiert, so sind auch mittler Zeit die jungen Herren und Fräulein erwachsen, die sind eins Theils ausgesteuert worden, und hat sich seiner Niemand mehr versehen gehabt. Indeß hat das wunderbarlich Roß den Grafen einen weiten Weg getragen, daß er mit großem Verlangen seine Grafschaft erreicht; da hat er, daß sein Weib und Kinder noch im Leben und alle Sachen wohl standen, heimlichen, seitmals er bei Männiglichen unerkannt, erfahren, darauf eine Botschaft seiner Hausfrau auf Zollern gethan. Wie derselbigen

das Botenbrod zukommen, ist die gut Frau eilends ihrem Herrn, den sie in vielen Jahren nie gesehen, sammt etlichen ihrer beider Söhnen und Töchtern für das Schloß an Berg herab entgegen gangen, und haben ihn mit großen Freuden empfangen. Der Graf ist auch von seinem Rosse abgestanden, und hat sein Weib und Kinder jeglichen angesprochen, ist mit ihnen hinauf ins Schloß gangen. In diesen Freuden aber hat der Graf seines Rosses weiters nit wahrgenommen, oder auch befohlen, wie man das abzäumen und absatteln solle, sondern die Diener habens hinaufgeführt ins Schloß, sie sind aber nit recht mit ihm umgangen, derhalben so ist das Roß Angesichts der Diener verschwunden, daß sie nit gewißt, wohin es kommen, derhalben sie eilends zum Grafen ihrem Herrn gangen, und ihm zu Wunder angezeigt, was ihnen mit dem Roß begegnet. Gleich hat er vermerkt, daß er selbs hieran schuldig, und daß die Diener außer Unwissenheit das Roß verwahrloset, und wiewohl ihm das in seinem Herzen eine große Beschwerd, jedoch, seitmals ihm der Allmächtig also mit allen Gnaden heimgeholfen, und der Verlust des abenteuerlichen Rosses nit mocht widerbracht werden, schlug er's außerm Sinn, so viel möglich, und sprach zu den Dienern: wohlan, wie ich ihm gethan, es ist geschehen, und seye damit Gott ergeben. Darbei ist es also blieben, daß die Diener von ihm wieder abgeschieden, und er kein bös Wort dazu geredet. In wenig Stunden hernach, noch desselbigen Tags, da sind drei schöner Jungfrauen in Weißem

angethan, an das Thor auf Zollern kommen, und sie von denen Wächtern: was ihr Begehren, und zu wem sie wöllen? gerechtfertiget, haben sie für den Grafen persönlichen begehrt. Wie das dem Grafen fürgebracht worden, hat er befohlen, sie unverzüglich ein- und vorzulassen. Als das geschehen, haben sie vor ihm sich geneigt, und hat die eine unter ihnen bekannt: sie seien Geister, die seien verflucht, und in Gewalt des bösen Feinds gewesen, und durch die Wirkung desselbigen haben sie drei ihn den Grafen viel Zeit und einen weiten Weg in der Gestalt des Rosses getragen, und dieweil er aber um den Verlust des Rosses nit ungeduldig gewest, sondern Alles Gott ergeben, so seien sie jetztmals aus der teufelischen Gewalt erledigt, und all ihr Marter und Pein abgestellt, auch sie stetig und ewiglichen behalten, da sie sonst bis an den jüngsten Tag hätten müssen von den höllischen Geistern geplagt seyn. Derhalben sie ihm fleißig gedankt mit dem Vermelden, daß sie den Allmächtigen ewiglichen für ihn und die Seinen getreulich bitten wollen; und damit sind sie verschwunden. Dieser Graf Friedrich ist auf ein groß Alter kommen, und nach seiner Reise daheim blieben, hat noch etliche Jahr in gutem Frieden gelebt. Er soll zu Stetten im Kloster begraben seyn. Sein Gemahl hat ihn überlebt, die liegt auch in Stetten. Solch Frauenkloster haben dieser Graf und sein Gemahl die Gräfin bei wenig Jahren zuvor gestiftet, neulich anno domini 1259; soll vorhin ein Johanniterhaus

gewesen seyn, welches aber in den verloffenen Kriegen zerstört und in Abgang kommen.

Der Graf von Zollern und die Wirtembergerin.

Zur Zeit Graf Eberhards von Wirtemberg lebte auch ein junger Graf von Zollern, der Friedrich geheißen hat, und in Krieg und Frieden, in Schimpf und Ernst ein braver, geachteter Edelmann war. Jahre hindurch hatte er sich als einen treuen Freund des Grafen Eberhard von Wirtemberg bewiesen, und war diesem beigestanden in vielen Fährlichkeiten und Nöthen. Der Wirtemberger ließ diesen treuen Freundesdiensten auch gebührende Anerkennung zu Theil werden, und Friedrich stand wohl seinem Herzen am nächsten; sogar schien er dem von Zollern oft mehr zu vertrauen, als seinem eigenen Ehegemahl. Dieser besondere Vorzug nun, den der Graf dem von Zollern zu Theil werden ließ, verdroß die übrigen Fürstendiener, und besonders auch die gestrenge Frau Gräfin, Eberhards Weib, gar gewaltig. Während aber Friedrichs übrige Neider sich damit begnügten, den edeln Ritter zu beneiden und ihn zu verfluchen, hegte die Gräfin ein glühendes Rachegefühl gegen ihn in der Brust, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, ihren Haß gegen den unschuldigen Friedrich zu befriedigen. So lange nun ihr fürstlicher Gatte lebte, wollte es ihr nicht gelingen, ihren Plan auszuführen,

aber er starb plötzlich eines unerwarteten Todes, und nun wollte sie den verhaßten Grafen Zollern fühlen lassen, daß nun sie Herr im Lande sey.

Friedrich war an dem Todbette seines geliebten Freundes gestanden, und hatte ihm, während eine schöne Thräne seine männliche Wange benetzte, die Augen zugedrückt. Als er nun aber der Leiche seines Freundes die letzte Liebespflicht erwiesen und sie zur Ahnengruft begleitet hatte, befahl er, in das gräfliche Schloß zurückgekehrt, seinen Knappen, sogleich die Rosse vorzuführen, damit er auf Hohenzollern zurückkehre, indem er es nicht mit seiner Ehre verträglich hielte, einem schwachen Weibe, das jetzt im Lande gebiete, zu gehorchen. Sein Befehl wurde vollzogen, und schon wollte der Graf mit den Seinen sich zu Pferde setzen, als der verwittibten Gräfin Kämmerer aus dem Schlosse trat, und ihm ankündigte, er solle sogleich vor der gnädigen Frau erscheinen, um gewisse Befehle zu empfangen.

„Was," rief der stattliche Jüngling, nachdem er des Kämmerers Auftrag vernommen; „glaubt ihr denn, ich werde diesem Befehle Folge leisten? Mein edler Freund und Gönner, Herr Eberhard, liegt im kühlen Schooß der Erde, und nun glaubt das stolze Weib wohl, ich, ein freier Edelmann, werde mir von ihr Befehle vorschreiben lassen. Ich weiß nur zu gut, welche Ränke sie gegen mich angesponnen; ich hasse sie, ich biete ihr Trotz."

„Bedenkt, edler Herr!" warnte der Kämmerer.

„Was bedenken," rief der Ritter, „ich fürchte mich vor keinem Weibe. Sagt ihr," setzte er noch hinzu, indem er sich in den Sattel schwang, „sagt ihr, Friedrich von Zollern werde nie einem Weibe gehorchen!"

Der Kämmerer ging. Friedrich aber ritt mit seinem Häuflein stolz durch Stuttgarts Gassen und langsam zum Thore hinaus, um zu zeigen, wie wenig er sich vor den Folgen seiner kühnen Aeußerungen fürchte. Er pfiff ein freudiges Reiterstücklein vor sich hin, und kam nach einem scharfen Ritte in fröhlicher Stimmung auf seiner schönen Stammburg, die noch in unsern Tagen ihr Haupt stolz in die Wolken erhebt, an.

Ein paar Tage waren vergangen, und der Burgherr saß gerade bei einem Humpen trefflichen Weines im hohen Ahnensaale, da meldete man ihm einen wirtembergischen Reisigen, der ein Schreiben an ihn zu bestellen habe. „Hm," dachte der junge Mann, „ein Liebesbrief ist es gewiß nicht; doch wir wollen sehen, was mir die Wirtembergerin wohl schreiben mag."

Mit diesem Gedanken ließ er den Boten hereinkommen, welcher ihm mit einer stummen Verbeugung ein klein Brieflein überreichte. Der Graf ließ den Burgkaplan, vor dessen Weisheit er viel Achtung hatte, herbeirufen, um die Schriftzüge zu entziffern, da er selbst es in der Lesekunst nicht einmal bis zum ABC gebracht hatte. Der Pfaffe kam und las dem Grafen die Botschaft vor. Diese aber lautete ganz kurz und zwar folgendermaßen:

„Auf dem Schloßplatze unserer Hofburg in Stutt-

gart habt Ihr meiner gespottet, Herr Graf, sprechend: Es wird mich kein Weib verschlingen! Ich thue nun aber Euch hiemit kund und zu wissen, daß ich allewege Euch, Eure Veste, Euer Leben und Euer Gut zu verschlingen trachte, ich ein schwaches und feiges Weib,

Henriette, Gräfin von Wirtemberg."

So gegeben zu Stuttgarten in unserer
Hofburg am St. Simonstag.

„Verschlingen will sie mich?" lachte Friedrich, als er die Botschaft vernommen hatte — nun dann muß sie allerdings eine starke Eßlust haben. „Doch Freund," fuhr er fort, indem er sich zu dem Boten wandte, „trinke hier einen Becher Rheinwein, und dann kehre zu deiner Gebieterin zurück, vermeldend: So lange noch Friedrich von Zollern lebe, werde er nie einem Weibe dienen, und er habe noch einmal vor deinen Ohren wiederholt, daß er nicht fürchte, von ihr verschlungen zu werden."

Der Bote verließ die Burg und Friedrich setzte sich wieder ganz ruhig zum Humpen, als wäre nichts vorgefallen. Als er aber am andern Morgen in den Burghof herunterkam, um seine Befehle wegen Verwahrung der Burg zu geben, begegnete sein Blick nur traurigen Mienen auf den Gesichtern seiner Leute. „Hei," rief er, „warum steht ihr denn so bleich und traurig, als hättet ihr euer Seelenheil dem Teufel vermacht? rührt euch! zu Pferde, wir müssen heute die Burg mit Lebensmitteln versehen."

„Hm, Herr," stotterten Einige.

„Nun was soll es?" fragte der Graf ungeduldig. „Wir stehen so betrübt hier," entgegnete ihm sein alter Leibknappe, „weil es wohl zu spät seyn möchte, jetzt Lebensmittel für eine Belagerung aufzutreiben. Denn steigt nur auf die Warte, edler Herr, so werdet Ihr Euch sogleich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen."

Der Graf bestieg, sich über diese Rede gar sehr verwundernd, die Warte, und prallte, oben angekommen, erstaunt vor dem Anblicke zurück, der sich unten am Fuße des Schloßberges darbot. Rings um seine Veste hatte sich nämlich bedeutendes Kriegsvolk gelagert, dessen weiße Zelten in der Morgensonne gleißten. Auf einem kleinen Hügel in der Mitte des Lagers flatterte stolz das Banner von Wirtemberg, und verkündete Friedrichen, daß seine grimmige Feindin, die Gräfin von Wirtemberg, bereits angefangen, ihre Drohungen auszuführen. „Bei Lanze und Schwert," murmelte der Graf vor sich hin, „sie hat mir schon einen Streich gespielt, indem sie meine Burg umschloß, ehe ich daran dachte, mich mit Lebensmitteln zu versehen, und da Alles auf eine ernste Belagerung deutet, so muß mir dieses sehr unangenehm seyn."

Während er so sprach, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen zweiten Kriegerzug erregt, der, über die Vorhügel der Alb herunterziehend, seiner Burg sich nahte. Die Neuankommenden waren beinahe eben so stark, als die gelagerten Wirtemberger, und Friedrich

rieth hin und her, wer sie wohl seyn möchten. Ehe er noch darüber mit sich einig werden konnte, rief ihn sein Leibknappe in den Rittersaal hinunter; ein fremder Bote kündigte sich ihm als einen vereideten Reitersmann der Stadt Ulm an, und überbrachte dem Grafen den Absagebrief seiner Stadt, worin vermeldet wurde, daß ein hochlöblicher Magistrat von Ulm den Grafen von Zollern befehden wolle mit Schwert und Feuer, der vielen Unbill wegen, so der Graf der freien Reichsstadt schon zugefügt.

Nun wußte also Friedrich, weßwegen der zweite Heerhaufen vor seine Burg gerückt sey. Bald vereinigten sich die Wirtemberger und Ulmer, um mit allen Kräften sich der Burg des jungen Grafen zu bemächtigen. Die Gräfin von Wirtemberg, welche selbst im Lager sich befand, spornte die Ihrigen und ihre neuen Bundesgenossen zur unaufhörlichen Thätigkeit an, doch nicht unthätiger kämpfte Friedrich den Belagerern entgegen. Er war überall zugegen, wo Gefahr drohte, und ehe die Lebensmittel in der Burg zu mangeln begannen, konnten sich die Feinde durchaus keines errungenen Vortheiles rühmen. Aber jener Fall trat nur zu bald ein. Die Veste war nur auf einige Monden mit Mundbedarf versehen, und als der Graf durch kühne Ausfälle sich einige Male wieder aus seinen umliegenden Besitzungen damit versorgt hatte, verheerte der Feind auf Anstiften der Gräfin ringsum das platte Land, daß es dem Belagerten keine Lebensmittel mehr darbieten konnte. Alles weithin glich einer Wüste,

und der Graf schaute traurig hernieder auf seine sonst so blühenden Thäler, Wälder und Felder. Dennoch gab er sich nicht, und verfolgte seine muthige Gegenwehr. Aber Keller und Speisekammer waren leer, und die Burgleute, welche vor Kraftlosigkeit kaum noch die Waffen schleppen konnten, begehrten, ihr Gebieter möchte mit dem Feinde unterhandeln, indem in einigen Tagen er und sie unfehlbar durch schmählichen Hungertod zu Grunde gehen müßten. Der Graf aber wollte nichts vom Unterhandeln hören. Als er aber traurig eines Tages auf der Warte stand, und sich rings umschaute, ob wohl gar keine Rettnng mehr möglich sey, da konnte er sich nicht enthalten, vor sich hinzumurmeln: „Verschlungen hat sie doch mein Gut!“

Am andern Morgen unternahmen die Feinde einen allgemeinen Sturm, und da die Knappen des Grafen ihnen sowohl an Zahl weit nachstanden, als auch der Hunger ihre Kräfte aufgezehrt hatte, so wurden sie Herr der Mauern und Thore. Nur wo Friedrich kämpfte, konnten sie lange nicht obsiegen, bis auch ihm endlich die Kräfte schwanden, und er aus vielen Wunden blutend von einer überlegenen Feindeszahl gefangen wurde.

Welch ein Jubel verbreitete sich durch die feindlichen Haufen, als der Graf gefesselt in das Lager der Würtembergerin geführt wurde. Die Ulmer überließen nämlich den Gefangenen der stolzen Gräfin, überzeugt, daß dieselbe sich und sie sattsam an ihm rächen würde.

Die Gefühle des armen Grafen kann sich wohl Jeder vorstellen, als er blutend und erschöpft vor seine grimmige Feindin geschleppt wurde. Er mußte alle seine geistigen Kräfte zusammenraffen, um der körperlichen Schwäche nicht die Oberhand zu lassen, und ruhig und mit Würde trat er vor seine Siegerin, entschlossen, Hohn und Schimpf kaltblütig zu ertragen, um durch Schweigen ihr zu zeigen, daß er auch in Banden noch eine verächtliche Gesinnung gegen sie hege. Die stolze Gräfin trat dem Besiegten in glänzendem Schmucke entgegen, und ein Strahl der glühendsten Freude leuchtete aus ihren Augen, als sie den Mann gefesselt vor sich sah, der es gewagt hatte, ihr öffentlich Hohn zu sprechen. Gegen Friedrichs Erwartung aber begnügte sie sich, ihn mit haßfunkelnden Augen anzublitzen, und kein Wort ging über ihre Lippen. Er stand trotzig und ungebeugt vor ihr, obgleich der Schmerz seiner Wunden ihm die Nerven zusammenzog. Endlich lächelte die Gräfin gar arglistig und höhnisch, und wandte sich von dem Gefangenen weg, einer Schaar von Bewaffneten zuwinkend, die sich hinter dem Grafen aufgestellt hatte. Die Krieger schienen den Wink wohl zu verstehen, denn sie führten den Gefangenen hinweg, und nachdem seine Wunden in Eile verbunden waren, wurde er auf ein Pferd gesetzt, es wurden ihm die Augen verhüllt, die Bewaffneten umgaben ihn von allen Seiten, einer nahm sein Roß am Zügel und so ging es fort, er wußte nicht wohin. Kaum hatte er noch Zeit, bevor ihm die Augen

verbunden wurden, einen kurzen Scheideblick nach seiner geliebten Stammburg hinaufzusenden, und als er das würtembergische Banner auf ihren Zinnen flattern sah, seufzte er unwillkührlich, und sprach in düsterem Schmerze vor sich hin: „Verschlungen hat sie nun mein stolzes Schloß."

Der Graf wurde von seinen Begleitern ohne Unterbrechung, außer wenn sie ihm etwa einen Becher schlechten Weines zur Stärkung reichten, fortgeführt, bis die Nacht am Horizont heraufstieg und mit dunkeln Schatten die Erde zu umhüllen begann. Nun hielt der Zug auf einer Anhöhe; es wurde dem Grafen die Binde von den Augen genommen, er sah sich nun einem festen Thurme gegenüber, dessen schwärzliche Mauern von den hie und da aus dem Gewölke brechenden Mondesstrahlen schauerlich erleuchtet wurden. Nun verließen aber den Grafen seine bisher mühsam behaupteten Kräfte. Der lange Ritt hatte ihn zu sehr angestrengt, und er sank halb bewußtlos vom Rosse. Kaum hörte er noch den Anführer seiner Hüter, welcher mit rauher Stimme zu ihm sprach: „So, hier in diesem stattlichen Thurme sollt Ihr jetzt künftighin wohnen, edler Herr; nehmt Euch aber in Acht, Euern Spott nicht gegen die spröden Eulen zu richten, die Euch freundschaftlich Gesellschaft leisten werden; sie sind gar ehrbare Thiere und verstehen keinen Spaß. Ihr habt nun wohl gesehen, wie weit Euch höhnende Reden gebracht haben."

Als der Graf, der während dieser Worte in Be=

sinnungslosigkeit gefallen war, wieder aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich in einem dunkeln, niedrigen Gemache; da nur durch ein eng verwahrtes Fensterlein eine sparsame Tageshelle in das Gewölbe fiel, und er sich an Händen und Füßen gefesselt fand, auch eine unangenehme Feuchte verspürte, und ein leises Seufzen neben sich hörte, das wie Unkenruf tönte, so konnte er nicht lange ungewiß seyn, daß er in einem jener schrecklichen Kerker sich befinde, in welchen zu damaliger Zeit so Mancher auf elendigliche Weise oft Jahre lang vegetirte, denn leben kann man wohl das Fortbestehen eines menschlichen Geschöpfes in solcher Lage nicht nennen. Ein Schauder überfröstelte den kranken Körper des Gefangenen, und drang mit eisiger Kälte tief hinein in seine Seele, als er zur vollen Ueberzeugung seines entsetzlichen Schicksales gekommen war. Er bezwang seine Schwäche und erhob sich von dem ärmlichen Strohlager, auf dem er bei seinem Erwachen gelegen, um durch nähere Untersuchung seines Aufenthaltsortes sich zu überzeugen, daß dieß Alles kein Traum sey, und ob Menschen ihn wirklich so grausam behandeln könnten. Die Untersuchung aber führte ihn nicht weiter, als zu der peinlichen Gewißheit seines traurigen Looses, und hatten ihm auch seine Körperschwäche und die Schmerzen seiner Wunden erlaubt, eine Zeit in aufrechter Stellung zu bleiben, so duldeten dieses die schweren Fesseln nicht, welche seine ermatteten Glieder wieder auf das elende Lager niederzogen. Ein

Heer düsterer Gedanken umfluthete nun Friedrichs Seele, und gewiß ein minder kräftiges Gemüth hätte diese schweren Schicksalsproben nicht ausgehalten, sondern wäre untergegangen in Nacht und Wahnsinn. Er, immer gewöhnt, sich keine Freiheit zu versagen, sollte hier, umfangen von Kerker und Fesseln, seine Tage hinschleppen. Nimmer war es ihm vergönnt, an der Spitze seiner braven Vasallen, auf muthigem Rosse zur männerregenden Feldschlacht zu ziehen. Hier sollte er liegen und vermodern in Unthätigkeit, in Körper- und Seelenleiden. Er bekam kein menschliches Wesen zu sehen in seiner schaurigen Einsamkeit. Durch eine kleine eiserne Fallthüre, die oben in dem Gewölbe angebracht war, wurde ihm täglich seine spärliche Kost, schlechtes Brod und Wasser, an einem Seile herniedergelassen. Seine einzige Gesellschaft war der Sturmwind, der Nachts um seinen Kerker heulte, und eine Eule, die außerhalb des Fensterleins seiner Zelle ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, und durch ihre nächtlichen Klagetöne gleichsam des Gefangenen Seelenschmerz äußerte. Anfangs hatte der Graf noch eine Hoffnung in sich erhalten, daß seine Feindin seine Gefangenschaft nicht allzulange würde dauern lassen, aber in dieser Hoffnung betrog er sich sehr. Die Gräfin hatte beschlossen in ihrem Grimme, nicht eher sollte der Gefangene das Tageslicht wieder schauen, als bis sie hinabgesunken wäre in die Gruft. Und als nun der Gefangene jede Hoffnung, seine Freiheit wieder zu erlangen, schwinden ließ, fand er einigen

Trost darin, seiner Feindin keine Wohlthat verdanken zu müssen. Wenn er an jenes höhnische Lächeln dachte, womit sie ihn zur ewigen Gefangenschaft verurtheilt hatte, so glaubte er eine Art von Beruhigung darin zu finden, sich niemals vor diesem Weibe gebeugt zu haben, und auch ferner keine Wohlthaten von ihr empfangen zu müssen. Er stärkte sich mit edlem Gleichmuth und lebendigem Vertrauen auf den Ewigen, der auch durch Kerkernacht seine milden Hoffnungsstrahlen auf das Haupt des duldenden Unglücklichen fallen lassen kann.

So verbrachte er in seinem Kerker lange Jahre. Da rasselte eines Tages die Eisenthüre und herein traten zwei Gestalten, die den Grafen rasch entfesselten und ihn hinaufleiteten aus dem Reich der Finsterniß in's reine, volle Tageslicht. Geblendet schlug Friedrich die Augen nieder. Ihm war, als tauche er aus einem düstern Labyrinth voll Finsterniß und Graus empor in eine höhere, schönere Welt. Endlich vermochte er allmählig hinauszublicken in das Reich des Lichtes und Frische. Da lagen sie vor ihm die Auen und Wälder, so grün, so blühend, wie ehemals, und er war geworden so alt. In wenigen Jahren hatte sich sein jugendliches Gesicht in tiefe Falten gelegt, sein Haar war grau geworden, und ein langer, weißer Bart floß ihm bis zur Hüfte hinab.

Aus den Gedanken, in welchen ihn die Empfindungen zwischen einst und jetzt versenkten, weckte ihn eine bekannte Stimme. Er sah sich um, und siehe da, sein

alter Leibknappe kniete vor ihm und blickte mit thränendem Blick zu dem geliebten Herrn auf. Dieser aber, verstehend des treuen Dieners Zähre, hob ihn auf, und sprach wehmüthig lächelnd: „Verschlungen hat sie mein Leben.“ — Dann fragte er, wie er hieher komme?

„O Herr,“ erwiederte der alte Knappe, „das grimme Weib ist endlich todt, und Ihr seyd frei. Eure Burg gehört wieder Euch und ich habe Eure getreuen Vasallen hieher geführt, um Euch im Triumphe auf Euer Stammschloß zu geleiten.“

Während der alte Knappe so sprach, war ein reisiger Zug in gleißenden Harnischen, das Banner der Grafen von Hohenzollern in seiner Mitte, vor dem Gefängnißthurme aufgeritten. Zwei Edelknaben führten dem Grafen ein auserlesenes Schlachtroß vor. Zwei andere kleideten ihren wiederbefreiten Gebieter mit ritterlichem Gewande. Einen dankenden Blick warf der Graf gen Himmel, als er wieder seine treue Wehr umgürtete; dann schwang er sich auf's Roß, und sprach ernst und feierlich: „Verschlungen hat jenes Weib, wie sie gedroht, mein Gut, mein Schloß, mein Leben; aber sie hat mir mich selbst, meine bessere Kraft nicht entreißen können, und ich fühle jetzt wieder eine Lohe des alten Muthes meine Adern durchglühen. Aber auf Hohenzollern kehre ich nicht wieder zurück. Dif Bilder meiner Ahnen würden daselbst mit Zorn aue mich herabblicken, der ich nicht im Stande war, ihre Gruft und das Haus, welches sie ihren Enkeln erbaut,

vor feindlicher Entehrung zu schützen. Wer mir folgen will, der nehme Schwert und Schild, ich ziehe nach Palästina in Gottes Fehde, einer heiligen Sache will ich fortan meine noch übrige Kraft weihen!“ So sprach der Graf, und seine getreuen Vasallen schlugen klirrend die Waffen zusammen, rufend: er möge sie führen, wohin er wolle, sie würden nie zurückbleiben.

Ohne weitere Fährlichkeiten gelangte Friedrich mit den Seinigen nach Palästina, und die alte Kraft schien ihn wieder zu beleben, als er das heilige Land betrat. In allen Schlachten gegen die Unglaubigen wehte sein Banner in den vordersten Reihen der Kämpfenden, und wo Gefahr war, da war gewiß der Graf von Zollern und sein alter Leibknappe zu finden. Beim Sturme auf Jerusalem waren die beiden unter den Ersten auf den Mauern; und als die Stadt ganz in der Gewalt sich befand, wallfahrtete der Graf demüthig zum Grabe des Heilandes. Dort verrichtete er inbrünstig sein Gebet, und dankte Gott für die Gnade, ihn aus dem Kerker befreit, und ihm vergönnt zu haben, hier seinen Dank in Demuth darzubringen. Als er aber sich von den Knieen erhoben hatte, überzog Todesbleiche sein Antlitz, und er sank dem treuen Leibknappen in die Arme. Seine Augen wurden starr, sein Blut stand still, und kaum konnte er noch, ehe der Tod ihm an's Herz trat, mit bleichem Munde leise murmeln: „Verschlungen hat sie nun auch mich!“

IX.

Arnegg und Niedegg

im Blauthal.

Fast in der Mitte zwischen dem Ursprung der Blau, dem Blautopf bei Blaubeuren und der Stadt Ulm, liegt auf der rechten Seite der Blau das Pfarrdorf Arnegg, und über demselben auf einer Anhöhe Burg Arnegg, der Sitz einer ehemaligen Herrschaft dieses Namens. Sie war früher von bedeutendem Umfang, mit mehreren Nebengebäuden versehen, und mit einer großen Ringmauer eingefaßt. Von der ganzen Burg ist nichts mehr übrig, als ein bürgerliches Wohnhaus, welches freilich keinem Schlosse mehr gleich sieht.

In alten Zeiten schrieben sich eigene Edelleute von Arnegg, aber sie müssen schon frühe ausgestorben seyn. Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts war die Burg und Herrschaft in anderen Händen, denn im Jahr 1338 kaufte Graf Ulrich von Wirtemberg von Conrad Sefler die halbe Burg und halbe Herrschaft um 1850 Pfund Heller; die andere Hälfte kam später an die Grafen von Wirtemberg und zwar von Hans von Stein, der sie von Ulrich Sefler, einem Bruder des genannten Conrads, erworben hatte. Im Jahr 1470 verkauften die Grafen Ulrich V. und sein Sohn Eberhard „Arneck das Burgstall und das

Dorf darunter, und die Mühle in demselben u. s. w." an Wilhelm von Stadion, an den die Herrschaft bereits verpfändet war, um 6300 fl. Demnach muß die Burg schon vor 1470 von den Ulmern zerstört gewesen seyn, da sie in der Urkunde ein Burgstall heißt. Bei der Familie von Stadion blieb Burg und Herrschaft ununterbrochen. Nur im Jahr 1657 hatte Eitel Ludwig von Stadion mit einem gewissen Nicola de Heures um den Besitz zu streiten. Derselbe nannte sich Obristlieutenant und Herr auf Arnegg, und hatte sich wohl in den Wirren des dreißigjährigen Krieges eigenmächtig in die Herrschaft immitirt. Im Jahr 1700 verkaufte Johann Philipp von Stadion Burgstall und Herrschaft Arnegg an den Landcommenthur Deutschordens zu Altshausen für 110,000 fl. Im Jahr 1704 wurde Arnegg von Herzog Eberhard von Wirtemberg nur auf kurze Zeit besetzt. Im Jahr 1806 kam die Herrschaft mit Altshausen an Wirtemberg. Schon vor der Besitznahme durch Wirtemberg war ein Theil des Schlosses abgebrochen worden, der andere Theil wurde im Jahr 1808 verkauft und mit Ausnahme des gedachten Wohnhauses vollends abgetragen.

Hinter Arnegg stand in alten Zeiten auf einem hohen Felsen die Burg Niedegg. Es muß eine geräumige und feste Burg gewesen seyn, als sie im Jahr 1480 von den Ulmern zerstört wurde. Zur Sühne für die Zerstörung sollten die Ulmer neben den Ruinen der Burg dem heil. Nicolaus eine Kapelle

erbauen und eine ewige Messe stiften. Ob sie es gethan haben, ist nicht weiter gesagt. Im Jahr 1826 standen noch bedeutende Steinwände und Mauern von der Burg Niedegg, seit neuerer Zeit sind die Ruinen immer geringer geworden.

Die Burgen Arnegg und Niedegg gehörten einst einem und eben demselben Besitzer. Einer der letzteren Herren soll sie unter seine beiden Söhne vertheilt haben. Vom Haß dieser Brüder hat sich eine traurige Sage erhalten.

Der Geist des Junkers auf Niedegg.

Lange lebten die beiden Brüder im Frieden neben einander, Diether auf Arnegg, Hugo auf Niedegg. Da entdeckte eines Tages ein Mönch aus dem Kloster Blaubeuren dem Ritter auf Arnegg, daß sein Bruder nicht der rechtmäßige Sohn des verstorbenen Vaters gewesen, sondern die Frucht heimlicher und sündlicher Liebe, die ein Klosterbruder aus Blaubeuren zu dem Eheweib des alten Herrn von Arnegg gefaßt, wie diese ihm auf dem Todtenbette gebeichtet. Im heftigen Ungestümm fuhr bei dieser Kunde Diether auf. Nimmer länger wollte er mit einem Bastard des Vaters Güter theilen. Er versammelte alle seine Knechte und verband sich mit einem benachbarten Freunde, um seinen Stiefbruder aus seinem Erbe zu verjagen. Aber dieser wehrte sich mannlich, und ob er zwar der Uebermacht weichen mußte und das Meiste

an seinen Gütern und Forsten verlor, so behauptete er doch sein festes Adlernest und was im Bereich seiner Armbrust rings herum lag. Es mochte ein Jährlein seit diesem Bruderzwist abgelaufen seyn, da feierte Diether auf seines Schlosses Altane an einem warmen Herbstabend, mit einer großen Anzahl Gäste, die Vermählung seiner Tochter Ida mit einem Edlen von Spät. Lustig schmetterte der Trompetenschall herüber über das enge Thal und brach sich an den Mauern der Burg Niedegg, und weithin schallte der fröhliche Gesang der Gäste, welchen die schöne Braut den Wein kredenzte. Bei diesem Anblick schwoll Hugo die Zornesader auf der Stirne, und wild schritt er in seinem Gemache auf und ab. Endlich rief er in höchster Wuth: ha! dieser Jubel, der vom Söller und von der Altane mir wie zum Spott herüber klingt — bei allen Heiligen! er soll zur Stunde sich in Trauer verwandeln. Damit griff er zu seiner Armbrust und eilte auf die Spitze seines Thurmes. Kaum vermochte er die Wehre zu spannen, als er sich gegenüber die Festlichkeiten überblicken konnte — aber er nahm alle Kraft zusammen, und sein stilles Auge suchte sich ein Opfer für seinen Todesbolzen aus.

Dort stund sie die schöne Ida mit ihren blonden Locken und dem madonnengleichen Antlitz, in einem weißen Gewande, das sich anmuthig um ihre Glieder schloß. Ein blausammtnes Mieder hielt ihre Brust umspannt, über welches sich ein breiter Spitzenkragen herauslegte. Sie hatte sich eben von ihrem Sitze

neben ihrem Bräutigam und Vater erhoben, um mit den nebenansitzenden Gästen ein freundliches Wort zu reden, und bot dem rachedürstenden Junker auf Niedegg, der hinter den Zinnen seines Thurmes hinüberspähte, ihre ganze Gestalt dar. Da stand sie — und jenseits der Geist der Rache, der keinen Augenblick zögerte, sein teuflisches Werk auszuführen, ja von der Schönheit der Braut nur noch mehr hingerissen wurde, seinem Bruder die Pein der Hölle zu bereiten. Wie ein Jäger auf der Bürsche, wenn ihm ein edles Wild anläuft, fuhr er mit der Armbrust an den Backen, zielte auf die Brust seines Opfers — der Bolzen schwirrte hinüber. Aber nicht die Jungfrau traf der Schuß, sondern Diether ihren Vater, der im nemlichen Augenblicke seinen Sitz verlassen hatte, und an seinem Kinde mit einem Pokal in der Hand vorüber eilen wollte, um einen neuen Gast zu begrüßen. Der Pfeil war ihm mitten ins Herz gefahren und mit einem lauten Schrei sank er in die Arme seiner Tochter. Woher der Schuß gekommen, das war kein Geheimniß, denn frohlockend schallte des Junkers Stimme herüber: das ist mein Hochzeitsgruß, gesegne ihn Euch die Hölle!

So war das Haus der Freude in das Haus der Trauer umgewandelt, doch sollte es nicht unvergolten bleiben. Gleich nach der Bestattung des Ermordeten rückte der Gemahl seiner Tochter, Ritter Spät, mit seinen Leuten hinüber und belagerte die Burg des Mörders. Nach langem Widerstand wurde sie erobert

aber der, den sie suchten, entfloh durch einen unterirdischen Gang und zog ins Ungarland, woher er nimmer zurückkehrte. Aber sein Geist hatte mit dem Tode in der Fremde keine Ruhe gefunden. Nach der Sage soll alle vier Wochen im Neumond auf den Trümmern Niedeggs, wo einst der Wartthurm stand, eine Gestalt erscheinen und mit einer Armbrust einen Schuß thun nach der Veste Arnegg hinüber. Zuerst hebe sich die Gestalt riesengroß und beuge sich wie über die Zinnen eines Thurmes, dann lege sie eine Armbrust an. Ein feuriger Pfeil fliege dann über das Thal und wenn er erlöscht, dann wimmere es noch eine gute Weile, und zuletzt stöhne und ächze es schwer und die Gestalt löse sich in Luft auf.

X.

Die Marienkirche
zu Reutlingen.

Die Frauen- oder Marienkirche in der uralten, ehemaligen Reichsstadt Reutlingen, ausgezeichnet vor vielen andern durch Gewerbsfleiß, ist wohl eines der wenigen vollendeten altdeutschen Baudenkmale in unserem wirtembergischen Vaterlande. Sie ist im reinsten gothischen Style, aus gehauenen Quadern, gebaut.

Der Hauptthurm an der Abendseite hat eine Höhe von 255 Fuß, und zeigt vom Hauptportal an, das unter dem Thurm sich öffnet, die noch unvermischten Formen des reinsten gothischen Styls, bis zu den Fenstern mit halbrunden Bogen und den beiden Kranzgesimsen, die sich mit ihren feingearbeiteten Thürmchen bis an die Engelsfigur hin erstrecken. Neben dem Hauptportal sind noch zwei Portale von beinahe gleicher Größe. Alle drei haben im Thürsturz in der spitz zulaufenden Krönung schönes gothisches Maaswerk. Ueber den drei Thüren hin zieht sich das erste Kranzgesims mit schöner gothischer Füllung. Auf der Ostseite, zu beiden Seiten des ziemlich niederen Chors, stehen zwei Thürme von einfacher Bauart, die aber mit der Bauart des Hauptthurms, wie der einfache Chor mit dem Schiff der Kirche im schönen Einklang steht. Auf zwölf Eckpfeilern mit Giebelthürmchen stehen die kunstreich gehauenen Statuen der zwölf Apostel in Lebensgröße. Treten wir in das Innere der Kirche, so wandeln wir im Schiff derselben, unter einem zierlich gesprengten Gewölbe, welches von 16 achteckigten steinernen Säulen getragen wird. Unsre Aufmerksamkeit richtet sich vor Allem auf den Taufstein und das sogenannte h. Grab. Der erstere ist in gothischem Style gearbeitet und bildet ein Achteck. Auf seinen Feldern befinden sich sinnreich componirte Basreliefs, welche die Taufe Christi durch Johannes und die sieben Sakramente vorstellen. Das Werk stammt laut der Inschrift aus dem Jahr 1499.

Ebenfalls ein Werk aus dem 15. Jahrhundert, von seltener Schönheit, ja fast einzig in seiner Art, ist das sogenannte heil. Grab, in dem nemlichen feinen hellgrauen Sandstein wahrscheinlich von demselben Meister gearbeitet. Es sollte wohl ursprünglich einen symmetrischen Gegensatz zu dem Taufstein bilden, denn ohne Zweifel stand dasselbe an der linken Seite des Chors an der Sakristei. Indem man es an den Eingang im Seitenschiff links versetzte, wo es sich jetzt befindet, brach man eine Hälfte seines prachtvollen Kranzes ab, um darüber hinweg eine Treppe auf die Emporkirche zu führen, und auch andere Stücke am oberen Theil des Werks, besonders an den Thürmchen, sind abgebrochen, doch noch großentheils erhalten. Die vier oberen Figuren, Daniel, Abakuk, Elias und Jakob, die wir über dem Kranze zwischen fünf Thürmchen wahrnehmen, sind nur aufgesetzt, ohne architektonischen Verband, und ihre ursprüngliche Reihenfolge ist ungewiß. Im mittleren Thürmchen steht der auferstandene Christus mit der Siegesfahne, über dem Christuskopf mit Schweißtuch, das zwei Engel halten als Sieger über Leiden und Tod. Hinter dem Grabe, über dem sich der Kranz hinzieht, steht der Evangelist Johannes mit den drei Marien, ausgezeichnete Figuren von unbeschreiblicher Anmuth. Unten am leeren Grabe, um das sich ein schönes Ornament zieht, erblicken wir im Brustbild unter schönen gothischen Bogen die Apostel Bartholomäus, Andreas und Matthäus mit ihren Emblemen. Rechts und links am

Grabe liegen zwei eben aus dem Schlaf erwachende Wächter mit Mützen auf dem Kopfe. Der eine hat den Griff seines kurzen Schwertes gefaßt, der andere hält neben seinem Schwerdte eine Waffe, die einen Kolben wie von einer Büchse hat. An den Seitenpfeilern scheinen über den Consolen kleine Figuren zu fehlen, wenn nicht vielmehr angenommen werden muß, daß hier am Ostermorgen kleine Lichter brannten. Auch auf den vier Eckpfeilern des Kranzes sind Figuren von kleinerem Maaßstab in der Mitte, wie gegen oben, angebracht. Es sind christliche Heilige und Märtyrer, darunter die h. Dorothea, Apollonia, eine Heilige mit einer Kerze u. s. w. (Treffliche Abbildungen dieses heil. Grabes, so wie eines Detailbilds aus dem Kranze, gezeichnet von Prof. Eberlein, finden sich in den Heften des Wirtemb. Alterthumsvereins.) — Noch ist in der Kirche ein Stück von dem Sturmbock aufbewahrt, an den sich die Geschichte der Erbauung der Marienkirche anknüpft. Als im Jahr 1247 Heinrich Raspe, genannt der Pfaffenkönig, weil Pabst Innocenz IV. ihn gegen den Staufer Friedrich II. zum deutschen König gewählt hatte, die staufisch gesinnte Stadt Reutlingen belagerte und zur Uebergabe aufforderte, da antworteten die Abgesandten der Reutlinger: „der dem Kaiser geschworene Eid bleibt uns, trotz päbstlicher Lösung desselben, ein heiliger, und wir geloben, der Jungfrau Maria eine Kirche zu bauen, wenn wir aus den Händen des angeblichen Königs befreit werden.“ Die Bürger ließen

es nicht bei Worten, sondern fielen mit gewappneter Hand heraus, richteten eine große Niederlage an, und der Pfaffenkönig wurde gezwungen, die Belagerung aufzugeben. Der Sturmbock, den die Feinde vergebens gegen die Mauer gerichtet hatten, blieb im feindlichen Lager zurück, und wurde von den Reutlingern in die Stadt gebracht. Er hatte eine Länge von 126½ Werkschuhen. Ein Reutlinger Reimchronist, Fizion, der noch im Jahr 1623 lebte und ihn gesehen, beschreibt ihn also:

> Ein wunderbarlich seltsam Ding,
> Da vornen beschlagen also fest
> Mit einem Schnabel uf das best.

Er hatte 74 Ringe, mit denen er in Bewegung gesetzt werden konnte. Der Sturmbock wurde nunmehr das Längen-Maaß der der heil. Jungfrau gelobten Kirche, nemlich des Schiffes der Kirche. An der Stelle der Kirche stand wohl in alten Zeiten eine kleine Capelle. Dieselbe wurde beim Bau der neuen Kirche nicht abgebrochen, sondern ist dem Hauptheile nach geblieben, wie denn noch jetzt in der östlichen Ecke der Rest einer Capelle vorhanden ist, welche in Beziehung auf Bauart älter als die Kirche erscheint; diese Reste der alten Capelle wurden in den Bereich der neuen Kirche gezogen. Noch im Jahr 1403 ist von einem Catharinenaltar in der alten Tristkammer (Schatzkammer) neben der Frauenkirche, die zur Aufbewahrung der Altergeräthe bestimmt war, die Rede. Die Kirche

wurde im Jahr der aufgehobenen Belagerung angefangen, denn noch vor dem großen Brande im Jahr 1726 war auf einem uralten steinernen Hause unterhalb der Kirche ein Brod von 11 Zoll Durchmesser in Holz abgebildet, zum Danke gegen Gott, daß zur Zeit der Erbauung der Kirche ein solches nur einen Pfennig gekostet. Zugleich war darauf berichtet, daß die Kirche im Jahr 1247 begonnen und im Jahr 1318 vollendet worden. Sie wurde also, wie auch der schon genannte Fizion berichtet, in einem Zeitraum von 70 Jahren so weit vollendet, daß sie dem Gebrauch übergeben werden konnte. Das schöne Werk

In 70 Jaren ward vollend
vnd ufgezieret bis zum End.

Schon im Jahr 1320 stiftete ein gewisser M. Heinrich, genannt von Rutelingen, einen Altar in der Capelle der heil. Maria zu Rutelingen, zu einer fortdauernden Messe und dotirte ihn mit 16 Pfund Heller. Bis zum Ausbau der Kirche und ihrer inneren Verzierung mögen dann auch noch 26 Jahre verflossen seyn, und so können wir auch eine andere Ansicht gelten lassen, daß 96 Jahre auf den Bau der Kirche verwendet worden seyen. Uebrigens müssen die Gaben beim Bau der Kirche sehr reichlich geflossen seyn, denn es soll nach Vollendung des Baus noch so Viel an Geld übergeblieben seyn, daß die Marienkirche im nahen Bronnweiler noch davon gebaut werden konnte. — Wie milde und gutthätig waren

unsere Vorfahren, wenn es darauf ankam, dem Herrn ein Haus zu bauen — wie ganz anders in jetziger Zeit! Nach alten Berichten, die von Mund zu Mund gingen, muß die Ausstattung der Marienkirche eine prächtige gewesen seyn. Zwei Orgeln waren in derselben angebracht. Ueber der Kanzel war ein höchst kunstreicher Deckel, und auch über dem Taufstein befand sich ein ähnlicher von feinvergoldeter (wohl getriebener) Arbeit. Auch andere Alterthümer von hohem Werthe gereichten ihr zur Zierde. Auf dem Hauptthurm befanden sich fünf Glocken, deren größte 90 Centner wog. Der eine der hinteren Thürme, der grüne Thurm genannt, ragte mit seiner höchsten Spitze bis an den oberen Umlauf des Hauptthurms, der andere, genannt der Pfennigthurm, obgleich etwas niederer, gab dem andern an Schönheit Nichts nach; in beiden hingen noch vier Glocken. — Eine besondere Merkwürdigkeit der Kirche war auch der daselbst aufgehängte Sturmbock, welcher als ein ewiges Siegeszeichen in der Gott gelobten Kirche prangen sollte. Er blieb 270 Jahre, bis 1517 in derselben, an einem Platze, welcher der Bocksstall hieß. Da hatte der öfter in Reutlingen einkehrende Kaiser Maximilian I. den Bürgern der Stadt gerathen, den Sturmbock, der als ein kriegerisch Werkzeug nicht in die Kirche tauge, zu entfernen. Auf dieß wurde der Sturmbock aus der Kirche geräumt. Da aber die Kirche überall mit Häusern umzingelt war bis auf die Ostseite, so wurde im Chore ein besonder Loch

oben in die Mauer gebrochen, und der Bock in die Pfarrgasse hinausgeschoben. Wo er von nun an aufbewahrt wurde, ist nicht berichtet. Er lag 46 Jahre anderwärts, bis er auf Befehl Kaiser Ferdinands I. auf den Marktplatz gebracht, und über den steinernen Bögen am Rathhaus aufgehängt wurde, und zwar überzwerch, auch um 12 Schuh verkürzt. Eine dabei angebrachte Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache lautete also: „Als da regierte der Durchlauchtigst, Großmächtigst, Unüberwindlichst Römische Kaiser Ferdinand der Erste, alle Zeit Mehrer des Reichs, König in Germanien, Ungarn und Böheim, Infant in Hispanien, Erzherzog in Oesterreich, Graf zu Tirol, ließ ein ehrsamer weiser Rath und Gemeind zu Reutlingen diesen alten Sturmbock, damit er in der Nachkommenden Gedächtniß nicht verfiele, an dieses neue Rathhaus hie öffentlich anhenken im Jahr nach Christi Geburt 1563.“ Im Brandunglück vom Jahr 1726 wurde auch dieser Sturmbock ein Raub der Flammen, und nur ein Stück davon wurde gerettet, das später wieder in die Kirche gebracht wurde, die zur selben Zeit gleichfalls beinahe vernichtet wurde. Am Abend des verhängnißvollen 24. Septembers war auch die Kirche, und zwar der Thurm über der Glockenstube, in einer Höhe von 180 Fuß von den Flammen ergriffen, und bald fingen die Glocken von selbst ihr eigenes Grabgeläute an. Abwärts im Thurm verbreitete sich sofort das Feuer und brannte ihn so aus, daß man vom Boden bis oben hinauf ungehindert blicken konnte.

Alles was brennbar war in der Kirche, mit Ausnahme der Stühle in der Taufkapelle, wurde von den Flammen vernichtet; sogar die schönen zierlich gewundenen und ausgehauenen Pfeiler, welche die Gewölbe trugen, wurden vom Feuer angefressen. Und doch ist der herrliche Bau, wenn auch nach Innen verwüstet, im Aeußern so weit erhalten worden, daß er von seiner altehrwürdigen Physiognomie Nichts verloren hat. Ein halbes Jahr nach dem Brande legte man die erste Hand an die Wiederherstellung des Thurms, den man zuvor wegen seiner Baufälligkeit hatte wollen mit Kanonenkugeln zusammenschießen. Ein junger Steinhauer, Namens Rupp aus Schweinfurt, unternahm es zuerst, zur Herstellung des hart beschädigten Kirchthurms Vorschläge zu machen, und half sie ausführen. Seitdem ist durch seinen kundigen Enkelsohn, Hrn. Bauinspektor Rupp, Erbauer der Burg Lichtenstein, so Viel für Wiederherstellung der schönen Marienkirche geschehen, daß nur noch zu wünschen übrig bleibt, es möchten auch die Alterthümer der Kirche, vor Allem die heil. Grabkapelle, unter seiner klugen Leitung restaurirt werden.

Der Sturmbock von Reutlingen und die Gründung der Marienkirche.

Es war ein heißer Vormittag im Sommer des Jahres 1247, an welchem die Rathssitzung in der Stadt Reutlingen beendigt war, auf die Kunde, daß

der Landgraf Raspo von Thüringen in Nürtingen mit seinem Heere eingerückt sey, und vielleicht am nächsten Tage vor den Thoren der Stadt erscheinen werde, um sich als Kaiser huldigen zu lassen. Ein großer Theil der Rathsherren stimmte dafür, den Landgrafen als Kaiser anzuerkennen, und besonders der jüngere Bürgermeister, Johann Kalbfell, hatte eine lange Rede gehalten, worin er zur Unterwerfung der Stadt gerathen. Bedenket, sprach er, daß die Zeiten vorüber sind, wo Kaiser Friedrich der Staufer von allen Fürsten und dem Pabst zu Rom als Kaiser hochgeehret stand. Schon vor 20 Jahren hatte ihn der Pabst in den Bann gethan und den Kaiserthron für erledigt erklärt, weil derselbe seinen Schwur gebrochen, als Streiter nach dem h. Grab zu ziehen. Zwar ist ihm wieder verziehen worden, aber als er dem Pabst die Insel Sardinien vorenthielt, auf welche der h. Vater Anspruch machte, da schleuderte dieser wieder den dreimaligen schrecklichen Kirchenfluch auf den Kaiser, ja er predigte einen allgemeinen Kreuzzug gegen ihn, und forderte alle Fürsten und Vasallen auf, die Waffen gegen den alten Beherrscher zu ergreifen. So wurde also die kaiserliche Krone als erledigtes Gut jedem Fürsten angetragen, der Lust dazu hätte. Aber der Kaiser fuhr in seinem Trotze fort, und zog mit einem gewaltigen Kriegsheer nach Italien, das von ihm abgefallen, und überzog die reichen, schönen Städte, die ihm den Gehorsam aufgesagt, und vor Allem wüthete sein Eidam, der blutgierige Ezzelino,

der allein in der Stadt Pisa 1200 Bürger grausam tödten ließ. Und nicht nur mit dem Schwerdte ward gestritten, sondern auch mit der Feder, denn auf die Bannflüche des heil. Vaters antwortete der trotzige Kaiser, er lache ihrer, da der Pabst wohl sich ausgebe für den Statthalter Christi, daß er aber im Gegentheil sey ein großer Drache, ein anderer Bileam, ein Fürst der Finsterniß, ja der Antichrist selbst. O welche Trauer ergriff damals alle christlichen Gemüther, als das Oberhaupt des weltlichen Reiches also das Oberhaupt der Kirche beschimpfte, in dem Kriege alle Priester mißhandelte und selbst die heiligen Kirchengefässe entweihte, aus welchen seine Kriegsleute mit ihren Buhldirnen soffen, so daß der neun und neunzigjährige h. Vater Gregor sich darüber zu Tode grämte. Doch sein Nachfolger wich nicht zurück vor dem gewaltigen Tyrannen und Feind der Kirche Christi, deren Beschützer er seyn sollte. Er eilte vor zwei Jahren nach der Stadt Lyon in Frankreich, und hielt hier eine große Versammlung von Bischöfen und Fürsten und Gesandten aus England und Spanien. Viel ward hin und her verhandelt auf die Klage des Pabstes und die Vertheidigung der Abgeordneten des Kaisers, bis die große Kirchenversammlung Alles wohl überlegt hatte. Darauf sprach auch sie, wie früher der Pabst, den Bann aus wider den Kaiser, und befahl den deutschen Fürsten, ungesäumt ein neues Haupt zu wählen. Ueberzeugt, daß die Kirchenversammlung ein gerechtes Urtheil gesprochen,

fielen nun viele Fürsten, die bisher noch zu Kaiser Friedrich gehalten, von ihm ab, und manche von ihnen nebst den Bischöffen des Reiches wählten Heinrich Raspo, Landgraf von Thüringen. Warum nun wollen wir nicht achten auf das Urtheil des Pabstes und der von Gott erleuchteten Kirchenversammlung? Wir sind dem geächteten Friedrich von Staufen, der sonst die Krone trug des Reiches, keinen Gehorsam mehr schuldig. Darum ist mein Rath und Vorschlag: lasset uns friedlich verhandeln mit dem neuen Kaiser und ihm unsere Thore öffnen, wie schon manche Stadt es gethan. Oder fürchtet Ihr die Macht Friedrichs? O! der steht weit entfernt und seine Rache vermag uns nicht zu treffen, denn täglich wird sein Heer kleiner und seine Anhänger fallen von ihm ab. Der Landgraf aber stehet in wenigen Stunden vor unsern Thoren und wir vermögen nichts Besseres zu thun zu Nutz und Frommen unserer Stadt und ihrer kaiserlichen Freiheiten, als indem wir ihm huldigen als unserem neuen gnädigen Kaiser!

Ein zustimmendes Gemurmel ließ sich vernehmen; da trat noch einmal der ältere Bürgermeister, Heinrich Kurz, auf, ein Greis von siebenzig Jahren.

Mit Ehren, sprach er, wohlweise Herren! möchte ich zur Grube fahren, die schon für mich sich öffnet, denn ich bin betagt und habe siebenzig Sommer hinter mir. Ich trage ein schwäbisch Herz im Busen, und in demselben die Treue zu meinem allergnädigsten Kaiser Friedrich, den Gott segnen möge, obgleich seine

Widersacher ihm fluchen, und haben Verwirrung gebracht in das Reich, und die Fürsten und Vasallen aufgehetzt gegen ihr rechtmäßiges Oberhaupt, daß sie ihn vom Throne stoßen und reißen die Krone von seinem gesalbten Haupte. — Und nun einen scharfen Blick auf den jüngern Bürgermeister werfend, fuhr der Greis fort: ich will nicht glauben, wohlweiser Herr und Freund, daß ein päbstlicher Lockengel Euch ins Garn gebeizt, und ferne sey es von mir, zu argwöhnen, als ob man Euch Dieses oder Jenes versprochen, wenn Ihr abtrünnig werdet von Kaiser Friedrich und stimmet im Rathe unserer Stadt gegen ihn. Aber wohl weiß ich, daß durch päbstliches Geld und die Predigten der Bettelmönche die Treue zum Abfall gereizt wird in ganz Deutschland. Und wahrlich, auch die Edlen unserer schwäbischen Gauen haben die Schmach auf sich geladen der Untreue. Denn als voriges Jahr des Kaisers Sohn diesen Landgrafen, genannt der Pfaffenkönig, bei Frankfurt beinahe schon in einer Schlacht besiegt hatte, wichen plötzlich 2000 Schwaben unter dem Grafen von Wirtemberg und Gröningen zurück, und ihm folgten der Markgraf von Baden und andere schwäbischen Herren in der Hoffnung, das Erbe des edlen Staufers zu theilen. Lasset uns beharren wie Worms, Frankfurt und Straßburg, an unserem Herrn, der gnädigst unsere Stadt mit Mauern umgeben hat. Darum dieses muß ich Euch entgegenhalten, daß Eure Ansicht und Rath nicht von der Wahrheit ist, sintemal Euer Blick getrübet ist

und Euer Einsehen darum nicht mehr ein unpartheiisches. Ihr habet gesprochen, daß der Kaiser unser Herr, der stets unsere Freiheiten geschützt und vermehrt, ein trotziger Fürst sey, der das Ansehen des heiligen Vaters nicht achte, und mit seinem Kriegsvolk übel und widerchristlich gehaust habe im Lande Italien gegen die Städte und die Priester. Aber ich habe die Gnade gehabt, mehr denn einmal an seinem Hofe gewesen zu seyn, und muß bekennen, daß noch kein Fürst aus dem Hause der Staufer ein so vortrefflicher Kaiser gewesen. Kraft und Kühnheit blickt aus seinem Auge, und Klugheit und feine Sitte, Großmuth und Treue sind die Perlen seiner Krone. Kein Fürst ist ihm gleich an Würde und Anmuth, keiner an Kraft und Mannhaftigkeit, ein großes Reich zu regieren. Mit Recht bedünkt mich, hat der Kaiser die Insel Sardinia für sich behalten, die er von den Söhnen Mahomeds erobert, statt sie dem Pabste zu überlassen, wie dieser gewünscht.

Wohl hat schon damals der h. Vater den Bannspruch über den Kaiser ausgesprochen, und dessen Krone andern Fürsten angeboten, aber nicht alle redlich gesinnten Fürsten waren damit einverstanden, ja viele ergrimmten über diese Handlung. Was hat der christlich fromme König Ludwig von Frankreich vor 10 Jahren gesprochen, als ihm des Pabstes Abgesandte zuredeten, die Krone Friedrichs sich aufs Haupt zu setzen, der ein Uebelthäter und Verächter der Kirche Christi sey? Hat er nicht den merkwürdigen Ausspruch

gethan, daß er seine Hand nicht ausstrecken werde nach der Krone eines Gerechten? daß er dafür halte, wie Friedrich, der Gebannte, wohl ein besserer Christ sey, denn der Pabst selbst? Was brauchen wir weiter Zeugniß dafür, daß die Sache Friedrichs, unseres allergnädigsten Kaisers, eine gerechte sey? Ihr sprechet: der Kaiser habe den h. Pabst beschimpft und ihn einen Antichrist geheißen, aber Ihr vergesset, daß der Pabst ihn zuvor gereizt mit viel schmählichen Worten, daß er ihn einen Feind und Verächter des Heilandes genannt. Darum lege ich es Euch ans Herz, wohlweise Väter der Stadt, daß Ihr in Treue verharret, wie es redlichen Reichsgenossen geziemt, an Kaiser Friedrich unserem allergnädigsten Herrn. Gedenket an die Worte des Kaisers, als er seine Absetzung vernommen. Voll Hoheit sprach er: bringet mir her meine Krone, daß ich sehe, ob ich sie wirklich verloren. Dann setzte er die Kaiserkrone aufs Haupt und rief: „noch habe ich dich, du meine Krone, und kein Pabst und keine Kirchenversammlung soll sie mir ohne blutigen Kampf rauben.“ Ich will nicht davon sprechen, daß selbiger noch mächtig genug wäre, unsern Abfall zu bestrafen, denn nicht Furcht, sondern Pflicht und Treue soll uns leiten, unsern Reichsschwur zu halten dem Kaiser, und gälte es Blut und Leben. Wohl rückt der Landgraf heran mit einem starken Heere, und viele der Bischöfe und Fürsten sind ihm zugefallen, aber lieber wollen wir unsere Mauern gebrochen sehen, als daß wir unsern Schwur brechen. Fest ist

unsere Stadt, und sind unsere Herzen nicht minder feste und unerschütterlich, so mögen wir unverzagt entgegensehen dem Kampfe und gewärtig seyn mit Gottes Hülfe eines ruhmvollen Ausgangs dieser schlimmen Sache. Darum ermahne ich Euch, mannhaft Euch zu rüsten und christlich zu streiten, als ehrliche Reichsbürger! — Die Worte des ergrauten Altbürgermeisters wurden mit Beifall aufgenommen, und selbst die schwächere Gegenpartheі wagte es nicht, weiter Einsprache zu thun, sondern fügte sich in den Willen der Mehrzahl.

Mit freudestrahlendem Angesicht kehrte der Altbürgermeister in sein Haus zurück, wo ihm Elisabeth, sein Enkelkind, freundlich auf der Stiege entgegenkam, ihn zum Mittagimbiß in das Familiengemach geleitete und ihm voller Freude die Kunde mittheilte, daß der Vetter aus Eßlingen angekommen zu Besuch, und seit drei Stunden schon seiner harre. Freundlich bewillkommte der Altbürgermeister seiner Schwester Enkelkind, den jungen, stattlichen Kaufherrn, der von Zeit zu Zeit zu Besuche kam, worauf wohl seine Base Elisabeth am meisten sich freute, denn das junge Pärlein hatte schon längst ein Auge für einander. Aber dieses Mal war der Vetter zugleich auch in einer wichtigen Angelegenheit gekommen, denn der Altbürgermeister hatte vor zwei Tagen einen Boten an des Vetters Vater gesendet, den Rathsherrn Walther in Eßlingen, um bei ihm Nachfrage anzustellen, wie die Stadt Eßlingen gesinnt sey wegen Kaiser Friedrich

und seines Gegners des Landgrafen von Thüringen. Darum, als der Altbürgermeister den jungen Walther herzlich gegrüßt und Platz genommen hatte an dem Tisch, da begann der Vetter: Ich komme auf Geheiß meines Vaters in der schweren Lage, die eingetreten ist, daß der Landgraf von Göppingen herüber gegen Reutlingen zieht. Mein Vater lässet Euch darin entbieten, daß, obwohl ein kleiner Theil der Eßlinger Bürger schwierig geworden, doch der hohe Rath und Ausschuß nebst den angesehensten ehrbaren Bürgern treu gesinnt seyen gegen unsern allergnädigsten Kaiser Friedrich. Immer haben die Kaiser des Hauses Hohenstaufen unsere Stadt in Ehren gehalten, in unsern Mauern oft und gerne verweilt, und der jetzige hat unsere Stadt mit Mauern und Gräben vor zwanzig Jahren umgeben — darum ist ihm Alles in Treue zugethan, bis auf einige Lotterbuben, die bei dem Gegenkaiser sich ein Gnadenkettlein holen möchten. Auch sollt Ihr nur mannhaft stehen zu dem Staufer, und unser Rath ist gewillt, Euch einige Fähnlein Knechte zu senden und etliche Reisige, wenn es Noth thue. Das ist meine Botschaft, hochweiser Herr Oheim, vielgeliebter Vetter!

Freudig ergriff der Altbürgermeister den Becher und stieß mit dem jungen Vetter an, und sein Enkelkind Elisabeth, die mit ihrer verwittibten Mutter bei dem Großvater wohnte, lächelte innig beglückt, als der Vetter auch sie aufforderte, mit ihm anzustoßen auf das Heil der guten Stadt Reutlingen und aller

wackern Jungfrauen darinnen. Dann aber nahm der Großvater den jungen Vetter mit sich auf sein Gemach, um mit ihm noch über Mancherlei zu sprechen; Elisabeth ging ihren häuslichen Geschäften nach und war heute noch einmal so flink, seitdem der liebe Vetter auf Besuch eingesprochen. Des Nachmittags ließ der Altbürgermeister den Rath noch einmal zusammenrufen, kündigte ihm die Nachrichten von Eßlingen an, und es ward nun beschlossen, durch Trommelschall die Bürgerschaft aufzubieten. Nach einer Stunde standen die Zünfte alle unter den Waffen, ihre Fähnleinsträger auf dem linken Flügel. Jetzt wurden die Befehle ausgetheilt für die Wachtmannschaften und Hochwächter auf den Thürmen, dann fuhren die Kärrner große Kessel an die Stadtmauern und schafften sie hinauf, um darin Wasser und Pech siedend zu machen, wenn der Feind einen Sturm wage. Andere fuhren Steine herbei und häuften sie rings auf den Thürmen und Mauern auf, die Feinde damit zu empfangen, und ehe der Abend eingebrochen, war auf alle Art dafür gesorgt, daß jeder Bürger wußte, was seines Amtes sey in der Vertheidigung des Rechts seines Kaisers und der freien Reichsstadt Reutlingen. Schon des andern Tages in der Frühe kamen flüchtige Landleute von Metzingen her mit Karren und Vieh und begehrten Einlaß, denn die vorausstreifenden böhmischen Reisige des Landgrafen waren dort eingefallen und begannen allwärts zu sengen und zu brennen. Bei dieser Nachricht rüstete

sich eine Schaar berittener junger Bürger aus den ehrsamen Zünften und von den Geschlechtern, einen Ausfall zu machen und dem Landvolk Schutz zu bieten, um ihre Habe sicher in die Stadt zu bringen. Auch Georg Walther legte den Harnisch an, schnallte das Schwerdt um und trat dann vor seine Base Elisabeth. Er war ein schmucker Reitersmann, keck und kühn blitzte sein Auge unter dem Helm hervor, und seine männliche Gestalt ward noch gehoben durch die blinkende Rüstung. Etwas erschrocken fuhr Elisabeth von ihrem Stuhl auf, als ihr Vetter so vor sie trat, und sprach: liebwerther Vetter! wie? wollet Ihr uns verlassen? aber warum in dieser Rüstung, wenn Ihr nach Eßlingen zurückkehret, ehe der Feind unsere Mauern berennet und Ihr nicht mehr frei die Straße passieren könnet? Nimmermehr, antwortete der Vetter, wie sollte ich Reutlingen und das Haus meiner werthesten Verwandten und vor Allem meine theure Base Elisabeth verlassen zur Stunde der Gefahr? Nein, ich will mein Leib und Leben daran setzen, die Gefahr abzuwenden, die Euch und Eurer Stadt droht. Ich will hinausziehen mit den Reisigen, um den Hessen, Thüringern und Böhmen zu zeigen, daß wir als treue Schwaben für das Haus Hohenstaufen zu kämpfen bereit sind. Aber ehe ich gehe, liebe Base, drängt es mich, ein Wörtlein mit Euch zu sprechen. Elisabeth! in den Stunden der Gefahr wird die Zunge beherzter und das Herz pocht ungestümmer. Was die Blicke Euch wohl längst verrathen — soll

Euch mein Mund verkünden — ich liebe Euch von ganzem Herzen und von ganzer Seele, und mein schönstes Erdenglück wäre es, so Ihr mich nicht verschmähtet, und könntet mir gewogen seyn zu einem Bund für das ganze Leben.

Schüchtern und erröthend schlug das schöne, jungfräuliche Mägdlein ihre sanften blauen Augen nieder, und spielte mit dem bunten Teppich, der über ihren Arbeitstisch ausgebreitet lag. Aber Walther fuhr fort, ihre zitternde Hand ergreifend und sie an seine pochende Brust pressend — verzeiht, theure Base, daß ich so keck spreche und Euch fragend ins Auge blicke — ernst sind die Stunden, und doppelt freudig ziehe ich in den Kampf, wenn ich weiß, daß Euere Blicke mir folgen wie ein schützender Engel, daß Euer Gebet für mich zur heiligen Mutter Gottes steigt — daß Ihr mir geneigt seyd; in mein Ohr erklänge das süße „Ja" wie ein Klang aus himmlischen Höhen. Ueberwältigt von dieser Rede, lispelte Elisabeth, „ich bin Euch gut, recht, recht gut!" und ließ Walther ihre Hand, der sie ehrerbietig küßte — Du bist mir gut, recht, recht gut? rief der Vetter und drückte das Köpfchen der Base überselig an seine Brust — so sprich auch das schönste Wörtlein aus, das Wörtlein „ja!" Doch — setzte er stockend hinzu — ich weiß nicht, ob Du mir mehr als gut seyn kannst — ob dein Herz noch frey, ob noch kein Bild darin haftet, das Dir noch theurer! O sprich! sprich! und erlöse mich von dem bangen Zweifel. Da begann Elisabeth

zu schluchzen, überwältigt von der Wonne, so heiß geliebt zu seyn. Kein Bild ruht in meinem Herzen, stammelte sie — nur das Deine hat sich eingeschlichen, seit wir uns kennen, und schüchtern habe ich es gepflegt, denn ich halte mich nicht für würdig genug, daß Du mir vor Allen den Vorzug gebest unter den Geschlechtern von Reutlingen und Eßlingen. Aber kein Jüngling auch hat sich noch genaht, der sich um meine Gunst beworben, als der junge Rathsherr Berthold — aber bei allen Heiligen, lieber wollte ich ins Kloster gehen, denn ihm meine Hand bieten — es ist ein tückischer, eitler Mann, er könnte mich nie beglücken. Mit diesen Worten schlug Elisabeth ihre in Thränen schwimmenden Augen zu ihrem Vetter empor, und Walther drückte ihr einen heißen Kuß auf die Stirne. So bist Du mein, liebe Base — mein vor Gott und Menschen, und Reutlingen ist meine zweite Heimathsstadt, für die ich in den Streit ziehe, begleitet von Deinem Segen! Ja, dieses Pfand will ich mit mir nehmen, ein Zeichen Deiner Liebe — fuhr Walther fort, und pflückte eine Rose von einem Rosenstöcklein, das auf dem Tische Elisabethens stund — komm, theurer Engel, und stecke sie mir auf den Helm, denn unter dem Panier der Liebe will ich streiten und fechten. Er kniete nieder, und mit glühenden Wangen und zitternder Hand steckte Elisabeth das Röslein ihrem Vetter auf den Helm; darauf preßte er den ersten, heiligen Kuß auf ihre Lippen und stürzte fort, überwältigt von seinen Gefühlen.

Erst am späten Abend verkündeten die Trompeten auf den Thürmen, daß die Reisigen zurückkehren, mit ihnen ein großer Haufe Landvolkes mit Wagen und Vieh und Hausgeräthschaften, das sie vor den Feinden flüchteten. Die Reisigen hatten sich wacker mit den böhmischen Reitern herumgeschlagen, und vor Allen war Walther der männlichste Kämpe, der tollkühn sich unter die dichtesten Haufen hineinwagte, und sie auseinander stäubte. Mit banger Sehnsucht hatte ihn Elisabeth erwartet, und als er mit Raub bedeckt in das Haus des Altbürgermeisters eintrat, folgte ihm ein zahlreicher Haufen Bürger und Landleute, welche laut seine Tapferkeit priesen und der Stadt Reutlingen Glück wünschten zu einem so edlen Waffenbruder. Noch am Abend trat Walther auch vor Elisabethens Mutter und seinen Großoheim und bat sie um ihren Segen für sich und die Jungfrau, und ein fröhlicher Abend beschloß diesen Tag seiner Waffenprobe.

Am andern Morgen wogte mit dem Frühesten Alles zu den Mauern und Thürmen, denn die Kunde hatte sich verbreitet, daß der Landgraf mit seinem ganzen Heere während der Nacht herangezogen und nun sein Lager schlage auf zwei Seiten der Stadt.

Aengstlich blickten die Bürger über die Mauern, als sie die zahlreichen Haufen und Fähnlein, die dichten Schaaren von Reisigen Anstalt machen sahen, ihr Lager einzurichten. Schon stand das Zelt des Landgrafen aufgerichtet, darüber eine Krone und hohe Fahne. Vom Fuß der Achalm und den Weinbergen

herab bis zum Schazflüßlein wimmelte es mit Kriegsleuten und Rossen, und die abgehauenen Weinstöcke und Obstbäume rauchten schon auf allen Punkten als Lagerfeuer. Nach einer Stunde nahte sich ein Ritter in glänzender Rüstung und ein weißes Tuch an seine Lanze gesteckt dem Thore und begehrte Einlaß. Als er auf das Rathhaus geführt wurde, sprach er zum versammelten Rathe: Hochweise Herren der Stadt, wie Euch männiglich bekannt, hat der h. Vater den ungetreuen Sohn der Kirche, Friedrich den Staufer, seiner Krone für verlustig erklärt, und die Kirchenversammlung in der Stadt Lyon den Bann auf sein Haupt geschleudert. Alle Fürsten sind von ihm abgefallen, und schon haben viele derselben nebst den Bischöfen meinen gnädigsten Herrn, den Landgrafen Heinrich Raspo zu Hessen und Thüringen, erkoren und ihm gehuldigt zu Hochheim am Main im letzten Herbst, als dem Kaiser des h. römischen Reiches. Darum, was stehet Ihr an, dem Geächteten und Gebannten länger Gehorsam zu leisten, und mit gewaffneter Hand Euch gegen den rechtmäßigen Kaiser, meinen Herrn, zu setzen. Lasset ab von dem Widerstand, so wird Euch mein Herr bestätigen in all Euren Rechten und Freiheiten als rechtmäßiger Kaiser!

Da nahm der Altbürgermeister das Wort und sprach: Wir haben zu Kaiser Friedrich geschworen und sind nicht gewillt, dem Unrecht beizutreten, das an unserem allergnädigsten Kaiser geübt wird von Seiten des Pabstes und der Kirchenversammlung. Mag auch

eine unselige Zwietracht das deutsche Reich zerreißen in zwei feindliche Lager, und mögen dem Kaiser Friedrich alle seine Freunde untreu werden, so halten wir dafür, daß Nichts an unserer Treue rütteln soll. Gerade um so unerschütterlicher wollen wir zu unserem Kaiser stehen, je mehr Unglück ihn trifft. Gott seys geklagt! haben doch seine Feinde wälsche Ritter zu Meuchelmördern gedungen, seinen geheiligten Leib und Majestät anzutasten, und haben die Bürger der feindlich gesinnten Stadt Bologna im Land Italien seinen Sohn Enzius gefangen und im Gefängniß sterben lassen. Desto fester wollen wir in Unglück und Noth an ihm treu halten, wie wir vor Gott geschworen, denn unser Eid ist uns heilig, wenn der Pabst ihn auch gelöst hat. Das meldet Eurem durchlauchtigsten Herrn, wie Reutlingens Bürger nimmer weichen in der Treue zum Kaiserhause von Hohenstaufen und Gewalt mit Gewalt abzutreiben bereit seyen.

So begann nun der Landgraf sein Lager zu verschanzen und die Stadt zu belagern, bis er sie mit Sturm gewänne. Weit und breit ließ er die Landleute herbeitreiben durch seine Reisigen zum Schanzen, und ließ Belagerungswerkzeuge anfertigen, hölzerne Thürme und Mauerbrecher. Aber auch die Stadt war nicht läßig, und versuchte fast täglich durch Ausfälle die Belagerer an ihrer Arbeit zu hindern und die angefangenen Werke zu zerstören.

Nach acht Tagen kam ein Bote im Gewand eines Mönches, der trat in das Haus des Altbürgermeisters

und brachte ein Brieflein von Walthers Vater, darin ward gemeldet, daß am nächsten Tage gegen Sonnenuntergang ein Häuflein Reisiger werde von Eßlingen eintreffen; diese solle man einholen bei Betzingen, damit sie unaufgehalten und unbeschweret in die Thore der Stadt kämen.

Als nun am folgenden Tage die Sonne sich zu neigen begann, zog eine Schaar Reisiger, geführt von zwei Hauptleuten, zum Tübinger Thor hinaus, während auf der Seite des Metzinger Thors einige Zünfte einen verstellten Ausfall machten, um die Belagerer zu täuschen und ihre Aufmerksamkeit davon abzulenken, daß aus der Stadt ein Zuzug eingeholt werde.

Der junge Walther ritt indessen an der Seite des städtischen Hauptmanns Berthold, des jüngsten Rathsherrn, Betzingen zu, um seine Landsleute aus Eßlingen einzuholen. Und wie geht es denn Eurer Base? fragte gegen ihn gewendet der Rathsherr und blickte ihm scharf ins Gesicht — fürwahr eine liebreizende Jungfrau — aber ein Wettermädel voll Eigensinn und Laune.

Mit Verlaub', entgegnete Walther — was Ihr Eigensinn und Laune nennet, das findet vielleicht ein anderer als rühmlich an meiner Base! Ei, lachte spöttisch der Rathsherr — da habt Ihr wohl der Jungfrau selbst zu tief in die Augen geguckt, da Ihr den Trotzkopf in Schutz nehmet — die Liebe aber machet blind. Ha! hab ichs nicht errathen? Ihr

sehet die Jungfrau gerne und werbet um ihre Gunst? — Eine leichte Zornesröthe zog über die Stirne Walthers, und heftig fuhr er auf: Ei, mein hochweiser und edler Rathsherr, es bedünkt mich, daß Ihr zum losen Spiel Eurer Zunge einen Gegenstand nehmet, der nicht dazu paßt. Was mich anbelangt und meine Base, davon habe ich keine Rechenschaft zu geben, und doch will ich Euch den Gefallen thun, um Eure Neugier zu stillen, daß ich Euch sage: meine Base ist meine Braut! darum wünsche ich, Ihr werdet selbst einsehen, wie sich ein Gespräch über eine Jungfrau nicht schicket, wenn es an ihren Bräutigam gerichtet ist.

Wie ein Dolchstich trafen diese Worte den Rathsherrn, denn Elisabeth war ihm tief in den Sinn gewachsen, und er hatte es ihr nie verzeihen können, daß sie ihn so spröde abgewiesen. Aber er nahm sich zusammen und sprach gegen den glücklichen Nebenbuhler: entschuldiget, wenn ich eine Saite etwas rauh für Euer Ohr angeschlagen — war ja nur ein Scherz und hätte ich gewußt, daß Elisabeth, Eure schöne Base, ihr Herz Euch geschenkt, so wäre mir solcher nicht über die Lippen gekommen. Nun Glück auch zu diesem Sieg über eine stolze Jungfrau!

In diesem Augenblick sah man von ferne Helme blinken und eine Reiterschaar die Höhe hinter Betzingen herabziehen. Frohen Muthes gaben die Reutlinger ihren Rossen die Sporen, um ihre Freunde zu begrüßen, und zwischen Walther und dem Rathsherrn verstummte das Zwiegespräch. In kurzer Zeit trafen die Reiter

zusammen und zogen, die Dämmerung abwartend, nun Reutlingen zu.

Schon des andern Tages ward ein neuer Ausfall beschlossen, und Walther sollte mit den Eßlinger Reisigen Mittags einen Austritt machen, auf großen Umwegen sich dem Wege nach Metzingen zuschlagen und dann mit einbrechender Nacht auf ein Feuerzeichen, das von den Thürmen gegeben würde, im Rücken den äußersten Theil des Lagers angreifen, während von der Stadt aus eine starke Schaar auf die Verschanzung sich stürzen sollte, um sie in Brand zu stecken und zu zerstören. Auch der Rathsherr war bereit, den Ausfall mitzumachen und half dazu, den Plan auszumitteln; aber in seinem Busen spann er Verrath und er beschloß, diese Gelegenheit zu benützen, um den verhaßten Nebenbuhler dem Schwerdt des Feindes zu überliefern. Er schrieb darum ein Brieflein und sandte es durch einen vertrauten Knecht an den Landgrafen ins Lager. Darin stand geschrieben:

Allergnädigster Kaiser!

Obwohl ein großer Theil der Reutlinger Euch Trotz bietet und Euch nicht huldigen will, so gibt es doch manchen Städter, der im Herzen zu Euch hält und nur gezwungen die Waffen gegen Euch trägt. Und daß er seinen guten Willen auch durch die That beweißt, so wisset, daß heute Nacht eine Reiterschaar von 150 Mann Euch im Rücken von der Metzinger Straße her zu überfallen gedenkt am äußersten Ende Eures Lagers, während von der Stadt her ein Ausfall

mit Fußvolk gemacht werden soll. Ein Feuerzeichen wird aufsteigen und zu selbiger Zeit ist der doppelte Angriff beschlossen. Darum sendet eine starke Abtheilung gegen Metzingen, auf daß ihr Eure Feinde übermannt und kein Reiter mehr in die Thore Reutlingens zurückkehret; am wenigsten aber der Anführer, ein Eßlinger, der Euer erbittertster Feind ist. Er reitet einen Mohrenschimmel, auf den soll man besonders achten. — Er selbst aber stellte sich krank, als Walther mit den Eßlinger Reisigen auszog und blieb zu Hause.

Als nun Walther mit Einbruch der Nacht die Straße von Metzingen erreicht hatte auf großen Umwegen und gegen das Lager langsam vorrückte, harrend auf das Feuerzeichen, da auf einmal hagelte rechts und links es von Pfeilschüssen auf seine Reiter, und in der Dunkelheit erhob sich, wie aus dem Boden hervorgewachsen, eine Schaar von Bewaffneten.

Rasch suchte er dem Angriff zu entgehen und jagte mit seinen Leuten vorwärts, aber auf einmal leuchtete das Feuer zu ihm auf, und vor sich auf der Straße erblickte er einen hohen Verhau von gefällten Bäumen, hinter denen ihn ein neuer Hagel von Pfeilen überschüttete. Jetzt galt es, umzukehren und sich Luft zu machen, trotz der rechts und links dicht fallenden Schüsse, denen er kaum erst entgangen; aber da prallte er auf eine Reiterschaar, die ihm auch rücklings den Weg verlegt hatte. Ein furchtbarer Kampf entspann sich, wie verzweifelt focht Walther mit seinen

Leuten, umringt von übermächtigen Haufen. Hiebe fielen auf Hiebe, und Freund und Feind stürzte schwergetroffen zusammen und bildete einen Knäuel von Menschen und Rossen.

Es war ein schreckliches Morden, und nur wie durch ein Wunder brach sich Walther mit einigen seiner Leute Bahn durch den Haufen der Feinde, aber noch der Letzte derselben führte einen so gewaltigen Hieb auf Walthers linken Arm, daß ihm der Zügel entfiel und der Arm gelähmt hinsank.

Auf dem Hafenmarkt zu Eßlingen in einem jener burgartigen, steinernen Häuser, die Raubthürme genannt, welche von den Geschlechtern der Reichsstadt bewohnt wurden, saß nach einigen Tagen bei seinen Eltern Walther trüb gestimmt am Fenster. Den linken Arm trug er in einer Binde, denn er war schwer verletzt, aber noch eine tiefere Wunde blutete in seinem Herzen, denn er gedachte seiner Elisabeth und der Ungewißheit, in welcher sie schwebe über sein Schicksal. Mit genauer Noth war er nebst dreißig seiner Leute dem Tod und der Gefangenschaft entgangen, hatte auf schweißtriefendem Rosse die freie Straße nach Metzingen gewonnen und war nach kurzer Rast die ganze Nacht hindurch geritten, um in seine Vaterstadt zurückzukehren, da er keine Möglichkeit gefunden, ungehindert Reutlingens Thore zu erreichen.

Auch in Reutlingen war große Trauer, denn einige hundert Todte und Verwundete waren das Opfer ge-

worden des Verraths. Aber Niemand ahnte, daß der junge Rathsherr die Ursache davon war.

Am schmerzlichsten getroffen fand sich Elisabeth, als die Schreckenskunde ihr zu Ohren kam, daß die Eßlinger Reiter fast beinahe alle in Tod oder Gefangenschaft gerathen und auch nicht Einer in die Thore zurückgekehrt sey. Der junge Rathsherr selbst war es, der mit verstellter Theilnahme in das Haus des Altbürgermeisters geeilt war, und in Anwesenheit Elisabeths ihrem Großvater die Nachricht gebracht hatte, daß die traurige Botschaft angelangt sey von dem Untergang der Eßlinger Schaar.

Jetzt wurde Reutlingen immer härter umzingelt und bereits waren die großen Wurfgeschoße und Sturmböcke fertig, um gegen die Mauern vorgeschoben zu werden und gegen sie mit gewaltiger Wucht zu arbeiten.

Die Kunde von der harten Belagerung kam von Tag zu Tag fast nach Eßlingen, und Wälther wälzte sich wie ein Verzweifelter auf seinem Lager und malte sich das Schrecklichste aus, wenn der Landgraf die Stadt erstürme und Elisabeth in die Hände der Sieger fiele.

Indessen wehrte sich die Stadt Reutlingen mannhaft, zerstörte da und dort die Belagerungswerkzeuge und schlug manchen Sturm ab. So verzog sich die Belagerung gegen sechs Wochen. Ergrimmt über den Trotz seiner Feinde, befahl nun der Landgraf, aus den stärksten Eichen des nahen Waldes von Sondel-

fingen einen Riesensturmbock anzufertigen von 126½ Schuh Länge.

Mit Ochsen und Rossen ward das Holz herbeigeführt, und im Angesicht der Stadt gingen die Kriegswerkleute daran, die fürchterliche Waffe anzufertigen. Schwere eiserne Ringe und Handheben wurden daran angebracht und dazu ein Schutzdach gezimmert, um beschützt vor dem Steinhagel der Belagerten mit 40 rüstigen Leuten den Sturmbock in Bewegung zu setzen und damit gegen die Mauern zu stoßen.

Als die Reutlinger mit Schrecken gewahrten, daß der Landgraf nächstens einen großen Sturm vorbereite, da beschloß der hohe Rath auf den Antrag des Altbürgermeisters eine Procession in die Kapelle zur Mutter Gottes, welche mitten in der Stadt lag.

Die ganze Bürgerschaft nahm Theil an dem Bittgange. Voraus zog die Stadtgeistlichkeit, die Mönche und Nonnen, dann folgte der Rath und die Bürgerschaft und mit ihr die Weiber, Jungfrauen und Kinder.

In heißem Gebete lag Alles auf den Knien und flehte die heil. Jungfrau Maria an, sie zu schützen vor dem furchtbaren Feinde und ihnen Kraft und Sieg zu verleihen. Dann nahm der Altbürgermeister das Wort, trat vor den Altar der Jungfrau und sprach: Heilige Jungfrau, du Gebenedeyte unter den Weibern! Siehe herab gnädigst auf die Bürger dieser Stadt. Du weißt, welch mächtigen Sturmbock unser Feind läßet anfertigen, um stündlich damit unsere Mauern einzustoßen und dann in unsere Stadt ein-

zubrechen. So höre unser Gelübde und nehme es gnädig an. So du wirst uns erretten aus dieser Noth und unsern Waffen Sieg verleihen, wollen wir dir eine Kirche erbauen, wie weit und breit keine im Lande, und des Sturmbocks Länge soll das Maß seyn für das Fundament dieser Kirche!

Amen! Amen! fiel die ganze Bürgerschaft ein.

Nach wenigen Tagen war der Sturmbock fertig und mit dem Frühesten des Morgens schaffte man ihn unter seinem Schutzdach auf starken Walzen gegen die Mauer. Jetzt eilte Alles auf die Thürme und Mauern, selbst Weiber und Kinder schleppten Steine herbei und siedendes Wasser, um sich mannhaft zu wehren. Aber der Landgraf schoß aus seinen Augen vernichtende Blicke gegen die Stadt, und ritt inmitten seines Kriegsvolkes heran und ließ den riesigen Sturmbock unter einem blechernen Dach von den 40 Leuten anlegen. Bei jedem Stoß erdröhnte die Mauer und fielen zerbröckelte Steine heraus von der fürchterlichen Wucht. Zu gleicher Zeit wurden hunderte von Leitern herbeigetragen und bereit gehalten, auf zwei Seiten die Mauern zu stürmen. Unter einem heftigen Schießen mit Pfeilen auf die Bürger, welche die Mauern besetzt hielten, legten die Stürmenden die Leitern an, und gedeckt von ihren Schilden, kletterten sie hinauf, aber zu Hunderten stürzten sie auch wieder zu Boden.

Nach einigen Stunden vergeblichen Blutvergießens stellte der Landgraf das Stürmen ein. Aber nachdem die größte Hitze des Tages vorüber, griff er die Stadt

mit erneuerter Wuth an. Unaufhörlich arbeitete der riesige Sturmbock mit einigen andern kleinern Gesellen, und große Steine wurden mit Maschinen gegen die Vertheidiger auf die Mauern geschleudert. Nach einiger Zeit wich der Wucht des Sturmbocks die Mauer, ganze Steinmassen rollten herab und nun warf der Landgraf seine auserlesensten Krieger auf diesen beschädigten Theil und stürmte mit Leitern. Wiewohl sich die Reutlinger auf's tapferste wehrten und ihre Feinde mit Keule und Schwerdt, Spieß und Stangen, mit Steinen und siedendem Wasser empfingen, so vermochten sie doch kaum der Uebermacht und Wuth der Stürmenden auf die Länge Widerstand zu leisten. Da auf einmal erhoben sich im Lager auf drei Seiten Feuerflammen, und schwarze Rauchwolken wirbelten zum Himmel auf. Frohlocken und Jubel schallte von den Mauern, und mit Schrecken wandte der Landgraf sich mit seinen Kriegern nach dem Schauplatz des allgemeinen Erstaunens um. Alles drängte sich in wilder Unordnung dahin. Die Thürmer aber riefen von ihren Warten herab, das ist die Eßlinger Reichsfahne, der schwarze Reichsadler im goldnen Felde, der drüben flattert im Lager, und der helle Schimmer blanker Harnische von Roß und Mann leuchtet uns in die Augen.

Gott und der heil. Maria sey Dank! jubelten die Bürger — auf, laßt uns den Schrecken des Feindes benützen und einen Ausfall machen.

Da rauschten die Banner von Reutlingen zu den

geöffneten Thoren hinaus, und in ungeordneten Haufen stürzte sich Alles, was wehrhaftig, auf den fliehenden Feind. Von hinten und vornen bedroht und den Schrecken in seinem ganzen Heere, ringsum die Zelte und Wagen und Geräthschaften in Flammen, bot der Landgraf Allem auf, mit dem noch geordneten Haufen sich gegen die Achalm hin zurückzuziehen und seine Flüchtigen zu sammeln, so gut es gehen konnte.

Durchs brennende Lager aber sprengten mit Freudengeschrei, das Panier hoch schwingend, die Reiter aus Eßlingen, an ihrer Spitze Walther im blanken Waffenschmucke, und als sein Auge den Altbürgermeister erspähte, der gleich einem Jüngling das Schwerdt in der Rechten unter seinen Bürgern daherritt, da flog er auf ihn zu und rief: Willkommen, mein lieber Ohm, und Heil und Glück der treuen Reichsstadt Reutlingen, wie unserem allergnädigsten Herrn und Kaiser Friedrich von Hohenstaufen! Was macht meine liebe Base Elisabeth?

Mit Freudenzähren drückte ihm der Altbürgermeister die Hand, denn er glaubte ihn vom Tode auferstanden, und stieg dann vom Pferde ab, mitten im Getümmel, warf sich auf die Kniee und rief gen Himmel: Gegrüßet seyst du holdselige Jungfrau Maria, du Gebenedeyte unter den Weibern! denn du hast unser Gelübde gnädig gehört und uns errettet aus der Noth und Gefahr, die uns dräuete!

Dann wieder ordnete er seine wirren Haufen und ließ das brennende Lager wohl besetzen, während der

Landgraf sich noch immer, von den Muthigsten verfolgt, zurückzog und erst eine Viertelstunde hinter dem Lager Halt machte, um seine Zersprengten zu sammeln.

Bald läuteten alle Glocken der Stadt zum Sieg, und an der Seite seines Oheims ritt Walther mit seiner Schaar zum Thore hinein unter dem Jubel des ganzen Volkes.

An der Ecke der nächsten Seitengasse lag vor einem Hause auf einer steinernen Bank ein mit dem Tode Ringender, neben ihm kniete ein Mönch, der ihm die Absolution ertheilte. Als Walther vorüber ritt, rief der Sterbende: „Walther! Walther! Um Gotteswillen, nein, nein es ist kein Traum, Ihr seyd es — seyd nicht schon drüben im Jenseits — o, wenn Ihr kein Gespenst seyd und meine brechenden Augen mich nicht trügen, so haltet inne und vernehmet die letzten Worte eines Sterbenden.“

Ergriffen von diesem Jammerruf, stieg Walther vom Rosse und mit ihm der Altbürgermeister, der sogleich in dem Sterbenden den jungen Rathsherrn erkannt hatte. Walther! jammerte der Rathsherr und suchte dessen Hand zu ergreifen — der Himmel ist gerecht — o seyd barmherzig und verzeiht mir meine Todschuld, ehe ich vor den Thron Gottes trete. — Walther! Walther! Ich habe schwer an Euch gesündigt, denn wisset — ja! ja! Ihr Alle und Ihr Herr Altbürgermeister — wisset, ich habe das Höllenstück vollführt, das so manchem meiner Mitbürger das Leben kostete — ich habe unsern vorgehabten Ausfall

dem Feinde verrathen aus Rache gegen Euch, weil Elisabeth ihr Herz Euch geschenkt und mich verschmäht hatte — ich schickte Euch in den sichern Tod, wie ich hoffte — nun aber seyd Ihr demselben entronnen, kehret heute als Sieger in unsere Stadt, während ich von einem Trabanten des Landgrafen selbst diesen Hellebartenstich in die Brust erhielt und hier auf dem Pflaster meinen Geist aushauchen muß, denn ich fühle es, ich erreiche mein Haus nicht mehr — meine Minuten sind gezählt!

Erschrocken über diese Beichte fuhr Walther zusammen — da also lag sein Todfeind, der ihm all sein irdisch Glück zerstören wollte, aber er lag ja jetzt im Sterben, und mitleidig rief er aus: Unglücklicher! ich verzeihe Euch, so wahr mir Gott einst auch verzeihen möge auf meinem Todtenbette! Dank! Dank! stöhnte der Rathsherr, und sein Auge brach, seine Seele war entflohen.

Erschüttert stand das Volk umher, und mit tiefbewegtem Herzen stiegen Walther und sein Oheim wieder zu Pferde und ritten ihrem Hause zu.

Mit einem hellen Freudenschrei empfing Elisabeth ihren Walther und lange Zeit lagen sie sich sprachlos in den Armen. Dann erzählte Walther, was ihm bisher begegnet, wie er dem Feinde mit Mühe und Noth entgangen, dann einige Wochen krank in Eßlingen verweilt, aber in furchtbarer Besorgniß um das Schicksal der Seinigen und der Stadt Reutlingen dem Rath von Eßlingen keine Ruhe gelassen, bis sie

ihm wieder ein Häuflein Reisiger zum Zuzug gegeben, mit welchen er gehofft habe, sich in die belagerte Stadt zu schlagen. Als er nun von der Metzinger Höhe herab das Kampfgeschrei und den Sturm wahrgenommen, und wie das Lager fast ganz verlassen und alle Kriegsleute um die Mauern zum Stürmen versammelt gewesen, da sey er in flüchtigem Ritt in das Lager eingebrochen und hätte es in Brand gesteckt.

So bist du die Hand, lächelte Elisabeth, durch welche die Jungfrau Maria unsere Stadt gerettet hat.

Ja, so ist es! sprach der Altbürgermeister, denn auf den Schrecken erst, welcher die Feinde erfaßte, als sie hinter sich ihr Lager in Flammen stehen sahen, konnten wir solchen Sieg über sie erfechten.

Des andern Tages mit dem Frühesten meldeten die Hochwächter, daß der Landgraf mit seinem Heere verschwunden und bei Nacht und Nebel abgezogen sey. Nun strömte Alles hinaus, und die jungen Bürger zogen den Sturmbock herein auf den Marktplatz, wo alles Volk staunend um denselben schwärmte, und das riesige Werk mit seinen Eisenringen und schweren Handhaben betrachtete.

Im nemlichen Herbst noch ward das Hochzeitsfest Walthers mit seiner Base gefeiert, und die Stadt schenkte ihm aus Dankbarkeit für seine ritterliche That einen Platz zu einem Hause. An gleichem Tage ward auch neben diesem Hausplatz der Sturmbock aufgestellt, und nach seinem Maaß der Grund-

stein gelegt zu der Kirche, welche die Stadt der Jungfrau Maria gelobt hatte. Neben dem Altbürgermeister und dem Rath gaben auch Walther und Elisabeth ihre drei Hammerschläge auf den ersten Stein, und legten das Fundament zu ihrem zeitlichen Glück. Sechs und neunzig Jahre vergingen über dem Bau des Tempels, der, ohne den Chor und den Thurm einzurechnen, hundert sechs und zwanzig Schuhe in die Länge erhielt. Der dreihundert fünf und zwanzig Schuh hohe Thurm wurde im Jahr 1343 vollendet, und am Tage des heil. Oswalds ward auf die Spitze des Thurmes, der schlank und durchbrochen zum Himmel strebt, der große vergoldete Engel gesetzt. Die Hauptdenkmale dieser Baukunst fallen in Schwaben zwar erst in die folgenden Jahrhunderte, wie das Ulmer Münster, die Frauenkirche zu Eßlingen und Andere, aber der Styl und die Muster entfalteten sich in der Zeit, wo die Hohenstaufen die Krone des römisch-deutschen Reiches trugen. Der gewaltige Geist dieser Zeit trieb solche riesige Thürme und Dome zum Himmel, die Kreuzesform herrschte in diesen heiligen Bauten vor, und die Rose, aus welcher, als Grundfigur alles Laubwerk und aller Reichthum der Zierathen hervorwuchsen, und aus welcher die Bogen und Gewölbe, fest und ruhend, wie das Gewölbe des Himmels und die schlanken Säulen, die leicht, wie die Andacht und die Gebete des Glaubens, sich aufwärts schwingen.

Der Landgraf aber zog nach Ulm, wo er einen ähnlichen Widerstand fand, und dort, von einem ver-

gifteten Pfeile getroffen, ins Thüringer Land heimzog und schnell an der Wunde starb. So hatte er vergebens nach der Kaiserkrone gerungen, aber auch Friedrich der Staufer starb nach drei Jahren, im Jahr 1250, im sieben und fünfzigsten Jahre seines thatenvollen Lebens, gedrängt vom Unglück, aber nicht gebeugt. Nach ihm erlosch der Glücksstern seines mächtigen und glorreichen Hauses.

XI.

Ruine Bebenburg.

Bebenburg, im Munde des Volks Bemberg, liegt im Bezirk Gerabronn auf der Thalhöhe, an deren Fuß die Brettach und Blaubach sich vereinigen. Von dem alten Schlosse, das von hier aus weithin die Gegend beherrschte, stehen nur noch die Reste eines uralten Thurms. Die Burg wurde im Jahr 1449 im Städtekrieg zerstört. Im Jahr 1539 wurden die Ueberreste von Gebäulichkeiten an Privatpersonen verkauft, und von den Resten des Burgstalls der jetzige Weiler angelegt.

Einem mächtigen Dynastengeschlechte gab diese Burg einst den Namen; sie waren ein Zweig der Küchenmeister von Nortenberg. Der erste bekannte Herr von

Bebenburg war Wolfram, Stifter des Klosters Schön=thal, welcher vom Jahr 1140 bis 1162 vorkommt. Im Jahr 1171 erscheinen zwei Brüder, Wolfram und Dietrich von Bebenburg, in einer Urkunde des Klosters Schönthal unter den Zeugen. Das Jahr darauf zeugt gleichfalls ein Wolfram von Bebenburg in einer Urkunde Kaiser Friedrichs I., mit der er das Kloster Schäftersheim in seinen Schutz nimmt. Von diesen beiden war Dietrich Chorherr zu Würzburg und dann Probst zu Anspach, als welcher er noch im Jahr 1194 erscheint. Wolfram wird im Jahr 1178 genannt. In welchem Verhältniß diese beiden Herren zum Stifter von Schönthal gestanden, können wir nicht urkundlich nachweisen, aber wahrscheinlich waren es Söhne Wolframs I.; auch sollen sie noch eine Schwester Namens Sophie gehabt haben, welche ums Jahr 1194 als Hausfrau Herrn Friedrichs von Bielriet vorkommt. Nun aber erscheint eine bedeutende Lücke in der Genealogie der alten Bebenburger. Ein kundiger Forscher fränkischer Geschichte behauptet, mit diesen beiden Brüdern seye das Geschlecht der Edelherren ausgestorben, die Herrschaft Bebenburg an das Reich zurückgefallen und dann ein Reichsdienstmann damit belehnt worden, der nun Gründer des Geschlechts der Ritter von Bebenburg geworden. Die ersten dieser neuen Familie, die genannt werden, sind Rudolf und Lupold von Bebenburg, welche im J. 1329 das Patronat der Kirche in Gammesfeld der Johanniter=Commenthurie in Rotenburg übergeben. Diese Herren besaßen

auch die Burg zu Gammesfeld; im Jahr 1332 wurden sie von dem Grafen Kraft von Hohenlohe noch mit der Veste Burleswag belehnt. Im Jahr 1445 erhielt der genannte Rudolf von Bebenburg von demselben Grafen von Hohenlohe noch andere Lehen, unter andern ein Burglehen zu Lobenhausen. Im Jahr 1347 war er nicht mehr am Leben, denn im September dieses Jahrs bestätigen Lupold von Bebenburg, Domherr zu Würzburg, Friedrich von Bebenburg, Johanniter, sein Bruder, und Walter Küchenmeister von Nortenberg, diese alle Vormünder Rudolfs v. B. seligen, und Engelhard v. B., des letzteren älterer Sohn, das Vermächtniß, welches Rudolf v. B. mit seiner Hausfrau Sophie, Geborne von Rechberg, noch bei Lebzeiten zu seinem und ihrem Seelenheil an das Kloster gethan, und bestand solches in 10 Pfund Hellern, oder an ihrer Statt 20 Malter Korn, welche die Erben jedes Jahr aus Gütern zu Gammesfeld zu verabreichen hatten. Diese Stiftung, so heißt es in der Urkunde, machte Rudolf v. B. an das Kloster, um den Schaden zu ersetzen, welchen er mit Andern demselben zugefügt hatte. Auch mögen so heißt es ferner in derselben, Abt und Convent ihm dem Verblichenen um Gottes Willen verzeihen, und vielmehr dessen eingedenk seyn, was ihnen und dem Kloster von ihm und seinen Vorfahren Guts geschehen. Aus Letzterem ersehen wir, daß Rudolf v. B. den Stifter Wolfram von Bebenburg auch unter seine Vorfahren zählte, und also auf jeden Fall in einem ver=

wandtschaftlichen Verhältnisse zu dem alten Geschlechte gestanden. Der bedeutendste Mann aus der Familie der Bebenburger ist unstreitig der bereits genannte Lupold v. B., Bruder Rudolfs, zuerst Domherr zu Würzburg, Mainz, Bamberg, und dann Bischof zu Bamberg von 1352—1363. Im Jahr 1348 stiftete er eine Schwesterklause zu Gammesfeld, und im Jahr 1357 die Marienkapelle zu Anhausen, welche später zu einem Augustinerkloster erhoben wurde. Lupold von Bebenburg hat sich auch in der gelehrten Welt einen bedeutenden Namen erworben, durch einige historische Werke, die jetzt zu den seltenen Wiegendrucken gehören. Er starb zu Bamberg im Jahr 1363, und ein Denkstein mit seinem Bild und Wappen ist noch jetzt neben denen vier Gliedern seines Geschlechts, an der sogenannten Anhäuser Mauer, dem einzigen Ueberbleibsel des Klosters Anhausen, zu sehen. — Unter Rudolfs v. B. Söhnen kam Bebenburg in fremde Hände. Engelhard, sein ältester Sohn, verkaufte sie im Jahr 1357 auf Wiederkauf an Herrn Engelhard von Hirschhorn. Im Jahr 1360 bewilligte K. Karl IV. Engelharden von Bebenburg, im Fall er ohne Leibeserben stürbe, dem Engelhard v. Hirschhorn die Veste Bebenburg auftragen zu dürfen, woraus sich ergibt, daß sie Reichslehen gewesen. In demselben Jahr geben seine Brüder Friedrich und Wilhelm ihren Consens zu dem Kauf. Doch bis zum Jahr 1380 sind die Herren v. B. wenigstens noch theilweise im Besitz der Veste und Herrschaft Beben=

burg, und der dazu gehörigen Burg Gammesfeld; aber im Dezember des genannten Jahres traten Wilhelm v. B. und seine Hausfrau Gutta, Geborene von Landau, ihren Antheil, und im Jahr 1405 Catharina von Klingenstein, Wittwe des Conrad von Bebenburg, das ihr zum Leibgeding verschrieben gewesene Drittel an die Burggrafen Friedrich V. und VI. von Nürnberg käuflich ab. — Wo die Herren von Bebenburg seitdem ihren Ansitz hatten, ist nicht angegeben. Vielleicht zogen sie sich vom Land in die Stadt Rotenburg zurück. Im Jahr 1431 starb daselbst Junker Rudolf von Bebenburg, und liegt in der Kirche der Dominikanerinnen begraben, wo noch sein Grabmal mit Wappenschild zu sehen ist. Ungefähr um dieselbe Zeit lebte Conrad von Bebenburg, der durch seinen Handel mit der Stadt Hall bekannt geworden. Der Handel aber ging also an: Als die Pfarrei Reinsperg ums Jahr 1440 erledigt wurde, da setzte der Abt zu Comburg, als Kirchherr, den Sohn eines Salzsieders zu Hall als Pfarrer ein. Aber es stand nicht lange an, so sandte der Bischof einen andern Pfarrer, Namens Berchtold von Rotenburg, dem der erstere Platz machen mußte. Derselbe besaß eine gute Zeit die Pfarrei; aber der Salzsieder wollte seinen Sohn wieder in der Stelle haben. So nahm er eines Abends etliche Haalbuben (Siedergesellen) an sich, und lief mit ihnen hinaus nach Reinsperg. Da fingen sie den Pfarrer in seinem Garten, führten ihn hinter den Reinspach hinab, zwischen Scheffau und Horbach zu einem Wag

(wogendes Wasser) an die Bühler, dräuten ihn, er sollte dem vorigen Pfarrherrn wieder weichen, und seine Gerechtigkeit übergeben, wo nit, so wollten sie ihn ertränken — er aber wollt nit abstehen. Da nahmen sie ihn, gürteten ihm die Juppen zu, schuben ihm den Busen und Aermel voll Stein, warfen ihn in den Wag, und als er wieder heraus kroch, warf einer ihm einen Stein an den Kopf, daß er hinter sich fiel und ertrank; seinen Leichnam hingen sie an einen Baum. Auf dieß wendete sich der Bischof von Würzburg an die Stadt Hall, und „forderte wegen seines Pfaffen Ermordung Bekehrung und Wandel," (angemessene Buße). Die Stadt antwortete, daß sie und die ihrigen Solches nicht angehe. Der Bischof bestand auf seiner Forderung. Als aber die Sache keinen Fürgang hatte, so übertrug der Bischof Conraden von Bebenburg, seinem Diener und Stiftsmann, die Bauren zu Reinsperg, ihr Leib und Gut zu seinen Handen zu antworten, und schickte ihm dazu die Seinigen zu Roß und zu Fuß, die solches mit ihm thun sollten. Da kam noch eine andere Sache hinzu, wodurch dem von Bebenburg der Auftrag ein willkommener wurde. In denselben Tagen war seine Hausfrau in dem Wildbad gewesen. „Nun kam sie bei nächtlicher Weil vor das Kloster Comburg, und begehrte nach Herberg, der Abt aber war nicht anheims; ward ihr zur Antwort, sie dürften Niemanden einlassen, weil ihr gnädiger Herr und Abt nit anheims wär', sie sollt hinab gen Steinbach in das Thal

fahren, so fände sie gute Herberg. Da sie aber hinfuhren, warf der Fuhrmann um, brach der Bembergerin einen Arm ab. Nachdem sie aber heim kam, klagte sie Solches ihrem Mann, wie man den Pfaffen ertränkt und jetzo sie veracht, bei Nacht nit wollen in das Kloster lassen, darum ihr dieser Schad und Schmach widerfahren; hetzte und erzürnte ihren Junker, daß er bald darnach etliche der Seinen, auch des Markgrafen von Anspach Amtsverwandte aufmahnte, und denen von Reinsperg unabgesagt die Kühe wegnahm. Die Bauren folgten nach und schrieen Zeter Mordio! Weil aber dazumal Comburg unter deren von Hall Schutz und Schirm stand, und das Dorf derer von Comburg war, so liefen die Hällischen mit Spieß und Stangen zu, ereilten sie bei Ilshofen, drangen ihnen das Vieh ab, und fingen 21, führten sie am St. Nicolaus Abend gen Hall, und hängten sie alle am andern Tag. Darunter, so sagt man — also erzählt der alte Chronist Herold in seiner Haller Chronik — sei auch ein Schmidbub gewesen, den hab man gefragt: wie er heiße? hab er geantwortet: er heiße Hans; darauf der Stättmeister geantwortet: so du Hänslein hießest, thät man dir Nichts, weil du aber Hans heißest, so mußt du mit den Burschen hinfahren. — Auf diese Gewaltthat forderte Conrad von Bebenburg die von Hall vor ein Schiedsgericht und verklagte sie wegen unrechtichen Gebrauchs ihrer Freiheit vor dem Landgericht zu Würzburg und Herzogthum in Franken, und erlangte eine Achtserklärung

gegen Hall, sodann verlangte er vor dem Richterstuhl des Kaisers selbst Bestätigung dieses Urtheils. In seiner Klageschrift verlangte er unter Anderem: „Der Wandel sey Bann gegen Bann, und die Seelen zu bessern (büßen), oder aber für jegliche Person einen ganzen güldenen Mann, als groß, als jener gewesen ist (der ertränkte Pfaffe), und darnach die Seele zu bessern." Ueber den weiteren Gang des Handels wissen wir nur so viel, daß es im Jahr 1442 zu einem kaiserlichen Urtheilsspruch kam, der aber keine eigentliche Entscheidung der Sache herbeiführte. Dagegen erwuchs aus diesem Handel den Hallern ein Krieg, der Menschen und Geld kostete. Unter den 21 Gefangenen, die gehängt wurden, waren etliche Grundholden des Markgrafen Albrecht zu Ansbach. Aus Rache begann nun dieser im Jahr 1444 um Mariä Heimsuchung mit den Hallern Fehde, wie er bisher mit den Nürnbergern gekriegt hatte, und that ihnen viel Schaden. Ein und ein halbes Jahr dauerte der Krieg, mit Rauben, Sengen und Brennen von beiden Seiten, bis es zu einem Frieden kam, in Folge dessen die von Hall dem Markgrafen 6000 fl. geben, und den 21 Gehängten einen Jahrstag in der Kirche zu Anhausen an der Bühler aufzurichten gelobten. In diesem Kriege wurde auch die Bebenburg verbrannt. Conrad von Bebenburg mit den übrigen Edelleuten der Gegend war auch auf Seiten des Markgrafen, und der Bebenburger besonders mag nicht unterlassen haben, an den Feinden sein Müthlein zu kühlen.

Seitdem hören wir Nichts mehr von ihm. Vielleicht ein Sohn Conrads war Jörg v. B., des h. römischen Reichs Erbküchenmeister, der im Jahr 1469 die Pfarr- und Kirchen-Sätze zu Oberaspach und die Badstube zu Unteraspach dem Kloster und Gotteshaus Anhausen, mit Bewilligung Wilhelms von Bebenburg, überlassen. Er starb im Jahr 1472, und wurde in dem Familienbegräbniß Anhausen beigesetzt, wo sein Grabmal zu schauen, auf dem er in Lebensgröße in Stein gehauen. Der genannte Wilhelm v. B. war der Letzte des Mannsstamms dieser Familie. Im Jahr 1499—1502 war er markgräflicher Amtmann zu Lobenhausen und starb im Jahr 1516. — Als Wappen führten die Herren von Bebenburg im silbernen Feld zwei rothe Thürme mit Zinnen, und auf dem Helm eine geflügelte weibliche Figur, daher wir im Wappen des Klosters Schönthal dieselben Thürme finden.

An den zertrümmerten Thurm der alten Herrenburg knüpfen wir die Sage von Wolfram von Bebenburg, dem Stifter des Klosters Schönthal.

Wolfram von Bebenburg.

Otto von Bebenburg lebte im Anfang des zwölften Jahrhunderts, und war einer der tapfersten Ritter des Gaus, in dem Rotenburg lag. Wenn es darauf ankam, seinem Lehensherrn mit einem Fähnlein Knechte zu Hülfe zu ziehen, war er gewiß einer der ersten,

der sich einfand; aber bei Mahlen und Banketten, die die reichen Gaugrafen so häufig hielten, fehlte immerdar Otto von Bebenburg, denn er war kein Freund von solchen Dingen; lieber ging er, wenn ihn Fehden nicht in Anspruch nahmen, auf die Felder, wenn seine Knechte pflügten oder die Schnitter im Kornfeld standen und reichen Segen sammelten — vor allem aber war er ein Liebhaber der Jagd. Dieser war er leidenschaftlich ergeben, mehr als es seiner Gattin, der edlen Bertha von Seckendorf, lieb war. Solcher Liebhaberei huldigte er nicht minder, als er seinen ersten Sohn Wolfram auf den Armen wiegte, denn das Waidwerk war ihm gleichsam zur andern Natur geworden. Sobald der Knabe so weit herangewachsen war, daß er auf dem hölzernen Reitgaul sitzen konnte, nahm er ihn mit sich auf sein Jagdroß, trotz des Widerstrebens der liebenden Gattin, denn der Ritter Otto wollte, daß seinem Söhnlein schon frühe diese Neigung eingeprägt würde. Das blutjunge Knäblein mußte vorn auf den Sattelknopf sitzen, wenn es noch so bittend die Hände zur lieben Mutter ausstreckte und Thränen über Thränen von seinen rothen Wangen floßen — und der unerbittliche Vater behielt ihn oft bei sich auf der Jagd vom Morgen bis zum Abend, denn so lange blieb Otto gewöhnlich von Hause entfernt. Ging es scharf beim Jagen, so gab er das Söhnlein einem seiner Jagdgenossen, oder setzte es nieder am Stamme einer Eiche auf bekanntem Platze — hätte Frau Bertha es ge-

wußt, sie wäre vor Schmerz vergangen — und zum Spiel gab er dem Söhnlein eine seiner Rüden und seine Jagdflasche, welche das Knäblein wohl kannte, denn wenn es dürstete, gab ihm der Vater daraus zu trinken, wenn es aber hungerte, mußte es vorlieb nehmen mit dem schwarzen Brode, das die Jagdgenossen des Ritters zum Imbiß mit sich nehmen mußten. Da geschah es eines Tags, daß der Ritter allein auf der Jagd war — bald wurde er eines merkwürdigen Wildes ansichtig und er rüstete sich, es zu verfolgen. Schnell stieg er vom Pferde und setzte den Knaben von vier Jahren nieder am Stamme einer wohlbekannten Eiche — und neben ihm legte sich der Rüde Waldmann, der mit dem Knäblein geboren und aufgewachsen war. Jetzt folgte der Ritter dem Wilde, das ihm in den Weg getreten war — es war ein Hirsch mit 16 Enden, deren er noch wenige gesehen hatte von solcher Größe. Rasch gings in gestrecktem Laufe durch Busch und Wald — immer hatte der Ritter den Hirsch im Auge, aber nie kam er so weit nahe, daß sein Speer ihn erreichen konnte — der Hirsch verließ das Dickicht des Waldes und strebte in's Weite — der Ritter folgte ihm mit seinen Rüden — der Hirsch sprang ohne Ermüden immer weiter; nach und nach verlor sich dieser und jener der Rüden — denn sie vermochten dem Schnellfüßigen nimmer zu folgen und blieben zurück. Die Sonne stand hoch am Himmel, als der Ritter zur Jagd ritt, jetzt war sie beinahe schon gesunken, und

in weiter Ferne erglänzte die Zinne von Bebenburg im Abendstrahle. Da wo die Brettach schon in ziemlicher Breite dahin fließt, stand der Hirsch eine Zeitlang stille, aber als er sah, daß der Ritter ihm nahe, faßte er einen Sprung, er erreichte mit Mühe das Ufer, der Ritter in der Hast des Verfolgens konnte sein Roß nimmer halten, es wagte gleichfalls den Sprung, aber er reichte nicht zum Ufer. Lang strebte das Roß sich in der Höhe zu halten, aber je mehr es strebte, desto tiefer sank es unter im Schlamme des Flusses, und Ritter und Roß sanken zur Tiefe.

Während dieß Traurige geschah, saß Frau Bertha sehnsüchtig auf dem Söller der Burg und blickte hinüber an die Gränze des Waldes, in den ihr Gemahl zur Jagd geritten war — jeden Augenblick mußte er nahen, denn die Sonne war schon untergegangen — und nie war es so spät geworden, wie sehr auch der Ritter selten gewohnt war, frühe heimzukehren. Schon lagerten sich dichte Schatten über die Umgegend, Otto kam immer noch nicht; da sandte Frau Bertha ihre Diener aus, um Vater und Söhnlein aufzusuchen. Diese fanden von Beiden keine Spur — oft riefen sie den Herrn beim Namen, aber Nirgends her ward ihnen eine Antwort. Betrübt kehrten sie heim, und brachten die traurige Kunde ihrer Gebieterin, daß sie weder ihren Herrn noch das Söhnlein gefunden. Berthas Bangigkeit wurde immer größer, als mitten in der Nacht die Rüden heimkehrten, welche ihr Gemahl mit sich genommen hatte,

nur einer fehlte, der getreue Begleiter des Söhnleins. Begleitet von einem Diener, machte sich Frau Bertha mit dem Frühesten des Morgens selbst auf den Weg. Der Diener führte neben sich einen der Hunde, die vom Walde heimgekehrt waren. Bald kamen sie zu der Eiche, an der Ritter Otto sein Söhnlein zurückgelassen hatte. Die wohlbekannte Jagdflasche ihres Gemahls lag auf dem Boden. Gottlob, sprach Frau Bertha, doch eine Spur. Lange schnoberte der Rüde, den sie mitgenommen, an der Stelle; er schien einem bekannten Geruche nachzugehen. Immer weiter suchte der Hund. Frau Bertha und ihre Diener folgten, so weit er ging. Mehr als eine Stunde gingen sie hinter dem Hunde — er führte sie aus dem Walde in die Ebene — immer rüstiger wurde sein Gang — kaum vermochte die Frau mit ihren zarten Füßen dem schnellen Laufe des Hundes zu folgen. Jetzt lief er so weit vor ihnen, daß sie ihn kaum mehr erblickten — auf einmal hielt er stille und wedelte mit dem Schwanze — ein anderer Hund sprang ihm zu — es war Waldmann, der Gespiele des kleinen Wolfram, der jetzt freudig auf sie zueilte — aber der andere Hund, dessen Spur die beiden bisher gefolgt waren, blieb stehen, richtete den Kopf in die Höhe und heulte laut in die Luft. Frau Bertha und der Diener waren jetzt nahe gekommen — sie standen am Ufer der Brettach — ein freudiger Anblick und ein schmerzlicher bot zu Einer Stunde sich ihnen dar. Hier saß der kleine Wolfram — und

neben ihm ein Mägdlein von gleicher Jugend, das sich freundlich an ihn anschmiegte; noch lagen auf ihrem Schooß die Reste von Erdbeeren, die sie mit einander verzehrt hatten. Freudig stand das Knäblein auf und lief seiner Mutter entgegen, ohne das Händchen des Mädchens fahren zu lassen. Sieh! lieb Mütterlein, rief der Kleine, und streckte der Mutter noch einige Erdbeeren hin, die hat mir das Mägdlein gebracht, denn ich hatte großen, großen Hunger. Während die Mutter das wiedergefundene Kind in die Arme schloß, stand der Diener neben dem Hunde, der sich heulend gegen den Fluß gewandt hatte. Schaut, rief er auf einmal, dort hängt ja das Barett eures Gemahls, meine Gebieterin! Wirklich ragte aus dem Wasser heraus ein Barett mit einer Reiherfeder, wie Herr Otto es zu tragen pflegte, und bald ergab es sich, daß es die Stelle sey, an der der Ritter mit dem Pferde untergesunken war. O Gott, mein Gemahl! rief Frau Bertha, als sie hinblickte und unter dem Barett das bleiche Gesicht des Ertrunkenen erkannte — sie sank ohnmächtig auf den Boden. Laut schrie Wolfram, als er seine Mutter hinsinken sah und legte sich neben ihr nieder, aber das Mägdlein faßte ihre Hände und weinte und schluchzte.

Ehe Frau Bertha von ihrer Ohnmacht erwachte, war der Diener nach Hause geeilt, um Leute herbeizuholen und Rath zu schaffen in der jammervollen Lage. Wie weislich fügt es oft die Vorsehung, daß der Mensch, während das Leid in vollem Maaße herein

bricht, die Größe des Schmerzens nicht empfindet, denn es tritt der Zustand der Bewußtlosigkeit ein. Bertha war mit beiden Kindern schon auf ihre Burg gebracht, als ihre Ohnmacht sie verließ. Als sie die Augen aufschlug, lag sie auf ihrem Bette; zu beiden Seiten standen die Kinder, welche ihre Hände gefaßt hielten und immer noch weinten. Sie wollte sich aufrichten, um in den Burghof zu eilen, aber sie fiel in eine neue Ohnmacht. Drunten im Hof lag Otto v. Bebenburg, starr mit geschlossenen Augen, auf einer Tragbahre, umgeben von seiner Dienerschaft, welche laut klagte, denn alle waren ihrem Herrn von Herzen zugethan. Wirklich hatte man den edlen Herrn im Schilf des Flusses gefunden — sein Pferd war in der Tiefe versunken — aber er saß noch fest auf dem Sattel — seine Rechte lag krampfhaft um den Zügel, und man sah deutlich, wie er alle Kraft angewendet hatte, um das Pferd in die Höhe zu reißen. Am dritten Tage ward Herr Otto v. Bebenburg in der Gruft seiner Väter beigesetzt; hinter seinem Sarge gingen nur Wenige. Frau Bertha lag fieberkrank im Bette, das sie nicht verlassen durfte, aber den kleinen Wolfram nahm der alte Diener auf seine Arme und trug ihn zunächst hinter dem Sarge; so sah Wolfram von Bebenburg, der noch nicht die Größe seines Verlustes kannte, in die Gruft seines Vaters, und faltete betend die Händlein, als man ihn hinabsenkte, denn er sah, wie die übrigen die Hände falteten und beteten für die Seele des geliebten Burgherrn.

Unter dem Traurigen, was bisher geschehen war, hatte man des fremden Mägdleins beinahe vergessen. Als man Frau Bertha und ihr Söhnlein von dem Orte wegbrachte, wo das Schreckliche vorgegangen war, so folgte das Mägdlein und ließ sich von Niemand abtreiben. — Die Tage der großen Unruhe auf der Burg waren vorüber, Bertha konnte auch nach und nach das Krankenlager verlassen, und jetzt erst richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf das Kind, welches auf so wunderbare Weise mit ihrem Söhnlein zusammengetroffen war. Bis auf diese Stunde hatte noch Niemand nach dem Kinde gefragt, dessen Heimath oder Herkunft durch keine Frage ermittelt werden konnte, die Frau Bertha an dasselbe richtete. Nur so viel konnte man aus seinen kindlichen Antworten schließen, daß Ida sein Name sey, daß es in dem kleinen Stübchen eines schönen, von dichter Waldung umgebenen Häuschens erzogen wurde, wo nur eine alte Frau liebevoll seiner wartete. Es sah nie Jemand anders um sich, als eine schöngeschmückte Frau, welche es zuweilen besuchte, aber nie froh anblickte. Selten kam es aus seinem einsamen Stübchen, und immer war die alte Frau ihm zur Seite. Einmal entging es der Aufsicht seiner Wärterin, ging hinein in den Wald und suchte Erdbeeren, kam aber immer tiefer in den Wald hinein. Es hörte die Stimme seiner Wärterin, aber aus Furcht verlief es sich immer weiter, bis es ganz ermüdet, nach langem Gehen, an jene Eiche kam, wo der kleine Wolfram mit seinem Hunde spielte.

Dort theilte es mit dem Knaben die Erdbeeren, welche es gesammelt hatte, und als es Nacht war, schlief es neben ihm ein auf dem Moose. Des Morgens verließ der Hund die Eiche und wedelte freundlich, bis sie beide ihm folgten und an den Ort kamen, wo Wolframs Vater im Flusse untergesunken war. — Letzteres berichtete der kleine Wolfram, als ergänzend zu des Mägdleins unvollständiger und manchmal undeutlicher Aussage. Dieß Wenige reichte hin, um nähere Forschungen anzustellen, ob etwa das Kind einem der benachbarten Ritter des Gau's gehöre. — Ueberall hin sandte Frau Bertha Boten, um Erkundigung einzuziehen, aber Niemand fand sich, der an das Kind einen Anspruch machte. Da unterließ es die trauernde Wittwe, weiter nachzuforschen. Hat mir, sprach sie, der Herr des Himmels eine liebe Seele von der Seite genommen, so hat er doch eine andere mir wieder zugeführt. Zudem hatte sich auch das Mägdlein so sehr an den kleinen Wolfram angeschlossen, daß es jedesmal weinte, wenn man davon sprach, wie es bald seinen lieben Gespielen verlassen müßte. Darum betrachtete Frau Bertha das fremde Mägdlein als ihr Eigenthum, und es galt ihr wie ein Töchterlein, das sie unter ihrem eigenen Herzen getragen. Von nun an waren die beiden Kinder der einzige Trost und die einzige Freude in ihrem frühen Wittwenstande. Wie zwei Geschwister wuchsen die Kinder neben einander auf. Ida betrachtete ihren Gespielen Wolfram nicht anders, als ihren Bruder, und die Frau von

Bebenburg als ihre Mutter. Mit sichtbarem Wohlgefallen blickte Frau Bertha auf das innige Verhältniß der Kinder, und sie schien es auch nicht mißbilligend anzusehen, als Beide heranblühten, und aus jenem Verhältniß der Geschwister noch ein innigeres nach und nach sich entfaltete. Zuvor die beständige Theilnehmerin an Wolframs Spielen, saß Ida seit ihrem sechszehnten Jahre mehr einsam auf ihrem Gemache, aber sie war nicht minder mit dem geliebten Bruder im Geiste beschäftigt; derweil tummelte Wolfram sein Roß auf der Ebene oder ritt zur Jagd, aber mehr, um seine Gedanken zu zerstreuen, denn als der Neigung zu fröhnen. Es waltete jenes Gefühl in seinem Herzen, in dem man Gottes freie Natur, besonders das Dunkel der belaubten Wälder sucht, um an den Gegenstand zu denken, dem man nahe sein könnte, und doch nicht nahe sein will, damit er nicht belausche die Gedanken des Herzens, damit er nicht begegne dem liebeglühenden Blicke des Jünglings — jenes Gefühl, in dem man die Abgeschiedenheit sucht, damit der Gegenstand unserer Liebe nicht errathe das Geheimniß unserer Hingebung unserer unmännlichen Abhängigkeit. Doch was sollten sie es sich selbst, was sollten sie es andern lange verhehlen, daß ein Band seit einiger Zeit ihre Herzen knüpfe — sah ja die Mutter mit Wohlgefallen auf Beide, und schien es sogar zu wünschen, daß sie das engste Band verbände.

Wie bei Wenigen leuchtete ein freundlicher Stern am Himmel der Liebe diesen Glücklichen. Aber wie es

so oft die Erfahrung des Menschenlebens lehrt, wo am glücklichsten der Anfang, da ist der Fortgang der unglücklichste — so auch hier. Wer konnte bald gewisser sein der ungetheiltesten Neigung Ida's, wer hatte bald triftigere Beweise, daß ihr Herz nur für ihn schlage, dem sie seit früher Jugendzeit zugethan war, als Wolfram von Bebenburg? Aber nur kurz dauerte sein Wahn, in dem er so selig war; nur kurze Zeit währte die Treue, welche Fräulein Ida in mancher traulichen Abendstunde ihrem heißgeliebten Wolfram gelobte.

Cuno von Selteneck war einer der Jugendgespielen Wolframs von Bebenburg — seine Burg lag nicht ferne von Wolframs Burg, daher sprach er oft dort ein, wenn ihn die Jagd des Weges führte, und Fräulein Ida, welche in der ganzen Gegend für Wolframs Verlobte galt, erschien oft neben Mutter Bertha, wenn sie den Gast willkommte; Wolfram war oft selbst derjenige, welcher sie veranlaßte, dem lieben Jugendgenossen den Becher zu kredenzen. Ach! daß der Mensch selbst, ohne daß er es gedenkt, die erste Veranlassung eines Schmerzens werden muß, der seine Seele später niederdrückt! — Ida sah den Seltenecker, sie verglich den Ritter von höfischem Wesen und mehr als freundlichen Worten mit dem redlichen und ächt biedern Wesen Wolframs v. Bebenburg, und der letztere stand weit über dem ersteren: sie stellte endlich den hohen und stattlichen Cuno v. Selteneck, mit blondem Lockenhaar und blauen Augen, gegenüber ihrem geliebten Wolfram, der weniger durch äußere Gestalt sich aus-

zeichnete, ob ihm gleich jene Anmuth der Züge, jener Ausdruck des Auges nicht fehlte, der mehr wirkt, als stattliche Figur, als das Weibische im Aeußern des Mannes; sie verglich — und Wolfram stand in dieser Hinsicht weit unter Cuno von Selteneck. Solche Vergleichungen, meinen die zarten Frauen, schaden der Liebe nicht — so dachte auch Ida. Der Ritter von Bebenburg nahm dennoch im Herzen die erste Stelle ein, und Cuno von Selteneck, je öfter ihn Ida sah, desto weniger war sein Erscheinen für sie gleichgültig. Der von Selteneck erwiederte ihre Aufmerksamkeit, ohne daß Wolfram es merkte, denn sein Herz war keines Mißtrauens fähig, und hielt es für unnöthig, den Beobachter zu machen. Höfische Reden und Schmeicheleien wirkten auf Ida's Herz; die Eitelkeit, welche selten den Mädchenseelen fehlt, wurde auf solche Weise genährt — bald folgten bei Beiden süße Blicke hinter Wolframs Rücken — und Ida, die zuvor nur Einem zugethan war, theilte ihre Neigung zwischen Zweien. Doch Niemand kann zwei Herren dienen, ist ein wahres Wort — den einen muß man lieben, den andern hassen. Das erstere war Cunos von Selteneck glückliches Loos — und Wolfram, der Auserwählte ihrer Jugend — für ihn schlug Ida's Herz immer weniger, ob sie es gleich lang sich selbst verhehlte, und sie ließ ihn in seinem traurigen Irrthum.

Wolfram konnte lange nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß in Ida's Herzen eine traurige Veränderung vorgegangen — ihr Blick war ja immer der

liebevolle, ihr Wort immer das freundliche, ihre Liebkosungen immer dieselben; — er konnte keiner andern Ansicht werden, obgleich seine Mutter, welche doch für Ida so sehr eingenommen war, ihm da und dort nicht undeutliche Winke gab, daß es nöthig wäre, Ida besser zu beobachten. Weiber sehen tiefer in das Herz derer, die ihres Geschlechtes sind, aber Wolfram achtete diese Winke nicht, bis ihm selbst die Augen aufgingen und er erkennen mußte, wie sehr er sich in Ida getäuscht hatte.

Eines Tags kehrte er früher von der Jagd heim, als er es sonst gewohnt war — er war ohne Begleitung ausgeritten, und sein Gehen hatte eben so wenig Aufsehen gemacht, als jetzt sein Kommen. Er ritt über die Brücke in den Hof — sonst waren Ida und ihre Pflegmutter die ersten, welche ihn bewillkommten — Ida erschien nicht, aber Bertha, seine Mutter, ging neben ihm: denn schon im Burggarten hatte sie ihn bewillkommt, in dem sie so eben sich ergangen hatte. Hastig eilte Wolfram die Treppe hinauf, aber leisen Trittes zu Ida's Gemach, denn er wollte sie freudig überraschen durch seine baldige Heimkehr. Schnell öffnete er die Thür — er sah Ida, und vor ihr lag ein Ritter auf den Knieen — ihre Rechte hielt die Seinige, und den linken Arm hatte sie um seinen Nacken gelegt. Wie vom Blitze gerührt waren Beide, als sie den Ritter von Bebenburg erblickten. Cuno von Selteneck, rief Wolfram, ist das Rittersinn und Freundestreue? Sein Gesicht überzog bald Röthe,

bald Todtenblässe, und seine Hand zitterte am Griffe des Schwertes, das er gefaßt hatte. Ida würdigte er keines Blickes; die war zurückgetreten und verhüllte vor Schaam ihr Gesicht; Cuno von Selteneck aber stand gegenüber mit geschränkten Armen und schien sich an dem Schmerz zu weiden, der jetzt Wolframs Herz durchwühlte: Cuno von Selteneck schien der Beleidigte und Wolfram der Beleidiger. Beide betrachteten sich lange; da begann endlich Wolfram mit gefaßter Stimme und kaltem Blicke: Cuno von Selteneck! mit Sonnenaufgang bei den beiden Eichen im Thalgrund! Dieses gesagt, verließ er das Gemach, aber einen wehmüthigen Blick richtete er noch im Gehen auf Ida. Mit einem Hohnlachen erwiederte Cuno des Gehenden Herausforderung zum Zweikampf.

Niemand auf der Burg, selbst Bertha, die Burgfrau, erfuhr etwas von dem, was geschehen war, Wolfram verschloß es als ein Geheimniß in seine Brust. Nur in seinem Blicke, der so düster war, wie noch nie, las Frau Bertha, daß etwas vorgefallen wäre — aber sie forschte nicht, als sie am Abendimbiß saßen — sie fragte nicht nach der Ursache, als Ida nicht dabei erschien, wie sie es immer gewohnt war.

Morgens, ehe die Sonne aufging, trat Wolfram aus der Burg und stieg hinunter ins Thal, wo die beiden Eichen aus Einem Stamme wuchsen. Noch lag Dämmerung über dem Thal; als die Sonne aufging, erschien Cuno von Selteneck in glänzender Rüstung. Sie traten einander näher; kaum sah Wolfram seinem

Gegner noch ins Gesicht, so schwang Cuno schon den Stahl über seinem Haupte. Mit Gewandtheit fing Wolfram den Hieb auf, der ihm den Helm gespalten hätte; Cunos Schwert prallte in die Luft und er sah bald, daß ein Kräftiger ihm gegenüber stand. Wolfram ließ seinem Gegner Zeit, das Schwert wieder fester zu fassen. — Cuno richtete einen zweiten Hieb gegen Wolframs Haupt, aber zu gleicher Zeit holte Wolfram aus, und begegnete dem Schwerte des Gegners — beide prallten zusammen und Cunos Stahl flog in Stücke. Der Kampf war jetzt geendet, aber der von Selteneck wollte nicht abstehen, er riß den Dolch aus dem Gürtel und stürzte auf Wolfram los. Cuno suchte des Gegners Hals, da wo der Helm und der Panzerkragen zusammentreffen, aber seine Hand zitterte vor Wuth, und der Dolch glitt am Brustpanzer ab; indessen faßte ihn Wolfram mit kräftigem Arme, rang eine Zeitlang und warf ihn zu Boden, daß Cunos Rüstung laut krachte; das Helmband riß in Stücken und der Helm rollte weit hin. Jetzt erst ward sichtbar, daß Wolframs Hieb nicht nur seines Gegners Schwert zerschlagen, sondern auch seinen Helm getroffen und ihm eine nicht unbedeutende Kopfwunde beigebracht habe. Cuno von Selteneck lag auf dem Boden und aus seinem Haupte quoll das Blut: er war so sehr vom Fall erschüttert, daß er sich lange nicht mehr aufrichten konnte. Wolfram verließ den Kampfplatz und kehrte zur Burg zurück — aber als er zurückblickte, sah er, wie der von Selteneck grimmig seine Faust

ballte, und nicht undeutlich hörte er das Wort aus seinem Munde: Rache und Verderben! — Doch das Wort schien umsonst geredet. Wolfram hörte seitdem wenig mehr von seinem treulosen Freunde: die einzige Kunde war die, daß er bald wieder genesen wäre. Aber nicht so bei dem Ritter von Bebenburg. Seit er sich so schrecklich in Ida getäuscht hatte, nagte ein schwerer Kummer an seinem Herzen — vor seiner Mutter hielt er Ida's Unrecht verborgen, darum blieb sie immer in der Burgfrau Umgebung — er sah sie täglich, saß ihr gegenüber, sah den Kummer ihres Herzens, der dem neuen Buhlen galt — er sollte hassen, und doch konnte er es nicht, denn das Band der Liebe war in seinem Herzen nicht so schnell zerrissen. — Da erging aus dem Munde Bernhards von Clairvaux der Ruf zum heil. Grabe, und er drang auch in diese Gegend — Wolfram hörte ihn mit Freuden und folgte. Kein Wort seiner Mutter, die jetzt einsam und verlassen wäre, konnte ihn zurückhalten. In wenigen Tagen hatte er sich gerüstet, und er zog zuvor nach dem Jagstthal, um sich dort mit dem Sohne eines Freundes seines seligen Vaters, dem jungen Engelhard von Berlichingen, dem Heere König Konrads anzuschließen, das sich gerade aus allen Gegenden Deutschlands versammelte. Es war ein schmerzlicher Augenblick, als Wolfram aus der Burg seiner Väter ritt: die Mutter wollte sich kaum von ihrem Sohne trennen. Auch Ida trat herzu, in ihren Augen standen Thränen, und sie schien herzlich ihr Unrecht zu

bereuen. Wolfram reichte ihr die Hand zum Abschied und ein Blick fiel auf sie, wie in jenen Tagen, da sie sein ganzes Seelenglück war. Mutter! war des Scheidenden letztes Wort, Mutter verstoß nicht das Mägdlein um meinetwillen. Da erst flossen Ida's Thränen stromweiß, und sie sah lange noch dem Scheidenden nach. — Drei Jahre kämpften die beiden Freunde, Wolfram v. Bebenburg und Engelhard v. Berlichingen, im heil. Lande ritterlich gegen die Sarazenen. Mit Siegeslorbeeren geschmückt kehrten die beiden Freunde, die an heil. Stätte den Ritterschlag empfangen hatten, in das deutsche Vaterland zurück. Engelhard v. Berlichingen sah freudig die Seinigen, Vater, Mutter und Geschwister wieder; nicht so der edle Wolfram von Bebenburg. Als er sich unterwegs von seinem Freunde verabschiedet hatte, ritt er allein der Burg seiner Ahnen zu. Eine traurige Kunde traf sein Herz, als er nahe der Burg ritt. Seine innig geliebte Mutter Bertha war schon vor zwei Jahren gestorben, so berichtete ihm ein alter Diener des Hauses, der heimathlos umherzog, denn er war aus dem Schlosse Bebenburg vertrieben, das nach dem Tode der Burgfrau ein Fremder gewaltthätig eingenommen. Und wer war dieser Gewaltthätige? Cuno von Selteneck, sein Todfeind, der mit Hülfe der ungetreuen Ida sich leicht in den Besitz des Schlosses gesetzt hatte, und nun mit ihr darin schaltete und waltete. Behalte Beides, rief Wolfram schmerzerfüllt, die Treuvergessene und das Erbe der Ahnen, ich will dir, du ehrvergessener Räuber, weichen, denn

ich habe doch keine Freude im Leben mehr, seitdem die theure Mutter verstorben und Ida mir verloren gegangen — in der Erfüllung meines Gelübdes, das ich an heil. Stätte gethan, dem Herrn ein Kloster zu bauen, wenn ich wohlbehalten in die Heimath kehre, will ich den Frieden suchen, den die Welt mir genommen. Im Angesicht der nun fremdgewordenen Väterburg lenkte er sein Roß um, nachdem er dem armen Diener Alles gegeben hatte, was er Werthvolles noch bei sich trug — und nun zog er dem Jagstthale zu, wohin sein lieber Waffenbruder ihm vorangegangen war. Weit unten im Thale, nahe der Burg Berlichingen, dem Ansitz seines Freundes, besaß Wolfram das Erbgut Neuseze (Neusaß), nebst mehreren andern Gütern und Grundstücken. Da wollte er zuerst das im heiligen Lande gelobte Kloster gründen. Aber er änderte sein Vorhaben, als ihm an der Stätte eine wunderbare Erscheinung wurde, die ihm bedeutete, er möge diesen Platz Neuseze auf der Höhe verlassen, und zunächst unten im Schönthale das Kloster aufbauen. Willig trat sein Waffenbruder Engelhard von Berlichingen ein seiner Familie gehöriges Grundstück ab, und nun wurde hier, in geringer Entfernung von der Burg Berlichingen, ein stattliches Kloster erbaut, im Jahr des Herrn als man zählte 1157, und sein Name ward genennet Schönthal, dieweil es in einem schönen Thale lag. Nachdem Wolfram von Bebenburg einen Abt mit zwölf Mönchen aus dem Kloster Maulbronn bestellt hatte, um in dem neuen Kloster sich anzusiedeln,

trat er selbst nicht als Mönch, sondern aus purer Demuth als Laienbruder ein, denn er wollte der Geringste unter Allen seyn. In diesem, dem Herrn gestifteten Kloster, diente er von nun an Gott mit einem andächtigen und frommen Leben, bis ihn der Herr in die Wohnungen des ewigen Friedens abrief. Er liegt zu Schönthal neben den übrigen Mönchen begraben. Ein lebensgroßes Bild im Conversenhabit, gleich beim Eingang in die jetzige prachtvolle Klosterkirche, verewigt das Andenken des frommen Stifters Wolfram von Bebenburg.

XII.

Die Belsener Capelle.

Zwischen Tübingen und Hechingen, hart an den Albbergen, liegt auf offenem Felde, umgeben von Obstbäumen, das freundliche Dorf Belsen (Filial von Mössingen), berühmt durch seine weit und breit berühmte uralte Capelle. Dieselbe steht unmittelbar unter dem Farrenberg auf einem grünen, dicht mit Obstbäumen besetzten Hügel, ist massiv von reinbehauenen weißen Sandsteinen gebaut, aber mit nordischem Spitzgiebeldach. Schon der flüchtigste Anblick, sagt Gustav Schwab, der die Capelle am ausführlichsten beschrieben,

erklärt sie für ein vorgothisches Alterthum: das runde Gewölbe der niedrigen Pforte, der Bau der Fenster, die gänzliche Schmucklosigkeit, selbst die Beschaffenheit der Bausteine, setzen dieses außer Zweifel. Nur der kleine Chor hat spitzbogige Fensterwölbungen, und ist sammt dem Thürmchen unstreitig jüngeren Ursprungs. Kommt man von Mössingen, so erblickt man zuerst die Ostseite, den Chor des Kirchleins. Mehrere Steine haben zwar ein alterthümliches Aussehen, aber Nichts ist da, was auf ein höheres Alter schließen ließe, als das gewöhnliche der Kirche. Anders sieht die Nordseite aus: auch hier stört zwar ein durchbrochenes Kirchenfenster und eine Treppe, die auf den Thurm führt, aber die Steine sind durchaus alt und massiv, auch, wie gewöhnlich bei ähnlichen Gebäuden, zum Theil unten mit runden Löchern. Erst die Abendseite gibt Aufschluß über den früheren Zustand und die Bedeutung des Kirchleins. Gerade über der Thüre, dem Haupteingang, ist ein Kreuz zu sehen, über dem, concentrisch mit dem unten laufenden Bogen, ein Stein, auf dem eine kleine Figur, ein kurzer dicker Kerl, dessen Arme und Beine einen Halbkreis bilden und unten zusammenlaufen, sich befindet: „ein sich verkrattelnder Mann," sagt der alte Zeller in seiner Beschreibung Tübingens vom Jahr 1743. Er scheint Etwas in den Händen zu halten, was durchaus nicht mehr deutlich zu erkennen ist. Genau über diesem Stein, ziemlich höher, zeichnen sich vier andere aus. Auf dem in der Mitte stehenden ist eine Figur, etwa

doppelt so groß, als die auf dem untern Stein, mit dickem Kopf, an die Seiten gelegten Armen, die Beine an sich zwar gerade, aber doch so, daß die Zehenspitzen sich (beinahe) berühren. Der Stein zur Rechten zeigt einen großen Ochsenkopf, der zur Linken zwei Widderköpfe, der über dem mittleren zwei Köpfe, deren einer ein Widder-, der andere ein Ochsenkopf zu seyn scheint. Etwas höher ist wieder ein Kreuz, größer als das untere. Auf den ersten Blick fällt es auf, wie sehr bei der ganz und gar schiefen Lage desselben die bis jetzt so genau beobachtete Symmetrie verletzt ist: es steht viel zu sehr zur Rechten, und nicht, wie alle andere Steine, ganz perpendikulär. Höher, und noch weiter rechts, ist eine kleine Oeffnung. Zur Rechten wie zur Linken der Thüre finden wir zwei gewölbt hervorspringende kleine Säulen, nicht freistehend, unmittelbar an die Wand sich anschließend, jede um etwas mehr als handbreit. Die rechte hat unten ganz deutlich zwei Räder, die Umrisse mit Punkten bezeichnet, die bei der untern ziemlich tief gehen. Das Aussehen mahnt auf den ersten Anblick an Ammonshörner, wir glauben aber, sie für Zierrathe erklären zu dürfen, denn, wenn wir den untern Theil der linken Säule betrachten, so finden wir ihn mit dreifachen Streifen geziert. Ganz die nemliche Erscheinung finden wir um das untere Kreuz, nur weniger tief, und hie und da die Umrisse weniger bestimmt. Dasselbe finden wir endlich, wenn wir die Verzierung der engen Pforte, wie sie, mit Anspielung auf den Spruch, die Ueberschrift

nennt, damit vergleichen. Wenn wir uns von der Mittagsseite, die nichts Bedeutendes hat, aus zur Morgenseite wenden, so fällt uns zuerst die Einbeugung in die Augen, die den Anfang des Chors bezeichnet. Hier ist nun eine runde Oeffnung, so gelegen, daß durch sie der erste Strahl der Morgensonne hereinfällt. Der Theil des Gemäuers ist unstreitig so alt, als die Westseite. — Die Volkssage von Belsen erklärt diese Kirche, die seit undenklicher Zeit zum Gottesdienst der Gemeinde eingerichtet ist, für einen heidnischen Bels= oder Baals=Tempel, von dem sie auch den Namen Belsen ableitet, setzt den Farrenberg, wohl auch den Roßberg, mit in Verbindung, indem sie erzählt, daß auf diesen Höhen das heilige Opfervieh geweidet wurde, und zeigt noch im Innern der Kapelle den Stein, an welchen die Opfer angebunden wurden.

Wir wollen die Volkssage nicht als aus der Luft gegriffen betrachten, sondern mit den Ansichten der Gelehrten, die sich schon seit mehr als 100 Jahren mit der Untersuchung über das Alter der Capelle und der Erklärung ihrer Bildwerke Viel zu schaffen gemacht haben, in Einklang bringen. Darüber sind alle einverstanden, daß die Belsener Capelle ein Bauwerk ist, welches im Laufe der Zeit mehrere Aenderungen erfahren. Will man sich eine Vorstellung von ihrer Urgestalt machen — das sind die Worte unsers Altmeisters in diesem Fache, des gelehrten Dombechant von Jaumann — so muß man sich die neuen Zusätze zuerst hinwegdenken. Diese

sind das Dach, der Chor gegen Osten und eine erst vor 30 Jahren angebaute Sakristei. Alle diese Theile sind erst später, wohl zur bequemeren Einrichtung für eine christliche Kirche, aber offenbar zur Entstellung des alten Denkmals hinzugekommen. Die Sakristei ist gerade an der Stelle angebaut, wo die Oeffnung zum Einfallen des ersten Sonnenstrahls beim Aufgang der Sonne angebracht war. Denken wir uns nun diese Zusätze weg, so zeigt sich uns von Osten, wo jetzt der Chor angebracht ist, der freie Eingang — vielleicht einer Vorhalle in den Tempel; links, gerade gegen Osten, ist an einem Vorsprung die obbenannte Oeffnung angebracht: aus früher ganz kleinen, hoch oben, zu beiden Seiten gegen Norden und Süden angebrachten Oeffnungen (Fenstern, Hohllichtern) fiel ein spärliches Licht, und gegen Abend war, dem Eingang gegenüber, eine niedere schmale Pforte angebracht, so wie eine gleiche Pforte gegen Süden war. An der Abendseite erhebt sich der Giebel, und an diesem sind die hieroglyphischen Figuren eingemauert. So etwa war die Capelle oder vielmehr der Tempel in ältester Zeit, und kündigt sich als ein römisches Bauwerk an, das etwa vom zweiten bis dritten Jahrhundert errichtet wurde. Der Tempel war dem Mithrasdienst, vereinigt mit dem Isiscultus, den römische Veteranen aus dem Orient mitgebracht und überall, wo ihre Legionen lagen, einführten, gewidmet. Hier — das sind die Worte des sel. Schwab, der am scharfsinnigsten über die Capelle geforscht — opferten sie nach

egyptischer Weise Farren, die sie auf dem ganz nahen Farrenberg weideten. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein im Innern der Capelle aus der Mauer, da, wo sich der neuere Chor anschließt, hervorragender Stein, der in einer christlichen Kirche durchaus fremd und bedeutungslos ist, den aber die Volkssage ohne Bedenken zu dem Steine macht, an den die Farren beim Opfer angebunden wurden. Darum vermuthen wir, daß da, wo sich jetzt der Chor anschließt, der Haupteingang zum Tempelchen mit der Opferstätte gewesen, vielleicht mit bedeutenden und reicheren, jetzt verlornen Symbolen. Das jetzige Frontispitz wäre die Rückseite mit einer Hinterthür und den übrig gebliebenen Sinnbildern. Den ganzen Tempel denken wir uns begreiflich nicht spitzig und mit einem Giebeldach, wie jetzt versehen, sondern etwas thurmartig in die Höhe gebaut. Später wurde die Capelle in eine christliche Kirche umgewandelt. Diese Umwandlung geschah wahrscheinlich durch die irischen Heidenbekehrer, etwa 600 Jahre nach Christi Geburt, um dieselbe Zeit, als diese am Bodensee einen deutschen Heidentempel zu Bregenz in einen christlichen umwandelten. Lassen wir nun einen solchen christlichen Heidenbekehrer nach Belsen kommen und die dortigen Allemannen bekehren; er findet den römischen Tempel vielleicht schon als Ruine, aber doch mit leichter Mühe zum christlichen Dienst wieder herstellbar, und macht dieses den Neubekehrten begreiflich. Es wird ans Werk geschritten. Das Haus muß vor allen Dingen nach

nordischer Sitte und dem Bedürfniß des Klima's ein Giebeldach erhalten. Zu dem Ende wird auf beiden Längeseiten von der Höhe genommen, an der Breite aber hinaufgebaut, um den Giebel zu vollenden. Diese Annahme erleichtert uns die Erklärung des Kreuzes. Die Bekehrer wie die Bekehrten haben ohne Zweifel Anstand an den unförmlichen und ihnen fremden Götzenbildern am oberen Theile dieser Tempelseite genommen. Sie und sich zu beruhigen, riethen nun jene den Bauenden, bei Vollendung des Giebels über den abgöttischen Mißgestalten das sichtliche Symbol bol des Kreuzes einzusetzen, vielleicht nicht blos als Zeichen des vertriebenen Götzendienstes, sondern auch, um den möglichen unheilvollen Einfluß jener Götzen (Teufel) unwirksam zu machen. Aus eben dem Grunde ward über die Eingangsthüre an der Westseite ein Kreuz mit verschiedenen Zierrathen eingemauert. Daß wir heut zu Tage keinen Ansatz im Bau des Giebels bemerken (abgerechnet den unmittelbar auf beiden Seiten des Daches hinlaufenden) wird wohl auf Rechnung des Geschmacks der Umgestaltenden gesetzt werden dürfen, die hoffentlich die wenigen Steine des Gipfels nach dem Muster des alten Baues zuzuhauen und zusammenzusetzen nicht unterlassen haben werden. Ebenso mag es mit dem jetzt von dem Chor verdrängten Haupteingang auf der andern Breite des Tempels gegangen seyn. Dort denken wir uns auch die bei römischen Gebäuden zu erwartenden Aufschriften über der jetzt verschwundenen Hauptthüre und etwa einen

Säulengang. — Was die Symbole am Giebel des ursprünglich römischen Tempels betrifft, so halten wir sie für die egyptischen Natur- und Lichtgottheiten, und zwar die Farren- oder Kuhköpfe für die Andeutung der Isis, die Zwerge für die weltschöpferischen Licht- und Feuergötter, die in Egypten hie und da in Verbindung mit der Isis und in bärtiger Zwergsgestalt erscheinen. Namentlich hat der Belsener Giebelzwerg große Aehnlichkeit mit einem Zwerg auf einem egyptischen Denkmale, welchen man für Gott Knuphis, den guten schöpferischen Geist, den idealen Osiris hält. Auch auf einer egyptischen Silbermünze findet sich ein ähnlicher Zwerg, und auf der andern Seite ein Ochs. Auch die Widderköpfe erscheinen an Kunstdarstellungen aus dem Isiskreise, und zwar an Harpokrates, einem Sohne der Isis und des Osiris. Auf einem h. Schiffe in den Sculpturen des Palastes zu Karnak kommt am Vorder- und Hintertheile ein Widderkopf als Verzierung vor. Wie viel an dieser, übrigens scharfsinnigen Erklärung, wahrscheinlich oder nicht wahrscheinlich, annehmbar oder nicht annehmbar ist, lassen wir dahingestellt seyn. Eine, der Ansicht Schwabs und seiner Vorgänger ziemlich entgegengesetzte Ansicht, die aber mehr mit der Volkssage stimmt, hat der scharfsinnigste Forscher über das Keltenthum, Archivdirektor Mone zu Carlsruhe, über die Belsener Capelle aufgestellt. Er nimmt an, das Kirchlein stamme zwar aus dem 8. oder 9. Jahrhundert (nemlich in seinen ältesten Theilen), allein aus seinem Namen und den

Bildern ergebe sich, daß zur Zeit, als die Gallier (Kelten) unter römischer Herrschaft Allemannien bewohnten, hier der gallische Bel verehrt worden sey. Die Stier- und Widderköpfe seyen Erinnerungszeichen, daß einst solche Thiere auf dem Farrenberg geopfert worden, und das Kreuz mit der Sonne deute an, daß der Beldienst der neuen Sonne des Christenthums habe weichen müssen. Diese Ansicht hat viele Wahrscheinlichkeit, denn daß Belsen ursprünglich schon ein christliches Kirchlein gewesen, auf dem die symbolischen Steine, Reste von einem alten Cultus, eingesetzt wurden, ist keinem Zweifel unterworfen.

Mone's Ansicht, daß zu Belsen in ältester Zeit der Keltische Gott Bel, Balin, verehrt worden sey, ist von dem fleißigen Beschreiber der Burgen Achalm und Lichtenstein, M. Gratianus, Pfarrer zu Sondelfingen, theils weiter ausgeführt, theils wieder bedeutend modifizirt worden, sie steht aber der Schwab'schen entgegen. Wir geben sie, um dem Leser die Wahl zu lassen, für welche Ansicht er sich entscheiden möge. Was die Volkssage gibt, bestätigen die alten Bildsteine, daß der ursprünglich heidnisch-römische Tempel zu Belsen dem Sonnengott gewidmet war. Die Bildsteine sind nicht nur ganz roh behauen, sondern sie unterscheiden sich auch von den andern Sandsteinen durch rauheres Korn und schwärzliche Farbe. Die Bildsteine sind demnach nicht für römisch, sondern für älter, als die Capelle zu halten. Auch die hohen Spitzgiebel können wir so wenig als die Kreuze für Zusätze und Er-

gänzungen der irischen Christenbekehrer ansehen. Der westliche Giebel hat durchaus keine Spur von einem späteren Ansatz. Wer die ganz genau in einander greifende Verbindung der Capellmauern untersucht, findet vielmehr die vorragenden Hohlkehlen der beiden Langseiten so schön und genau mit der Giebelseite verbunden, daß der Giebel offenbar der ersten Anlage des Tempels angehören muß; und noch genauer ist der untere Stein mit dem Kreuz in die Wölbung des Pfortenbogens, besonders in den über dem Kreuze stehenden Schlußstein mit dem kleinen Zwerg eingefügt. Demnach müssen, wie der ganze Giebel, auch die Kreuze der ersten Anlage des Tempels angehören. Bedenklich ist, obschon auf der Ostseite die Opferstelle war, daß man in der östlichen Giebelseite über dem Chor zwar die bemerkte Oeffnung, aber gar keine Spur von den Symbolen des Sonnendienstes antrifft. Sie sind auf der Westseite des Tempels angebracht, ohne Zweifel, weil die Sonnendiener von Westen herangezogen sind, was uns den Schlüssel zum Ganzen geben muß. Von Westen, aus Gallien, sind gallische Völker, keltischer Abstammung, schon frühzeitig über den Rhein gezogen und im alten Sueven-, später Allemannenlande eingewandert. Diese Gallier hatten schon vor Cäsars Zeit Götterbilder, die sie in ihre neue Heimath mitbrachten. Zwar verehrten sie, wie die alten Germanen, die Sonne, den Mond und das Feuer, aber sie brachten jetzt auch den Bilderdienst auf, den sie wahrscheinlich von den Iren empfangen. Durch sie

kam der irische Gott Grannus, von den Römern Apollo genannt, über den Rhein, und dieser ist ein und derselbe mit Belen, Bel, Bal, denn nach Herodian nannten die keltischen Eingebornen den Ben Sonnengott Belin. Der Ortsname selbst, Belsen, Bel-son, führt auf die Altkeltische Sprache zurück. Die schöne, jetzt nur mit alten Buchen besetzte Albweide auf dem Farrenberg war wohl ein alter heiliger Hain der Kelten. Unter dem Farrenberg auf dem Hügel wurde geopfert, und auf der Opferstelle waren die Symbole keltischer Götter aufgestellt. Die Kelten umschloßen auch ihre Götterbilder mit Wänden, sie bauten dem Belin ein Sonnenhaus, aber weder von Holz noch von Steinen, sondern aus getrocknetem Lehme. Als nun eine römische Legion etwa zwischen 201—223 nach Christi am Farrenberg eine friedliche Niederlassung gründete, fand sie den keltischen Gottesdienst bereits bestehend. Da die Römer auch die Götter der unterworfenen Völker zu römischen machten, so weihten sie dem Apollo Grannus, dem Deus invictus sol, oder wie sie den schon bestehenden Sonnengott geheißen, einen römischen Tempel, indem sie das alte Belinshaus mit Nachahmung seiner Form in einen römischen Tempel von Stein umbauten. In derselben Stellung gegen die Morgensonne mit Beibehaltung der alten Tiefe und Länge wird der neue Tempel aufgebaut, nur die Wände werden nach römischer Form höher. An der vorderen, der Ostseite, wird bei dem Haupteingang neben der Opferstelle der

alte Opferstein in die Mauer eingesetzt; oben in der Zinne wird der Giebel geschlossen, aber über der Mitte wird jene runde Oeffnung angebracht, durch welche der erste Lichtstrahl in die Capelle fällt. Da die Symbole aus dem Westen stammen, so werden sie nicht alle in der hinteren Giebelseite, sondern über der heiligen Pforte eingesetzt. Der Gott, welchem wieder unter dem Farrenberg, natürlich von eingebornen Priestern und nach alter Weise geopfert wurde, war der genannte Sonnengott Belin, Bel, (Grannus, Grian). Der obere Zwerg auf der Capelle soll wohl denselben darstellen; die drei Strahlenräder oder Sonnen, von welchen die mittlere gleich mit seiner Brust, die obere über, die untere unter dem Gott steht, deuten auf die aufgehende und untergehende Sonne. Der Bel, welcher den Tag regiert, hat seinen Begleiter, welcher die Nacht regiert: dieser ist der untere kleine Zwerg, Maan, Magen, Magon, Luan, der Mond. Bekanntlich hielten unsere heidnischen Vorfahren sehr viel auf den Einfluß des Mondes. Die Thierköpfe sind die Symbole des geweihten großen Opferthiers; die Germanen opferten nicht nur dem Sonnengott Farren, sondern auch dem Maan Ochsenköpfe. So hätten wir nun an der Belsener Capelle ein wichtiges Stück aus der Mythologie unserer heidnischen Vorfahren. Aber Eines macht noch bei Allem, was so schön zutrifft, Schwierigkeit, das sind die beiden ächt christlichen Kreuze über dem Portal und oben am Giebel. Doch auch damit können wir in's

Reine kommen. Da, wenn man die Kreuze genau betrachtet, an beiden der rechte Querbalken länger als der linke, und in der Breite schärfer ist, so könnten sie auch für Aexte oder Hauinstrumente gehalten werden, womit dem großen Opfervieh der Kopf abgehauen wurde, und diese sogenannten Kreuze wären also Symbole der Opferhandlung, wie man solche Hauinstrumente noch an alten römischen Altären findet. Somit wäre auch diese Schwierigkeit beseitigt. Wir haben also in dem Belsener Kirchlein ursprünglich einen römischen Sonnentempel (Belinstempel), der etwa im 8.—9. Jahrhundert in eine christliche Capelle umgewandelt wurde, an dem die alten heidnischen Symbole stehen geblieben sind. — Daran nehmen die andächtigen Besucher kein Aergerniß, denn finden sich nicht an vielen alten christlichen Kirchen römische Steine mit heidnischen Figuren, die besonders im 15. Jahrhundert häufig an christlichen Kirchen eingemauert wurden? Ja, wie viele Kirchen aus der schönsten gothischen Zeit zeigen Frazen und andere Bilder, die ursprünglich beim Bau schon an dieselben angebracht wurden, und eben nicht sehr erbaulich für den Beschauer sind — und doch hat man seit Jahrhunderten sie ohne Aergerniß stehen lassen.

Die Ansicht, daß zu Belsen eine Opferstätte des Sonnengottes Belin gewesen, erhält eine Begründung dadurch, daß nicht nur in Schwaben, sondern auch im Frankenlande Spuren der Belinsverehrung vorkommen. So ist nicht weit von der gewerbreichen

Stadt Künzelsau ein Dorf Belsenberg, über dem auf einer von Felsen umgebenen Höhe noch die bedeutenden Grundmauern der sogenannten heil. Kreuzkapelle sich befinden. Der ganzen Lage dieser uralten Capelle nach zu schließen, möchte auch hier vor der christlichen Zeit ein dem Sonnengott Belin geweihtes Heiligthum gestanden haben, das dem Dorfe den Namen gegeben. (S. Zeitschrift des hist. Vereins für Wirtembergisch-Franken Jahrg. 1850 S. 92.) Ferner liegt zwischen Waldenburg und Künzelsau ein Weiler Belshag, was offenbar auf einen Belshayn hinweist. Auch das nicht ferne von der Jagst gelegene Städtchen Ballenberg (in Urkunden Balinberg genannt) könnte von dem Sonnengott Bal seinen Namen erhalten haben.

Eine dritte Ansicht über die Belsener Capelle erklärt sie für ein rein christliches Bauwerk im älteren byzantinischen Styl (10. bis 11. Jahrh.), die ursprünglich schon dem christlichen Cultus gewidmet war. Der sel. Oberst Hövel, ein Kundiger in diesem Fache, hat fünf genaue Abbildungen der Capelle, ihres Grundrisses und einzelner Details geliefert (die Capelle zu Belsen von H. Stuttgart 1841) und darin diese Ansicht aufgestellt. Auch hat er nachgewiesen, daß die Stürze und Bogenfüllungen über den beiden Thüren mit ihren seltsamen Zeichen je aus einem einzigen Steine gehauen und gleichzeitig mit dem Chorbogen, und nicht etwa erst bei Erweiterung des Kirchleins angefertigt worden seien. „Die eingemauerten

Kreuze, die menschlichen Gestalten, die Stier- und Widderköpfe, findet man auch an andern alten christlichen Kirchen.“ Mit diesen Worten eines Kenners vom ersten Range, ist freilich allen bisherigen historisch-mythologischen Untersuchungen über die Capelle ihr Werth benommen, so scharfsinnig und gelehrt sie auch seyn mögen — und auch künftige Untersuchungen werden für unnöthig erklärt. Einen christlich-symbolischen Werth haben immerhin solche Figuren an alten Kirchen, wie in neuester Zeit in der Schrift „über die Kirche zu Großenlinden in Hessen von V. Klein,“ und an der Capelle zu Oberwittighausen an der Tauber von H. Bauer (S. Zeitschrift des hist. Vereins Jahrgang 1855 mit einer Abbildung) gezeigt worden. — Was früher für heidnisches Bildwerk gehalten worden, erscheint nach der neueren Forschung als rein christlich.

Eine wehmüthige Sage hat sich von der Belsener Capelle erhalten.

Das verlorene und wiedergefundene Kind.

Wild brauste der Sturm und heulte durch Wald und Flur, immer näher rückte der Donner, immer glühender flammten die Blitze und verwandelten die schwarze, dunkle Nacht in ein Glutenmeer. Wilde Regengüsse stürzten nieder, alle Elemente schienen im Kampfe zu liegen, und ängstlich beteten die Bewohner

eines Dorfes bei Hechingen um Schutz und Schonung zum Himmel.

Diese furchtbare Gewitternacht war einem lachenden Sommertage gefolgt. Die arme Gertrud, eines Taglöhners Wittwe, hatte in der Ernte geholfen, und war gegen Abend, als drohende Wolken am fernen Horizonte aufstiegen, ängstlich heimgeeilt, weil sie ihr einzig Kind allein zu Hause wußte. Die bitterste Armuth hatte sie veranlaßt, ihr karges Stücklein Brod hie und da im Taglohn zu verdienen und ihr liebes Kind in der Zwischenzeit dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel anzuvertrauen.

So hatte sie auch diesen Morgen, nachdem sie still ihr Morgengebet geflüstert, sich zum Fortgehen angeschickt, hatte dem kleinen Joseph Blumen, Bilder und Spielereien gegeben, ihm erlaubt in den Garten zu springen, und war, nachdem sie mit heißen Küssen seine Fragen, warum sie fortgehe, erstickt, ihrer Arbeit nachgegangen.

Ein Muttergottesbild stand drüben am grünen Bergeshang, vor ihm sank Gertrud im Vorübergehen nieder, empfahl ihr Kind dem heiligen Schutze und ging getrost an ihr Tagwerk. Wie gut, daß die allmächtige Liebe uns nicht vergönnt, den Schleier der Zukunft zu lüften: wir müßten oft vergehen vor Angst, wüßten wir, was uns bevorsteht.

Als Gertrud am Abende mit bangem Gefühle heimeilte und ihres Kindes Namen schon von Weitem rief, war dasselbe nirgends zu finden. Kein Winkel

der Hütte und des Gartens blieb undurchsucht, die geängstete Mutter suchte wieder und wieder an allen wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Orten — umsonst! — keine fröhliche Kinderstimme antwortete dem Angstruf — alles blieb stumm und stille, nur das Krachen des Donners und das Leuchten des Blitzes gaben der Scene ein schauerliches Leben.

Gepeinigt von namenloser Angst läuft die arme Mutter von Haus zu Haus, klopft an jeder Thüre: doch Niemand konnte Nachricht von dem Kleinen geben. Einige wollten ihn im Nachmittage ins Thal hinausgehen haben sehen, der Hirte erinnerte sich, daß er Blumen suchend dem nahen Berge zugesprungen sey — doch Niemand hatte ihn heimkehren sehen.

Da eilt sie fort die unglückliche Mutter, dem dunkeln Felde zu, sie achtet nicht des strömenden Regens, nicht des rollenden Donners, sie freut sich noch der Blitze, denn ihre Glut ist ja ihr einziges Licht. Alles Rasen der Elemente kann die Mutter nicht schrecken, die ihr Kind verloren, die ihm Schutz und Hülfe bringen will. Ihr Herz betet um Erbarmen zum Himmel: „O lenke mich in meiner Noth, führe Du mich, Ewiger, und lasse mich mein Kind finden! bitte für mich, Du heilige Gottesgebärerin, um all Deiner Leiden, all Deiner Glorie willen und schütze milde mein armes Kind!“ Ein heller Blitzstrahl beleuchtet in mäßiger Ferne den Berg, zu dessen Füßen ruht eine uralte Kapelle — dann hüllt wieder tiefes Dunkel

Alles ein. Der Mutter Schritte lenken sich fast unwillkührlich dem heiligen Orte zu.

Die kleine, steinerne Kirche stammte aus grauer Vorzeit, ein mißgestaltetes Götzenbild grinsete über dem Portale und oben vom Giebel herab. Sie trat durch die stets offene, runde Thüre, um in heiliger Stille dort zu beten: sonst scheute man den finstern, unheimlichen Ort. „O wenn mein Kind an diesem Orte weilte!" klagte die Mutter, während sie, durch Nacht und Dunkel tappend, den Weg suchte.

Die ewige Barmherzigkeit aber läßt kein gläubiges, armes Menschenherz ohne Trost: die schwarzen Wolken zerrissen, der Regen hörte auf, seltener und seltener flammten die Blitze, immer ferner rollte der Donner und das klare Silberlicht des Mondes ergoß sich bald über die wieder beruhigte Erde.

Gertrud war der Kapelle nahe gekommen; der alte Aberglauben hemmte ihre Schritte — doch es galt ja ihres Kindes Wohl oder Weh — sie faßte sich ein Herz und trat durch die offene Pforte.

Das bleiche Mondlicht leuchtete durch die kleinen Fensteröffnungen und umfluthete mild ein am Altare schlummerndes Kind. Dort in den Stufen des alten Opfersteines liegt der verlorne Liebling, ein selig Lächeln scheint die zarten Lippen zu umschweben, und in dem halbgeöffneten Händchen ruhte ein glänzend Silberstück. Kennt ihr der Engel Groschen nicht? sie geben ihn zum Pfand, wenn sie ein zartes Kind mit in die ewige Heimath führen wollen. „Mein

Kind; mein süßes Kind! ich habe dich gefunden!" rief die Mutter voll Freude und neigte sich über den verlorenen Liebling. Aber keine Liebkosung, kein zärtlich Wort kann den Kleinen erwecken, sein Händchen ist so kalt, seine Wangen so bleich: von unsäglicher Angst gefoltert, kniet die Mutter schluchzend neben dem Kinde nieder, küßt es heiß auf die kalten Lippen, drückt es an die liebende Brust — umsonst — es athmet nicht mehr — der Engel des Herrn hat es aus dem alten Heidentempel in den goldnen Himmel geholt; das verirrte Lämmchen ist nun daheim beim guten Hirten.

Kein Wort vermag der Wittwe Schmerz zu malen, sie weint in unsäglichem Jammer! Wie ist ihr nun Alles genommen: Eltern, Gatte und Kind todt — wie kann sie das elende Leben ertragen? Nur Ein Gedanke — der der Verzweiflung, durchbebte sie. Da sank sie wieder auf die Kniee, zu Ihm flehend, der gegeben und genommen hat, der sie einst mit den Geliebten wieder vereinen wird: und aus der alten Heidenkapelle steigt ein demüthiges Gebet himmelwärts zum Gott der Christen, und bringt den Balsam des Segens und Trostes nieder in das wunde Herz einer verlassenen Mutter!

Lina Welcbil.

XIII.

Kloster Wiblingen.

Links über dem Thale der Iller, die hier eine bedeutende Krümmung macht, liegt das Pfarrdorf Wiblingen, und etwas höher und freier die ehemalige Benediktiner=Abtei dieses Namens. Sie wurde im Jahr 1093 von den Grafen Hartmann von Kirchberg und seinem Bruder Otto auf eignem Grund und Boden gestiftet. Zuerst wurde der Klosterbau, wie der Ulmer Mönch Felix Fabri aus dem 15. Jahrhundert berichtet, an einem andern Ort begonnen; als aber die Stifter Hartmann und Otto von ihrem Kreuzzug nach Jerusalem zurückkehrten, und von den Bauleuten vernahmen, daß sich der Bau wegen des sandigen Bodens nicht halten könne, so wurde der Bau verlassen und das Kloster an dem Orte erbaut, wo es noch jetzt steht. Wirklich ist auch bald hernach der Berg, auf dem das Kloster begonnen wurde, geborsten, und der angefangene Theil der alten Kirche stürzte sammt dem Kirchhofe herab. Das neuerrichtete Kloster wurde von St. Blasien aus mit Mönchen ausgestattet, und im September des Jahrs 1093 durch Bischof Gebhard von Constanz zu Ehren des heil. Martins eingeweiht. Im Jahr 1098 nahm Pabst Urban II. das neugegründete Kloster in seinen

Schutz und bestimmt seine Rechte und Freiheiten. In dieser Bulle übertrug er dem Stifter und seiner Familie die Schirmvogtei über das Kloster, mit der ausdrücklichen Bemerkung, „wenn Einer nicht das Frommen des Klosters fürdere, so dürfen Abt und Brüder ihn entfernen und einen andern wählen.“ Als Steuer legte der Pabst dem Abt und Convent auf, daß sie jedes Jahr einen Bisant (güldene Dukate) in den päbstlichen Fiskus liefern. Die Schutzbulle wurde im Jahr 1126 von Pabst Honorius, im Jahr 1148 von Eugen III. erneuert, und werden in letzerer Bulle zugleich die Besitzungen des Klosters zu Gögglingen, Dischingen, Vöhringen, Kirchberg, Harthausen in Schutz genommen. In der Schutzbulle Pabst Cölestins III. werden außer den genannten noch die Klosterbesitzungen zu Achstetten, Ersingen, Donaustetten, Staig, Altheim, Hüttisheim, Laupheim, Buch, Remshard, Gerlenhofen, Hütenhausen, Stetten in Schutz genommen. Wir sehen hieraus, daß Wiblingen bereits im ersten Jahrhundert seiner Stiftung viele und bedeutende Güter besessen. — Der erste Abt des Klosters war Werner von Ellerbach, edel an Geschlecht, und noch edler durch seinen frommen Sinn. Weil dieser Abt gar gottergebene Mönche unter sich hatte, so wurde er von vielen Gott geweihten Jungfrauen angesprochen, er möchte doch neben seinem Kloster auch ein Klösterlein für sie erbauen. Der Abt willfahrte ihrer Bitte, und erbaute zur Seite des Convents ein Klösterlein, in dem lange Zeit eine Sammlung Gott geweihter

Jungfrauen gewesen, neben der Capelle der h. Maria. Letztere stand in dem Kirchhof, wo das Begräbniß der genannten Schwestern war, unter welchen manche sehr fromme gewesen seyn sollen. Ja noch lange nachher wallfahrteten Viele aus Ulm und von der Umgegend zu jener Capelle, zur Ehre dreier Jungfrauen, welche man die drei heil. Jungfrauen nannte. Abt Werner lebte noch im Jahr 1126. Nach ihm erscheint Abt Berthold, noch im Todesjahr Abt Werners. Diesem folgte Abt Arnold bis 1147. Dann führte den Abtsstab Stephanus, welcher vom Jahr 1148 bis 1173 in Urkunden vorkommt. Im Jahr 1194 lebte Abt Heinrich, der bis 1241 regierte. Auf ihn folgte Abt Hermann, der nur zwei Jahre regierte. Dessen Nachfolger war Abt Conrad bis zum Jahr 1281. — Mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts sah es nicht zum Besten im Kloster Wiblingen aus, denn die Zucht der Mönche lag sehr im Argen. Daran waren hauptsächlich die Mönche von Reichenau Schuld, welche einen reichen Pfleghof mit vielen Gütern und Gülten zu Ulm hatten. Allda wohnten immer sechs bis sieben Mönche von der Reichenau, die auf ihrem Hofe, genannt der Grienhof, der so prächtig wie ein fürstliches Schloß war, umgeben von einer Mauer und einem Lustgarten, Wein ausschenkten, und mit den Ulmern weltlich handelten und wandelten. War ein Stechen zu Ulm, so stachen die Mönche auch mit: sie trieben mit ihnen Ritterspiel und Turnier, hielten Tänze, viel Banket, Gastung und Wohlleben, also

daß alle Tage ein Zehentlein oder Dörflein der Abtei Reichenau dahin ging, wie es hergegangen war. In dieses Leben in Saus und Braus, das die Reichenauer trieben, wurden auch die Mönche der nahen Klöster hineingezogen. Gab es einen lustigen Tag in Ulm, so luden die Reichenauer Mönche auch ihre Brüder zu Wiblingen ein, und es hieß: „gleiche Brüder, gleiche Kappen." Im Strudel des Wohllebens versanken bald auch die Mönche zu Wiblingen, und das Kloster gerieth in Abgang. Ein gleiches Schicksal hatte auch das Frauenkloster zu Wiblingen getroffen; wie in dem Mönchskloster, so verfiel auch in diesem die Zucht, und es ging bald seiner Auflösung entgegen. Da kam noch zu rechter Zeit ein Mann ans Ruder, der das Kloster vom Abgrund des Verderbens rettete. Es war Abt Ulrich Hablützel, der es nach dem Beispiel des Benediktiners Ludwig Berbus aus Venedig unternahm, auch sein Kloster zu reformiren. Rasch legte er die Hand ans Werk, und es war nicht ohne Segen. Aber es läßt sich nicht leicht beschreiben, sagt der Ulmer Mönch Felix Fabri, welche Schwierigkeit der ehrwürdige Vater Ulrich bei der Reformation seines Convents zu überwinden hatte; denn er fand bei seinen Brüdern den größten Widerspruch. Ja er hatte so sehr um sein Leben zu besorgen, daß, wenn er im Chor, im Kapitel und Speisesaal bei den ungeberdigen Brüdern sich einfand, er immer einen Panzer heimlich um die Brust legte. Mit ungeheurer Mühe und unter vielen Sorgen brachte er endlich

doch sein Werk zu Stande, und führte wieder einen so geordneten Zustand im Kloster, und eine solche Zucht unter seinen Mönchen ein, daß Kloster Wiblingen eine Mutter für alle Klöster in Schwaben geworden, und andere Klöster von ihm aus reformirt wurden, weil es so viele fromme und tüchtige Männer in seiner Mitte hatte. Das geschah ums Jahr 1445. Dem edlen Abt Ulrich folgte Johannes im Amte; nur einige Jahre begleitete er diese Würde, dann resignirte er, denn er sehnte sich nach Ruhe. Sein Nachfolger war Conrad Ruch, der sein Kloster wohl regierte, und noch in den Zeiten des Chronisten Felix Fabri, gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, lebte. Wohl unter den letztgenannten Aebten zeichneten sich die Mönche zu Wiblingen wegen wissenschaftlichen Strebens besonders aus. Denn als um diese Zeit der Gedanke vielfach rege geworden war, daß man in den Klöstern eigene Lyceen errichten sollte, wo tüchtige Männer zu Lehrern gebildet würden (was dann in der Reformationszeit durch Errichtung der Klosterschulen zur Ausführung gekommen), da wurde besonders auch Wiblingen als tauglich für eine Lehranstalt empfohlen. Der Pfarrer Luz zu Dillingen schlug es vor und erbot sich, wenn es zu Stande käme, seinen ganzen Büchervorrath dazu herzugeben. Gegen den Schluß des 17. Jahrhunderts stand Kloster Wiblingen besonders in hohen Ehren. Nicht nur hatte es um jene Zeit seine äußere Zierde, ein prächtiges Convent und eine herrliche Kirche erhalten, sondern

es glänzte auch durch die Frömmigkeit und Zucht, sowie das wissenschaftliche Streben seiner Mönche. Das Alles hatte das Kloster dem ehrwürdigen Abt Maurus zu verdanken, der mit Recht als der zweite Stifter des Klosters angesehen wird. Er stand 26 Jahre würdiglich dem Kloster vor, und starb im Jahr 1692. Noch am Schlusse des 18. Jahrhunderts war Wiblingen eine ansehnliche Abtei: der Convent zählte 28 Patres und 5 Fratres. Auch hatte es noch seine meisten Besitzungen, die ihm in den ältesten Zeiten zugekommen waren. Im Jahr 1780 wurde das Kloster Wiblingen zu der damals österreichischen Markgrafschaft Burgau eingetheilt, kam aber im Jahr 1805 an Baiern, und im Jahr 1806 an Wirtemberg. Das Kloster wurde sofort aufgehoben, und bald darauf sein Prachtgebäude zu einem Schlosse eingerichtet. Längere Zeit war Wiblingen die Residenz des Herzogs Heinrich von Wirtemberg, und wurde hernach theilweise eine Wohnung für Beamte. Schon seit mehreren Jahren ist das Schloß Wiblingen zu einer Kaserne eingerichtet, in welcher ein Theil der zu Ulm gehörigen Garnison untergebracht ist. Von den alten Klostergebäuden ist Nichts mehr zu sehen. Die gegenwärtige, noch jetzt mit Recht bewunderte Kirche, wurde zwischen 1780—83 erbaut; sie hat eine Länge von 330, eine Breite von 100 P. Fuß. Die vortrefflichen Fresken in dieser Kirche sind von einem trier'schen Hofmaler Namens Januar Zik aus Koblenz gefertigt. Schnek aus Brixen hat die treff-

lichen Gypsstatuen gearbeitet. In der Kirche wird noch eine 5 Linien breite und 6 Zoll lange Kreuzpartikel aufbewahrt, welche der Pabst Urban II. dem Kloster geschenkt haben soll.

Wir lassen eine wunderbare Historie folgen, die wir in ihren Grundzügen der Chronik des genannten Felix Fabri entnommen.

Die Wunderprocession zu Wiblingen.

Unter den Mönchen zu Wiblingen befand sich ums Jahr 1400 Einer, der aus dem fernen Morgenlande gekommen und einst vor den Abt getreten war, um im Kloster als Mönch aufgenommen zu werden. Nach seinen Aussagen war er auf dem Berge Libanon geboren, hatte manche Jahre unter den Ungläubigen zugebracht, als Sklave eines arabischen Arztes und Gelehrten, und als er nach dessen Tode seine Freiheit erhalten, war er weit umher gewandert auf gelehrten Schulen und hatte Vieles gelernt. Auch kam er nicht ohne Hab und Gut und brachte dem Abte ein Kästchen mit edlen Steinen, um damit eine Monstranz zu verzieren. Darum wurde er auch gerne aufgenommen unter die Brüder des h. Benedikts, so unheimlich und scheu sonst sein Aussehen war. Nachdem sein erstes Probejahr vorüber, in welchem er die niedersten Dienste hatte verrichten müssen, trat er in die Reihe der Mönche und wurde als Bruder aufgenommen.

Jetzt hatte er mehr Zeit, sich mit dem zu beschäftigen, was er längst unter den Ungläubigen gelernt, nemlich mit Zauberei und geheimen schwarzen Künsten. Wie heimlich er es auch trieb und ganze Nächte in seiner Zelle wachte, um dort Salben zu bereiten, Tränke zu kochen und Metalle zu schmelzen, oder aus den Knochen von Menschen und Thieren, die er verbrannte, Pulver zu bereiten — so merkte doch einer seiner Nachbarn, der öfters wegen eines Körperleidens schlaflose Nächte hatte, daß der Bruder Mauritius, so hieß der fremde Mönch, etwas Besonderes auf seiner Zelle treiben müsse, denn er vernahm sein Auf- und Abgehen, das Geräusch des Feuers und den widerlichen Geruch, der oft zu ihm herüber drang.

Auch verkehrte Mauritius heimlich mit den Bewohnern der Dörfer, die nächst dem Kloster lagen, um seine Zaubermittel gegen Menschen und Vieh unter sie zu bringen.

So schlich denn einst zur Mitternacht der kränkliche Mönch an die Thüre des Mauritius und spähte durch die Spalten. Aber ein Entsetzen erfaßte ihn, als er seine Blicke in die Zelle geworfen.

Mauritius stand vor einem kleinen kupfernen Kessel, und rührte mit einem menschlichen Knochen darin. Dicke Dämpfe stiegen aus dem Kessel auf, und die Rauchwolken bildeten sich zu allerlei ungeheuerlichen Gestalten, die immer größer und größer wurden und die Zelle anfüllten. Ringsumher standen abgehauene Aeste von Erlen, Buchen und Eichen, daran hingen

die herrlichsten Früchte Italiens und des Morgenlandes, wie Pomeranzen, Citronen, Feigen und Ananas.

Erschrocken eilte der Mönch zum Abt und verkündigte ihm, was er gesehen. Als dieser nun es nicht glauben wollte und es ihm bedünkte, daß der Mönch im Fiebertraum rede, so zog er ihn mit vor, und der Abt spähte selbst durch die Spalten der Thüre, und bekreuzte sich, als er alles bestätigt fand.

Mit dem frühesten Morgen versammelte der Abt die Mönche, und als auch Mauritius erschienen, gebot er den herbeigerufenen Klosterknechten, ihn zu binden. Alles war erstaunt, denn Niemand wußte, wo das hinaus wollte; da erhob sich der Abt und sprach: Ein räudiges Schaaf ist unter uns und sein Name heißet Mauritius, denn er ist nicht ein Kind des Himmels, sondern der Hölle, sintemalen er sich abgibt mit Zaubereien. Ich selbst habe ihn ertappt über seinen teuflischen Wegen zur späten Mitternachtsstunde. Darum führt ihn fort in den untersten Kerker des Klosters, und fesselt ihn mit schweren Ketten an die Wand, bis wir nach drei Tagen uns berathen und sein Urtheil gesprochen haben.

Kalt und mit höhnischen Mienen hatte Mauritius diese Worte vernommen, und unheimliche Blitze schoßen aus seinen kleinen schwarzen und stechenden Augen. Auf Wiedersehen, Abt! lachte er, als er abgeführt ward — auf Wiedersehen nach drei Tagen, wenn Ihr nicht bis dorthin sammt all Euren Mönchlein ersoffen seyd in der Iller, und das Kloster nicht fort=

gerissen ist, daß man nicht mehr weiß, wo es gestanden.

Während er so sprach, zogen schwere Regen- und Gewitterwolken jenseits der Donau auf, und trotzig ließ sich Mauritius abführen in den Kerker. Der Abt aber zog mit seinen Mönchen in die Kirche und warf sich vor dem Altar nieder und flehte zum Himmel um Schutz vor dem schlimmen Zauberer.

Als der Gefängnißwärter Abends dem Gefangenen Brod und Wasser bringen wollte, hingen die Fessel und Ringe leer an der Mauer, und von Mauritius war trotz den verriegelten Thüren keine Spur mehr zu finden. Todesbleich eilte der Schließer zum Abte und verkündigte ihm, was er gefunden. Jetzt war Alles nicht länger im Zweifel, daß Mauritius mit dem Bösen im Bunde stehe. Dazu regnete es immer heftiger und ein schweres Gewitter zog das Illerthal herauf. Sein Hagel zerschlug alle Feldfrüchte des Klosters und der Umgegend, und der darauf folgende Regen schüttete in Strömen herab. So dauerte es drei Nächte und drei Tage. Immer höher schwoll die Iller, und ihre hochaufwirbelnden Wellen waren zum tobenden Strom angewachsen, der damals noch einige hundert Ruthen vom Kloster entfernt vorüber sich wälzte, und nicht wie heute so nahe dasselbe bespühlte. Bald stürmte das Gewässer entfesselt in das weite Thal und riß Bäume, Brücken, Häuser und Scheunen mit sich fort.

Immer näher und näher braust die Wasserfluth

gegen das Kloster, bald stürzt die starke Mauer, welche selbiges umschloß, als wäre sie nur aus Lehm aufgeführt, bald steht das Kloster von Wogen umthürmt gleich einer Insel im Meere. Verzweiflung erfaßte die Mönche, denn nirgends war Hülfe, nirgends Rettung zu hoffen.

Vergebens ertönte ihr Jammerruf, ihr Wimmern erstarb im Wogenschall, und selbst auf zerbrechlichen Kähnen war keine Rettung zu hoffen, da die reißenden Wogen Alles zertrümmerten.

Da sammelte der Abt die Brüder Alle und führte sie zur Kirche. Dort am Hochaltar fiel er betend mit ihnen auf die Kniee und flehte um Rettung aus der schrecklichen Gefahr. Sie riefen zum h. Benedikt, dem Schutzpatron, und manch brünstiger Psalm entstieg ihren bleichen Lippen, indessen von Außen die Gewalt der Wogen an die Mauern der Kirche anprallte. So lag das Häuflein sechs volle Stunden in der fürchterlichsten Todesnoth, und immer matter wurde ihr Gebet und ihr Gesang, und immer lauter tobte die Fluth. Bereits neigte sich der Tag und die Nacht brach allmählig herein, da noch einmal ermannen sie sich zu einem lauten Psalmen. Kaum war er verklungen, so erhellte ein lichter rosinfarbiger Strahl die in Dämmerung gehüllte Kirche. Auf duftenden Wolken schwebte über dem Hochaltar ein Engel hernieder, in seiner Rechten eine Fahne mit dem heiligen Kreuz geziert.

Stumm und sprachlos richten die Todesopfer ihre

Augen auf diese Erscheinung, aber der Engel war kaum unter sie getreten, da winkte er ihnen mit der Hand, ihm zu folgen. Er schreitet voran, der Zug folgte, einen neuen Psalm anstimmend aus voller Brust. Als sie durch die Kirchenthüre in den Hof traten, da wichen die Ersten wieder schreckensvoll zurück, denn in Nacht und Nebel gehüllt tobte die Fluth heran, auf welcher Trümmer aller Art auf- und abwogten. Der Engel aber hob die Fahne hoch empor und schlug mit derselben dreimal gegen die Wogen, und beim dritten Schlag bäumte sich das tobende Element hoch auf, als schäumte es vor Grimm und wälzte sich rückwärts. Wie vom Sturm gepeitscht rascher und immer rascher weichen die Wasser aus des Klosterhofs Räumen, und bald hörte man nur noch von Ferne das unheimliche grollende Rauschen.

Ehe sich die Mönche von ihrem Staunen erholen konnten, war der Engel verschwunden sammt seiner Fahne und zerflossen das himmlische Bild in das Dunkel der Nacht. Nur auf der Stelle auf der Schwelle der Kirchenthüre, von wo aus er das Element mit dem Kreuz auf der Fahne gebändigt, fanden sich der Abdruck seiner Füße im Stein und ringsum sieben Kreuzzeichen.

Des andern Tages aber, als sich die Wasser ganz verlaufen hatten, fand man den Leichnam des Zaubermönches Mauritius, der ertrunken zwischen Weidenbäumen hing.

Obwohl er durch seinen Bund mit dem Bösen diese Ueberschwemmung angerichtet und die Schleusen der Wolken geöffnet hatte, so wurde er dennoch selbst ein Opfer seiner teuflischen Bosheit.

XIV.

Ruine Blankenhorn

im Zabergäu.

Unweit dem Städtchen Güglingen, auf einem nördlichen Vorsprung des waldreichen Strombergs, erheben sich die noch bedeutenden Trümmer der einst gewaltigen Raubburg Blankenhorn.

Will man zu dieser malerischen Ruine gelangen, so besteigt man hinter dem Dörflein Ochsenbach den Bergrücken; wenn man sich dann eine halbe Stunde mühsam durch verwachsene Gebüsche gewunden hat, so gelangt man an einen halbverschütteten Burgzwinger, und von da führt ein geebneter Fußpfad an das noch gut erhaltene Burgthor, welches sich auf der Westseite befindet. Dasselbe hat eine Höhe von 15 Fuß, und ist durch eine sehr dicke, mit einer Fensteröffnung versehene und gegen Süden noch ziemlich hohe Mauer mit dem Burg-Mantel verbunden. Dieser Mantel, welcher mit seinen großen und 8 Fuß

dicken, ohne irgend eine Oeffnung an einander gefügten Buckelsteinen, bis jetzt noch am meisten der Zerstörung getrotzt hat, hat noch eine Höhe von 60 Fuß. An ihn schließt sich östlich eine Mauer an, welche drei Schießlöcher hat, gegen Norden immer schwächer wird und dort schon durch Menschenhände gelitten hat. Nördlich ist nur ein kleiner Mauerrest sichtbar. Das Innere der Burg bildet mit seinen kahlen Wänden ein länglichtes Viereck, ungefähr 200 Fuß lang, und an der südlichen Seite 180, an der nördlichen 100 Fuß breit. Im Schloßhof findet man noch den alten steinernen Bogen eines Kellerhalses, aber der Keller ist verschüttet. Vielleicht würde sich hier eher ein Faß mit altem trefflichem Zabergäuer finden lassen, als Silber und Gold, was man schon in den Zeiten des alten Rebstocks auf der Burg suchte. Er redet in seiner kurzen Beschreibung Wirtembergs „von dem verstörten Burgschloß Blankenhorn, von welchem sonderbare Sachen spargirt werden, als ob ein Schatz allda verborgen. Solle von lauter Wein erbaut worden seyn; wer es aber erbauet und bewohnt, davon finden sich keine eigentlichen Nachrichten.“ Wirklich haben auch wir bisher nichts Urkundliches über die ersten Erbauer und Besitzer der Burg Blankenhorn auffinden können. Wären jene an den drei Mauern der Burg vorkommenden Hieroglyphen germanische Runen statt Steinmetzenzeichen, wie sie sonst noch auf einigen uralten Burgen vorkommen, so wäre vielleicht eine Jahrszahl oder ein Name herauszu-

bringen. Daß ein Geschlecht dieses Namens existirte, ist keinem Zweifel unterworfen, denn noch jetzt gibt es in Wirtemberg und Baden ein Geschlecht dieses Namens. Die Herren von Blankenhorn sind wohl schon frühe in den bürgerlichen Stand herabgestiegen. Die Wirtemberger Familie Blankenhorn will von den Rittern von Blankenhorn abstammen, und es hat sich bei ihr die Familiensage erhalten, daß einer ihrer Ahnherrn zur Zeit des 30jährigen Kriegs vom Kaiser ab der Burg vertrieben worden seye und sich in die Gegend von Urach, Achalm und Teck gezogen habe, wo er sein adeliges Wappen abgelegt und bürgerlich geworden. Wohl dürfen wir annehmen, daß, wenn wir je dieser Familiensage Glaubwürdigkeit zuschreiben, jener Ahnherr des Geschlechts Blankenhorn nicht erst im 30jährigen Krieg, sondern viel früher vertrieben wurde und sich in die Gegend gewendet, wo sich noch Nachkommen von ihm befinden. Da M. Crusius die Burg Blankenhorn ausdrücklich ein Raubschloß nennt, so ist wohl schon im 13. Jahrhundert einer der letzten Raubritter von der Burg Blankenhorn, die so recht gelegen war, um das Zabergäu auszuspähen und auszubeuten, vom Kaiser aus seiner Burg vertrieben worden, und sein Name ist verschollen, bis er in späterer Zeit bei Enkeln bürgerlichen Standes wieder aufgekommen. Die Burg des vertriebenen Ritters wurde sodann, wie es bei heimgefallenen Reichslehen der Fall war, diesem oder jenem in der Nähe begüterten Edelmann, vielleicht auch einigen

zugleich verliehen. So finden wir sie am Schlusse des 13. Jahrhunderts in den Händen der edlen Herren von Neufen und von Magenheim. Im Jahr 1296 kam die eine Hälfte der Burg von Rudolf von Neufen durch Kauf an die von Bruberc (Breuberg), von diesen ebenfalls durch Kauf an Conrad von Flügelau, und von diesem durch Vermächtniß im Jahr 1313 an Heinrich von Eberstein, der sie noch im Jahr 1320 besaß. In letzterem Jahr verzichtete Zaisolf v. Magenheim gegen Heinrich von Eberstein auf seine Rechte, die er noch auf Blankenhorn hatte. Die andere Hälfte von der Burg Blankenhorn kam durch Ulrich von Magenheim, den Schwager Ulrichs von Neufen, an seinen Enkel, den Grafen Burgin von Hohenberg. Im Jahr 1321 verkaufte Burgin von Hohenberg die Burg Blankenhorn nebst noch andern wichtigen Besitzungen an den Grafen Eberhard von Wirtemberg um 5250 Pfund Heller. Im Jahr 1327 wurde sie von Wirtemberg an Mainz verpfändet, aber wieder eingelöst. Im Jahr 1450 belehnte Graf Ulrich den Eberhard von Sternenfels mit der Burg Blankenhorn und einigen andern Gütern, weil dieser in dem Krieg mit den Eßlingern und Reutlingern dem Grafen im nächtlichen Kampfe das Leben gerettet hatte. Im Jahr 1472 verleiht Graf Eberhard von Wirtemberg dem Hermann von Sachsenheim, Ritter, um seiner treuen Dienste willen, das Schloß Blankenhorn sammt dem Berg, Brunnen, dem untern Garten und 23 Morgen Holz als Mannlehen, und behält sich

die Oeffnung darin vor, auch mußt' er versprechen, es auf seine Kosten im redlichen Bau zu erhalten. Aber die von Sachsenheim machten wohl wegen seiner Baufälligkeit keinen Gebrauch davon, und so brach denn im Jahr 1479 Bartel Luz, alter Forstmeister, das Schloß von Holz und Dachwerk ab und verkaufte Holz und Ziegel. So war also kein Bauernkrieg nöthig, um die Burg Blankenhorn zu ruiniren. Schon im Jahr 1591 war „Plankenhorn, weiland ein Raubschloß" zerstört. Im Jahr 1617 sagt ein alt Landbuch darüber: ein alt Burgstall zu Eibenspach, Blankenhorn genannt, so gar in Abgang kommen; und im Lagerbuch d. anno 1711 heißt es: Blankenhor, das alt abgegangen Schloß und Burgstall am Stromberg mit sambt seinem Inbegriff zu allen Orten, zwischen der Herrschaft Wirtemberg Wäldern gelegen, ist erstgemeld'ter Herrschaft eigen und mit Gehöltz und Hägern verwachsen, erträgt Nichts, sondern wird einem Forstknecht zu Eibenspach sammt einem verwachsenen Wiesenstücklein dabei zur Benutzung gelassen. — Vor einigen Jahren wurde in der Nähe dieser Ruine, ungefähr zwei Fuß tief, beim Ausgraben einer großen alten Eiche ein celtischer Streitmessel, Kelt genannt, ausgegraben.

Ritter Wolf von Blankenhorn.

Wolf von Blankenhorn war tapfer von Gemüth, aber stolz war sein Sinn, und nach den damaligen

Zeiten und Sitten Jagd und Fehde seine liebste Beschäftigung. Er erfüllte nie die Pflicht eines echten Ritters, der Retter der Nothleidenden und unschuldig Verfolgten zu seyn! Vielmehr war er der Reisenden Geisel und der Schrecken des Landes weit und breit. Getreu ahmte der starke Troß von Reisigen und Dienstknechten dem furchtbaren Gebieter nach. Eines Tages erblickte der ungestüme Wolf bei einem fröhlichen Gastmahle auf der Veste Stromberg Elsbethen, die 16jährige liebreizende Tochter des friedlichen Burgherrn. Mächtig wurde Wolf von der Schönheit des Fräuleins ergriffen, und er fühlte sich von Liebe zu derselben überwunden. Mit Ungestümm gestand er der schönen Elsbeth seine Liebe, und als er ein Gegengeständniß von ihr erhielt, wählte er sie zu seiner ehelichen Hausfrau. Aber es hielten ihn die Reize des jungen Weibes nicht lange gefesselt, auch konnte die Holde ihn nicht zum gefälligen Manne umschaffen, weil er, trotz ihres liebreichen Betragens, gegen sie immer wild und rauh blieb. Seit ihrem Hochzeitstage wußte sie nichts von dem angenehmen Ehestandsleben, wie man es in ihrer Jugend geschildert hatte; denn statt daß ihr Gemahl sie liebte, beschäftigte er sich mit Waffenspiel und Jagd, umgeben von vielen gleichgesinnten Gesellen. Bald zeigte sich ihm und seiner Gesellschaft eine erwünschte Gelegenheit, seine Freude im Waffengeklirr suchen zu können; denn mit vielen seiner Waffengesellen unternahm Wolf einen Kriegszug nach Italien, um dem Kaiser Heeresfolge

zu leisten. Alle Vorstellungen Elsbeths, ihn von diesem Heereszug abzuhalten, waren vergebens. Selbst ihr Geständniß, daß sie Mutter werden würde, brachte den unruhigen Wolf nicht von der Ausführung seines Vorhabens ab; denn statt auf die abmahnenden Worte seiner Hausfrau zu hören, stieß er sie mit harten Worten von sich, und verließ unter lautem Halloh! die Burg mit seinen Reisigen.

Nach einem Jahre kehrte Wolf wieder von seinem Heereszug nach Blankenhorn zurück. Mit einem jungen Fräulein auf dem Arme, eilte ihm Elsbeth zum Empfang und Gruß entgegen; als er aber des Kindes Geschlecht vernahm, so wurde er unwirsch darob und rief aus: „dieses Kind ist zum Leidwesen meines Hauses geboren!"

Einige Uebelgesinnte gegen Elsbethen suchten den Grimm des Ritters dadurch noch mehr anzufachen, daß sie vorgaben, sein Weib hätte in seiner Abwesenheit die Früchte verbotener Liebe genossen. Wolf wurde wegen dieser boshaften Verläumdung so entrüstet, daß die Versicherung seiner Hausfrau von ihrer Unschuld und unwandelbaren Treue gegen ihn bei ihm nichts vermochte. Er stieß sie von sich, und ließ sie in sein so fürchterliches Burgverließ hinunter haspeln. Lange schmachtete die Unglückliche mit ihrem Säugling bei Wasser und Brod in diesem Orte der Qual und des Jammers, wo sich Unken und Molche in scheußlichen Gestalten im Schlamme umher wälzten. Da empfingen ihre getreuen Brüder Kunde davon;

zur Stunde schickten sie dem Unmenschen, ihm Rache schwörend, den Absagebrief zu. Zu ihrem Haufen stießen noch einige Fähnlein Knechte der friedlichen Ritter von Lomersheim und Gemmingen; im engen Thale zwischen Blankenhorn und Burg Stromberg kam es zur blutigen Schlacht, worin Wolf und seine Streitgenossen unterlagen, und Wolf gezwungen wurde, sein Weib der kläglichen Haft zu entlassen. Doch kaum hatte die leidende Elsbeth wieder Gottes freie Luft eingeathmet, und in der väterlichen Burg die milde Sonne und des Himmels heiteres Blau erblickt, so erlag der durch Gram geschwächte zarte Körper der neuen Empfindung, und entseelt sank die Dulderin auf dem grünen Rasen im Burggarten nieder. Kurz nach dem Hinscheiden seiner unglücklichen Gattin warb Wolf um die stolze Kunigunde, Tochter des Ritters Veit von Sachsenheim, in dessen Burg seit geraumer Zeit ein Kobold, der Klopfer genannt, unsichtbar sein Wesen trieb, sich besonders bei jedem wichtigen Vorfall hören ließ, und dann gewöhnlich vom alten Veit zu Rathe gezogen wurde. Furchtbar lärmte der Geist dießmal bei jener beiden Verlobung, der er sich auf das heftigste widersetzte, und mit feuriger Schrift sah man plötzlich die Worte zum Entsetzen der versammelten Gäste an die Wand geschrieben: „In drei Jahren, in drei Monden, in drei Tagen;“ was sich auch bestätigte. Nach Verfluß dieser Zeit zog Wolf, der die furchtbare Schrift längst vergessen hatte, mit seinen Gesellen gen Sachsenheim, um Hülfe zu einer vor=

habenden Fehde von dem Geiste zu begehren, welcher sich aber durchaus nicht dazu verstehen wollte. Da mußte zweimal der Burgpfaffe den Geist beschwören; zweimal ermahnte der Burggeist die frechen Gesellen, seine Ruhe nicht zu stören, sondern von ihrem tollkühnen Vorhaben abzustehen. Aber als die Rasenden, von Zabergäus Wein erhitzt, ihn zum drittenmale vorforderten und seiner Warnung spotteten, erhob sich ein Sturmwind, der Bäume entwurzelte und die Burg in ihren Mauern erschütterte. Auf diesen furchtbaren Orkan folgte eine Helle, wie Wetterleuchten; überall zischten Flammen umher; der erzürnte Burggeist erschien plötzlich in fürchterlicher Gestalt, mit glühend großen Augen und höhnte mit einem Grinsen und Hohnlachen der bösen Geister die Thoren, welche in der brennenden Burg einen schrecklichen Tod fanden. Er verschwand zur Stunde und ließ sich auch seit jener Zeit nicht mehr sehen und hören.

Wolf und Kunigunde suchten des Verhängnisses rächender Hand zu entrinnen und theilten das Loos der Uebrigen, welche sammt der Burg zu Asche verbrannten.

Als das Schloß Sachsenheim wieder neu erbaut wurde, so wurde das Bild des Klopfers über dem Eingang ins Innere eingemauert. Hier ging es dem Kobold auf dem Schloß Sachsenheim, wie dem Burggeist zu Scharzfeld am Hart. Dort aber verfuhr der Burggeist säuberlicher, als der Klopfer zu Sachsenheim. Der Burggeist wollte dort nicht züchtigen, sondern

nur aufbrechen. Er mochte nicht zu Scharzfeld weilen, wo die Tugend und Unschuld mit Füßen getreten ward. Unter krachenden Donnerschlägen fuhr er aus seinem Quartier im runden Thurm hinauf, hob die Bedachung desselben ab und stürzte in die Tiefe, schwebte über Scharzfeld, schrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Burgpfaffe mehr als der Kaiser an der Sünde schuldig sey, und verschwand auf immer, wie der Burggeist zu Sachsenheim.

XV.

Kloster Söflingen
bei Ulm.

Im lieblichen Thale der Blau, von einem Arme dieses klaren Wassers durchflossen, liegt der stattliche Marktflecken Söflingen, und die ehemalige Frauenabtei dieses Namens — nur eine halbe Stunde von der Stadt Ulm entfernt.

Schon in den Zeiten Carls des Großen soll Sevelingen, Söflingen zu dem königlichen Kammergut Ulm gehört haben. Im 13. Jahrhundert waren die Grafen von Dillingen im Besitze von Söflingen; sie hatten hier eine Veste, auf der sie sich als Reichsvögte von Ulm öfters aufhielten. Später wurde

diese Burg der Sitz ihrer Dienstmannen, die sich von Sevelingen schrieben, und das Truchseßenamt am Hofe der Grafen von Dillingen bekleideten. Herr Minlo von Sevelingen, von dem in der Liedersammlung der Minnesänger 11 Lieder vorhanden sind, gehörte zuverläßig zu diesen Dienstmannen. — Von dem Geschlecht der Grafen von Dillingen wurde das Frauenkloster Söflingen gestiftet. Ursprünglich waren die ersten Frauen dieses Klosters in der Stadt Ulm, die sogenannten Elisabetherinnen auf dem Gries. Ulrich und Peregrin von Freiberg schenkten ihnen im Jahr 1237 ihre Hofmark, den sogenannten Mönchshof, und Conrad von Zimmern, Abt in der Reichenau, vergabte ihnen etliche Höfe und Gründe in dem nahe gelegenen Orte Pfuhl. Jedoch blieben sie nur 30 Jahre zu Ulm. Sie übersiedelten im Jahr 1258 mit ihrer Aebtissin Frau Halwig in das nahe Söflingen, denn in diesem Jahr schenkte Graf Hartmann III. von Dillingen mit Zustimmung seines Sohnes, Bischofs Hartmann von Augsburg und seiner drei Töchter, alle Herrschaft und Besitzungen des Dorfs Sevelingen, sowie das Patronatsrecht der dortigen Kapelle. So war das Kloster Söflingen entstanden. Der alte schwäbische Chronist Thomas Lyrer von Rankwyl schreibt die Gründung des Klosters der Gemahlin des Grafen zu, die durch eine schreckliche Familienbegebenheit dazu veranlaßt war. „Da war — so lautet der Bericht — ein Herr in Schwaben, der hätt' seine Wohnung zu Dillingen, und hatte des von Kellmünz

(des Grafen Aegid) Tochter zum Weibe. Und war sonst Keiner von Kellmüntz mehr, darum so erbt er ihn. Nun dingte er (Graf Hartmann) seinen Schwäher, einen Schreiber, und bestellte ihn, daß er ihn ertödten sollte; darum verhieß er ihm 20 Mark Silbers. Und auf einen Tag an dem Abend, da ging der Herr (Graf Aegid) auf den Berg bei dem Schloß spazieren, da stieß ihn der Schreiber überab und viel Erdreichs mit ihm, als ob es sonst mit ihm hinab wär gefallen, und schrie gar laut: o weh meines lieben Herrn! Da das die Frau und die Andern in der Veste erhörten, schrieen sie und liefen heraus zu ihm, da konnt er nicht mehr reden und starb von Stund an. Da kam sein Tochtermann, der von Dillingen, und thät, als ob es ihm fast Leid wär, und nahm das Gut, Land und Leut' ein. Aber Graf Hartmann blieb nicht lange ohne Ahndung. Als er nemlich dem Schreiber seinen verheißnen Lohn geben sollte, da wollte derselbe Mehr, und der Graf wollt es ihm nicht geben. Darauf machte sich der Schreiber an die Verwandten des Grafen von Kellmüntz, die auch gern an der Herrschaft geerbt hätten, und meldete ihnen, wie er auf Anstiften des Grafen von Dillingen den von Kellmüntz ums Leben gebracht. Nun stellten diese Verwandten des Ermordeten dem Grafen von Dillingen so lange nach, bis sie ihn fingen. Sie führten ihn vor den König, und riefen das Recht an gegen den Grafen. Der wurde mitsammt dem Schreiber vor den König gebracht. Als

nun der Graf von Dillingen gar sehr läugnete, zeigte der Schreiber zu Kellmünz die Briefe, die der Graf mit sein selbs Hand an ihn geschrieben hatte. Also befand sich die Wahrheit, daß das Uebel von dem Herrn gekommen war. Nun wurde das Urtel gesprochen über den Grafen von Dillingen, und er ward gerichtet (mit dem Schwerdte), als er verdient hatte; aber der Schreiber wurde nicht getödtet, weil ihn der Vetter des Grafen von Kellmünz des Lebens versichert hatte, doch ward beschlossen, daß man ihn vermauren und ihm zu essen geben sollte bis an seinen Tod. Der enthauptete Graf Hartmann hinterließ nur einen noch unmündigen Sohn. Ueber den wurde beschlossen, daß man ihn, sobald er zu seinen Tagen käme, geistlich machen sollte, wollte er aber nit geistlich werden, so sollte man ihn einlegen und versorgen, damit er keine Frau nehmen möcht, denn sein Blut unwürdig sey. Nun nahm die Frau von Dillingen (Williburg) ihren Sohn und baute ein Kloster, das nannte sie Seflingen, und baute für sich eine Wohnung daselbst, und behielt ihren Sohn bei sich, bis er 13 Jahre alt wurde. Sie brachte den Knaben dazu, daß er gelobte, geistlich zu werden, so lange seine Mutter noch am Leben war, darnach aber wollte er thun, was ihm seine Vormünder und Freunde hießen und riethen. Nun ward der Knabe gebissen von einem unsinnigen Hund und starb am fünfzehnten Tage elendiglich. Die Mutter lebte nach ihm acht Jahr und vierthalb Monate, und ward begraben

in dem Kloster Söflingen, das sie selbs gestiftet hatte."

Wohl gehört diese Geschichte, die wir theils wörtlich nach der Chronik des Thomas Lyrer erzählt, theils im Auszug mitgetheilt haben, in das Reich der Sage, oder hat sie sich mindestens später ereignet, denn nach zuverläßigen Urkunden lebte ja der Graf von Dillingen noch im Jahr 1259. Im Februar dieses Jahrs eignet er dem Kloster alle Besitzungen, die er von seinen Lehensleuten durch Kauf oder Schenkungen erhalten. Später im Jahr 1270 verkaufte Frau Williburg, die Wittwe Wigmanns von Aiselingen, die Veste Sevelingen mit aller Zugehör, und Allem, was ihr und ihrem Manne gehörte, so lang er lebte, für 300 Pfund Heller an das Kloster, und der Bischof Hartmann bestätigte den Verkauf, der durch die Wittwe seines Dienstmannes geschehen. Aber außer der genannten Williburg hatten noch andere an der Burg Antheil, denn in demselben Jahr bestätigt der Bischof Hartmann dem Kloster die Schenkung Ebo's von Sevelingen über seinen Antheil an der Veste und an andern Gütern u. s. w. Auf solche Weise kam das Kloster bald in den Besitz von ganz Söflingen und von noch weiteren Gütern in der Umgegend. Schon bei seiner Entstehung waren die Klosterfrauen zu Söflingen durch die Huld König Conrads IV. dem römischen Reich unmittelbar unterworfen, und König Conradin erneuerte im Jahr 1267 diesen Schutz. Im Jahr 1359 empfahl es Kaiser Karl IV. dem Schirm der Stadt Ulm, und im Jahr

1368 stellte ihm ebenderselbe Kaiser einen Freibrief über seine Unvogtbarkeit aus. Die späteren Kaiser bestätigten seine Freiheiten. Seit 1470 war dieser Schutz der Stadt auf gewisse Zeit zu einer förmlichen Schirmvogtei über das Kloster erwachsen. Später wurde dem Kloster diese Vogtei lästig und es kündete ihn wieder auf. Darüber gerieth das Kloster mit der Stadt vor dem Reichshofrath in einen Streit, der sich aber im Jahr 1473 dahin entschied, daß die Stadt dem Schutz und Schirm, so wie der Territorialhoheit und Gerichtsbarkeit über die sämmtlichen Besitzungen des Klosters entsagte. Dagegen das Kloster andere Besitzungen und Rechte abtrat, die einen Werth von 51,245 fl. hatten. Zugleich erhielt Söflingen sowohl im reichsabteilichen Collegium, als auf dem Reichstage Sitz und Stimme.

Die Klosterfrauen von Söflingen hatten von jeher eine sehr strenge Clausur; doch entdeckte man einmal bei einer Untersuchung des Klosters im Jahr 1482, daß mehrere Nonnen gröblich das Gelübde der Keuschheit verletzt hatten. Am Schluß des vergangenen Jahrhunderts muß es wieder etwas besser in den Sitten geworden seyn, denn es heißt von ihnen: sie leben nach der ersten Strenge des Ordens, bringen den größten Theil des Tags und der Nacht im Chor mit Gebet zu — sie gehen sehr rauh gekleidet und enthalten sich lebenslänglich des Genusses von Fleischspeisen, an den Festtagen der ganzen römischen Kirche sogar von Allem, was von Fleisch herkommt. Man

darf selten eine Klosterfrau sehen, ja selbst einer Herzogin von Wirtemberg war es einmal nicht gestattet, über die Clausurschwelle zu treten, um die Aebtissin zu besuchen. Die Anzahl der Nonnen belief sich in älteren Zeiten auf 32 Nonnen und vier Schwestern. Die Besitzungen des Klosters bestanden in drei Dörfern u. s. w. mit 4000 Einwohnern und mit einem Einkommen von 65,000 fl. — Söflingen, Dorf und Kloster, wurden sowohl im 30jährigen Kriege, als in den Jahren 1790, 1800 und 1805 schwer heimgesucht. Im Oktober 1702 und im Mai 1703 hatte der Churfürst Max Immanuel, im August 1704 der Herzog von Marlborough und im Oktober 1805 vor der Eroberung Ulms, der Marschall Ney im Kloster Söflingen sein Hauptquartier. — Im Jahr 1803 wurde der Ort Baiern unterworfen und das Kloster aufgelöst, und war bis zum Uebergang an Wirtemberg im Jahr 1810 der Sitz eines Landgerichts. Die Auflösung des Klosters erfolgte im Jahr 1803. Bei dieser Veranlassung fand man einen großen Bündel sogenannter Buhlbriefe, die wahrscheinlich aus allen Zeiten des Klosters stammten. Söflingen war der Geburtsort berühmter Männer. Georg Syrlin, Vater und Sohn, die berühmten Künstler Ulms, wurden im 15. Jahrhundert hier geboren. Auch ward hier der Maler Franz Krauß, Schüler Piazetto's, im Jahr 1705 geboren. — Vom früheren Kloster steht noch die St. Leonhardskirche, welche im Jahr 1693 neu gebaut wurde, also nichts

alterthümlich Merkwürdiges enthält. Sie ist dermalen die Pfarrkirche. Noch älter ist die St. Jakobskirche, die schon vor Gründung des Klosters erwähnte Capelle, welche der Sage nach eine der zwölf Kirchen seyn soll, die Karl der Große hin und wieder in Deutschland zur Ehre der Apostel gründete. Die früheren Klostergebäude, welche einen großen Umfang hatten, und mit einer Ringmauer umfangen waren, wurden bei der Auflösung des Klosters im Jahr 1803 theils zu Beamtenwohnungen verwendet, theils verkauft. — Das interessanteste Alterthum zu Söflingen ist das zunächst an der Blaubrücke stehende alte steinerne Kreuz mit einem erhabenen Christusbild. — Wir geben zum Schluß eine Geschichte aus jener Zeit des Klosters, wo nicht die strengste Clausur gehalten wurde, wie sie etwa im Jahr 1482 gewesen.

Die Nonne von Söflingen.

Es war um die Zeit des Augusts 1388, da war eines Morgens ein lustiges Leben auf den Straßen der alten Reichsstadt Ulm. Hunderte von Reisigen mit ihren Knechten tummelten sich in allen Gassen und öffentlichen Plätzen umher, dazu standen überall geschlossene Haufen von Lanzknechten um ihre Fähnlein gesammelt, und um sie und durch ihre Reihen wandelten Bürgersleute, die ihnen Speise und Trank zubrachten. Lange Reihen von Wagen, mit Schanz- und Brandzeug und Spießen beladen, stunden auf

dem grünen Hof nächst dem Spital. Es war meist Augsburger Kriegsvolk, mit dem sich nun die Ulmer vereinigten, um den Graf Eberhard von Wirtemberg, der Greiner oder auch Rauschebart genannt, zu befehden. Es war eine alte Feindschaft nemlich zwischen den Grafen von Wirtemberg und den Reichsstädten, die dauerte schon manche Jahre. Schon der Großvater Eberhards, Eberhard der Erlauchte geheißen, war ein tapferer und kecker Kriegsheld gewesen und darum geehrt und gefürchtet von allen Ständen des Reiches. Derselbe hatte sich die Schirmvogtei über die freie Stadt Ulm erworben und über einige andere Städte Eßlingen, Reutlingen, Rottweil, Hall, Gmünd, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg und Weil in Schwaben, die er im Namen des Kaisers ausübte.

Aber statt nun diese Städte zu beschützen gegen jede Unbill, suchten solche Schirmherren ihren Nutzen und bedrängten sie empfindlich; denn sie gedachten, solche allmählig mit all' ihren Gerechtsamen an sich zu ziehen. Kein Wunder, wenn darum auch der mächtige Graf Eberhard der Erlauchte auf alle Art und Weise sein Schirmvogtamt mißbrauchte und die Städte bedrückte, also, daß es oft zwischen ihm und denselben zum Krieg kam, wenn's der Graf gar zu toll trieb.

Unter den Reisigen, welche heute in Ulm sich zum Kriegszug rüsteten, war auch ein junger Ritter Rudolph aus dem Patriziergeschlecht derer von Schirmer in der Stadt Ulm. Sein Roß stand gesattelt vor

der Herberge zum Pflug, wo er mit seinen guten Freunden einen Abschiedstrunk nahm. Auf baldiges, glückliches Wiedersehen! rief ein junger Doktor der Rechtsgelehrsamkeit und hob seinen Becher mit feurigem Neckarwein — scheert dem Rauschebart seine Haare und stutzt sie ihm gut zu, daß es einmal Ruhe und Friede wird mit diesem Land- und Leute-Schinder! Bei allen Heiligen — er ist um nichts besser, dieses sich hochdünkende wirtembergische Gräflein, als wir freien Edlen und Bürger der Reichsstadt Ulm und hat nur das Schutzamt. Aber, daß Gott erbarm! wie üben es diese hohen Raubvögel! Das ganze Jahr liegt er mit der Reichsstadt Eßlingen in Streit und Fehde, fort und fort gibt es Stöße und Späne. Machts ihm, wie anno 1286 — rief ein Schreiber des Raths — da ist dem Grafen der Kaiser Rudolph mit den Städten selbst auf den Harnisch gerückt wegen seiner Unbilden, die er gegen die Städte verübt. Da hat man ihm sieben Burgen verbrannt, die rings um die Stadt Stuttgart standen. Ja! lachte ein Reisiger aus Augsburg, dessen Großvater früher dem Grafen gedient, der aber nun mit den Städtern Kriegsdienste that — der alte Graf hat doch nachher das Haupt wieder höher getragen, wie mein Ahne mir noch als Kind erzählt: denn er hat seine Augen auf die Kaiserkrone geworfen, und hätten die Fürsten des Reiches nicht seinen kecken Sinn und Gewaltthätigkeit gefürchtet, so hätte er sie wohl mögen sich aufs Haupt setzen.

Um den neuen Kaiser hat er sich einen Teufel

geschoren und auf sein Panner die Worte geschrieben: Gottes Freund und der ganzen Welt Feind! Ja, als ihn der Kaiser zur Rechenschaft ziehen wollte auf dem Reichstag zu Worms wegen seiner Bedrückungen der Städte, so sprach er trotzig: Ich bin Keines Dienstmann und mag thun, was ich will, so habe ich auch mit den Städten gehandelt nach Fug und Recht! Und wie ist's ihm bekommen? lachte der Doktor der Rechtsgelehrsamkeit — man hat die Reichsacht über ihn ausgesprochen, und die schwäbischen Reichsstädte sind ihm auf den Leib gerückt. Da haben die Eßlinger ihre Rache genommen, dem Grafen seine Stammburg Wirtemberg verbrannt, sein Erbbegräbniß in der Burg Beutelspach zerstört und die Todtengebeine unter freien Himmel geworfen. Wie ein Bettler hat er fliehen müssen, denn von 80 Burgen, Städten und Dörfern sind ihm kaum drei geblieben.

Ihr habt wahr gesprochen, fuhr der Augsburger Reisige fort — man hat ihn scharf gezüchtigt, aber ganz zu Boden ihn zu bringen, vermochten seine grimmigsten Feinde doch nicht, denn bald zog er wieder in sein Land und eroberte Alles wieder, was er verloren. Doch, setzte er hinzu — mißdeutet mir meine Rede nicht, als ob ich in meinem Sinn zu dem Wirtemberger Grafen hinge. Nein, ich lobe mir nur, wenn der Feind, gegen welchen ich Schwerdt und Speer führe, ein mannhafter ist, der mir die Haare weißt auf der Zunge und das Weiße im Auge; dann ist's eine Lust, ritterlich zu fechten. Darum habe ich

auch der Stadt Augsburg meine Dienste angeboten, als es hieß, es gehe gegen den Wirtemberger Grafen, den Enkel von jenem alten Helden, der hat das Blut seiner Ahnen, darum heißt er auch der Greiner und Zänker und der Rauschebart. Daß er ein Zänker und händelsüchtig wie sein Großvater — nahm der Schreiber das Wort — mag Jeder wissen, denn Art läßt nicht von Art. Indeß gehts ihm just wie seinem Ahnen, heute gut, morgen schlecht. Bald liegt er den Städtern auf dem Nacken und drückt und ängstigt sie, bald macht ihn der Kaiser im Bund mit den Städten mürbe, wie vor einigen Jahren. Aber ein Ende will es nicht nehmen und das arme Landvolk muß stets die Zeche bezahlen. Fallen die Eßlinger ins Stuttgarter Land, so brennen sie nieder, was Feuer fängt, und lassen die Weinberge von Schaafen abhüten, daß sie auf viele Jahre nichts mehr tragen, und redlich mit vollgerütteltem Maaße vergilt es ihnen wieder der Graf.

Aber die Reutlinger haben dem Wirtemberger am dicksten mit dem Kolben gelaust; mein Bruder, der Gerbermeister, war vor 11 Jahren dabei, als rüstiger Gerbergeselle und gutes Ulmerkind. Sitzt damals des Grafen Sohn, der Gelbschnabel Ulrich, mit einem starken Häuflein Ritter und Knechten auf dem Schloß Achalm, um die Stadt Reutlingen zu drücken.

Da war's um Ostern, als gegen tausend Reutlin-

ger Volks ins Uracher Thal gezogen und den gräflichen Unterthanen in Dettingen die Häuser über den Köpfen anzündeten, und alles Vieh und Beute heimtrieben. — Mein Gräflein Ulrich hats kaum vermerkt, daß das Volk heimzieht mit Beute beladen, da beschließt er, ihnen ein Andenken auf den Weg zu geben und sie mit blutigen Köpfen heimzuschicken. Darum reitet er mit 200 Reisigen den Berg herab und verlegt ihnen den Paß. Aber kaum waren die Reiter von ihren Rossen gestiegen und streckten ihre langen Speere dem unordentlichen Zug derer entgegen, die vom Uracher Thal heimzogen, da riegelten die Städter ein geheimes Hinterpförtlein in der Stadtmauer auf und fielen mit ihren Morgensternen und Hellebarden über die hintersten Reihen der Ritter her. Das gab eine blutige Arbeit, denn mannhaft stritten die von der Achalm, nicht minder der junge Graf. Aber sie erlagen der Wuth und dem Grimm der Städter, und gegen 60 Grafen und Herren und Edelknechte wurden erschlagen, das Gräflein selbst entkam mit knapper Noth auf sein Schloß, und als er drauf nach Stuttgart ritt und will sich zu dem Rauschebart an den Tisch setzen, da faßte der Alte stirnerunzelnd sein Messer und schneidet, ohne ein Wörtlein zu sagen, das Tafeltuch zwischen Beiden entzwei. — — Nun ja, nahm endlich der Junker von Schirmer das Wort, der indessen stillschweigend sich mit dem Stuhle an die Wand zurückgelehnt und nur zuweilen einen tüchtigen Zug aus

seinem Becher gethan hatte — nun ja, so geht der alte Tanz fort, der Graf hat kürzlich vollends das Schutz= und Schirmrecht verloren über die Städte, das will er sich nicht gefallen lassen, und wir wollen ihm zeigen, daß wir unsere Freiheiten und Rechte mit dem Schwerdt in der Hand zu vertheidigen gewillt sind. Der junge Reisige war bisher nur halb auf das Gespräch aufmerksam gewesen, denn ihm gingen ganz andere Dinge im Kopf herum. Eine schmucke Maid war es, die ihm nicht aus dem Sinne gehen wollte. Darum ergriff auch lachend sein Freund, der Doktor der Rechtsgelehrsamkeit, der von diesem Liebeshandel wußte, den Becher, stieß mit ihm an und lachte: Laß fahren, laß fahren den Liebesgram — kommt Zeit, kommt Rath! Magst dich dieweil kurzweilen bei den schmucken Dirnen im Neckarthale und im Strohgäu hinter Tübingen!

So das ist's? lachte der Augsburger Reisige — warum der Ulmer Junkherr alleweil in Boden hinein stiert — o ho! Mädels gibts überall genug, und namentlich die schönsten gehören dem Kriegsvolk und sind ihm auch am meisten gewogen, denn sie lieben eine blanke Waffenrüstung und kurzes Wesen, das nicht lange um den Brei herum streicht! Holla! habt Ihrs gehört, man stoßt in die Hörner, das ist das Signal für die Augsburger Fähnlein zu Roß, wir haben den Vortrab! Gehabt Euch wohl, und Euch Junkherr Schirmer werde ich auf dem Zuge wieder

begegnen, sey es vor dem Feinde, oder in einer Herberge beim Krug.

Auch Ludwig von Schirmer drückte den Helm auf das Haupt, umarmte seine Zechgenossen und warf sich auf seinen Apfelschimmel, den ihm sein Knecht vorgeführt. Aber ehe er zu seinem Fähnlein ritt, das am Zeughause sich sammelte, machte er zuvor noch einen Umweg und trabte in die Hafengasse und an den Kramläden hinauf, welche an der Mauer sich befanden, die den Münsterhof gegen den Judenhof hin abschließt. Dort saß in dem Laden ihres Vaters, eines Goldschmiedes, Elsbeth, eines der saubersten Mägdlein in ganz Ulm. Schon seit einem vollen Jahre hatte der Junkherr Ludwig, ein leichtblütiger Geselle, seine Augen auf sie geworfen. Stundenlange war er am Kramladen gestanden, wenn der Goldschmied just das Geschäft seinem Töchterlein zur Besorgung übergeben, und hatte mit süßen, feinen Reden das Herz des Mägdleins bestrickt. Zwar war es keine ernsthafte und ehrliche Minne, und zum Ehegemahl das Bürgerskind zu nehmen, fiel dem jungen Patrizier nicht ein, aber seine leidenschaftliche Neigung zu ihr war doch so heftig, daß er nicht leben konnte, wenn er sie nicht jeden Tag gesehen und gesprochen und an ihren Reizen seine Blicke gewaidet hatte.

Es war aber auch ein lieblicher Anblick, welchen das Goldschmiedstöchterlein gewährte, denn eine solche Fülle der schwarzglänzenden Haare, die sie unter ei=

nem seidenen Häubchen halb versteckte, eine solche weiße Stirne und so freundlich glänzende Augen fand man nicht leicht vereint. Dabei war sie voller Munterkeit und lebhaften Wesens, aber auch voll Zutraulichkeit, und sonder Argwohn traute sie den feinen Reden und Betheuerungen des jungen Patriziers. Aber vor ihrem Vater suchte sie ihre Neigung zu Ludwig geheim zu halten, und wenn er zuweilen unerwartet in den Kramladen trat und Ludwig dort traf, so hatte dieser stets eine Ausrede und kaufte einen kleinen Schmuck ein, um den Schein zu verdecken, als komme er aus andern Gründen her, als um Etwas auszusuchen. Wie sehr auch die Liebenden Allem aufboten, um außer dem Kramladen sich zu sprechen und an geheimen Orten zu bestellen, so war es ihnen bis zu diesem Tage nicht gelungen, denn des Vaters Augen wachten zu scharf über dem Töchterlein, und wenn Elsbeth ausging, begleitete sie immer des Vaters Schwester, da ihre Mutter längst gestorben. So traf Ludwig seine Herzgeliebte außer dem Kramladen nur bei ihren Gängen in und aus der Kirche, und nur einmal hatten die Liebenden das Glück, sich ganz ohne Zeugen zu sehen. Der Thurmwärter auf dem Münster war ein naher Verwandter zu Elsbeth und hatte ein Töchterlein von ziemlich gleichem Alter. Diese zu besuchen verabredeten Beide zusammen, denn die alte Base und unzertrennliche Gefährtin Elsbeths war hier nicht zu befürchten, weil ihr Alter es nicht zuließ, die vielen hundert Treppen zu besteigen.

An einem Mittag stund Ludwig schon einige fünfzig Treppen in der Höhe der engen Wendeltreppe, die in einem luftigen Thürmchen an der Außenseite des Münsters auf den Thurm führt, und spähte zu den offenen Fenstern hinunter auf den Münsterplatz, um Elsbeth zu erwarten. Sie kam, begleitet von ihrer alten Base, welche sich unten von ihr trennte, und klopfenden Herzens hüpfte das Mägdlein die Treppen hinauf, wo Ludwig ihrer harrte. Nicht minder schlug dem Junkherrn die Brust, als er endlich einmal ohne lästige Zeugen das schönste Mägdlein der Stadt umfassen und sie an sein Herz drücken konnte.

Elsbeth vermochte nicht zu widerstehen, aber sie trieb den Junkherrn an, weiter zu steigen und sie hinauf zu geleiten. Doch die günstige Gelegenheit benützend, hielt dieser alle fünfzig Treppen wieder an und überhäufte das Mägdlein mit Liebkosungen, und scherzte über die Menschen drunten, welche wie dunkle Ameisen über den Münsterplatz liefen, daß er nun einmal vor ihren Augen in der luftigen Wendeltreppe ein so seliges Glück genieße, ohne daß sie es nur merkten oder selbst ahnten, wie da oben zwei Liebende dem Himmel näher, ja bis zum Himmel verzückt seyen. Endlich entließ Ludwig seine liebliche Beute, verweilte, indeß sie aus der Wendeltreppe heraus auf den Umgang des Thurmes trat, noch eine Viertelstunde darin, und folgte dann auch, als wär er allein heraufgestiegen. Bald entdeckte er Elsbeth in einem

Eckthürmlein mit ihrer Freundin und höflich grüßte er sie, um ein Gespräch anzuknüpfen. So gelang es ihm, den ganzen Nachmittag um sie zu verweilen, und da des Thurmwärters Tochter oft in ihre Wohnung ging, um Elsbeth mit Gebäck und Kuchen zu bewirthen, so konnten die Liebenden ganze Viertelstunden allein auf dem Kranz herumspazieren und ihr Herz ausschütten. So prächtig auch die Aussicht war vom hohen Münster ringsum ins Land, so herrlich heute an dem heitern Mittag die Alpen herabschimmerten aus dem Tyroler- und Schweizerland, so hatte das verliebte Pärlein doch kaum einige Blicke für diese Schönheiten, und ihre Augen hingen gegenseitig an einander, so oft des Thurmwächters Margaretha ihnen den Rücken wandte.

Das war aber auch eine Seligkeit für das Herz eines liebeheißen Mägdleins, zum erstenmale ohne Furcht vor hinderlichen Zeugen und weit von den Augen ihres Vaters und ihrer strengen Base, hoch droben unter freiem Himmel und erhoben, wie es ihr dünkte, über der ganzen Welt, mit einem Manne fast ganz allein zu seyn, der ihre ganze Seele füllte und dessen hoher Stand ihrer Eigenliebe schmeichelte. Sie vergaß alles, was sie hätte mit Bedenken erfüllen sollen, daß sie sich den Küssen des Junkherrs ohne Widerstand hingegeben, daß eine große Kluft bestehe zwischen ihrer Herkunft und seinem Stande, sie ver-

gaß, einen Blick in die Zukunft zu werfen und sich zu fragen, wo will das hinaus und wie wird alles weiter kommen? Sie lebte nur für den Augenblick in einem süßen, glänzenden und berauschenden Traume, und gedachte nicht, daß derselbe ein Ende nehmen könne.

Anders war es bei dem Junker. Trotz seiner heißen Leidenschaft zu Elsbeth, war er sich wohl bewußt, daß mit der Zeit, und wenn er einmal einen Hausstand gründen würde, Elsbeth es nicht seyn könne, welche er dazu wählen könne. Aber was sollte er auf Jahre hinaus schon Pläne machen, er wollte nur genießen, was die Gegenwart ihm gebracht, ohne zu fragen, was die Zukunft bringen und wie sich alles ferner umgestalten könnte. Auch für ihn war darum diese unverhoffte Gelegenheit, einen Nachmittag mit dem liebreizenden Mägdlein auf dem Münsterthurme zu verweilen, ein Tag süßen Glückes. Er hatte den ersten Honigseim von Elsbeths duftigen Lippen genossen. Als die Sonne tiefer und tiefer sich senkte, nahm Ludwig Abschied und lispelte Elsbeth ins Ohr, daß sie bald nachkommen möge, da er auf der Wendeltreppe ihrer harren werde. So fanden die Liebenden noch einmal ein seliges Viertelstündlein, um sich ihre Liebe gegenseitig zu versichern; von diesem Tage an war das Band um so fester geknüpft.

Ein Vierteljährlein später nun schnallte der Junkherr die Rüstung um und bestieg sein Roß, um in

den Krieg gegen den Grafen von Wirtemberg zu ziehen. Schon Tags zuvor hatte er Abschied genommen, aber er hatte Elsbeth versprechen müssen, des andern Tages noch einmal vorüber zu kommen, denn wenn Liebende scheiden, ist es ihnen unmöglich, sich zu trennen, ohne zuvor noch zwei und dreimal den Abschied zu wiederholen. Seit einer Stunde drum schon harrte die betrübte Elsbeth auf ihren Ludwig. Die ganze Nacht hatte sie schlaflos zugebracht über den Schmerzen der Trennung, und die Farbe ihrer Wangen war gewichen unter den heißen Thränengüssen, die ihren Augen entströmten.

Jetzt erschien Ludwig — ja er war's, der von der Hafengasse herauf in starkem Schritte einbog, fest das muthige Roß zügelnd. Ein schwarz und weißer Federbusch wallte vom hohen Helm, und eine blanke Rüstung, darauf ein goldener Doppeladler, deckte seine Brust, während Oberschenkel und Schienbeine mit künstlich gearbeiteten Schienen umschlossen waren. Die Lanze in der Rechten saß der Junker stattlich und fest, als wäre Roß und Mann aus einem Guß, auf seinem apfelgrauen Schimmel, den eine reichgestickte Satteldecke und ein wallender Federbusch zwischen den Ohren schmückte. So nahte der Ritter dem Kramladen, aber in selbigem Augenblick kam auch der Vater Elsbeths und so blieb Ludwig nichts übrig, als einen raschen zärtlichen Blick auf Elsbeth zu werfen und ihrem

Vater zuzurufen: glückseligen Morgen, Meister Süß und ehrsame Jungfrau Elsbeth! Möge Euch Gott gesund erhalten, bis ich wieder in Eurem Laden kann einsprechen, um einen feinen Schmuck auszuwählen! Gott behüte Euch — antwortete Meister Süß — und nehme Euch in seine Obhut mit allen seinen Heiligen und gebe der gemeinen Sache der Stadt Glück und Heil gegen seinen Widersacher, den Wirtemberger Grafen — kehret glücklich und gesund zurück! Und Elsbeth, die Thränen kaum zurückhaltend, sprach halblaut: Lebet wohl, hochedler Junkherr! Gott sey mit Euch! Sie wankte auf ihren Stuhl nieder und das Herz wollte ihr zerspringen. Noch ein Blick und Ludwig war vorüber und bog rasch auf den Judenhof hinein, um durch die Frauenstraße nach dem Zeughause zu reiten und dort zu den Seinigen sich anzureihen. Ein Glück war es, daß der Goldschmied sich an seine Nachbarn wandte, um mit ihnen über den Abzug des Kriegsvolkes zu sprechen, sonst hätte er sehen müssen, wie Elsbeth halbohnmächtig sich in eine Ecke lehnte und es langer Zeit brauchte, bis sie wieder sich aufraffte und die Spuren ihrer Thränen verwischte.

Eine Stunde später zog das verbündete Ulmer und Augsburger Heer unter fliegenden Bannern mit Fußvolk, Reisigen und Wagen zum Frauenthor hinaus und wandte sich links in das Blauthal. Ueber die

Alb hinüber und hinunter nach Reutlingen ging der Zug, während die Nürnberger ihren Weg nach Gmünd und Eßlingen nahmen und mit diesen Städten zusammenstießen. Noch nie hatten die Städter eine so große Macht vereinigt, wie in diesem Kriege, und sie schlugen nach einigen Tagen ihr Lager nahe bei der Reichsstadt Weil der Stadt, neben dem Dörflein Döffingen auf. Hatten sie schon auf dem Zuge in allen wirtembergischen Dörfern übel gehaust und Alles verheert, so sollte auch Döffingen das harte Kriegsgeschick treffen. Deßwegen war von allen Seiten das Landvolk zusammengeflohen mit Weib und Kindern, mit Vieh und Geräthschaften in den hoch ummauerten geräumigen Kirchhof von Döffingen, und was mannhaft war, hatte die Waffen ergriffen, um hier ihres Lebens und Guts sich zu wehren. Aber wie lange war das möglich, wenn der Graf nicht schnell seinen Unterthanen zu Hülfe kam? Deßhalb schloßen die Städter, frohen Muthes und voll Sicherheit, den Kirchhof mit Allem, was sich darauf befand, nach kurzem Kampf zu nehmen, einen engen Kreis um das Dörflein und pflanzten ihr Belagerungsgeräthe auf, die Belagerten damit zu ängstigen. Brandpfeile und ein Steinhagel wurde hinein geschleudert und zum Sturm alles vorbereitet. Indessen hatte der Graf Eberhard auch nicht gesäumt, seine Feinde mannhaft zu empfangen, und mit vielen Fürsten, Grafen und Edlen einen Bund geschlossen, also daß er 7000

Mann zusammenbrachte. Mit diesen rückte er am zweiten Tage heran.

Es war an einem Sonntag frühe in der Erntezeit, da hatte Ludwig die Reihe getroffen, mit einigen Reisigen auf den Vorwachen unweit Döffingen zu stehen, um zu spähen, ob sich kein Wirtemberger Kriegsvolk nahe. Da auf einmal blitzt es von Waffen und Rüstungen im hellen Sonnenschein ein enges Thal herauf. Es waren die Fähnlein des Wirtemberger Grafen. Immer dichter und dichter füllen sie das Thal, und als Ludwig gewahrt hatte, daß ein mächtiges Heer im Anzug, jagte er mit der Botschaft ins Lager und verkündete dem Ulmer Feldhauptmann, dem Bürgermeister Conrad Besserer, was er gesehen.

In schnellster Eile wurde Kriegsrath gehalten und die städtischen Banner ordneten sich in Schlachtreihen, um die Feinde zu empfangen. Die vielen Hecken, Gräben und Hohlwege hinderten die Reisigen, am Kampf Theil zu nehmen, und sie stiegen darum von den Rossen und schloßen sich in dichtgereihte Haufen, um mit der Lanze zu fechten.

Indessen war das Fürstenheer unter Trommelschall und Trompetenklang angerückt. An ihrer Spitze ritt Graf Ulrich, der Sohn Eberhards des Rauschebarts. Hoch aufgeschwollen glühte seine Zornesader auf der Stirne und seine Augen schoßen Blitze, denn heute gedachte er die Schmach auszulöschen, die er bei Reut=

lingen erlitten von den Bürgern vor 11 Jahren. Als er das städtische Heer vor sich sah, rief er zu seinem hinter ihm reitenden greisen Vater: Gottlob! der Tag ist gekommen, daß ich meine alte Schuld abzahle. Hab ich dürfen seit jenem Tag nicht mehr speisen mit dir auf *einem* Tafeltuch, so mag ich doch heute kämpfen neben dir auf *einem* blutigen Felde.

Wohlan! rief er dann seinen Reisigen zu, laßt uns von den Rossen steigen und mit gleichen Waffen streiten, wie drüben die Reisigen der Städte, denn wir wollen um nichts im Vortheil seyn gegen den Feind! Denkt an den Tag bei Reutlingen und nun drauf und dran!

Also stiegen seine Reisigen ab und schloßen sich in dichte schmale Glieder, und drauf und dran gings auf den Feind. Bald waren sie auf die eisernen Mauern und den Lanzenwald der Städter angeprallt und ein entsetzlich heißer Kampf begann. Wie sehr auch Ulrichs Leute gleich Löwen drauf losstürmten, die Lanzen fest mit dem Eisenhandschuh geführt, so hielten die Städter und ihre Reisigen, darunter so manche tapfere Ritter, doch unerschütterlichen Widerstand. Wohl eine halbe Stunde wogte der Kampf hin und her. Auf beiden Seiten focht Jeder nach Leibeskräften. Jetzt wechsel-ten die Städter auf Befehl ihres Feldhauptmanns Besserer schnell ihre vorderen Glieder und schoben die hinteren Reihen, die noch nicht ermüdet waren, gegen

Ulrich. Der Junkherr von Schirmer war unter diesen. Mit Ungestümm und ungebrochener Kraft drückte er auf den Feind. Noch einige Minuten und sie weichen. Da stellt sich Graf Ulrich wie ein angeschossener Eber den Städtern entgegen und suchte seine Leute wieder zum Stehen zu bringen. Aber nicht minder von Kampfwuth hingerissen, stürzt sich Ludwig auf ihn und führt einen gewaltigen Stoß mit der Lanze nach ihm. Ulrich taumelte, aber wehrte den Stoß mit seiner Waffe ab. Doch ein zweiter Stoß traf schlimmer und verwundete ihn, durch den Halsberg dringend, tief und schwer. Schon wollte Ludwig ihm den Todesstoß versetzen, da erhielt er selbst einen Schlag mit einer Hellebarde über den Helm, der diesen zerschmetterte und ihm eine tiefe Kopfwunde beibrachte. Während er zu Boden sank, trugen Ulrichs Begleiter den Grafen vom Kampfplatz auf eine nahe Wiese, setzten ihn da auf einen Weidenstumpen, lüfteten den Harnisch und wuschen seine Wunde aus, aber der tapfere Ritter verschied unter ihren Händen.

Dieser zurückgeschlagene Angriff kostete noch einigen Grafen und Rittern das Leben, und das Siegesgeschrei der Städter erfüllte das ganze Heer des Wirtembergers mit Bangen. Alles stockte, kein Häuflein wollte mehr vorwärts und glaubte, es sey schon Alles verloren, da der Kern der Ritterschaft so hart getroffen.

Als der alte Graf dieses gewahrte, da flog er wie ein Wetter unter die Fähnlein und reisigen Geschwader, sein langer weißer Bart rauschte durch die Luft und sein Schwerdt blitzte hell im Sonnenschein. Vorwärts! rief er — was stutzt Ihr bei der Leiche des jungen Grafen! Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Wohlan! steht tapfer! Halloh! sehet dort, die Feinde fliehen!

Jetzt stürmten seine Schaaren wieder frischen Muths darauf los und bei dem Rufe: sehet die Feinde fliehen! stutzten nun die Städter. Sie sahen sich um, und da ein Haufe von Troßknechten bei der Wagenburg ihren Rossen die Stränge abschnitten und sich ängstlich in das Dorf flüchteten, so glaubten sie in der That, daß ein Theil ihrer Leute bereits geschlagen seye. Auf dieses wandten die Nürnberger zuerst den Rücken und liefen aus der Schlachtordnung, ein Haufe immer den andern mit sich fortreißend. In derselben Zeit aber, als diese die Flucht ergriffen, eilte ein starker Reiterhaufen des gräflichen Heeres aus dem Walde, der sich um eine Stunde verspätet hatte. Als er die feindlichen Banner in Unordnung gewahrte, jagte er sogleich unter hellem Geschrei unter die Flüchtigen, und begann sie niederzustoßen und zusammenzureiten. Mit doppelter Hitze und Freudigkeit stürmten nun des alten Grafen Kriegsleute. Aber wie an einen festen Felsen schlugen ihre eisernen

Wogen an das Stadtbanner von Ulm, unter seinem Hauptmann Besserer. Dieser tapfere Haufe wich nicht, während Alles nach und nach aus der Schlacht floh. Leichen auf Leichen thürmten sich — Ulms Banner wehte stets noch hoch in der Luft. Glied und Reihen werden niedergestoßen und das Häuflein schmilzt zusammen — immer noch flattert das Banner. Endlich sinkt auch dieses und bedeckt als Leichentuch der Ehre seinen todeswunden Träger, Conrad von Besserer. Die Schlacht ist gewonnen, und in der schwülen Sommernacht ruhen gegen 1000 Städter als Leichen um den Kirchhof, den sie am frühen Morgen noch zu erobern gedachten. Viele hundert sind gefangen.

Unter einem Haufen von Leichen erwachte auch zur Mitternachtsstunde Ludwig aus seiner Ohnmacht und Betäubung. Kaum wußte er, wo er war, so schwach war er durch den Blutverlust geworden. Weit umher brannten Lagerfeuer, schallte das Getöse von zechenden Kriegsleuten, das Stampfen und Wiehern der Rosse, und in der Nähe das Röcheln und Aechzen von Schwerverwundeten und Sterbenden. Endlich suchte er, sich zu erheben, um Hülfe zu gewinnen und an ein nahes Bächlein sich zu schleppen, um seinen glühenden und brennenden Durst zu löschen. Aber quer über ihm lag in schwerer Rüstung ein Reisiger, der kein Lebenzeichen mehr von sich gab. Als er mit

schwerer Mühe ihn von sich abgewälzt und der Mond dessen Gesicht bestrahlte, erkannte er in ihm seinen Zechgenossen von Ulm, den Augsburger Reisigen. Ein Streitkolben hatte ihm die Brust eingeschlagen. Mit großer Mühe schleppte er sich an das Bächlein, wo ein feindlicher Ritter, der über das blutige Schlachtfeld ritt, ihn bemerkte und sich seiner erbarmte. Er kam in ritterliche Haft und Pflege nach Stuttgart, aber seine Verwundung war so bedeutend, daß er bis zum Herbste dort auf dem Schmerzenslager verweilen mußte, bis er nach einem beträchtlichen Lösegeld immer noch schwer krank sich konnte nach Ulm bringen lassen. Hier überfiel ihn eine neue heftige Krankheit, von der Ludwig erst im Frühjahr genas.

Vieles hatte sich indessen in Ulm geändert. Schon im Herbste war dem Goldschmied sein Kramladen durch räuberisches Gesindel über Nacht erbrochen und Alles daraus gestohlen worden. Der Schrecken hierüber war so heftig, daß den Goldschmied der Schlag traf und er jählings starb. Da nur ein kleines Vermögen von ihm zurückgelassen worden, so beschloß der Pfleger Elsbeths und ihre alte Base, daß sie den Schleier nehmen und in das Kloster gehen sollte.

Wie sehr auch Elsbeth Anfangs wenig Lust zeigte, so wurde sie doch williger, als sie den Junkherrn todt glaubte, und in den ersten Wochen des größten Schmerzens ihr das Leben und die Stadt ganz zuwider ge=

worden war. Mit großer Andacht und in Thränen zerfließend hatte sie der Todtenmesse angewohnt, welche man im Münster für den Stadthauptmann Bürgermeister Conrad von Besserer nebst allen mit ihm bei Döffingen gefallenen ulmischen Streitern gehalten hatte. Was sie erfahren konnte, war nichts weiter, als daß der Junkherr im Zweikampf mit dem Grafen Ulrich gefallen, und man später nie etwas von ihm weiter gehört habe.

So war ihr also die Welt ein Trauerhaus geworden, seitdem sie den Geliebten und ihren Vater verloren, und sie eilte zuletzt selbst, bald in ein Kloster aufgenommen zu werden. Ob derer nun zwar mehrere in Ulm waren, so zog sie es doch vor, ein anderes Kloster zu ihrem Eintritt zu wählen, zumal ihr Vermögen auch ziemlich gering, und die Klosterfrauen in Ulm eine schöne Mitgift mitzubringen hatten.

Die Base schlug ihr dazu das Frauenkloster Söflingen vor. Ehe sie aber Ulm verließ, besuchte sie noch einmal ihre Freundin und Verwandtin Margarethe auf dem Münsterthurme. Ach wie anders war es ihr dießmal zu Muthe! Nicht mehr harrte ihrer der schmucke Junkherr auf der Wendeltreppe, um sie feurig ans Herz zu drücken — nicht mehr wandelte er mit ihr auf dem Kranz umher, und scherzte mit ihr, daß sie vor aller Welt hier oben doch so ungestört sich vergnügen könnten. O wie schnell schwindet das Glück!

Statt in der luftigen Höhe suchte ihr Blick den Geliebten nur in der Gruft verscharrt draußen auf dem Schlachtfeld und längst modernd. Sie selbst sollte mit den nächsten Tagen die Welt verlassen und für immer sich in enge Mauern einschließen.

Nach wenigen Tagen öffneten sich die Pforten des Klosters zu Söflingen, und Elsbeth nahm das Nonnengewand. Anfangs zog ein tiefer Ernst in ihr Innerstes ein, und sie weihte sich mit ganzer Hingebung dem Gebet und dem Dienste Gottes nach Vorschrift des Klosters. Sie suchte das Bild des Junkherrs und ihre Schmerzen um ihn durch eifriges Gebet zu verdrängen. Aber das dauerte nicht allzulange, da ward sie von den andern Nonnen bespöttelt über ihre allzustrenge Frömmigkeit und für thöricht gescholten, allen Freuden zu entsagen. Die Aebtissin war nemlich eine schwache Frau und übersah ihren Untergebenen fast Alles, und wenn sie je strenger verfahren wollte, dann wurde sie von den lebenslustigen und leichtsinnigen unter den Nonnen mehr geärgert und hinters Licht geführt, daß sie gerne wieder die Augen zudrückte.

Längst war das heilige, stille Leben aus den meisten Klöstern entflohen und ein sündliches Leben hatte in vielen auf eine recht ärgerliche Weise eingerissen. Da war ein Frauenkloster auf der Alb in Offenhausen, von da war eine Nonne als Lehrerin in der Kunst, Heiligenbilder auszuschnitzeln, nach Söflingen gekommen.

Die konnte nicht Wunders genug erzählen, wie es in Offenhausen zuging. Die Junker gingen da mit ihren lustigen Gesellen aus und ein, und tranken und tanzten und buhlten nach Herzenslust. Als der Bischof von Augsburg fromme Nonnen dahin sandte, um wieder strenge Ordnung einzuführen, wurden diese von den liederlichen Bewohnerinnen des Klosters so geplagt und mißhandelt, daß sie sich flüchten mußten. Als wieder andere geschickt wurden, machten sie es diesen gleicher maßen. Kein Wunder, wenn in Söflingen auch die Nonnen sich es so wohl seyn ließen, als sie nur immer konnten. Sie tanzten mit einander, sangen lustige Lieder, schrieben Liebesbriefe und bestellten ihre Buhlen an die Gartenmauer. Bald nahm auch Elsbeth an den Lustbarkeiten ihrer Schwestern Theil. Unter diesen wurde Beate, eine ausgelassene Nonne, zuweilen von einem Doktor der Rechtsgelehrsamkeit aus Ulm an der Gartenmauer besucht, wobei die Schwestern einander Hülfe leisteten und Wache hielten, ob die Aebtissin nicht herzu käme. Einst bat nun Beate ihre Freundin Elsbeth, mit ihr an einem schönen Märzabend in den Garten zu gehen, da dort ein feines Herrlein aus Ulm mit ihr Stelldichein feiern wolle. Elsbeth setzte sich also mit Beate in ein Erkerthürmchen der Gartenmauer, um das Herrlein zu erwarten.

Während sie so da saßen und Elsbeth mit schwerem Herzen von ihrer Liebe zu dem im Krieg gefallenen Junkherr Schirmer erzählte, klatschte es auf einmal

hinter ihnen, und als die Nonnen sich umsahen, stieß Elsbeth einen lauten Schrei aus und stürzte zu Boden. Voller Schrecken suchte Schwester Beate sie aufzurichten, und als sie die Augen aufschlug und die Sprache zurückkehrte, stammelte sie: Ludwig! Ludwig! und starrte geisterhaft über die Gartenmauer hinab auf den Fußpfad, auf welchem kaum noch zwanzig Schritte entfernt zwei junge Männer daher schleuderten. Im nächsten Augenblick rief auch der Eine von diesen: Elsbeth! bist du es, Elsbeth, in diesem Nonnengewande?

Es war der Junkherr Schirmer, den heute sein Freund, der Rechtsgelehrte, beredet hatte, mit ihm nach Söflingen zu wandeln und ihn zu einer minniglichen Unterhaltung zu begleiten zu der lustigen und schmachtenden Beate.

Immer noch zitterte Elsbeth, und nur die Worte: Ludwig! Ludwig! klangen dumpf von ihren Lippen, bis derselbe ihr die Hand heraufreichte und sie tröstend versicherte: ich bin dein Ludwig — ja ich bin es, theure Elsbeth!

Also nicht auf dem Schlachtfeld hast du den Tod gefunden mit den 600 vom Ulmer Banner? fragte hastig und zitternd die Nonne — ach! was hab ich um dich gelitten, seit jener gräßlichen Kunde, was geweint und gebetet für dich, und wie gerne nahm ich den Klosterschleier, weil die Welt mir ein Grab geworden.

Herzenskind! rief der Junkherr und küßte ihre Hand,

die bald kalt wie Eis, bald wie Feuer sprühte — es ist mein zweiter Gang ins Freie, seit ich von einer langwierigen Krankheit aufgestiegen — welch ein Glück, daß dieser Gang mich dich wieder finden ließ. Und nun erzählte er ihr, wie Alles sich zugetragen, am Schlusse aber blickte er ihr sehnsüchtig ins Auge und sprach: O Elsbeth! ich habe dich wieder gefunden, aber ach! als Nonne. Schlimmer ist unser Loos geworden, denn du bist nicht mehr frei — frei, wie damals, als wir dort oben, siehst du, dort auf des Münsters Kranze die Seligkeit der Liebe genossen.

Seid zufrieden, fiel ihm die Nonne Beate in die Rede, daß Ihr Euch wieder gefunden. Der Klosterschleier ist nicht so dicht, daß man nicht das Feuer der Liebe durch ihn sprühen fühlen könnte. — Die Aebtissin kommt! rief in diesem Augenblick Elsbeth, die sich gegen die Gartenseite gewandt hatte — fort, Ludwig! — auf Wiedersehen! Auch Beate winkte ihrem Buhlen, und rasch eilten die Männer hinter ein nahes Gebüsch, während die Nonnen der Aebtissin entgegen gingen und diese mit ernster Miene begrüßten.

Von dieser Stunde an lebte und fühlte Elsbeth nur wieder für den schmucken Junkherr, das Paternoster und der Rosenkranz ward von ihr nur gedankenlos gebetet, und wenn sie im Chorstuhl in den Gesang der Nonnen einstimmte, hatte sie nur sein Bild vor Augen. So ward schnell der von ihr vor Gott ge=

schworne Bund zur Lüge, und der irdische Bräutigam flammte höher in ihrer Brust, als der himmlische.

Besuche folgten auf Besuche, und durch Boten wurden häufige Liebesbriefe gewechselt. Bald wurde auch der Junkherr kecker und mit den Räumen des Klosters vertrauter, so daß er in dunkeln Nächten über die Gartenmauer stieg und im Gebüsch versteckt lauerte, bis Elsbeth ihm durch ein Licht in ihrer Zelle das Zeichen gab, daß es nun sicher sei. Eine Strickleiter von ihr herabgelassen brachte ihn schnell zwei Stockwerke hoch hinauf an ihr offenes Fenster, und von da in ihre Arme. — So hatte er sie einige Monden lang besucht, als sie eines Abends ihm in die Arme sank und bebenden Herzens ihm ein schreckliches Geheimniß anvertraute. Ach! klagte sie — hätte ich doch nie den heiligen Klosterschwur gebrochen — jetzt folgt den Rosenwochen nur Reue und Schmerz! Wie schrecklich für mich, und welche Buße und Strafe harret mein, wenn ich der Aebtissin reuig muß Rede stehen. O, hätte ich mich nie einem Manne anvertraut — o Ludwig, Herzensludwig, was soll ich beginnen — hilf, hilf mir!

Mit Schwüren aber tröstete sie der Junkherr: sei nicht so ängstlich, mein Täubchen! — Ich will Rath schaffen. Vertraue mir nur, ich bringe dich sicher von hier hinweg, hinauf nach Balzheim an der Iller; dort wohnt eine Base von mir aus dem Geschlecht

der Baldinger, die war mir von jeher gewogen und wird weiter für uns sorgen.

So ward denn beschlossen, daß der Junkherr die Nonne Elsbeth in der ersten günstigen Nacht aus den Klostermauern entführen sollte.

Schon in der nächsten Woche trat Neumond ein und es waren dunkle Nächte zu hoffen. So erschien Ludwig denn in einer derselben an der Gartenmauer mit einem Knechte und zwei starken Rossen. Eine starke Leiter ward in den Garten geschafft und an die Mauern des Klosters angelegt. Aus dem Blauthal hervor zog ein Wetter heran, dessen Sturm dem Vorhaben günstig zu werden schien. Schon jagte des Sturmes Sausen die Regenfluth herab, schon rollte der Donner mit steigender Wuth, da ächzte es vom Kirchthurm bange Geisterklage 12 Uhr, und mit dem letzten Schlage wurde es hell in der Zelle Elsbeths.

Rasch legte Ludwig die Leiter unter dem Fenster an, die sein Begleiter hielt, und stieg hinauf. Ho! ho! Liebchen! rief er halblaut — dein Retter naht — fort jetzt durch Sturm und Wetter!

Noch war das Fenster nicht geöffnet, und wieder rief er: Schnell in meine Arme! Siehe, wie es blitzt, der Himmel selbst hat Erbarmen mit uns und schützt das Gelingen!

Jetzt ging das Fenster auf, Elsbeth blickte heraus, aber mit ängstlichem Blick, der Busen schlug ihr hoch

und ungestüm, und wie eine Marmorsäule blieb sie unbeweglich. Nur von ihren Lippen klang es: o Gott! ein ahnend Zagen erfüllt mich — nein, nein, ich kanns nicht wagen, Herzensludwig! höre nur des Donners Stimme, das ist des Himmels Fluch. Er zürnt mit feurigem Grimme solch sträflichem Versuche! — Ja! ja! der strenge Richter droht laut im Ungewitter dem Verbrecher Vernichtung, und Vernichtung der gottvergessenen Himmelsbraut!

Ungeduldig entgegnete der Junkherr: ha! Kind! sey nicht so bange, fasse dich schnell, Herzensmaid! o laß dieses thörichte Bangen und Zaudern, sträub dich nicht länger, denn rasch entflieht die günstige Zeit! Aber wieder trat die Nonne einen Schritt vom Fenster zurück, dann beugte sie sich vor mit abwehrenden Händen und warnte: Horch! horch! was klirrt da unten? — fliehe! fliehe! Ludwig! der Laut von Hunden gellt herüber vom Klosterthor — sie wittern verrätherisch unser Beginnen — o spute dich und fliehe! Aber Ludwig griff hastig nach Elsbeths Hand — um Gotteswillen! bat er — was soll jetzt banger Sinn? — komm! komm! daß wir auf schnellem Rosse entfliehen!

Während so die Nonne mit Furcht und Zagen ringt, faßte sie der Junkherr, umklammerte sie um die Hüfte, und als sie in seine Arme gesunken widerstandslos und betäubt, trug er sie, den Raub aus heiliger Hürde, von Sproß zu Sproß hinab, ob auch von Donner-

schlägen der Boden tobte und dröhnte. So eilt er mit ihr durch Sturm und Nacht der Gartenmauer zu, während sein Knecht die Leiter trug. Aber auf einmal wankte der Klosterräuber und sank fast in die Kniee, denn in einer Nische der Mauer hatte er das Bildniß Mariens, der Mutter Gottes und heiligen Jungfrau erblickt. Beim Schein der Blitze schauen ihre Augen ihn dräuend an — sie zürnen, als ob Leben den todten Stein beseele. Noch zwei Schritte vermag er es, seinen Raub vorwärts zu tragen, da sinkt er in die Kniee zusammen, und im nächsten Augenblick rollt ein furchtbarer Donner zu seinen Häupten — ein Blitzstrahl blendet seine Augen und getroffen vom rächenden Feuer des Himmels sinkt das Paar todt zur Erde nieder. — Noch zeigt man die Stelle, wo die Strafe des Himmels die sündige Nonne von Söflingen und ihren Buhlen erreichte. Fr. Norden.

Inhalt.

Seite










EX LIBRIS
M.R.DR.Fuchs.

